Elsässisches Volksbüchlein.

Supplement zum elsässischen Sagenbuch, aber auch für sich bestehend.

Elsässisches

Volksbüchlein.

Kinder- und Volksliedchen, Spielreime,

Sprüche und Mährchen,

herausgegeben

von

August Stöber.

Straßburg,

Druck von G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nro. 3.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Leser.

Das iſt ein Büchlein, das ganz aus dem elſäſſiſchen Volksleben hervorgewachſen iſt.

Ihr fragt: wer ſind die Dichter dieſer Sprüchlein, Spielreime, Mährchen? wer die Verfaſſer dieſer Liedchen? wer die Tonſetzer der naïven, anmuthigen Singweiſen dazu? Ich weiß ſie euch nicht zu nennen: die Großältern, die Väter und Mütter, die Ammen und Kinderwärterinnen, die Kinderfreunde und Kinder ſelbſt, die, mit einem ganz neuen Sinne, in die groſſe Welt dieſe kleine, in die Erdenarmuth dieſes reiche Traumparadies ſchufen, an deſſen goldnen Pforten der treue Eckart Wache hält und jedem Einlaß Begehrenden prüfend in's Auge ſchaut und an's Herz greift. Viele dieſer

flüchtigen Erzeugniſſe des Augenblicks leben wohl ſchon Jahrhunderte lang und wurden von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeſprochen und fortgeſungen, und wiegten unſre Vorältern, unſre Aeltern, uns ſelbſt in Schlummer ein; oder ergötzten uns beim fröhlichen Spiel; bei traulichen Abenden an der Hausthüre, wo wir „zum ſtillen Erzählen niedergekauert, mit kleinen, horchenden Herzen“ lauſchten; oder in langen Winternächten an der Familientafelrunde.

Es iſt nun aber Alles anders geworden. Der Grund auf dem dieſe kunſtloſen Blumen aufwuchſen: kindliche Gemüthlichkeit, friſcher Naturſinn, Glauben an das Mitleben, an das Eingreifen einer Wunderwelt in die unſrige, wurde uns in unſerm jungen tagbellen Zeitalter unvermerkt unter den Füßen hinweggezogen. Phantaſus hat uns ſeinen Zauberſtab abgenommen, die Siebenmeilenſtiefel abgeſtreift; das Springwort iſt unſerm Gedächtniß entfallen; der Talisman verloren. Wir ſind ein klug, verſtändig und vielwiſſend Geſchlecht geworden und ſtehen nun auf feſterem Boden.

Aber eben darum weil unſre Erziehungsweiſe eine ganz andere Richtung eingeſchlagen hat; weil die Töne einer andern Zeit nach und nach verklungen ſind; ihre Farbenpracht erloſchen; weil ihre Wundergeſtalten uns fremd geworden ſind und wir den Sinn verloren haben mit ihnen vertraulich umzugehen, wollen wir im Leben Abſchied von ihnen nehmen; wollen aber als Zeichen und Zeugen jener verſinkenden Zeit,

dieſe Sprüche, Reime, Liedlein und Mährchen noch einmal um uns verſammeln, ſie in die alte Geſchichte unſeres Elſaſſes eintragen und ihnen, als lieben Todten, ein beſcheidenes Denkmal ſetzen.

Schließlich ſagt der Herausgeber den Freunden und Freundinnen im Ober- und Unterelſaß, die ihn mit ſo vieler Liebe und ſo reichlich mit Beiträgen und Zuſendungen erfreut, und nicht wenig zur Vollſtändigkeit dieſer Sammlung mitgewirkt haben, ſeinen herzlichſten Dank!

Buchsweiler, Spätjahr 1841.

August Stober.

I.

Lieder, Sprüche, Spiel- und Scherzreime.

1. Wiegenliedchen.
2. Lieder und Sprüchlein für die ersten Kinderjahre.
3. Spielreime.
4. Kinderrätsel.
5. Verkehr mit der Natur.
6. Sprüche von Handwerkern.
7. Lieder und Sprüche auf bestimmte Zeiten und Feste.
8. Kindergebetlein.
9. Bauernregeln, Hausſprüche, Sprichwörter.
10. Haus- und Volksliedchen, Scherzſprüche und Reime verſchiedenen Inhalts.

1. Wiegenliedchen.

1.

a) Schlof, Kindele, ſchlof!
Dien Vadder hied die Schof,
Dien Muedder hied die Lämmele,
Drum ſchlof, du guldi's Engele;
Schlof, Kindele, ſchlof!

2.

b) Nincle, Nancle
Wäjele Stroh,
'e Käpel iſch g'ſtorwe,
'e Miefel iſch froh!

3.

c) Nie Vubbaie,
Schlof liewer als du,
Wenn d' merr's nidd glaawe widd
Schau merr nurr zue!
Ninane, Vubbaie!

Worterklärungen und Anmerkungen: 1. hied, hütet.
2. Nincle, Nancle wird zur Bewegung der Wiege geſungen; Nancle heißt ſonſt auch Schlaf „e Nancle mache,“ oder Wiege, Bettlein, „in's Nancle gehn.“ — Wäjele, Wägelein. — 'e Miefel, das Mäuschen.
3. Vubbaie, Vürrchen, Kindchen. — widd, willſt. — merr, mir.

4.

d) Aie Bubbaie
Die Bäbbie ſinn guet,
Wemmerr brav Budder unn Zucker drin duet
Zucker, unn Budder, unn Mandelekern
Diß eſſe die kleine Bubbaiele gern.
Aienane, Bubbaie!

5.

e) Ainele Nanele Bubbele,
Koche-n-im Kindel e Subbele,
Schlauje 'nem au e Gackele drin,
Herzi's Kindel du biſch mien!
Ainane, Bubbaie!

6.

f) Aina,
'ſ fahrt e Bierel de Rhin 'na;
Was het er in ſiem Schiffele?
Groß unn kleini Fiſchele.
Ainane, Bubbaie!

7.

g) Aina,
'ſ fahrt e Bierel de Rhin 'na,
'ſ fahrt e Bierel uff Litzelſtein,
Bringt im Kind e Weckele heim,
Ainane, Bubbaie!

4. Bäbble, Pappe, Kinderbrei. — wemmerr, wenn man. — brav viel. — Ainane, ſchlaf!

5. ſchlauje, ſchlagen. — im, dem. — e Gackele, ein Ei.

6. Bierel, Bäuerlein. — 7. Litzelſtein, Lützelſtein, Städtchen und Bergveſte an der Gränze von Elſaß und Lothringen.

8.

b) Aie Bubbaie
Schla's Hälmele dod!
's lait merr keenn Eier
Unn frißt merr mien Brod.
Heioche, bobeche!
Ropfe merr im d'Zedre-n-uß,
Mache-n-im Kind e Beddel druß
Heioche, bobeche!

9.

i) Aie Bubbaie,
Was raſſelt im Stroh?
D'Mäuele gehn baarfueß,
Sie han keenn Schueh;
Der Schueſter het's Leder,
Keenn Leiſte derzue.

10.

Das Mädchen ſoll ſein Schweſterlein hüten.

D'Mamme het gſait i ſoll's Kindele hiede,
Derno will ſie merr au drei Gackele fiede
Sied ſie merr drei, ſe nimmt ſie merr zwei,
Soll i 's Kindel denn hiede um e-n-einziges Ei?

8. Schla, ſchlage! — dod, todt. — 's lait, es legt. — ropfe, raufen. — Beddel, Bettchen.

9. han, altdeutſch, haben.

10. g'ſait, geſagt. — i, ich. — hiede, hüten. — derno, darnach, nachher

11.

Die ungeduldige Kindswärterin.

Aie Bubbaie!
Am Summer geht der Maie.
Wenn andri Maidle danze gehn,
Mueß i bie der Wauje ſtehn,
Gebt die Wauje knick knack,
Schlof, du kleiner Dickſack.

2. Lieder und Sprüchlein für die erſten Kinderjahre.

12.

O wie iſch die Rueih ſo groß
Uff der liewe Mamme Schooß!

13.

Wenn man einem Kind die Händchen zuſammenſchlägt.

a) Hergott hilf!
Es kummt e Schiff
Mit Wien unn Brod,
Daß wohlgerod!
Mamme bache Kiechle,
Ganzi ganzi Pfanne voll,
Gänn im Kindel au derron.

11. Maie, gruner Zweig, Baum: Anſpielung auf die Sitte zu Anfang des Sommers mit Maien herumzugehn. — Wauje, Wiege.
13. Kiechle, kleine Kuchen. — gänn, gebt.

14.

Desgleichen.

b) Bitſche batſche Kueche,
Der Beck der het geruefe:
Wer will Kueche bache,
Der mueß hawe ſiwwe Sache:
Budder unn Salz,
Eier unn Schmalz,
Zucker unn Mehl,
Saffre macht de Kueche gähl.

15.

Ammareïele, guck, guck, guck!
Los mi zue derr inne!
Ha derr e friſche Wecke-n-im Sack,
Ha derr 'ne welle bringe.
Friſcher Wecke unn Budder drien,
Ammareïele du biſch mien!

16.

Wenn man ein Büblein auf dem Tiſch tanzen läßt.

Danz, Biewele, danz!
Dieni Schieſſle ſinn noch ganz,
Es brucht di nidd ze reïe,
De krieſſch ball widder neïi,
Danz, Biewele, danz!

14. ſiwwe, ſieben. — gähl, gelb.

15. Ammareïele, Anna-Mariechen. — inne, ein, hinein. — ha, ich habe. — 'ne, ihn.

16. Schieſſle, kleine Schuhe. — reïe, reuen. — krieſſch, du kriegſt, erhälſt. — neïi, neue.

17.

Wenn sich ein Kind verwundet hat, streicht man ihm die leidende Stelle und spricht:

Heile, heile Säïe,
's Kätzele-n-uff der Stäïe,
's Miesele-n-uff'm Mist,
's weiß keen Mensch meh was im Kindel isch.

18.

Bei bekannter Gelegenheit.

Mien Wickele, mien Wäckele,
Werum hesch du ein roth Bäckele!
Werum hesch du e Bäckele rod?
Schämm di, schämm di ganz ze dod!

Merr welle 's Beddel mache,
Sunsch duen sie di uslache,
Merr welle 's an d' Sunne drauje,
Sunsch wurd mien Kindel g'schlauje.

19.

Um das Kind zum Schweigen zu bringen nimmt man es auf die Arme und singt:

Ho, ho, ho,
Der Hurlemann isch do!
Er geht das Gässele auf und ab:
Wer kauft merr Kinder ab?
Ho, ho, ho,
Der Hurlemann isch do!

17. Säïe, Segen. — Stäïe, Stege. — meh, mehr.

18. Wickele, Wäckele, Schmeichelnamen von kleinen Kindern. — hesch, hast. — sunsch, sonst. — duen, thun, werden. — di, dich. — drauje, tragen. — g'schlauje, geschlagen.

19. Hurlemann, ein Popanz der Kinder wegnimmt und sie wieder verkauft.

20.

E Huehn unn e Hahn,
D' Breddi gebt an;
E Kueh unn e Kalb,
D' Breddi iſch halb,
E Katz unn e Muß,
D' Breddi iſch uß.
Dert lauft e Muß,
Wer ſie fangt macht ſich e großi großi Belzkabb druß!

21.

Das Kind frägt:

Wo iſch d' Mamme?

Antwort.

In der Hutt bis inwer d' Ohre,
Wenn ſie nidd dert iſch, iſch ſie verlore.

22.

Das Kind frägt:

Was heſch merr mitgebrocht?

Antwort.

E ſilwri's Nirel
Unn e goldi's Ward-e-Wyele,
Diß krieſch wenn's grien ſchneit.

20. Breddi, Predigt. — Muß, Maus. — Belzkabb, Pelzmütze.
21. Hutt (ſpricht hutte). Haut.
22. Nirel, Nichts. — Ward-e-Wyele, wart' ein Weilchen.

23.

Wenn man dem Kinde ſchon mancherlei erzählt hat, und es noch immer mehr wiſſen will, erzählt man ihm:

a) Es iſch emol e Babbe gſinn unn e Mamme,
Unn e kleiner wunzijer Bue,
Die ſinn mit 'nander noch Sankt Jockeles zue.
Unn wie ſie uff Sankt Jockeles kumme,
Se kummt e Babbe, unn e Mamme,
Unn e kleiner wunzijer Bue u. ſ. w.

24.

In demſelben Falle frägt man auch:

b) Soll i derr ebbs verzähle,
Vun de lange-n-Ehle?
Vun de kurze Wuche?
Merr hänn hitt nix ze koche,
Als e Biſſel Katzefleiſch unn e Paar Kälwelsknoche.
Widd's wiſſe?

25.

c) Oder man erzählt:

Ich ſoll euch was erzählen? gebet Acht, 's fängt an!
Es war einmal ein ſchwarzer kurzer runder bunter Mann,
Der hatte ſchwarze kurze runde bunte Hoſen an,
Er war umgürt mit einem ſchwarzen kurzen runden bunten Schwert,
Er ſaß auf einem ſchwarzen kurzen runden bunten Pferd,
Er ritt durch die ſchwarzen kurzen runden bunten Straßen,
Wo die ſchwarzen kurzen runden bunten Kinder ſaßen,

23. Babbe, Papa. — wunzijer, winziger.
24. ebbs (allem. ebbis), etwas. — Ehle, Elle. — hitt, heute. — Kälwelsknoche, Kalbsknochen.

Er ſprach zu dieſen ſchwarzen kurzen runden bunten Kindern: geht hinweg,
Daß euch mein ſchwarzes kurzes rundes buntes Pferd nicht ſchlägt!
Nicht wahr, wie von dem ſchwarzen kurzen runden bunten Mann,
Ich euch ſo ſchwarz kurz rund und bund erzählen kann!

26.

Die Engelein bedienen das Kind.

Finf Engele han g'ſunge,
Finf Engele kumme g'ſprunge:
'ẽ erſt blost's Fierel an,
'ẽ zweit ſtellt's Pfänuel dran,
'ẽ dritt ſchitt's Bäbbel 'nien,
'ẽ viert thuet braw Zucker drien,
'ẽ finft ſaat: 'ẽ iſch angericht!
Iß, mien Maidele, brenn di nidd!

27.

Ehe das Kind iſt.

Steffelle,
Bandeffele,
Nimm's Leffele,
Wenn d' eſſe widd, bätt au!

28.

Kindlein iſt todt.

D' Sunn ſchient,
'ẽ Vejele grient,

26. Fierel, Feuer. — ſchitt's, ſchüttet, gießt das.
27. Steffele, Stephan. — Bandeffele, Pantöffelchen, ſcherzweiſe und wegen des Reims.
28. grient, greint, weint.

's Kind leit im Lädel;
D'Mueder ſitzt im Gärdel,
Der Vadder ſitzt im Wirthshuß,
Leert alli Gläſer uß.

29.

Oberrheiniſch.

D' Sunne ſchient,
's Vegele grient,
's hubbelt uff 'm Lade,
D' Mueder geht geh bade;
Der Vadder iſch im Wirthshuß,
Belzt alli Gläſer us;
Wirft ſie hinder die Diehre,
Holt ſie wieder fiehre,
Wirft ſie in die Aeſche,
Mueß ſie wieder wäſche,
Wirft ſie zuem Fenſter uß,
Macht wieder neue druß.

30.

Kindermährchen.

Steht e Maidele an der Wand,
Het e Gäckele in der Hand,

leit, liegt. — Lädel, Todtenlade, Sarg.

29. Die „Oberrheiniſch“ überſchriebenen Lieder u. ſ. w. ſind alle im Mülhauſer Dialekt. Die nicht beſonders bezeichneten, im Straßburger; bei den andern iſt der Ort immer angegeben. — hubbelt, hüpft. — geht geh, eigenthümlich im Oberrhein. — belzt, leert. — Diehre, Thüre, im Unterelſaß bleibt das e am Ende weg. — Das ie in wieder iſt unrein, wie in Mitte, aber lang. — fiehre, hervor. — Aeſche, Aſche; das ä im Oberelſaß, ſo wie auch auf dem Lande im Unterelſaß, wird wie das helle franzöſiſche a ausgeſprochen.

30. Gäckele, wie Gackele, Ei.

Meecht's gern ſiede,
Het keen Gliede;
Meecht's gern eſſe,
Het keen Meſſer;
's fallt e Meſſer vumm owe-n-era,
Schlaat im Kindel 's Beinel a.
D' Magd lauft zum Balwierer,
Der Balwierer iſch nidd d' heim:
D' Katz fägt d' Stubb uß,
D' Muß ſchaut zuem Fenſter 'nuß;
's ſitzt e Männel uff 'm Dach,
Het ſich halwer krank gelacht.

3. Spielreime.

31.

Zum Abzählen vor dem Spiele.

a) Eins, zwei, drei,
Picke, backe, bei!
Picke, backe Hawwermueß,
D' Gäns gehn baarfueß,
Baarfueß gehn ſie,
Hindernn Offe ſtehn ſie,
Hänn gäbli Schiejele an
Unn rodi Bändele dran.

meecht, möchte. — Gliede, Gluten; glühende Kohlen. — fägt, fegt, kehrt.

11. Hawwermueß, Haferbrei. — hänn, haben.

32.

b) Aenne
Däne
Debande,
Stäjel 'nuff mach Domine,
Aeges Brod
In der Red,
Zeh, zwanzig, driſſig Lod.

33.

c) Aene
Däne
Dindefaß,
Geh in d' Schuel unn lerne was:
Wenn du was gelernet haſt,
Komme heim unn ſag mir was
Eins, zwei, drei,
Du biſch am allererſte frei!

34.

d) Eins, zwei, drei,
Vier, finf, ſechs,
Simwe, acht, nien,
Geh in's Gäſſel nien:
Im Gäſſel iſch e Huß,
Im Huß iſch e Garde,
Im Garde iſch e Baum,
Uff'm Baum iſch e Neſt,
Im Neſt iſch e-n-Ei,
Im Ei iſch e Dudder,

32. Aene Däne Debande, ohne Bedeutung; blos des Reimſpiels wegen. — Aeges Brod, ſchlechtes hartes Brod, in welchem keine Bier beſen ſind. — 34. Dudder, Eierdotter.

Im Dudder iſch e Has —
Der ſpringt derr uff d' Nas!

35.

e) Eins, zwei, drei,
Vier, finf, ſechs,
Siewwe, acht, nien,
Bue hol Wien,
Herr fuff uß,
Wer iſch am allererſte druß?
Ich odder du?
's Kälwel oder Mu?
Was 's Kälwel frißt,
Diß biſch du.
Eins, zwei, drei,
Du biſch am allererſte frei!

36.

f) 's gebt e Bickel inwer de Rhien,
Het ſo gähli Heſſele-n-an,
Schient wie e Zimmermann:
Zimmermann, Kupferſchmidt,
Die Watſch will i nidd!
Eins, zwei, drei,
Du biſch am allererſte frei.

37.

g) Aene
Täne
Daffetband;
's iſch nidd wyd vunn Engelland,

35. Bue, Bube, Lehrburſche. — Mu, gewöhnlich in der Kinderſprache: Wegele-Mu, Kuh.

36. Höffelle, Höfelein. — Watſch, Ohrfeige. Der Straßburger Dialekt iſt natürlich reich an Ausdrücken der Art (Batſch, Puſch, Deſch u. a).

37. wyd, weit.

Engelland isch zugschlosse,
'e Schlüssele isch abgebroche.
Buur bind dien Hindel an,
Daß es mi nidd bisse kann,
Bisst es mi, se strof i di,
Hundert Dahler kost 'e di.

38.

h) Zirle Mirle
Dunkedirle,
Los merr mieni Brune stehn!
Durch Hus, durch Hof,
Geht e-n-aldi Frau hinde 'nuß,
Zählt ihri junge Bible uß:
Knibb, knabb
Kowelhahn!
Der letscht Finger der mueß fahn.

39.

i) Rene
Däne
Dibine
'e kumme drei Kaminieh,
Frage nach dem Joseph:
Joseph isch der beste Mann,
Hat die scheenste Kleider an.
Badder bod, Mueder bod,
Bringe-n-im Joseph Zuckerbrod.
Zuckerbrod begehr i nidd;

38. Bei Geiler von Kaisersberg kommt ein Straßburger Kinderspiel vor, das beginnt: Zirlin mirlin Gartenthürlin. Die beiden ersten Zeilen dieser Nummer sind ebenfalls wieder ohne besondere Bedeutung, und blosses Reimspiel. — Brune, Branne, Pferd. — Bible-Hühner. — fahn, altdeutsch, fangen.

39. Der Anfang ist wieder ein Reimspiel.

Hansdännel heiß i
Scheeni Maidle weiß i.
Eins, zwei, drei,
Du bisch am allererste frei.

40

k) Aene
Däne
Bohneblatt;
Unsri Kieh sinn alli satt;
Maidel besch gemolke?
Siwwe Gaise unn e Kueh.
Peter schließ d'Diehr zue,
Wirf de Schlissel inwer de Rhien,
Morje soll's gut Wedder sinn.

41.

l) Eins, zwei drei,
In der Judenei,
In der Jude-n-Anfang
Leit e Kälwel under'm Bank;
Kälwel zeih de Rieme,
Under'm Dohr isch nieme;
Under'm Dohr isch Pönjelsg'sang;
Alder Mann was lebsch so lang?
Werum soll i nidd lewe?
Mien Vadder isch in de Rewe,
Mien Mueder isch im Duwehuß,
Scheucht alli Duwe 'nuß.
Die junge, wie die alde,
Unn d'scheenste welle merr b'halde,

Hansdännel, Johann Daniel, die zu unsern Tagen ein sehr verbreiteter Straßburger Vername.

40. Kieh, Kühe.

41. zeih, ziehe. — Duwe, Tauben.

D'junge welle merr backe
Unn alli zſammekracke.

42.

m) Eins, zwei, drei,
Mien're Mueder G'ſchwei,
Het emol e Kindel g'funde;
Wie ſoll's heiße?
Zucker uff de Gaiſe.
Wer ſoll's hewwe?
Der Schnieder unn der Weewer.
Wer ſoll d'Windle wäſche?
Unſri aldi Runkelbunkelkunkeldäſche.

43.

Oberrheiniſch.

n) Hiſt, hodd, Edelmann!
D'Katz leit d'Stiefel a,
Springt in der Brunne,
Hat e Kind gefunde.
Wie ſoll's heiße?
D'Mäcker mit der Gaiſe.
Wer ſoll d'Windle wäſche?
Du, du alde Lumbedäſche.

44.

o) Eins, zwei, drei,
Bicke, backe, bei,
Bicke, backe Hawwermueß,
D'Gäns lauſe baarfueß;

42. G'ſchwei, des Mann's Schweſter. — hewwe, über die Taufe heben.
43. hiſt, links; hott, rechts; Fuhrmannsausruf. — leit, im Niederrhein latt, legt.

Baarfueß laufe d'Gäns,
Die Hämmel die han Schwänz,
Schwänz han die Hämmel,
Do ſitz ich uff 'm Schämmel,
Uff 'm Schämmel ſitz ich,
Die Nadel die iſch ſpitzig,
Spitzig iſch die Nadel,
Der Fade hat e Drabel,
E Drabel hat der Fade,
Am Oſtre bacht merr Flade,
Flade bacht merr an der Oſtre,
Im Wald flieje Droſtle,
Droſtle flieje-n-im Wald,
Am Winter iſch es kalt,
Kalt iſch's am Winter,
Je Riede wohnt der Schinder,
Der Schinder wohnt je Riede,
Merr kann's 'm nidd verbiede,
Der Schinder wohnt nidd in der Stadt,
Unn wenn er geſſe het iſch er ſatt.

45.

Spiel mit den Fingern.

Bei jedem Verſe deutet man auf einen andern Finger, indem man mit dem Daumen beginnt.

a) Diß iſch der Dume,
Der ſchiddelt Pflume,
Der hebt ſie uff,
Der drad ſie heim,
Unn der klein klein Binkes ißt ſie alli ellein!

44. Droſtle, Droſſeln. — Riede, Riedheim, Dörfchen bei Buchsweiler; anderswo heißt es: Ire, Rire, Rize u. ſ. w.

45. drad, trägt. — Binkes, Scherzname eines kleinen Knaben, ſo viel als Schelmchen.

46.

b) Der iſch in's Waſſer g'falle,
Der het 'ne eruß gezöüe,
Der het 'ne heimgebrauſe,
Der het 'ne in's Bedd gelait,
Unn der klein Spitzbue het Alles der Mamme g'ſait.

47.

Wenn ein Kind irgendwo herabſpringen will, ſpricht es:

Do ſteh i uff der Kanzel
Unn bredi wie e-n-Amſel:
Do kummt e Bue
Unn nimmt merr d'Schueh,
Do kummt e Maidel
Unn nimmt merr d'Kabb,
Do fall i vun der Kanzel erab.

48.

Zwei Kinder ſpen einander gegenüber und ſtemmen die Kniee zuſammen; ſie kitzeln ſich die Kniee gegenſeitig, und dasjenige, welches zuerſt lacht, muß ein Pfand geben.

Köüelhopf uff 'm Dach,
Wer ſchmollt odder lacht,
D'Zähn pfleckt,
D'Zung erus ſtreckt,
Der mueß e Pfand gänn.

47. Amſel, andere ſagen Hanſel.
48. Köüelhopf, Kugelhopf, ein beliebtes Gebäcke. — ſchmollt, lächelt. pfleckt, fletſcht, die Zähne zeigt. — gänn, geben.

49.

Ein Kind liegt mit dem Geſicht auf dem Schooſe eines andern oder einer ältern Perſon, und ſoll rathen wie viel Finger ein anderes Kind hinter ſeinem Rücken in die Höhe hält; erräth es die Zahl nicht, ſo wird die erſte Strophe des nachfolgenden Liedes geſungen, und das Kind muß noch einmal rathen; wenn es das zweite oder dritte Mal glücklicher iſt, wird die letzte Strophe geſprochen:

Grimes, grames, Holderſtock,
Wie viel Heerner het der Bock?
Wie viel ſtehn?
„Drei!“
Hätt'ſch de vier gerode,
Hätt i derr e Hichnel gebrode.

Grimes, grames Holderſtock,
Wie viel Heerner hett der Bock?
Wie viel ſtehn?
„Fünf!“
Het's gerode!
Schmeckt der Brode?
Gläſel odder Wien?
„Gläſel!“
Zopfe 'ne alli am Näſel!
„Wien!“
Schlauje alli drien!

50.

Das Kind wird von einer größern Perſon unter den Armen, von einer zweiten an den Füßen gefaßt, und ſo pendelartig hin und her geſchaukelt; dazu wird Folgendes bald geſungen, bald geſprochen:

Kling, klang!
Der Pfaff iſch krank,

49. Holderſtock, ehemals ein Schmeichelname, kommt oft bei Geiler und Brandt vor; bei Hebel, der und die Geliebte.

Er leit im Bedd
Het Liewch!

51.

Reit-Liedchen.

Das Kind wird auf den Knien geschaukelt.

a) Riedde, riedde Roß,
Je Basel steht e Schloß,
Je Basel steht e Herrehuß,
Gucke drei scheeni Jungfre 'rus.
D'ein spinnt Siede,
D'ander dräid Wiede,
D'dritt schnied Hawwerstroh,
's Kindel macht's au e so,
E so, e so, e so!

Bei der letzten Zeile stellt man sich, als ob man das Kind herabwerfen wollte.

52.

Oberrheinisch.

b) Riedde, riedde Reßle,
Z'Basel steht e Schleßle,
Z'Rom steht e Glockehuß,
'e luege scheene Jumfre drus.
Eine spinnt Siede,
D'andre spinnt Wiede,
D'dridde die spinnt's flore Guld,
D'vierde isch mie'm Bäwele hold.

50. Liewch, Leibweh. Andere setzen: »bei Hänschi (Handschuhe) an,« oder: »bei de Huet uff.«

51. dräid, dreht. — schnied, schneidet.

52. luege, lugen, schauen. — Siede, Seide. — Wiede, Weiden.

53.

c) Riedde, riedde iwwer de Grawe,
Fallt er 'nien, se mueß er's hawe —
Blumbs! do leit er!

54.

d) So riedde die kleine Herrekinder,
Wenn sie noch klein wunzi sinn!
Wenn sie greeßer werde,
So riedde sie uff Pferde,
Wenn sie greeßer wachse,
So riedde sie uff Sachse.

Das Kind wird nun stärker und schneller geschaukelt.

So riedde die kleine beese Buurebiewle!

55.

e) Drarare, drarare,
Uff Molse g'fahre.
Hab' Häse kauft;
Bin d'Stäi 'nunder g'heit,
Hab alli verheit,
Hab alli, hab alli, hab alli verheit!

Beim letzten Verse wird das Kind gegen den Boden gehalten, als wollte man es fallen lassen.

56.

f) Der alte Kastalter von siebenzig Jahren,
Der will mit sechs Rappen in's Himmelreich fahren,

55. Molse, Molsheim, vier Stunden von Straßburg. — g'heit, gefallen, [illegible]. — verheit, zerbrochen.

56. Kastalter, altdeutsches Wort, Verwalter, Schatzmeister. — Dies Liedchen ist auch am Rhein, namentlich in Köln bekannt.

Allein es kann leider für diesmal nicht sein,
Der alte Kastalter darf noch nicht hinein!
Die Rappen die laufen in ihrem Trab,
Und werfen den alten Kastalter herab!

57.

Wanderliedchen.

Die Kinder gehn Arm in Arm vorwärts und singen, bei dem letzten Verse gehn sie schnelle hinter sich.

Kumm merr welle wandere,
Vun einer Stadt zur andere!
'S leit e Säckel uff 'm Disch,
'S weiß kenn Mensch was drinne-n-isch!
Zeruck, zeruck, zeruck!

58.

Das Königstöchterlein.

Dieses Spiel wird meistens nur von kleinern Kindern gespielt. Ein Mädchen sitzt auf einem Schemel, mitten im Zimmer, und streift das Oberröckchen über den Kopf; die andern Kinder ziehen einen Kreis um dasselbe und jedes hält das Röckchen mit beiden Händen. Eins geht dann einigemal um den Kreis herum und singt:

Wer sitzt in diesem Thürmelein?

Die Andern antworten:

Des Königs, Königs Töchterlein.

Das Mädchen:

Darf man sie auch beschauen?

Die Andern:

Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
Muß einen Stein abhauen.

Das Mädchen ſchlägt nun auf eine Hand im Kreiſe, die den Rock fahren laſſen muß. Sie wiederholt ſodann dieſelben Fragen ſo lange bis alle Hände weg ſind; das Königstöchterlein ſpringt nun plötzlich auf, und ſucht eines der Kinder zu erhaſchen; das eingefangene muß ſodann ſeine Stelle einnehmen und das Spiel beginnt auf dieſelbe Weiſe.

59.

Lieder bei Reihentanz.

a) Die Kinder tanzen im Kreiſe herum, ſich alle bei den Händen haltend; bei der letzten Zeile ſetzen ſie ſich ſchnell nieder und ſtehen ſodann gleich wieder auf. Dazu wird geſungen:

Reihe, Reihe, Roſe,
D'Kiechle ſinn gebloſe,
Sie leie in der Lache,
Sie krache, ſie krache, ſie krache!

60.

b) Die Kinder ſchließen einen Reihen, zwei tanzen in der Mitte; bei den letzten Worten tritt das Pärlein in den Reihen zurück und wird durch ein anderes erſetzt. Dieſes und das nachfolgende Spiel werden vorzüglich von Mädchen geſpielt.

'S regnet auf der Brücken,
Das wir naß,
Es hat mich was verdroſſen,
Weiß wohl was!
Herziger Schatz, komm 'rein zu mir,
Sind gar ſchöne Leut dahier.
Juhe, freu' dich!
Wem ich bin dem bleib' ich,
Wie mein Kind!

(d). Wie man bereits geſehen hat ſind nicht nur Liedchen im elſäſſiſchen Dialekte, ſondern auch ſolche in hochdeutſcher Sprache, oder gar ſolche wo beide Sprachweiſen gemiſcht ſind, üblich.

61.

c) Alle Kinder, bis auf eines, ſchließen einen Kreis und tanzen; bei den zwei letzten Verſen nimmt das im Reihen ſtehende Kind ein Anderes bei der Hand und zieht es auch herein; ſo geht es weiter, bis die Zahl der im Reihen ſtehenden Kinder ſo groß wird, daß derſelbe ſie nicht mehr umfaſſen kann.

Roſe, Roſe reine,
Schicke Sie mir Eine.
„Ach was ſoll ich ſchicke?"
E Röſel unn e Wicke.
„Nehme Sie die Wahle,
Welche ihr gefalle."
Nimm die Jungfer bei der Hand,
Führ ſie in den Roſenkranz.

62.

d) Die Kinder tanzen im Reihen um ein Anderes herum; dieſes ſchlägt in die Hände und der Kreis löst ſich plötzlich auf, nachdem unten ſolgende Worte wenigſtens einmal geſungen wurden. Das in der Mitte ſtehende Kind macht nun allerlei Zeichen, Bewegungen, lächerliche Pantomimen, ſteht ſtill, hüpft, ſpringt, tanzt u. ſ. w., was Alles unter fortwährendem Singen von den Andern nachgeahmt wird, was ſich ſehr poſſierlich ausnimmt. Das Verslein heißt:

Jetz wolle merr, jetz wolle merr,
Hopſaſa!
Luſtig ſein, luſtig ſein,
Tralala!

63.

Der Lunzi.

Ein Knabenſpiel. Die Kinder ſtehen neben einander und bilden einen Kreis, das Geſicht gegen innen gekehrt, die Hände auf den Rücken haltend. Ein Knabe, der Lunzi genannt, geht auswendig am Reihen herum und ſingt wie unten ſteht, er hält ein zuſammengeknüpftes Schnupftuch (Blumb-

ſack) in der Hand und ſchlägt damit jedem leiſe auf den Rücken; zuletzt gibt er einem einen ſtarken Schlag und läßt das Schnupftuch in deſſen Hände fallen; der Geſchlagene ergreift es und verfolgt den Lunzi um den Reihen herum; hat er ihn gefangen, ſo wird er von ihm abgelöst.

Der Lunzi kummt, der Lunzi kummt,
Er wurd ball Eine dreffe.
(Wird wiederholt.)
Unn wenn er drifft, unn wenn er drifft,
Se drifft er numme-n-Eine!...
Er het 'ne ſchunn gedroffe!

64.

Tanzliedchen.

a) Hepp Marianele, hepp Marianele,
Kumm merr welle danze!
Nimm e Stickele Käs und Brod,
Steck's in dynne Ranze,
Uß 'm Ranze in de Sack,
Gimmerr e Priſel Schnupftabak!

65.

Oberrheiniſch.

b) Salomele,
Doredele,
Kumm merr wänn geh danze,
Käs unn Brod im Jüppeſack,
Kiächle in dem Ranze!

63. numme, nur; ſchon ſeit dem funfzehnten Jahrhundert in Straßburg üblich.

64. Gimmerr, gib mir. — Priſel, Prischen.

65. merr wänn, wir wollen. — Jüppeſack, Unterrocktaſche; vom Franzöſiſchen jupon; vielleicht aber auch vom Italieniſchen giubba, das dann mit Tſchoppli, Jacke, Eins iſt; bei Hebel heißt's im Kinderrock.

66.

c) Ich unn mein aldes Weib
Kenne guet danze,
Ich mit 'm Bettelſack,
Sie mit 'm Ranze.

67.

d) Schottiſch ſchottiſch welle merr danze,
Schottiſch ſchottiſch danze merr!
Wille wille wick!
Diß hätt i dick!
Wille wille wick!
Diß hätt i dick!

68.

Schäfchenſpiel.

Der Schäfer.

Jehr liewi Schäfle gehn uff d'Waid!

Ein Theil der Kinder geht beiſeite.

Jehr liewi Schäfle kumme heim!

Die Schäfchen.

Merr kenne nidd!

Der Schäfer.

Wäje wem?

Die Schäfchen.

Wäje 'nem Wolf.

66. wille wille wick! bloſes Reimſpiel.

67. dick, ebb's dick han heißt, etwas ſatt ſein, es nicht thun wollen; ächt ſtraßburgeriſch! — Dieſes wie noch einige andere Liedchen bekommen mehr Intereſſe, wenn man die Singweiſen dazu kennt.

Der Schäfer.

Was frißt er?

Die Schäfchen.

Griene Waize.

Der Schäfer.

Was fufft er?

Die Schäfchen.

Blöüi Molke.

Der Schäfer.

Jehr liewi Schäfle kumme heim!

Die Kinder laufen alle an's Ziel; wen der Wolf erwischt, der muß an seine Stelle treten.

69.

Fangspiel.

Der Fangende singt, beim letzten Vers müssen die Kinder fortlaufen und zu entwischen suchen.

Dreimol vseri Stange,
Wer nidd lauft wurd g'fange,
Dreimol vseri Schnitz,
Wer nidd lauft wurd g'sitzt,
Dreimol iwwer de Rhyn,
Wer nidd lauft isch myn!

Andere beliebte Spiele, bei welchen nicht gerade Sprüchlein oder Lieder vorkommen, sind: Wulle, wulle heb di, eins, zwei, drei! Schwarz Manns, Milchhäfeles, Farwes, Handwerkers, Jägers, Raiwers, Metziers, Durchschnieders, Versteckels, Barr's, Ber-

68. blöüi, blaue.

jele mien Berjele dien, Vadder i ha keen Ase meh! wo lauft d'Scheer? Blindmysels, Bäbstels, Frau Ros, Stundegläsels, Durchmesse, de lange Schwane zeie, Ballerydder's, Herr Rabb, Herr Rabb het d'Kabb verschnabbt! Kesselhupfers Gaisuffsetzers, Diawele wieng! (Diable vient.) Hutzelbeere kaufe, Fuchs unn Hiehnel, oder Biebbele schwenk di! Schuehmächerles, Hinde-n-eweck unn vorne dran! stilli Musik, Ringels, Kreises, (S. Erwinia, erster Jahrgang, S. 45, das Kreisspiel.) Rammele di? ho! Anderer Spiele als mit Puppen, Soldaten, Ball, Reif, Schnellkugeln, papiernen Drachen, Stecknadeln, Nüssen u. s. w., von welchen die meisten ihre eigene Jahrszeit haben, und auch in andern Landschaften bekannt sind, nicht zu gedenken. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren folgende Kinderspiele in Straßburg üblich: Ueber die Brücken springen (vielleicht das heutige: Wulle wulle heb dich?), blinde Mus, die rothen Hunde, das Spiel des offenen Rauß und Schanzen, Zirle mirle Gartenthürlin. — Als Kartenspiele waren besonders beliebt das Kaiserspiel und das Karnöffelsspiel. Unter den Tänzen kommen vor: die Heygerlayß, das scheiblecht oder schüblecht Tänzlein, der Morisgentanz, und in den Klöstern das Jesustänzlein. (Geiler's Predigten.)

4. Kinderräthsel.

70.

a) Was isch diß?
E Ställele,
Mit wysse Wellele,
Es räit nidd dryn,
Unn schneit nidd dryn,
Unn isch doch allewyl naß.

70. wysse, weiße. — Wellele, Reißbündel. — räit, regnet. — allewyl, immer.

71.

b) Jehr liewi Lydd,
Was diß bedydd?
Het fiewwe Hydd,
Dryſt alli Lydd.

72.

c) Kumme ſie,
Se kumme ſie nidd,
Kumme ſie nidd,
Se kumme ſie doch:
Beſſer iſch's ſie kumme nidd
Unn kumme doch,
Als daß ſie kumme
Unn doch kumme.

73.

d) Rira Ripſel,
Gihl iſch der Zipfel,
Schwarz iſch das Loch,
Wo merr de Rira Ripſel driun kocht.

74.

e) Uſſe blöü unn inne gähl,
In der Mitt' e Gwätſchelſtein,
Was iſch diß?

71. Lydd, Leute. — bedydd, bedeutet. — dryſt, beißt.
72. Ein preußiſcher Bauer ſoll Friedrich dem Großen dieſes Räthſel, etwas kürzer und natürlich in anderer Form, aufgegeben haben.
74. Gwätſchelſtein, Zwetſchkenſtein.

75.

f) Es iſch e Kopf
Ohne Zopf,
Het's Herz
Mitte im Kopf.

76.

g) Es dribbelt ebb's um's Huß erum,
Macht bitſchi batſchi, bitſchi batſchi!
Was iſch diß?

77.

h) Was iſch diß vor e'n armer Tropf
Der d'Stai 'nuff mueß gar uff'm Kopf?

3. Verkehr mit der Natur.

78.

An die Sonne.

Sunne, Sunne ſchyne!
Fahr immer de Rhyne,
Fahr immer's Glockehuß,
Kumm bald widder in unſer Huß!

79.

Das Männlein im Mond.

Wellemännele im Mond,
Guck e Biſſel erunder!

78. de, den. — Rhyne, Rhein. — bald, bald.
79. e Biſſel, ein Bischen, ein wenig.

Guck in alli Stuwwe 'nien,
Gelt es nimmt di Wunder?
Wirf dien Leiderle 'nra,
Grabbel driwwer 'nunder,
Worne 'ra,
Hinde 'ra,
Inwer alli Stange,
Wenn de mit
Spiele widd
Wueß merr 'ſ Liſſele fange.

80.

Beim Regen.

a) 'ſ raït,
Der Ackermann ſät,
Die Aeernele ſpringe,
Die Veſele ſinge:
Jubе!

81.

Oberrheiniſch.

b) Diri diri daine!
'ſ rägnet dur e Zaine,
'ſ rägnet dur e Rumbelfaß,
Alli Bäwele werde naß.

gelt, nicht wahr? — grabbel, klettre. — driwwer, darunter. widd, willſt. — wueſch, du muſt. — Liſſele, Lieschen.

81. Der Anfang iſt bloßes Wortſpiel. — dur, durch. — Zaine, geflochtener Korb; altdeutſch und bei Hebel. — Rumbelfaß, gebrochenes Faß.

82.

Beim Maienregen.

a) Maierägle mach mi groß,
I bin e kleiner Stumbe,
G'heer under d'Lumbe.
Bliew i als e Stumbe ſtehn,
Will i liewer in's Himmele gehn!

83.

b) Maierägle mach mi groß,
I bin e kleiner Stumbe,
Steck mi under d'Lumbe!
„D'Lumbe ſinn ze klein."
Steck mi under d'Stein.
„D'Stein ſinn ze kalt."
Steck mi in de Wald.
„Der Wald iſch ze finſter."
Steck mi under's Minſter.
„'s Minſter iſch ze groß."
Steck mi in e Bloß.
„D'Bloß iſch nidd hell."
Steck mi in e Budäll.

84.

Beim Schnee.

Die Mutter ſpricht.

D'Engele han 's Bedd gemacht,
D'Fedre flieje 'runder.

82. Stumbe, eigentlich ein altes Straßburger Fruchtmaaß; wird auch für eine kleine dicke Perſon gebraucht.
83. Bloß, Thierblaſe. — Budäll, bouteille. Flaſche.

All Da do ſchloſe ſie,
Z'Nacht do ſinn ſie munder.
Wäre ſie nidd munder z'Nacht,
Wer hätt' denn mien Kind bewacht?

85.

Beim Verfolgen eines Schmetterlings.

Miller, Miller, Maler!
'ſ Männel um e Daler,
'ſ Liſſel um e Schiſſellumbe,
'ſ Gredel um dreihundert Gulde.

86.

Das Johanniskäferchen.

'ſ flieſt e frei's Männel 'rum,
Immer Hauj unn Hecke,
Het e guldi's Ladernel, drum
Kann ſi 'ſ nidd verſtecke.
Frei's Männel, uff 'm Hauj,
Mit merr dyn Ladernel an!

87.

Maikäferliedchen.

a) Maikäfer, fliej uff!
Mach dyn're Mueder d'Schyr uff!

84. Da, Tag.

85. Miller Maler heißen vorzüglich die weißen, ſodann auch alle andern Schmetterlinge. Auf dem Lande iſt noch das im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert gebräuchliche Wort Pfiffholder üblich.

86. Hauj, Hag. — guldi, golden.

87. Schyr, Scheune.

D'Judde kumme,
D'Heide kumme,
Weelle mit derr recke,
Weelle dich und dieni liewi Kinder alli zſamme ze dod ſtecke.

88.

b) Maikäfer, fliej uff!
Dien Fierele brennt,
Dien Sibbele kocht,
Dien Mueder ſitzt uff der Schawälle.

89.

Dem Storche.

Stork, Stork ſtibber di Bein,
Dra mi uff 'm Rucke heim!
Kannſt mi nidd erdraue,
Laï mi uff de Waue,
Kannſch mi nidd erzeïe,
Los mi d'heime leïe!

90.

Dem Häbachen.

Kumm, kumm, Bibbele, kumm!
I ha di ſchunn ſo lang nidd gſehn,
I will derr e Hämpfele Freſſe gänn,
Kumm, Bibbele, kumm!

88. Sibbele, Süpplein. — Schawälle, Schwelle; ſo ſteht auch in einem in Deutſchland bekannten, ähnlichen Liedchen.

89. ſtibber, ſtreck aus; mit Anſtrengung ausdehnen. — erdraue, ertragen. — laï, lege. — erzeïe, ziehen. — leïe, liegen.

90. Hämpfele, Verkleinerungswort von Hampfel, Handvoll. (Aehnlich iſt Mumpfel, Mämpfele, Mundvoll; ebenſo das allemanniſche Arfel, Aerfeli, Armvoll.)

91.

Beim Krähen des Hahn's.

a) Gigeriqih!
Der Hahn iſch nidd hie!
Er iſch ze Zawre,
Er holt e Säckel voll Hawre!

92.

b) Gigeriqih!
Bändele dran!
Heſch mi genumme, mueſch mi au han!
Heſch mi mit 'm Beſe g'ſchlaue,
Wart i will 's der Mamme ſaue!

93.

Dem Welſchhahn.

Gulle, Gulle, Gulle,
Bin reeder als du!
Heſch e Paar aldi verriſſeni Schue!
Heſch e Gäwwele?
Heſch e Zäwwele?
Heſch merr's welle zäie?
Los der heime geie!
Gulle, Gulle, Gulle,
Bin reeder als du!

91. Zawre, Zabern.

93. Bekanntlich ſträubt der Welſchhahn zornig ſeine Federn empor, wenn er etwas Rothes erblickt. — reeder, röther. — Gäwwele, Zäwwele, ein leichter lächerlicher Zorn. — Bei dem mehrfach angeführten Geiler, deſſen Schriften eine wahre Fundgrube für den allemanniſchen, namentlich den elſaſſiſchen Dialekt ſind, kömmt ſehr oft zäppeln vor, zanken. — zäie, zeigen. — Los der heim geie, laß dir heim zeigen; Abfertigungs-Redensart.

94.

Das Gänslein.

Ei mien Miederle, liewes Miederle,
'ſ Gänſele iſch im Garde.
„Jauj merr's nuß, jauj merr's 'nuß,
'ſ duet merr große Schade!"
O mien Miederle, liewes Miederle,
'ſ Gänſele will mi byſſe!
„Nimm e Gäwwele,
Schla's uff's Schnäwwele,
'ſ wurd di nimmi byſſe!"

95.

Dem Hühnerdieb.

Dribb, drabb, Hihnerdieb!
Heſch merr mieni Bobble lieb.
Heſch merr eins derwon g'ſtohle,
Der Guguck ſoll di hole!
Er wurd di laïe uff de Tiſch;
Un wurd di ſchnyde wie e Fiſch,
Er wurd di laïe uff e Deller
Unn wurd di ſchnyde wi e Heller.

96.

Katzen.

Iſch diß nidd e ſcheener Scherz,
Wenn der Käpler in dem März
Schreit um ſyni ſufri Frau
Uff de Dächer 'rummer ſpringt

94. Miederle, Mütterlein. — jauj, jage. — Gäwwele, Gäbelchen.
96. Käpler, Katzeroller, Kater. — ſufri, ſaubern. — 'rummer, herum.

Unn derzue ihr Liedel ſingt:
Miau! miau! miau!

97.

Dem Wolf.

Wolf, Wolf friß mi nidd!
Hundert Dahler giw i derr nidd,
Zeh will i derr gäwe,
Loß mi nurr am Läwe.

98.

Haſelnüſſe.

Ei du liewi Dordee-Liß,
Geh mit merr in d'Haſelniß,
'ß henke alli Hecke voll,
Weiß nidd wo i zopfe ſoll.

99.

Geſpräch mit einer Haſelnußſtaude.

Guede Morje, guede Morje, grieni Haſelnußſtud!
Werum biſch denn du ſo grien?
„Werum aß ich ſo grien bin?
Diß derf i derr wohl ſauje:
I ſteh in manchem Raïe unn Wind,
In manche kieble Dauje.“
Unn wenn i zue mie'm Schätzel kumm,
Se mueß er di abhaue!
„Unn haut er mi am Winder ab,
Im Summer grien i widder!“

97. Zeh, Zehn.
98. Dordee-Liß, Dorothea Eliſabeth. — 'ß henke, es hängen.
99. Werum aß, warum.

6. Sprüche von Handwerkern.

100.

Kieferle bemm, bemm!
Het's Hemd verbrennt,
Het e-n-Ent im Sack,
Macht wack, wack, wack!

101.

a) Wewwerle, Wewwerle wick, wick, wick!
Schla merr 's Duech drei Ehle dick!
Los de Spuele laufe,
Will derr e Weckele kaufe.

102.

Oberrheiniſch.

b) Wiwedi, wäwedi, wick, wick, wick!
Web merr 's Duech drei Ehle dick!
Awer nur nidd zů dick,
Odder i ſchla derr Eis uff 's G'nick!

103.

a) Wenn der Schnyder rydde will;
Je rydd er uff 'm Bock;
Er ſpannt die Gaiß dernäwe-n-an
Unn ſprengt furt im Kalopp!

101. Ehle, Elle.
102. Eis, Eins.
103. Dernäwe, darneben.

104.

b) Dort oben auf jenigem Bergelein,
Dort tanzen drei ſtolze Schneiderlein;
Sie tanzen auf einer grünen Stell,
Und tanzen um eine Waſſerbudäll.

105.

An der Weihnachte
Wenn die Baurn die Schwein ſchlachte,
Spricht Einer zum Andre:
Mein Sohn will wandre.
Dann ſpricht der Schmidt:
Meiner will auch mit.
Dann ſpricht der Schneider:
Ich hab' auch ſo n' Bärnhäuter,
Hat nur noch e Biſſel ze pfuſche unn flicke,
Sonſt thät ich 'ne gleich mit ſchicke.

106.

a) Kädrinele, Kädrinele,
Nimm du de Zimmermann:
Er kann derr e Hieſele baue,
E Gärdele hinte dran!

107.

Oberrheiniſch.

b) Mareili, Mareili,
Nimm du derr Zimmermann:
Er wird derr e Hießle baue,
E Schierle hinde dra.

106. Kädrinele, Kätchen.
107. Mareili, Mariechen. — derr, denn.

108.

Der Fiſcher.

Der Hansjockele am Bach,
Het alli guet Sach,
Het Fiſchele z'Morje
Unn Krebſele z'Nacht.

109.

Wenn der Schäfer ſtehle will,
Fahrt er in die Hecke,
Robſt de Schooſe d'Woll erus,
Steckt ſie in die Säcke!

110.

Der Kutſcher vun Baſel,
Het e gar e ſcheeni Frau,
Drei Kutſche, ſechs Rabbe,
Sechs Rabbe, drei Kutſche
Unn nidd e Hämpfele Hau.

111.

Spielmann, was bleibt er ſo lang?
Dort drunte, dort drowe,
Dort danze die Schwowe,
Mit der kleine Gigelgeie,
Mit der große Bumbum.
So danze ſie alli im Ringle-u-erum!

108. Hansjockele, Johann Jakob.
109. robſt, rauft.
111. Gigelgeie, Geige. — große Bumbum, die türkiſche Trommel.

112.

Schimpfliedlein auf alle Handwerker.

Bruchstück.

Wie mache's denn die Metzjer?
So mache ſie's:
J'Owes metze ſie e-n-aldi Gaiß,
J'Morjes iſch's guet Hammelfleiſch.
So mache ſie's!

Wie mache's denn die Miller?
So mache ſie's:
Die Miehl die macht jo klipp klapp,
Das beſti Mehl in unſre Sack.
So mache ſie's!

Wie mache's denn die Wirthsleut?
So mache ſie's:
Sie nehme die Kreide in die Hand,
Unn ſchreiwe 's doppelt an die Wand.
So mache ſie's!

Wie mache's denn die Bierbrau'r,
So mache ſie's:
Sie mache 'ne Biſſel Waſſer warm,
Diß gidd e Bier, daß Gott erbarm!
So mache ſie's.

Wie mache's denn die Schnyder?
So mache ſie's:
Do e Späddel, und dort e Späddel
Gidd im Kind e Redänggeddel!
So mache ſie's!

112. gidd, gibt. — Späddel, Stücklein. — Redänggeddel, redingotte, Röcklein.

Wie mache's denn die Schryner?
So mache sie's:
Sie stehn als an der Howelbank,
Unn howle grien Holz zu dem Schrank.
So mache sie's!

7. Lieder und Sprüche auf bestimmte Zeiten und Feste.

113.

Neujahr.

Wenn die Kinder in Oberbronn und in der Umgegend die Neujahrsgeschenke bei den Pathen abholen, sprechen sie:

Guede Da Pfedder unn Geddel,
I winsch i au Glick zuem neie Johr!
I will e Brädställ wie e Schierdohr,
E Lebkueche wie e Hus,
Eh' geh i nidd zu der Stubbdiehr 'nus!

114.

Am Dreikönigstag.

Da kommen die drei König mit ihrem Stern,
Sie krachen die Nüsse und essen den Kern.
Sie werfen die Schalen zum Fenster hinaus,
Da kommen die Hühnlein und picken sie aus.

113. Pfedder, Pathe. — Geddel, Gothe, Pathinn. — i winsch i, ich wünsch' euch. — Brädställ, Bretzel.

115.

Faſtnachtküchlein-Lieder.

a) Veïe, Roſe, Blümelein,
Merr ſinge-n-um die Kiechelein!
D'Kiechle ſinn gebache,
Merr heere d'Pfanne krache.
Der Herr het e ſcheeni Dochter,
Sie bet d'Hoor ſcheen geflochte.
Merr heere die Schliſſel klinge,
D'Frau wurd' die Kiechle bringe.
Kiechle 'ruß! Kiechle 'ruß!
Glück und Heil in's Herrehuß!

116.

b) Kiechle 'ruß! Kiechle 'ruß!
Glück unn Heil in's Herrehuß!
's friert mi an mien Fießel,
I mecht ſo gern e Kiechel!
's friert mi nurr e Biſſel drau,
I mecht ſo gern e Kiechel hau!
Kiechle 'ruß! Kiechle 'ruß!
Glück unn Heil in's Herrehuß!

117.

Mühlhauſen.

'raus! 'raus, Kiächle 'raus!
I winſch i Glück in eïer Haus!

Merr heere d'Pfanne krache,
Me wird io Kiächle bache

115. Veïe, Veilchen.
116. Fießel, Füßchen.
117. me, man. io, ume.

Merr heere 's Schlissele klinge,
Me wird is Kiächle bringe.

Merr heere 's Messerle gyge,
Me wird is Kiächle schnyde.

Merr heere d'Frau in d'Kammer goh,
Me wird is Kiächle awelohn.

Sydefade um das Haus,
's luäge scheeni Jumpfere draus.

Sydefade um das Haus,
's luäge scheeni Herre draus.

Leen i d'Duwle nidd so lang reie,
Der Kinnig schlaad alle Dag hundert unn drei neie!

Leen mi nidd so lang steh',
I muäß dur e diäfe, diäfe Schnee!

Leen mi nidd so lang warde,
I muäß dur e lange, lange Garde!

Leen mi nidd so lang basse,
I muäß dur en änge, änge Gasse!

Erhalten die Kinder etwas, so danken sie mit folgenden Worten:

Dank i Gott, ihr liäwe Lydd!
Läwe wohl unn zirne nidd!

117. gyge, geigen, (Straßburgerisch gire, wird von einer Thüre gesagt, welche knarrt, kreischt, weil die Angeln nicht geschmiert sind.) — goh, gehn. — awelohn, herablassen. — Sydefade, Seidenfaden. — luäge, (Straßburgerisch luele,) lugen, schauen. — leen, lasst. — Duwle, Heller. (Straßburgerisch Dibbele, halbe Sous.) — diäf, tief. — basse, passen, warten. — ihr liäwe, ihr lieben. — läwe, lebt. — zirne, zürnt.

Erhalten ſie keine Gabe, ſo ſprechen ſie, ſchelmiſch lachend und fortlaufend:

Es ſtäckt e Gawle-n-in eierer Wand,
Err hämmer nicks gäh, das iſch e Schand!

Oſtern.

In mehrern alt-hanauiſchen Dorfſchaften beſchenken am Oſtern die Knaben und Mädchen einander mit bemalten Eiern und beſchreiben ſie mit Sprüchlein, wie z. B. folgenden:

118.

a) Lieben und nicht haben,
Iſt härter als Stein graben.

119.

b) Lieben und geliebt zu werden
Iſt die gröſte Freud' auf Erden.

120.

c) Dieſes Ei iſt weiß und roth,
Ich liebe dich bis in den Tod.

121.

d) Dieſes Ei bricht einſt entzwei,
Ewig bleib ich dir getreu.

122.

e) Ich liebe dich ſo treu,
Als wie die Schaal das Ei.

123.

f) Ein Blättlein hoffnungsgrün, ein Blümlein blau und roth,
Die machen lebensfroh und machen froh im Tod.

Err hämmerr nicks gäh, ihr habt mir nichts gegeben.

124.

g) Ein Vöglein iſt geflogen wohl über das Haus,
Hat geſungen: Treue Liebe bleibt nimmermehr aus.

125.

h) Aus lauter Lieb' und Treu
Geb ich dir dieſes Ei,
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

126.

i) Ich liebe dich ſo feſt,
So wie der Baum die Äſt,
Wie der Weinſtock die Reben,
Wenn wird uns Gott zuſammengeben?

127.

Am erſten Mai.

Thann.

Ein Kind, das Maiereſele (Maienröschen), trägt einen mit Blumenſträußen und Bändern geſchmückten Maien; ein anderes einen Korb um die Gaben in Empfang zu nehmen; die übrigen folgen und ſingen vor den Häuſern:

Maiereſele, kehr di dreimol erum,
Loß die b'ſchoſe 'rum un-n-um!

Maiereſele kumm merr wänn in griene Wald hinein,
Merr wolle-n-alli luſtig ſein!
So fahre mir vo Maie in die Roſe!

Wenn iehr uns kä Eier wänn gäh,
So mueß der Marber d'Hiehner näh.
So fahre mir u. ſ. w.

126. Äſt, Aeſte.
127. b'ſchoſe, beſchauen. — merr wänn, wir wollen. — vo, von.

Wänn iehr uns kä Geld wänn gäh,
So mueß der Scheim der Säckel näh.
So fahre mir u. ſ. w.

Wänn iehr uns kä Wy wänn gäh,
So mueß der Stock kä Drywel meh gäh.
So fahre mir u. ſ. w.

Wänn ihr uns kä Ehl wänn gäh,
So mueß der Boim kä Nuſſe meh gäh.
So fahre mir u. ſ. w.

Wänn iehr uns kä Brod wänn gäh,
So mueß der Acker kä Frucht meh gäh.
So fahre mir u. ſ. w.

*

Maiereefele kehr di dreimol erum,
Poß di b'ſchoie 'rum um-u-um,
So fahre mir u. ſ. w.

D'Männer drage hoche Hied,
Se drage ſe ihre Wiwre z'lieb.
So fahre mir u. ſ. w.

D'Knabe drage Sydehied,
Se drage ſe ihre Jungfre z'lieb!
So fahre mir u. ſ. w.

'ſ Männele kah wohl Schieddele ſpalde,
'ſ Fraiele kah wohl Kiächele bache.
So fahre mir u. ſ. w.

kä, keine. — gäh, geben. — näh, nehmen. — Wy, Wein. — Drywei, Trauben. — Ehl, Oel. — Boim, Baum. — Hied, Hüte. — ſe, ſie. — kah, kann. — Schieddele, Holzſpälter.

's isch e gäbler Fade um das Huß,
Der Herr *** spaziert dreimol dri unn druß.
So fahre mir u. s. w.

Mir hawe gemacht
Dä Kranz in einer Nacht!
So fahre mir u. s. w.

Maiereesele kehr di dreimol erum,
Loß di d'schoïe 'rum un-n-um!
So fahre mir vo Maie in die Rose

Pfingsten.

Alt-hanauische Dorfschaften.

Die Knaben gehn am Pfingstmontage truppenweise, je nach dem Alter, im Dorf herum mit reichgeschmückten Maien, von welchen seidene Bänder herabflattern, die für die Mädchen bestimmt sind; sie sammeln Eier, Speck, Semmelkuchen (Moze) in einen Korb und Wein in ein kleines Äßchen. Das Gesammelte wird sodann Abends von jeder Partie besonders verzehrt; oft langt der Vorrath noch bis zum folgenden Tage, wo dann ein zweites Mahl gehalten wird.

128.

Die kleinern Knaben singen:

a) Pfingstequack het d'Eier g'fresse,
Het d'Ochse unn d'Roß im Stall vergesse.
Heb' inge-n-uß! heb' owe-n-uß!
Heb' alli bludd unn blingi Vejel uß.
E-n-Ei eruß! e-n-Ei eruß!
Oder i schick i de Marder in's Hiehnerhuß!

dri, drein, hinein. — dä, den, auch diesen.
128. inge, unten. — bludd unn blingi Vejel, bloße, federlose und blinde junge Vögel.

129.

Die größern Knaben ſagen:

b) Da kommen die ***mer Maieknecht,
Sie habe gern ihr Pfingſterecht:
Drei Eier und ein Stück Speck,
Von der Mohre Seit eneck,
Ein halb Maas Wein
In den Kübel 'nein,
So wollen die ***mer Maieknecht zufrieden ſein!

Weihnacht.

130.

Dem Chriſtkinde.

Chriſtkindele, Chriſtkindele,
Kumm du zue uns 'eryn!
Merr hänn e friſch's Heubindele
Unn au e Gläſele Wyn.
E Bindele
Fir's Eſſele,
Fir's Kindele
E Gläſele,
Unn bete kenne merr au!

131.

Dem Hanskrabb.

Hanskrabb, Hanskrabb,
Schiddel myni Roſſle-n-ab!

130. Heubindele. Die Kinder legen am Weihnachtsabend ein wenig Heu vor die Thüre ihres Schlafzimmers, zum Futter für das Eſelein, auf dem das Chriſtkind hergeritten kömmt. Daſſelbe, wenn es wirklich erſcheint, beſchenkt aber nur die guten Kinder, die beten können, daher der Schlußvers.

Bruchſt es nidd ze ſchrecke
Mit die'm lange Stecke!
Dete kenne merr alli ſcheen,
Kannſch um e Hyſele wiedderſch gehn!

132.

Hochzeit-Einladung.

In einigen alt-hanauiſchen Dorfſchaften des untern Elſaſſes geht der Hochzeiter, vom Brautführer begleitet, Sonntags vor der Feier, von Haus zu Haus, die Gäſte einzuladen. Laden ſie in andern Ortſchaften ein, ſo beſteigen ſie zwei ſtattliche Roſſe, immer die wildeſten die ſie im Stalle haben. Ueber die Sonntagskleidung werfen ſie oft, auch im höchſten Sommer, einen Mantel; am Hut und vor der Bruſt prangen mächtige Sträuße von kunſtlichen Blumen und rauſchendem Flittergolde; der Kopf des Pferdes, ſo wie die oberſte Spitze des Peitſchenſtocks, ſind mit rothen Bändern geſchmückt. Zwei Piſtolenſchüſſe vor dem Hofthore kündigen das Erſcheinen der Hochzeitläder an. Im Dorfe ſelbſt bleiben natürlich Pferde, Mantel und Peitſche weg; an die Stelle der letztern tritt ſodann eine lange weißgeſchälte Gerte, die der Sprecher, um nicht aus dem Konzert zu kommen, ſtets nach dem Rythmus der Verſe herumdreht und ſchwenkt. Der Sprecher iſt der Brautführer. Nach dem Eintrittsgruße: „B'hüet i Gott!“ frägt er: „Sinn alli biſamme?“ Iſt dies nicht der Fall, ſo wartet er ſo lange bis ſämmtliche Hausbewohner, Großältern, Aeltern, Kinder, Knechte und Mägde da ſind; iſt die Verſammlung vollzählich und haben alle andächtig die Hände gefaltet, ſo hebt er mitten in der feierlichſten Stille, ſeinen Spruch an. Einen derſelben, der an Ort und Stelle aufgezeichnet wurde, lautet wörtlich alſo:

Ihr ehrſame und beſcheidene gute Freunde!
Möchtet ihr auch wiſſen was das möchte bedeuten,
Daß ich und mein Vetter Hochzeiter Euch die Thür und Schwelle
überſchreiten?

Ich komme nicht von wegen meiner,
Sondern von wegen meinem Vetter Hochzeiter
Und ſeiner Jungfer Hochzeiterinn.
Zum Erſten lad' ich den Hausvater und die Hausmutter,

Zum Zweiten Söhne und Töchter,
Zum Dritten Knecht und Mägd,
Zum Vierten Groß und Klein,
Soll Keines ausgeschlossen sein!
Derweil ich nicht alle hab' lernen kennen,
So kann ich sie auch nicht alle bei Namen nennen.
Jetzt will ich sie geladen haben
Auf den nächsten künftigen Dienstag
In's Hochzeiter Vater's Haus,
Da wird man theilen aus
Ein Kränzlein oder ein Strauß.
Da wird's auch nicht lang währen,
So werden sie in die christlich Kirch begehren,
Gottes Wort zu hören,
Nicht allein zu hören,
Sondern auch zu behalten,
Die Jungen sowohl als die Alten.
In der Kirch vor dem Altar da ist ein Tritt,
Wo der Herr Pfarrer die jungen Eheleut zusammengitt.
Und wenn die Ehe bestätigt ist,
Und der Segen gesprochen ist,
So werden wir uns nach Haus begeben.
Der Kellermeister hat zu mir gesagt:
Der Keller ist wohl belegt
Mit gutem weißen und rothen Wein.
Der Koch hat zu mir gesprochen:
Er will auftragen und wohlfeile Irten machen;
Thut er's, so ist mir's lieb,
Thut er's nicht, so ist mir's leid!
Gott schenk uns Allen die selige Ewigkeit! Amen.

132. Vor einigen Jahren erklärte ein Schullehrer den Kindern warum die Hochzeiten immer am Dienstag, als am dritten Wochentage gehalten werden, damit, daß es im Evangelium heißt: »Am dritten Tage war aber eine Hochzeit zu Cana.« — Irten, altdeutsch, Zeche. Wirthsrechnung; altd. Urt, Uirthe.

8. Kindergebetlein.

133.

a) Liewer Gott, mach mi frumm,
Daß i in de Himmel kumm!

134.

b) Myn Herzele isch klein,
'S kann niemes drinn wohne
Als Jesus allein.
Jesus im Herze,
Christus im Sinn,
In Gottes Namme schlof ich yn.

135.

c) Das walt Gott,
Vhied-merr Gott
Miene liewe Babbe,
Mieni liewi Mamme,
Mieni liewi Gschwisterle,
Unn alli Mensche!
Ame.

136.

d) Z'Nachts wenn i schlofe geh
Vierzeh Engel bi merr stehn:
Zwei zur Rechte,
Zwei zur Linke,
Zwei zue Häupte,
Zwei zur Fieße;

134. niemes, allemannisch näumis, niemand. — yn, ein.

Zwei die mich decke,
Zwei die mich wecke
Zwei die merr zaïe
Das himmliſchi Parrebiß.

9. Bauernregeln, Handſprüche, Sprichwörter.

Sprichwort, Wahrwort.

137.

Am Fabian unn Sebaſtian
Fange d'Blum ze faſte-n-an.

138.

Liechtmeß
Spinne vergeß!
'ß Rädel hinter d'Diehr,
'ß Rebmeſſer evier!

139.

Maddiß
Bricht 'ß Iß;
Find er keins,
Se macht er eins.

140.

Noch Maddiß
Geht kenn Fuchs meh inwer's Iß.

136. Parrebiß, Paradies.
138. evier, hervor.
139. Maddiß, Matthias. — Iß, Eis.

141.

Wenn's dunnert in de hohle Wald,
Se ſchneit's uff'e Laub unn wurd noch kalt.

142.

Friejer Dunner,
Speder Hunger.

143.

Märzeſchnee
Duet der Frucht weh.

144.

Naſſer März
Iſch Bauereſchmerz.

145.

Druckener März, naſſer Abrill unn kiehler Mai
Fillt Schyr unn Keller unn gidd viel Heu.

146.

Märzeſtaub, Abrilleland, Maielache,
Diß ſinn drei recht gueti Sache.

147.

Druckener Abrill
Iſch nidd Bauereveill.

148.

Abrille Gille
Duet im Baure d'Schyre fille.

148. Gille, oberrheiniſch, Dünger.

149.

Isch der Abrill an noch so guet,
Schneit's im Buure uff de Huet.

150.

Mai kiehl unn Juni naß,
Fille d'Spycher an unn d'Faß.

151.

Wenn's rait am Barnebaß
Riest der Drywel bis in's Faß.

152.

Sank Gall
Trybt 's Vieh in de Stall.

153.

Grieni Wyhnacht,
Wyssi Ostre.

154.

Merr mueß Heu mache wenn d'Sunn schynt.

155.

Lydd kenne unn Hyser wisse, isch e guedi Sach.

156.

Wem's Glück will, dem kälwert der Spalthammer uff der Kaß.

151. Man sagt die Traube riest, wenn sie Beeren verliert.
155. Lydd, Leute. — Hyser, Häuser.
156. kälwere, ein Kalb werfen. — Kaß, Speicher. Geiler sagt: »Wenn Gott will so kreget ein artbelm under dem banck.«

157.

Wer Haware ſät, der wurd kenn Waize ſchnede.

158.

Mit groſze Herre iſch nidd gued Kirſche-n-eſſe, ſie ſchmiſſe-n-eim d'Stiel in's Gſicht.

159.

'ſ ſinn merr nidd alli in dem Sinn,
Die mich grieſze wenn ich ſpinn.

160.

E wurmmäßigi Erbs ſchwimmt allzid owwe.

161.

Zwiſche jiſcht unn hodd, gidd's noch e grad 'nuß.

162.

Unſer Herrgott will nidd daß Wyßbred uff de Bäume wachßt.

163.

Unſer Herrgott weiß wohl werum er der Gaiß de Schwanz nidd het wachſe lon.

158. ſchmiſſe, werfen.
159. 'ſ ſinn, es ſind.
160. wurmmäßig, wurmſtichig.
161. jiſcht, oberrheiniſch hiſcht, Fuhrmannsausdruck, links. — hodd, rechts.
162. Wyßbred, Weißbrod.
163. Göthe ſagt: »Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

164.

Rei und lahmi Ende kumme allewyl hinde noch.

165.

Merr kennt de Kalkstein glich, wemmer Wasser druff schidd.

166.

Merr sieht's an de Feddre, was sier e Vöujel 's isch.

167.

's singt e jeder Vöujel noch dem er e Schnawwel het.

168.

E voller Spuele im Sack, Stroh in de Holzschueh, unn e Maidel im Huß, kammerr nidd gued verstecke.

169.

's g'heere nidd zwei Säddel uff 's nämli Roß.

170.

Diß unn jins
Macht e große Zins.

171.

Besser demiedi gfahre, als hochmiedi gange.

164. Rei, Reue. — allewyl, immer.
165. wemmerr, wenn man.
168. Spuele, Spule. — kammerr, kann man.
169. 's g'heere, es gehören.
170. jins, jenes.
171. demiedi, demuthig.

172.

E wiedijer Hund lauft nurr nyn Dä.

173.

E fuuler Apfel macht zeh fuul.

174.

D'alde Gaiſe ſchlecke gern Salz.

175.

Wenn Einer d'Gais annimmt muess er ſie au hiede.

176.

Wo 's Ruſſe gidd, do gidd's au Bengel.

177.

Der Knoche den Einer han ſoll, ſchlebbt 'm kenn Hund furt.

178.

Am e ruessige Keſſel kammer ſich nidd ſuuſer rwre.

179.

Der Koch gidd im Keller d'Wurſt,
Der Keller leſcht im Koch de Durſt.

180.

Zwei ruchi Stein
Male ſelde rein.

172. e wiedijer, ein wüthiger. — nyn, neun. — Dä, Tage.
174. ſchlecke, lecken.
180. ruchi, rauhe.

181.

D' kleine Lydd het Gott erschaffe, unn d' große Bengel wachse-n-im Wald.

182.

Frau unn Katz in's Hunß,
Mann unn Hund e-nuß!

183.

Morjerood unn Wywerweh
Isch am Midda nix meh.

10. Haus- und Volksliedchen, Scherzsprüche und Reime verschiedenen Inhalts.

184.

Der Hänsele isch myn Dausigslewe,
Diß weiß der Hänsele wohl;
Er het mer syni Hessele gewe,
Daß ich 's 'm flicke soll.

Unn däd myn liewer Hänsele sterwe,
Wer däd denn syni Hessele erwe?
O Schmerz, o Gram, o großi Nood,
Jetzt isch mien liewer Hänsele dood!

183. Midda, Mittag.
184. Dausigslewe, Tausendleben. — Hessele, Höselein, Hosen. däd, thäte, würde.

185.

Maidel, mach's Fenster zue,
's kummt e Dragunersbue!
Hebt di am Ehrel,
Fiehrt di an's Dehrel;
Hebt di am Händel
Fiehrt di in's Schwitzerländel.

186.

Oberrheinisch.

D'Stäge uff, unn ub,
Unn iwwer d'Lauwe!
Müäder, i bin e Brud,
Err miänt merr's glauwe!

187.

Das buckliche Männlein.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Gärdel geh,
Will die Ziwwele jädde,
Steht e buckli's Männel do,
Will mi alsfurt dredde.

Ei, ei, ei! was fang ich an?
's buckli Männel mueß i han!

185. Ehrel, Oehrlein, Ohr. — Dehrel, Thüre. — Statt: Schwitzerländel, sagen Andre Dänzel.

186. Brud, Braut. — err miänt, ihr müßt.

187. Ziwwele, Zwiebeln. — jädde, jäten. — alsfurt, immer. — dredde, treten.

Wenn ich in myn Kichele geh,
Will myn Sibbele koche,
Steht e buckli's Männel de,
Het merr's Häfeli gebroche.

Oi, ei, ei! was fang ich an?
'e buckli Männel mueß i han!

Wenn ich in myn Stiewel geh,
Will myn Sibbele esse,
Steht e buckli's Männel de,
Het merr's haimer g'esse.

Oi, ei, ei! was fang ich an?
'e buckli Männel mueß i han!

Wenn ich an myn Rädel geh,
Will die Fädle spinne,
Steht e buckli's Männel de,
Hebt merr's Rädel inne.

Oi, ei, ei! was fang ich an?
'e buckli Männel mueß i han'

Wenn ich in myn Kämmerle geh,
Will myn Bettel mache,
Steht e buckli's Männel de,
Fangt alle an ze lache

Oi, ei, ei! was fang ich an?
'e buckli Männel mueß i han'

Kichele, Küche. — Sibbele, Süpplein. — Stiewel, Stübchen. — inne, ein.

188.

Oberrheinisch.

Miäderla hat mi in 's Gärtle g'schickt,
I soll geh Peterle bräche;
Ich e buckliq Männle kbue,
Unn bet mi welle fräße.

189.

Dort drunde, dort drowe am Straßburger Iber,
Dort hebt e kleiner Deifel de große-n-am Ohr.

J'Nachts wenn der Mond schwut,
Drebbelt's uff de Brucke,
Ziehrt der Hansel 's Gredel heim
Mit 'm krumme Rucke.

Pfift der Knecht, danzt die Maid,
Alli Gäcle drumme,
Alli Mys wo Wädele han
Derfe zue der Hochzit kumme.

Mulhausen.

J'Basel uff'm Blumeplatz,
In der änge Gaße,

188. Peterle, Petersilie. — kbue, gekrummen.

189. drebbelt's, trabt es. — Maid, Magd. — drumme, trommeln. — Mys, Mäuse. — wo, welche. — Wädele, Schwänzchen. — derfe, dürfen.

191. Was die Baseler Blumenplatz nennen, iſt ein Winkel in einem engen Gäßlein.

Gygt e Fuchs, unn dantzt e Has,
's Esele schlad die Trumme.
Alli Diärle wo Wädele han,
Miän zur Hochzit kumme.
Kruckestiel unn Ofegawle,
Das sinn myne Hochzitknawe,
Edellidd unn Beddellidd,
Diß sinn myne Hochzitlidd.

192.

Der Lulli isch merr schuldi,
Unn ich im Lulli au;
Wenn mich der Lulli zahle will,
Zahl ich de Lulli au.

193.

Hammerr nix, hammerr nix,
Se lon merr widder hole,
Wenn der Wirth kenn Kryd meh het
Se schrybt er mit de Kohle.

194.

Sechs mol sechs isch sechse drissig,
Unn der Mann isch noch so flissig,
Unn die Frau isch liederlich,
So geht Alles hinder sich.

195.

Wie mich diß Ding verdrießt!
Wie mich diß Ding verdrießt!
Daß myn Sebb bucklich isch.

Gygt, geigt. — Diärle, Thierlein.
194. Kann auch umgekehrt gesungen werden.
195. Sebb, Joseph.

Dralala dralala
Dralala, dra!

196.

Keiner iſch merr liewer als der Krumm!
Er kann ſo beſli danze
Um mich erum.
Um mich erum mit ſone Zieße,
Daß merr Alli lache mieße,
Keiner iſch merr liewer als der Krumm!

197.

Oberrheiniſch.

Der Hanſel unn's Gretel
Sinn beide brave Leut;
Der Hanſel iſch närriſch,
Unn's Gretel nidd g'ſcheut.

198.

Heiſaſa, hobſaſa,
'e Rädel het g'ſchnellt,
Wo der Herr Vedder zuem Gretel het gewellt.
Herr Vedder, Herr Vedder, klopf noch emol an,
'e Gretel duet redi Pandeñele-n-an!

199.

Oberrheiniſch.

Heiſa Kupferſchmidt,
Hobſa Keſſel!
Wänn de widd mi Schwooger ſi,
Se müaſch de näh mi Schweſter!

196. beſli, beſuch.
199. ſe müaſch, ſe mußt du. — mi, meine.

„O di Schweſter will i nidd,
'e iſch gar e ſo-n-e-n-alde!
Will lieber e warme Subbe-n-eſſe,
Als e ſo-n-e kalde!"

200.

Oberrheiniſch.

Unn wänn i emol e Jumfere will,
So will i o 'ne rächde!
Die ſpinne ka, unn weve ka,
Die bläje ka, unn flächde!
Heiſaſa! hobſaſa! heiſa! heiſa! hobſaſa!

Unn wänn i emol e Jumfere will,
So will i o 'ne rächde!
Jehr G'ſichtle ſeig wiä Milch unn Bluet,
Jehr Hoor wo guldige Flächde.
Heiſaſa! hobſaſa! heiſa! heiſa! hobſaſa!

Mi Bruder iſch e dummer Narr,
Der gebt unn nimmt e läje'
Die ka nidd ſpinne, naie nidd,
Unn flächde nidd, unn bläje.
Heiſaſa! hobſaſa! heiſa! heiſa! hobſaſa!

Mi Bruder iſch e dummer Narr,
Der gebt unn nimmt e läje!
Von aldem greuem Zwilch, di Gott!
Un alder, greuer Fäje!
Heiſaſa! hobſaſa! heiſa! heiſa! hobſaſa!

Anm. o. auch. — e rächde, eine rechte. — bläje, flechten. — ka, kann. — ſeig, ſei. — e läje, eine falſche, die rechte nicht.

201.

Buche, unn bache,
Unn e Mannshemd mache;
Stricke unn näie,
Unn 's Rädel 'rum dräie:
Wer diß kann
Bekummt e Mann.

~~202.~~

Sebbele, widd mi?
E nädd Maidele bin i!
Kann buche, unn bache,
Kann allerhand Sache;
Kann stricke, kann näie,
Kann 's Rädel 'rum dräie.
Sebbele, widd mi?
E braw's Maidele bin i!

~~203.~~

Oberrheinisch.

D'Ammerei unn 's Liſele,
Stehn hinter'm Huß unn ſchwätze lys,
Unn müchele unn zwiſele
Vom Hansjerri unn vom Schambediß.

201. Buche, Laugwasche machen. — bache, backen. — näie, nähen. — 'rum dräie, herumdrehen.

202. widd mi, willst du mich?

203. Ammerei, Anna Maria. — lys, leise. — müchele, munkeln, geheimnißvoll thun. (Straßburgerisch Muchler, verstockter Mensch; vermucheldter Wys.) — zwiſele, flüstern. — Hansjerri, Johann Georg. — Schambediß, Johann Baptist.

Der Hansierri unn der Schamberiß,
Diä leſe was ſe ſchwätze,
Unn ſchliche hin verſtohlener Weiß:
Was wird's echt ietz abſetze?

204.

Karlinele heiß i,
Scheen bin i, diß weiß i!
Rodi Schiejele haw i,
Hundert Dahler vermahn i.
Scheen will i mi ſtelle,
Vor de junge G'ſelle,
Aewer nidd vor Alle,
Nur vor deene wo merr g'falle!

205.

Oberrheiniſch.

Anneſädrinle heiß i,
Scheen bin i, das weiß i!
Rodi Schiälele drag i,
Hundert Dahler vermag i;
Hundert Dahler iſch nidd g'nue,
Noch e ſcheene junge Knab derzue!

206.

Gähle Widdele, gähle Widdele,
D'roode ſinn verfrore,
Maidel nimm kenn alde Mann,
Nimm e junge Knaure!

leſe, allemanniſch, beichten. — echt, nun, wohl, allemanniſch.
204. Schiejele und 205 Schiälele, Schüblein. — 204 und 205. hundert Dahler vermahn i, vermag i, ich bin hundert Dahler reich.
205. Anneſädrinle, Anna Katharina. — g'nue, genug.
206. gähle Widdele, gelbe Weiden. (?)

207.

Oberrheiniſch.

Lirem Larem Leffelſtiel!
Der Bandle hat ſie Frau verſpielt;
Er hat ſie wieder g'wunne,
Hinterm Ofe, vor dem Ofe
Sinn ſe zemme kumme,
Hänn e Wiſchle Kuder gnu'
Hänn's mit 'nander g'ſpunne.

208.

Der Hans im Schneckeloch
Het Alles was er will!
Unn was er het,
Diß will er nidd;
Unn was er will,
Diß het er nidd.
Der Hans im Schneckeloch
Het Alles was er will!

209.

Der Kinni unn der Kaiſer,
Die duehn mit 'nander reiſe.
Der Kinni der nimmt 's Nudelbrett,
Unn ſchlad im Kaiſer 's Recht ewek.

207. ſie Frau, ſeine Frau. — zemme, zuſammen — e Wiſchle, ein Klümpchen. — g'nu, genommen.

208. Der Hans im Schneckeloch. S. Elſäßiſches Sagenbuch S. 491.

209. der Kinni, der König.

210.

Maidele, wo bisch gestert gsinn?
„Truß in 's Schulze Gärdel."
Maidele, wer isch bi der gsinn?
„Der im rote Wärdel."
Hett er derr an uffgewart?
„Fisch unn grieni Gresse."
Hesch 'm an e Schmitzel gänn?
„Nein, i hab's vergesse!"
Ward! i wurr di jesse!

211.

Oberrheinisch.

Anncle, wo bisch nächde gsi?
„Hinder'm Huß, im Heesle,"
Wer isch anwer bi derr gsi?
„Der im rede Dscheeble."
Was het er anwer bi derr g'macht?
„Zwiwele hätte nidd allei...
Krut unn Speck isch zweierlei!"

212.

Gredele, widd danze?
„O jerum jo!

210. gestert, gestern. — 's Schulze Gärdel, ein Wirthshaus und Belustigungsort vor dem Judenthore, bei Straßburg, an einem Arm der Ill gelegen. — bi, bei. — uffgewart, aufgewartet, aufgetragen. — Gresse, Kresse, eine Art Salat. — e Schmitzel, ein Küsschen. — gänn, gegeben. — i wurr, ich werde. — di, dich. — jesse, schlagen.

211. wo bisch? wo bist du? — nächde, gestern Nacht. — gsi, gewesen. — Heesle, Höschen. — Dscheeble, Tschöpli, von giubba, allemannisch, Wams, Jacke. — Krut, Kraut, Kohl.

212. widd? willst du?

Um diß Bissel danze
Bin i jo de!"
Urschele, widd danze?
„O jerum, nein!
Um diß Bissel danze
Bliew i liewer d'heim!"

213.

Oberrheinisch.

Es isch e Baur im Bluemedahl,
I ha 'ne welle froge,
Eb er merr will si Dochder gäb,
Hundert Dahler Gebe.
Hundert Dahler hätt i gern,
Unn kein Rabbe minder;
Er hat drei scheeni Pferd im Stall:
'S eine isch blind,
'S andre lahm,
'S dritte g'heert dem Schinder.

214.

Hätt i nur kenn Mann genumme,
Wär i nidd in's Elend kumme!
Goldeni Ring, daffedi Band,
Hanw i gedrauje im ledige Stand!

Urschele, Ursula. — d'heim, zu Hause.

213. Das Blumenthal, Florival, im Oberelsaß, an der Ausmündung desselben in die Ebene liegt das gewerbreiche Städtchen Gebweiler. — Gebe, Mergengabe, Mitgift. — Rabbe, ein Rappen, eine kleine Schweizermünze. — g'heert, gehört.

214. gedrauje, getragen.

215.

Oberrheinisch.

I ha 'ne Schatz vom Adel
Von Sankt Ammarie,
Er hat silwerige Wade
Unn guldige Knie!

216.

Oberrheinisch.

Lustig, wyl merr ledig si,
Lustig, wyl merr lâwe!
Wânn die Drîwel ziddig si,
Gehn merr in die Râwe.
Wenn se-n-awer nidd ziddig si,
Gehn merr in der Käller
Unn drinke Muschgedäller.

217.

Oberrheinisch.

Lustig unn gedultig!
Bei alle Wirthe schuldig!
De Stärnewirth bezahl i nidd!
Worum gidd er merr si Dochter nidd!

218.

Drink i
Se hink i;
Drink i nidd,
Se hink i doch!

215. 'ne, einen. — Sankt Ammarie, das Sankt Amarinenthal, im Oberelsaß, von der Thur bewässert, am Eingang liegt das Städtchen Thann.
216. wyl, weil. — ziddig, zeitig. — Râwe, Reben. — der, den.

Drum will i liewer drinke
Unn hinke,
Als nidd drinke
Unn doch hinke!

219.

Wo bisch her?
„Nun Gotterbarm!
's Erdel heißt Elend!
's ſteht ſo e rod Hyſel am Wäi;
Merr geht hott um de lädere Eckpfoſte 'num
Unn graddelt der Großmueder iehre Bacheffe 'nuß

220.

Ich bin ſcheen,
Du biſch ſcheen,
Awwer nidd wie unſer Lehn!

Ich bin nädd,
Du biſch nädd,
Awwer nidd wie unſer Kätt!

224.

Meecht kenn Gaiß hiede,
Meecht kenn Kueh hiede,
Awwer hyrode däd i gern!
Meecht kenn Hänſele,
Meecht kenn Fränzele,
Awwer de Michele hätt i gern!

219. Erdel, Oertchen, der Ort. — lädere, lederne. — graddelt, klettert. — Bacheffe, Backofen.

220. Lehn, Magdalena. — Kätt, Katharina.

221. meecht, ich möchte. — hyrode, heurathen. — däd i, würd' ich.

I ha kenn Huuß,
Unn ha kenn Hof!
I ha kenn Geld,
Unn ha kenn Feld!
Unn e ſo 'ne Maidele
Wie ich bin,
Het kenn Freud uff der Welt!

222.

Geh merr nidd inwer myn Mäddele,
Geh merr nidd inwer myn Gras,
Geh merr nidd quemerr mym Schätzele,
Odder i briejel di braw!

223.

Oberrheiniſch.

Unn wänn d'merr in mi Gärdle geeſch,
Se wirf i di mit Steine,
Unn briff i di, ſe muäſch de'ß ha,
En andermol blib d'heime!

224.

I hab e kleins Herzel,
Diß Herzel iſch myn,
Unn e-n-einziger Bue
Het de Schlüſſel derzue.
Dralalala, dralalala!

e ſo 'ne, ein ſolches.
222. briejel, prügle.
223. geeſch, gebſt. — ſe muäſch, ſo mußt.

225.

Ha gemeint i ha d'Reve
Bun Drywel ſo voll,
's iſch e Ryffe drinwer gange,
Unn d'Spatze henn 's gholt!

Ha gemeint i hab e Schätzel
So flor als wie Gold,
Es het mi verloſſe,
Iſch 'me andere hold!

226.

Oberrheiniſch.

's iſch no nidd lang daß g'rägnet hat,
Die Bäumle drepfle noch.
I ha 'nemol e Schätzle g'ha,
I wodd i hätt es noch!

227.

Lieb heſch mi g'het,
Diß weiß i
Lieb heſch mi nimm,
Diß weiß i!
Awwer 's Vergeſſe, 's Vergeſſe,
Diß weiß i no nidd!

228.

Oberrheiniſch.

Dur's Gäſſele bin i ganze,
Dur's Gäſſele gang i noch,
Scheene Maidle ha-n-i g'lämet,
Scheene Maidle liäw i noch!

225. e Ryffe, ein Reif.
226. drepfle, träufeln.

229.

Jehr Sternele am Himmel,
Jehr Drepfle im Bach,
Verzähle mym Schätzel
Myn Weh unn myn Ach!

230.

Oberrheinisch.

Es mahlt e Mühle früj unn spod,
Im grüne Dahl.
Der Millerknab der isch merr hold,
Juhe! Vallederidira!

Es mahlt e Mühle früj unn spod,
Im grüne Dahl.
Dem Millerknab, dem bin i hold,
Juhe! Vallederidira!

Unn unser Liäwe nimmt ke's End,
So lang die Mühle geht!
Unn d'Mühle die geht allewyl,
Juhe! Vallederidira!
Unn d'Mühle geht in Ewikeit!
Vallediridumdri!

231.

Stirbt der Bauer, aus 'm Haus
Trage 'ne die Nachbre 'raus;
Stirbt die Welt alsogleich
Gehn die Engele mit der Leich.
Gehn die Engele zwei unn zwei,
Jetz isch's mit der Welt verbei!

232.

Ein traurig Liedlein.

Ein Ding liegt mir im Sinn,
Für Elend möcht ich weinen,
Wenn ich denke was ich bin!

Was hatt mich ein neues Haus!
Darinnen thut's köstlich wohnen,
Man trägt mich bald heraus!

Was hatt mich ein neuer Tisch!
Darauf ist gut essen und trinken,
Es währt aber nicht lang mit mir.

Was hatt mich ein neues Kleid!
Mit Hoffahrt thu ich's tragen,
Nach Hoffahrt kommt groß Leid!

Was krieg' ich auf meine Reis'?
Nichts als vier harte Dielen,
Dazu ein weißes Kleid.

Was krieg' ich unter meinen Kopf?
Nichts als ein Paar Hobelspäne —
Da liegst du armer Tropf!

233.

Das faule Gretchen.

Wenn Einer ein faules Gretchen hat,
So ist er übel dran, so ist er übel dran!
Sie schläft ja jeden Morgen, Morgen,
Bis daß die Sonne scheint.

232. Was hatt, was nützt.

Der Vater aus dem Feld heim kam;
Das Gretchen schlafet noch, das Gretchen schlafet noch!
„Schlaf' du, und alle Teufel! Teufel!
Unsre Kuh steht noch im Stall,
Und der Hirt fährt schon im Wald!"

Das Gretchen aus dem Bette sprang,
Und eilt dem Stalle zu, und eilt dem Stalle zu.
Sie thut das Kühlein melken, melken,
Mit der ungewasch'nen Hand,
Ist das nicht eine grosse Schand!

Und als die Kuh gemolke war,
Schütt sie braw Wasser zu, schütt sie braw Wasser zu
Sie zeigt es ihrem Vater, Vater;
„So viel Milch gibt unsre Kuh,
Das macht schon die Morgenruh!"

Sie thut das Kühlein treiben, treiben,
Treiben nach dem grünen Wald,
Wo sich wohl der Hirt aufhalt.

„Mein lieber Mann, mein lieber Mann,
Was habt ihr mir gethan? was habt ihr mir gethan?
Daß ihr mir nicht thut blasen, blasen,
Blasen mir vor meiner Thür:
Schönes Gretchen, komm herfür!"

„„Gibst du mir Butter und Branntewein,
Wie andre Weiber auch, wie andre Weiber auch,
So will ich dir auch blasen, blasen,
Blasen dir vor deiner Thür:
Schönes Gretchen, komm herfür!""

233. Dieses Lied wird im Unterelsaß, in Oberbronn und in der Umgegend gesungen, es ist dem Herausgeber noch nie im Druck zu Gesicht gekommen, weßwegen er es hier mittheilt. Ebenso das nachfolgende, welches in Imbsheim, bei Buchsweiler, und in einigen benachbarten Dörfern bekannt ist.

234.

Die arme Magd.

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hat drei ſchöne Töchterlein.

Die Ein' die kam in's Schwanenland,
Die Andre kam nicht weit von ihr.

Die Dritte läuft bald hin, bald her,
Sie wißt nicht wo ihre Schweſtern wär'.

Sie kam vor eines Kaufmanns Thor,
Dort heiſcht ſie ein Almoſen davor.

„Wer draußen, wer draußen vor meinem Thor?"
„„Es iſt eine arme Dienſtmagd davor.""

„Eine arme Dienſtmagd die wollen wir nicht,
Die ißt unſer Brod, die brennt unſer Licht."

„„Eine arme Dienſtmagd bin ich zwar,
Doch will ich nur trockne Rinden fürwahr!""

Sie dingt das Mädel ein halbes Jahr,
Und da das halb Jahr herummer war,
Da dingt ſie es noch ſieben Jahr.

Und da die ſieben Jahr 'rummer waren,
Da wollt das Mädel zur Hochzeit gehn;
Sie wißt nicht was ſie ihm wollen zu Leide thun.

Sie gab ihm ein Aepflein roſenroth,
Darinnen ſteckt der bittre Tod.

234. Siehe die vorige Anmerkung.

„Ach, Mädel, wenn du krank wollst sein,
So sag mir wo deine Eltern sein!“

„„Mein Vater ist Pfalzgraf an dem Rhein,
Meine Mutter ist 's Königs Töchterlein!““

„Ach nein, ach nein, das kann nicht sein!
Sonst wärst du mein jüngstes Schwesterlein.“

„„Und wenn ihr mir's nicht glauben wollt,
Dann geht ihr 'nauf über meine Kist,
Und lugt was droben geschrieben ist.““

Und als die Kist aufgebrochen war,
Da laufen ihr die Thränen die Backen 'ra.

„Ach, Maidel, hätt'st du mir's schon lang gesait,
In Seid und Sammet hätt' ich dich kleid't!“

Sie holen ihm Wecken und weißen Wein.
„„Weg, weg mit Wecken und weißem Wein!

„„Macht mir mein Todesgräbelein,
Darin ich will begraben sein!““

235.

Abschied.

Ein Soldat muß ich noch werden,
Ein Soldat muß ich noch sein,
Einen Säbel muß ich haben,
Und dazu ein Pferdelein.

Herziger Engel, traulicher Schatz,
Komm heut Abend auf die Haiden,
Sitzen auch zwei Turteltauben
Droben auf jenem Tannenast.

Schätzelein, wenn ich dich soll meiden,
So soll trauern Laub und Gras,
So soll sich die Sonn verfinstern,
Und der Mond soll dunkel sein.

„Ach, Schatz, willst du schon reisen fort,
Willst du fortreisen
Und von mir scheiden,
An einen andern Ort."

„„Schatz, ich reis' nicht weit von dir,""
„Im Rosengarten
Will ich auf dich warten,
Im grünen Klee.

„Der grüne Klee ist meine Freud,
Dort setz ich mich nieder
Und seh ich dich wieder
Ist's eben recht."

II.

Mährchen, in Prosa.

1. Vom Schnirrchele.
2. Vom Käpchen und vom Mäuschen.
3. Die dummen Thiere.
4. Vom kleinen kleinen Fräulein.
5. Die Frau des Musikanten.
6. Gevatter Mpfel und Gevatter Leiermürkel.
7. Die sieben Baislein.
8. Das Eierkuchenhäuslein.
9. Mann und Frau im Essigkrug.
10. Die zwei Stiefschwesterlein.

Mährchen.

236.

1. Vom Schnirrchele.

'ſ iſch emol e Frau g'ſinn, die het e Schnirrchele g'het. Do iſch diß Schnirrchele emol in de Wald geloffe forr Eichle ze freſſe. Wie's genue g'freſſe het g'het, ſe ſad d'Frau zuem: „Schnirrchele, du mueſch heim ſtriche!" 'ſ Schnirrchele het awwer nidd gewellt.

Derno iſch d'Frau zuem Hundele gange unn het g'ſaid: „Hundele, bue merr 'ſ Schnirrchele byſſe, 'ſ Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het 'ſ Hundele g'ſaid: „„'ſ Schnirrchele het merr nix gedon, bue i im au nix.""

Derno iſch d'Frau zuem Bengele gange unn hett g'ſaid: „Bengele, bue merr 'ſ Hundele ſchlauje; Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het 'ſ Bengele g'ſait: „„'ſ Hundele het merr nix gedon, bue i im au nix.""

236. Schnirrchele, Zerkel. Von dieſem Mährchen kömmt die Straßburger Redensart her: Diß ſinn Schnirrchle, Schnirrke! Das ſind Poſſen, Erfindungen, Mährchen! — Im Oberrhein und in Deutſchland ſind ähnliche Mährchen in Proſa und in Verſen bekannt, ein oberrheiniſches beginnt: «Hockele ſoll geh Bire ſchidle, d'Bire wänn nidd falle;» Erlach theilt in ſeinen deutſchen Volksliedern folgendes mit: «Der Jockel ſoll den Haber ſchneiden» u. ſ. w. Das Schnirrchele ſcheint mir aber doch das naivſte von Allen zu ſeyn. — geloffe, gelaufen. — forr, für, nix, nichts. —

Derno iſch d'Frau zuem Fyrele gange unn het g'ſaid: Fyrele, due merr 's Bengele brenne, Bengele will nidd Hundele ſchlauje, Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het's Fyrele g'ſaid: „„'s Bengele het merr nir gedon, due i im au nir.““

Derno iſch d'Frau zuem Wäſſerle gange unn het g'ſaid: „Wäſſerle, due merr 's Fyrele leſche, Fyrele will nidd Bengele brenne, Bengele will nidd Hundele ſchlauje, Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het 's Wäſſerle g'ſaid: „„'s Fyrele het merr nir gedon, due i im au nir.““

Derno iſch d'Frau zuem Kiejele gange unn het g'ſaid: „Kiejele, due merr 's Wäſſerle ſuffe, Wäſſerle will nidd Fyrele leſche, Fyrele will nidd Bengele brenne, Bengele will nidd Hundele ſchlauje, Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het 's Kiejele g'ſaid: „„'s Wäſſerle het merr nir gedon, due i im au nir.““

Derno iſch d'Frau zuem Metzjer gange unn het g'ſaid: „Metzjer, due merr 's Kiejele ſchlachte, Kiejele will nidd Wäſſerle ſuffe, Wäſſerle will nidd Fyrele leſche, Fyrele will nidd Bengele brenne, Bengele will nidd Hundele ſchlauje, Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!" Do het der Metzjer g'ſaid: „„'s Kiejele het merr nir gedon, due i im au nir.““

Derno iſch d'Frau zuem Henker gange unn het g'ſaid: „Henker, due merr de Metzjer henke, Metzjer will nidd Kiejele ſchlachte, Kiejele will nidd Wäſſerle ſuffe, Wäſſerle will nidd Fyrele leſche, Fyrele will nidd Bengele brenne, Bengele will nidd Hundele ſchlauje, Hundele will nidd Schnirrchele byſſe, Schnirrchele will nidd heimſtriche!"

Do het der Henker welle de Metzjer henke.

Do het awwer der Metzjer g'ſaid: „Liewer aß i g'henkt will ſinn, will i liewer 's Kiejele ſchlachte."

's Kiejele het g'ſaid: „Liewer aß i g'ſchlacht will ſinn, will i liewer 's Wäſſerle ſuffe."

Kiejele, Küblein. — aß, als.

's Wäſſerle het g'ſaid: „Liewer aß i g'ſoffe will ſinn, will i liewer 's Fyrele leſche.“

's Fyrele het g'ſaid: „Liewer aß i geleſcht will ſinn, will i liewer 's Bengele brenne.“

's Bengele het g'ſaid: „Liewer aß i gebrennt will ſinn, will i liewer 's Hundele ſchlauje.“

's Hundele het g'ſaid: „Liewer aß i g'ſchlauje will ſinn, will i liewer 's Schnirrchele byſſe.“

's Schnirrchele het g'ſaid: „Liewer aß i gebiſſe will ſinn, will i liewer heimſtriche.“

Derno iſch 's Schnirrchele heimg'ſtriche, unn Kenns het im Andre ebbs geden.

237.

2. Vom Kätzchen und vom Mäuschen.

E Kätzel unn e Myſel ſinn emol mit'nander gereist. Derno ſinn ſie an e Wäſſerle kumme, unn henn nidd niwwer g'kennt; derno hänn ſie e Strohhälmel genumme unn hänn's driwwer gelaid, unn 's Kätzel het zuem Myſel g'ſaid: „Myſele, geh du z'erſch niwwer!“ Awwer 's Myſele het nidd gedraud unn het g'ſaid: „„Kätzele, geh du z'erſch!““ Derno het ſich 's Kätzel uff de Wäi gemacht, wie 's awwer uff 's Strohhälmel kumme-n-iſch, iſch's Strohhälmel erzwei gebroche unn 's Kätzel iſch in's Waſſer g'falle. Do het 's Myſel ſo arri lache mien, daß 'm's Bichel verſprunge-n-iſch.

Derno iſch 's Myſel zuem Schuehmacher gange unn het g'ſaid: „Schuehmacher, du mir myn arm's Bichele flick!“ Der Schuehmacher het g'ſaid: „„Myſele, du mir Birſchde gib, derno ich dir dyn arm's Bichele flick.““

Derno iſch 's Myſel zuem Haizel gange unn het g'ſaid: „Haizel, du mir Birſchde gib, Birſchde ich im Schuehmacher bring, Schueh-

237. Myſel, Mäuschen. — niwwer, hinüber. — z'erſch, zuerſt. — arri, arg, ſehr. — mien, müſſen. — Bichel, Bäuchlein. — Birſchde, Borſten. — Haizel, Ferkel.

macher mir myn arm's Bichele flickt." 's Haizel het g'ſaid: „„Myſele, du mir Kleie gib.““

Derno iſch 's Myſel zuem Miller gange unn het g'ſaid: „Miller, du mir Kleie gib, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birſchde gidd, Birſchde ich im Schuehmacher bring, Schuehmacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Miller het g'ſaid: „„Myſele, du mir Frucht gib!““

Derno iſch 's Myſel zuem Acker gange unn het g'ſaid: „Acker, du mir Frucht gib, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birſchde gidd, Birſchde ich im Schuehmacher bring, Schuehmacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Acker het g'ſaid: „„Myſele, du mir Dung gib!““

Derno iſch 's Myſele zuem Ochſe gange unn het g'ſaid: „Ochs, du mir Dung gib, Dung ich im Acker bring, Acker mir Frucht gidd, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birſchde gidd, Birſchde ich im Schuehmacher bring, Schuehmacher mir myn arm's Bichele flickt." Der Ochs het g'ſaid: „„Myſele, du mir Waſſer gib!““

Derno iſch 's Myſel zuem Bach gange unn het g'ſaid: „Bach, du mir Waſſer gib, Waſſer ich im Ochs bring, Ochs mir Dung gidd, Dung ich im Acker bring, Acker mir Frucht gidd, Frucht ich im Miller bring, Miller mir Kleie gidd, Kleie ich im Haizel bring, Haizel mir Birſchde gidd, Birſchde ich im Schuehmacher bring, Schuehmacher mir myn arm's Bichele flickt. Der Bach het g'ſaid: „„Myſele, nimm ſo viel de widd!““

Derno het 's Myſel genumme was es het drauje kenne, unn het's im Ochſe gebrocht. Der Ochs het 'm Dung gänn; de Dung het's Myſel im Acker gebrocht; der Acker het 'm Frucht gänn; d'Frucht het's Myſel im Miller gebrocht; der Miller het 'm Kleie gänn; d'Kleie het's Myſel im Haizel gebrocht; 's Haizel het 'm Birſchde gänn; d'Birſchde het's Myſel im Schuehmacher gebrocht unn der Schuehmacher het 'm Myſel ſinn arm's Bichele g'flickt.

238.

3. Die dummen Thierlein.

Es isch emol e Bibbele g'sinn, diß isch uff 'm Feld spaziere gange. Uff einsmols fangt's an ze laufe, bis n-Endele zuem kummt. 's Endele het g'said: „Bibbele, was lauffsch so?" — „„Ei, der Himmel will z'sammefalle!"" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „„'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."" Derno isch 's Endele au mit gelosse. In e 're Wyl kumme sie zuem e Gänsele, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Endele het g'said: „„Ei, der Himmel will z'sammefalle!"" — „Endele, wer het dir's g'said?" — „„'s Bibbele het merr's g'said."" „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „„'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."" Derno isch 's Gänsele au mit gelosse. In e 're Wyl kumme sie zuem e Hundele, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Gänsele het g'said: „„Ei, der Himmel will z'sammefalle!"" — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „„'s Endele het merr's g'said."" — „Endele, wer het dir's g'said?" — „„'s Bibbele het merr's g'said."" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „„'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."" Derno isch 's Hundele au mit gelosse. In e 're Wyl kumme sie zuem e Haizel, diß het g'said: „Werum laufe-n-err so?" — 's Hundele het g'said: „„Ei, der Himmel will z'sammefalle!"" — „Hundele, wer het dir's g'said?" — „„'s Gänsele het merr's g'said."" — „Gänsele, wer het dir's g'said?" — „„'s Endele het merr's g'said."" — „Endele, wer het dir's g'said?" — „„'s Bibbele het merr's g'said?"" — „Bibbele, wer het dir's g'said?" — „„'s isch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle."" Derno isch 's Haizel au mit gelosse. In e 're Wyl kumme sie zuem

238. Stäckele, ein Stecklein, Stäbchen. — in e 're Wyl, in einer Weile.

e Kälwel, diß het g'ſaid: „Werum lauſe-n-err ſo?“ — 's Haizel het g'ſaid: „„Ei, der Himmel will z'ſammefalle!““ — „Haizele, wer het dir's g'ſaid?“ — „„'s Hundele het merr's g'ſaid.““ — „Hundele, wer het dir's g'ſaid?“ — „„'s Gänſele het merr's g'ſaid.““ — „Gänſele, wer het dir's g'ſaid?“ — „„'s Endele het merr's g'ſaid.““ — „Endele, wer het dir's g'ſaid?“ — „„'s Bibbele het merr's g'ſaid?““ — „Bibbele, wer het dir's g'ſaid?“ — „„'s iſch merr e Stäckele uff's Wäddele g'falle.““

Derno iſch 's Kälwel au mit geloffe. In e 're Wyl kumme ſie zuem e Biewele, diß het g'ſaid: „Jehr Dierle werum lauffe-n-err ſo?“ — Derno hänn ſie alli gerueſe: „„Ei, der Himmel will z'ſammefalle!““ — „Wo denn?“ — „„'s iſch im Bibbele ſchunn e Stäckele uff's Wäddele g'falle!““

Derno het ſie 's Biewele mitgenumme unn het ſie under e Kirſchbaum g'ſiehrt unn het anfange ze ſchiddle, derno ſinn Kirſcheſtiel erabg'falle, alle-n-uff d'Wäddele unn 's Biewel het g'ſaid: „Sehn, iehr dummi Dierle, 's Bibbele iſch underm Kirſchbaum durchgange derno iſch em e Stiel uff's Wäddele g'falle, derno het's gemeint jetz will der Himmel z'ſammefalle.“ Do henn ſich die Dierle ſo g'ſchämmt, daß ſie alli uße'nander geloffe ſinn. Sie lauſe noch, wer eins dervon fangt derf's b'halde!

239.

4. Vom kleinen kleinen Fräulein.

Es iſch emol e kleins kleins kleins kleins Fraïele g'ſinn; diß het e kleins kleins kleins kleins Kiejele g'het; unn diß klein klein klein klein Kiejele het e kleins kleins kleins kleins Drepfele Milch gänn. Derno het diß klein klein klein klein Fraïele diß klein klein klein klein Drepfele Milch inn e kleins kleins kleins kleins Häfele g'ſchidd. Derno iſch e kleins kleins kleins kleins Kätzele kumme, diß het diß

Kälwel, Kalb. — Biewele, Bäblein. — Dierle, Thierlein. — b'halde, behalten.

klein klein klein klein Drepfele Milch g'ſoffe. Derno iſch diß klein klein klein klein Fraiele kumme unn het zue dem kleine kleine kleine kleine Kätzele g'ſaid: „Geſch furt, du aldi Her!"

240.

5. Die Frau des Muſikanten.

Es iſch emol e Muſikant g'ſinn der iſch g'ſtorwe. Unn wie ſie 'ne han furtgebraujе forr 'ne ze begrawe, ſe hänn ſie vor 'm Wirthshuß verbei gemießt, wo er als zuem Danz uffg'ſpielt het. Derno het ſyn Frau gar iwwel anfange ze ſchreie unn het geruefe: „O du myn liewer Hansdudel, wie vielmol beſch du do howwe gemacht dri liri liri lam lam lam, dri liri liri lam!"

241.

6. Gevatter Myſel und Gevatter Läwwerwirſtel.

Emol het 's Gvadder Läwwerwirſtel 's Gvadder Myſel ze Gaſt gelade, 's het grad Suurkrut kocht. Do het 's Suurkrut im Myſel ſo guet g'ſchmeckt, unn 's het 's Gvadder Läwwerwirſtel g'fröid wie 's eß gemacht het. Do het 's Gvadder Läwwerwirſtel g'ſaid: „I bin emol durchg'ſchlupft." — E-n-andermol het 's Gvadder Myſel 's Gvadder Läwwerwirſtel au ze Gaſt gelade, ſyn Suurkrut ze verſueche; 's het's au recht guet welle mache unn iſch dreimol durchg'ſchlupft, wie's awwer 's drittmol eruß gewellt het, ſe iſch 's ſtäcke gebliwwe unn iſch mit ſammd ſie'm Belzel verbrode.

240. gar iwwel (übel), gar ſehr. — do howwe, da oben.
241. g'fröid, gefragt. — Belzel, Pelzlein.

242.

7. Die ſieben Gaislein.

Es iſch emol e-n-aldi Gais gſinn, die het ſiewwe jungi Zickle g'het, unn wie ſie emol furt gewellt het in de Wald, ſe het ſie g'ſaid: „Jehr liewi Zickle, nemme-n-ich in Acht vor 'm Wolf, unn lon 'ne je nidd 'eryn, ſunſch ſinn err alli verlore." Derno iſch ſie furtgange.

In e 're Wyl bobbelt's an der Diehr unn rueft: „Mache-n-uff, mache-n-uff, iehr liewi Kinder! euer Miederle iſch uß 'm Wald kumme!"

Awwer die junge Gaisle hänn 's glich an der Stimm erkennt, daß diß iehr Miederle nidd iſch unn hänn gerufe: „„Unſer Miederle het kenn ſo growwi Stimm!"" Unn hänn nidd uffgemacht.

In e 're Wyl bobbelt's widder an der Diehr unn rueft ganz lyß: „Mache-n-uff, mache-n-uff, iehr liewi Kinder! euer Miederle iſch uß 'm Wald kumme!"

Awwer die junge Gaisle hänn durch d' Diehrſpalde ê Paar ſchwarzi Fieß g'ſehn unn hänn gerufe: „„Unſer Miederle het kenn ſo ſchwarzi Fieß!"" Unn hänn nidd uffgemacht.

Diß iſch awwer der Wolf gſinn, unn wie er diß g'heert het, iſch er g'ſchwind in d' Miehl geloffe unn het d' Fieß in's Mehl g'ſteckt, daß ſie ganz wyß werre ſinn. Derno iſch er widder vor d' Diehr kumme unn het die wyſſe Fieß zuem Spalde 'nyn g'ſteckt unn het widder ganz ließ gerufe: „Mache-n-uff, mache-n-uff, iehr liewi Kinder! euer Miederle iſch uß 'm Wald kumme!

Unn wie d' Gaisle die wyſſe Fieß g'ſehn han unn die lyß Stimm g'heert, hänn ſie jo gemeint iehr Miederle iſch's unn hänn g'ſchwind uffgemacht. Awwer kuum hänn ſie uffgemacht g'het, ſe-n-iſch der Wolf eryn g'ſprunge. Do ſinn die arme Gaisle erſchrocke unn hänn ſich welle verſtecke: eins iſch under's Bett, eins under de Diſch, eins

242. S. auch Grimm, Kinder- und Hausmärchen. — bobbelt, pocht.

binder de-n-Ofe, eins binder e Stuehl, eins binder d' Thehr, eins binder e Milchhafe unn eins in de-n-Uhrekaſte.

Anwer der Wolf het alli g'funde unn z'ſamme gekracht. Derno iſch er furt gange unn het ſich in de Garde under e Baum gelaid unn het anfange ze ſchloefe.

Wie derno d'ald Gais uß 'm Wald zeruck kumme-n-iſch, het ſie 's Huß offe g'funde unn d' Stubb leer, do het ſie glich gedenkt: jetz iſch 's nidd g'hyr! unn het anfange iehri liewe Zickle inweral ze ſueche, ſie het ſie anwer nidd finde kenne, wo ſie au g'ſuecht het; unn ſo lutt ſie au geruefe het, 's het kenn's kenn Antwort gänn. Endli iſch ſie in de Garde gange; do iſch der Wolf noch geläje, underm Baum, unn het g'ſchnarcht daß alli Äſt gezittert han unn wie ſie nähder zuem kumme-n-iſch het ſie g'ſehn, daß ebbs in ſi'm Buch wuſſelt; do het ſie e Freud g'het unn het gedenkt iehri Gaisle lewe noch. Jetz iſch ſie g'ſchwind 'nien g'ſprunge unn het e Scheer g'holt unn het im Wolf de Buuch uffg'ſchnidde, unn iehri Gaisle ſinn eins noch 'm andere-n-eruß g'ſprunge, unn 's hänn alli noch gelebt. Derno hänn ſie g'ſchwind Wackelſtein g'holt, hänn ſie im Wolf in de Buch g'ſteckt unn hänn em 'ne widder zuegenait.

Wie der Wolf erwacht iſch het er Durſt g'het unn iſch an de Brunne ferr ze drinke, anwer wie er ä Schritt gange-n-iſch, ſinn die Wackelſtein in ſi'm Buch z'ſammeg'ſchlauje unn er het g'ſaid:

Was rumbelt
Unn bumbelt
In meinem Bauch?
I ha gemeint i ha jungi Gaisle drein,
Unn jetz ſinn 's mir alls Wackelſtein!

Unn wie er an de Brunne kumme-n-iſch, unn het welle drinke, ze hänn 'ne d' Wackelſtein 'nyngezöje unn er iſch verſoffe. Unn die ald Gais iſch mit iehre finwe Zickle vor Freud um de Brunne-n-erum gedanzt.

gelaid, gelegt. — ze, zu, und ſpäter für, ſo, dann. — g'hyr, geheuer. — lutt, laut. — geläje, gelegen (liegen heißt laje, liegen lete). — wuffle, zappeln. — 'nyngezöje, hineingezogen.

243.

8. Das Eierkuchenhäuslein.

Es isch emol e-n-armer armer Holzhauer g'sinn, der het e Frau g'het unn zwei Kinder: 's Biewele het Hänsele g'heiße, unn 's Maidel isch e Gredele g'sinn. Emol im Herbst, wo der Holzhauer alles Holz g'haue het g'het, unn nix meh het ze verdiene wisse, unn noch owwedryn e Dyhrung im Land g'sinn isch, se het er sich z'Nachts im Bedd Gedanke gemacht unn het g'siffzt: „Frau," het er g'sad, „wie welle merr nurr denne Winder unsri arme Kinder ernähre, merr hänn jo nix forr uns!" „„Weisch was!"" het d' Frau g'sad, „„merr gänn merje im e jede-n-e Stickel Brod in de Sack unn siehre sie wydd wydd in de Wald 'nyn, daß sie sich verliere unn nimmi widder kumme!"" Der Mann het awwer nidd gewellt. Derno isch d'Frau bees worre unn het g'said: „„Du Narr, se welle merr alli vier sterwe unn de kannsch d'Brädder forr d'Dodelade riste!"" „Na ze mier an!" het derno der Mann g'said, „awwer die arme Kinder duure mi doch."

D'Kinder hänn awwer vor Hunger au nidd schlofe kenne unn hänn Alles mit ang'heert. Unn wie d'Alde yng schlofe sinn, isch's Biewele g'schwind zuem Bedd eruß g'sprunge, het d'Schlädble-n angeden unn het sich lysli 'nuß'g'schliche vor d'Diehr unn het im Mondschyn scheeni wyßi Steinle g'suecht, het sie in's Nasdiechel gebunde unn underes Stroh versteckt unn het zue sie'm Schwesterle g'sad, diß gar arri g'schröje het: „Gredele, muesch nidd gryne! merr welle-n-eß schunn helfe, unn der liewi Gott wurrd eß au nidd verlosse!" Derno sinn sie yng'schlofe.

243. Bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen »Hänsel und Grethel.« — owwedryn, obendrein. — e Dyhrung, eine Theuerung. — g'siffzt, geseufzt. — denne, diesen. — weisch, weißt du. — nimmi, nicht mehr. — gewellt, gewollt. — bees, böse. — worre, geworden. — Dodelade, Todtenbaum, Sarg. — riste, bereiten. — na ze mier an, nun meinetwegen. — duure mi, dauern mich. — Nasdiechel, Schnupftüchlein. — g'schröie, geschrien, geweint. — wurrd, wird. — eß, uns.

Wie awwer der Da kumm gebleicht het, isch d'Mueder kumme, unn het d'Kinder geweckt unn het g'sad: „Stehn uff, ihr liewi Kinder, merr welle-n-in de Wald gehn, Holz hole!" Derno het sie im e jede-n-e Stickel Brod in de Sack g'steckt unn het g'sad: „Diß bewwe-n-uff bis z'Midda, denn sunsch krieje-n-err hidd nix meh!" Do sinn d'Kinder vun ihrem Strohbeddel uffg'sprunge, unn 's Biewele het syni Steinle evorgelangt unn het sie in de Sack g'steckt, unn het 's Schwesterle an der Hand genumme, unn der Vadder het d'Ax genumme, unn d'Mueder het d'Diehr hinder 'ne zue gemacht. So sinn sie denn alli vier geje-n-'m Wald zuegange.

Wie sie e Wyl gange sinn unn nod zuem Wald kumme sinn, se-n-isch 's Biewele d'hinde geblimme unn het als erum g'schaut. Do het d'Mueder 's g'scholde unn het g'said: „was hesch denn als erum ze gaffe? heb d'Fieß uff, Hänsel! unn mach firrschi!" — „„Ei, Miederle!"" het's Biewel g'said, „„unser wiß Kätzel sitzt uff 'm Dach unn will merr Adje sauje."" — „Du Schaude!" het d'Mueder g'said, „diß isch's wiß Kätzel nidd, diß isch der wissi Sunneschyn, der glitzert so uff 'm Dach!" Der Hänsele het awwer 's Kätzel au nidd g'sehn, er het als ein Steinel noch 'm andere in de Wäi geworfe unn het g'sehn wo sie lewe blimme.

Jetz sinn sie in de Wald kumme; do het der Vadder e groß Fyr angezunde, denn 's isch schun kald g'sinn, unn d'Mueder het g'said: „Do laie-n-ich derzue, ihr liewi Kinder, unn schlofe-n-e Bissel, unn wemmerr furt gehn, se wecke merr ich widder, merr welle zidder widdersch in de Wald 'nyn unn Holz z'sammesuche. Zersch hänn d'Kinder nidd vnschlofe welle, awwer wil sie als im Vadder syni Holzar g'hert han, han sie gedenkt sie sinn noch do, unn endli sinn 'ne d'Auje vor Miedikeit doch zueg'falle unn sie sinn vng'schlofe.

Wie's schun dief in der Nacht g'sinn isch, isch's Maidele erwacht,

bewwe, bebt. — Midda, Mittag. — hidd, heute. — geje, gegen. nod, nahe. — firrschi, vor dich, vorwärts. — Schaude, Närrchen. — glitzert, allemannisch, glänzt. — als, immer. — zidder, seither, fithar, sagt Geiler, unterdessen. — widdersch, weiter. — z'ersch, zuerst. — Miedikeit, Müdigkeit.

unn het's Briederle geweckt, unn het g'ſaid: „Häuſele, ſieh uff, itz ſinn ſie doch furt!“ Anewer 's Biewele het g'ſaid: „„Ferricht di nidd, Gredel, der Mond geht uff unn merr welle de Wäi ſchun finde!““ Derno hänn ſie ſich uffgemacht, unn 's Briederle het 's Schweſterle widder an der Hand genumme unn ſie ſinn als denne wyſſe Steinle nach gange, bis ſie zuem Wald 'nuß kumme ſinn unn hänn iehr Hyſel g'ſehn, unn wie ſie dran ſinn kumme, hänn ſie geklopft, unn do het d'Mueder d'Diehr uffgemacht unn het g'ſad: „Jehr beſſi Kinder, was hänn iehr denn ſo lang g'ſchloſe, merr hänn gemeint err welle n-im Wald bliwe! jetz kumme nurr g'ſchwind 'eryn unn laie-n-ich ins Bedd!“

Anewer noech e Paar Danje hänn die arme Lydd widder nix ge-neſſe g'het, unn d'Mueder het z'Nachts widder zuem Vadder g'ſaid: „„Jetz iſch uffg'bunet, noch e-n-einzi's Laiwel Schwarzbrod, derno het's Lied e-n End! d'Kinder mien morje widder furt, anewer ſo wydd, daß ſie de Wäi nimmi zeruck finde kenne!““ — Do het der Mann g'ſeffzt unn het welle Yndredes duen, anewer d'Frau het's widder gemacht wie's erſtmol unn het 'ne g'ſcholde unn het 'm als vorgebrort, bis er ſo g'ſad het.

D'Kinder hänn's anewer diſmol au widder g'heert, unn wie der Vadder unn d'Mueder ſtill ſinn g'ſinn unn yng'ſchloſe, iſch 's Biewel zuem Bedd erab unn het widder ſcheni wyſſi Steinle ſueche welle, wie's erſtmol, do het anewer d'Mueder d'Diehr zue g'het unn 's het nidd 'nuß kennt; 's het anewer zue ſo'm Schweſterle g'ſad: „Mueſch nidd greene, Gredele, unſer liewer Herrgott wurrd eß ſchun helfe!“ Derno ſinn ſie yng'ſchloſe.

Unn wie der Da kuum gebleicht het, het ſie d'Mueder widder ge-weckt unn het 'ne e Stickel Brod in de Sack g'ſteckt unn het g'ſad: „Jetz kumme-n-iehr liewi Kinder, merr welle widder in de Wald gehn unn Holz hole, anewer diſmol halde-n-i beſſer!“

ferricht di nidd, fürchte dich nicht. — denne, diesen. — Danje, Tagen. — uffg'bunet, aufgehaut. — vorgebrort, unter Verwürfen geklagt. — bis er ſo g'ſad het, bis er eingewilligt hat.

Derno ſinn ſie furt gange. 's Biewel het anwer als widder 'erum g'ſchaut unn d'Mueder het 'm geruefe: „Was beſch denn, Hänſele, daß de-n-als ſo erum guckſch? heb doch d'Fieß uff unn mach fürſchi!" — „„Ei, Miederle,"" het's Biewele druff g'ſaid: „„unſer wiß Dywel ſitzt uff'm Dach unn will eß Adje ſauje!"" — „Du Schande!" het d'Mueder g'ſaid, „diß iſch 's wiß Dywel nydd, diß iſch der wiſſi Sunneſchyn der glitzert ſo uff'm Dach!" Der Hänſele het anwer 's Dywel au nidd g'ſehn, er het ſin Brod im Sack verbrockelt unn hett's in de Wäi gezeddelt.

Jetz hänn ſie anwer der Vadder unn d'Mueder nydd nydd furt g'fiehrt unn dief in de Wald 'nyn, wo ſie noch nie g'ſinn ſinn. Unn derno hänn ſie widder e groß Fyr gemacht unn d'Mueder het g'ſaid: „Do lae-n-ich derzue, ihr liewe Kinder, unn ſchloſe-n-e Biſſel, unn wemmerr furt gehn, ſe rueſe merr ich; merr welle zidder nydderſch in de Wald 'nyn, unn Holz z'ſamme ſueche." Unn wie ſie diß Sticket Brod, wo's Schweſterle mit ſy'm Briederle geteilt het, g'eſſe g'het han, ſe ſinn ſie ruehjii yng'ſchloſe, denn ſie hänn gedenkt: wenn ſie au furt gehn! merr wäre de Wäi ſchun widder heime finde!

Wie ſie erwacht ſinn iſch's widder ganz Nacht g'ſinn unn Vadder unn Mueder ſinn widder furt g'ſinn. Der Hänſele het ſin Schweſterle widder verdreeſt unn het g'ſad: „Wart nurr, Gredele, der Mond ſchynt jo, derno wäre merr die Brodbreckle ſehn, wo i verzeddelt ha, unn wäre ſchun widder de Wäi finde!" Anwer ſo nydd ſie au gange ſinn, hänn ſie doch kenn Breckele Brod meh g'funde, denn die viele Vejel im Wald hänn's g'freſſe g'het. Derno het's Gredele anfange gar iewel ze gryne; anwer der Hänſele het g'ſad: „Mueſch nidd gryne, Gredel, merr wäre de Wäi doch finde!"

Anwer ſie ſinn noch de ganze-n-andere Da im Wald erum gelofſe unn hänn de Wäi doch nidd g'funde, unn hänn zue arri Hunger g'het, unn hänn ſich z'Nachts mien under e Baum laie unn drunder ſchleſe.

De-n-andre Morje ſinn ſie widder verwacht, unn hänn ſich uff de

Dywel, Täubchen. — gezeddelt, geſtreut. — verdreeß, verdrießet. Brodbreckle, Brodkrumen, Brödchen.

Wäi gemacht, unn sinn als dieser, unn als dieser in de Wald 'nyn kumme unn leider nimmi erruß. Uff einsmols hänn sie e schneewyß Vejele g'sehn, diß het gar ze scheen g'sunge, unn isch als vor'ne her g'flöüe, unn d'Kinder sinn 'nem nochgeloffe. Do hänn sie vun wyddem g'sehn, wie sich diß Vejele-n-uff e Hysel g'setzt het unn wie sie derzue kumme sinn isch diß e Hysel g'sinn vun Broddaig unn's Dach isch mit Eierkueche gedeckt g'sinn, wo wydd 'erab g'henkt sinn. Do sinn die Kinder g'schwind uff's Hysel loß, unn's Biewel isch uff e Stein g'stande, het anfange vun denne Eierkueche-n-era ze zopfe, unn het sie'm Schwesterle au dervon gänn. Wie sie awwer so g'esse han unn als am Dach gezopft, se het e liesli's Stimmel uß 'm Hysel eruß geruefe:

Diri diri Dysel!
Wer zopft merr am mie'm Hysel?

Do hänn d'Kinder g'schwind geruefe:

Der Wind, der Wind!
Diß himmlischi Kind!

Unn hänn als furt gezopft.

Do isch uff einsmols e-n-ald's gebuckelt's Miederle-n-'eruß kumme, mit e 're spitzige Nas, wo fast de Bodde g'fast het, unn het g'sad: „Kumme-n-'eryn, iehr liewi Kinder, i will ich gänn was err welle, unn err solle 's guet hann, wenn err by merr blywe!"

Derno sinn sie mit demm alde gebuckelde Miederle in's Hysel 'nyn gange, unn 's het 'ne 's Dischel gedeckt, unn uffgeward, was sie numme gewellt han. Unn z'Nacht's het's jed's in e scheen's schlooßewyß Beddel gelaid. Unn der Hänsel het zuem Gredel g'sad: „Jetz hämmerr's awwer guet!"

Diß ald Miederle isch awwer e bidderbeesi Her g'sinn, die het diß Eierkuechehysel geböüd forr Kinder anzelocke; unn wenn sie eins

g'flöüe, geflogen. — vun wyddem, von weitem. — Broddaig, Brodteig. — wo, welche. — diri diri Dysel, ohne bestimmten Sinn, wie oftmals in den Liedchen und Sprüchlein. — g'säid, gefegt, gekehrt. — schlossewyß, weiß wie Schloßen. — hämmerr, haben wir. — e bidderbeesi, eine bitterböse.

kriejt het, het sie's fett gemacht unn (mit Salveni!) g'fresse. De-n-andre Morje-n-isch die bees Her 'eryn g'schliche unn wie sie die zwei Kinder do het leïe sehn, in denne wysse Beddle, mit denne G'sichtle so rod unn so frindli wie zwei Dabiäpfele, het sie g'sad: „Diß gidd zwei gueti Brädle!" unn het de Hänsele g'schwind am e Fießel genumme, het 'ne 'eruß gezöüe, in's Fierdi gelaïd, unn in 's Gänsställele g'sperrt, wie iwwel err au g'schröüe het.

's Gredele het als noch furt g'schlofe, denn 's isch gar ze mied g'sinn vun dem viele Laufe. Derno isch d'Her widder kumme unn het zuem Gredele g'sad: „Steh uff, du fuuli Luentsch! de muesch jetz koche unn die'm Briederle 's Esse riste, er sitzt im Gänsställele in der Mast, unn wenn err fett isch, will i 'ne ze Fade schlauje." Do het 's Gredele-n-awwer ang'fange ze gryne unn ze schreïe, unn het sich gar nimmi welle dreeste lon; 's het awwer nix gebatt, 's het duen mieße was d'Her gewellt het.

Nooch e Paar Dauje het d'Her welle sehn ob derr Hänsele ball fett isch unn het 'm g'sad err soll syn Händel 'eruß strecke; er het err e-n-awwer statt 'm Händel e Knechel 'eruß g'streckt unn d'Her wo nidd erächt g'sehn het, het gemeint 's isch 's Hänsel's Händel unn het 'ne noch gar maujer g'funde. In e Parr Dauje isch si widder kumme, unn derr Hänsele isch als nidd fädder g'sinn, do het sie am End d'Ungeduld iwwernumme unn sie het nimm länger warde welle. Sie isch zuem Gredele gange unn het g'sad: „Hol merr Wasser du fuuli Keche! morje welle merr de Hänsele-n-akoche, daß i 'ne derno metze kann unn esse!" — Ach, wie het do diß arm Gredele gedon! unn het in der Angst sich gar nidd ze helfe wisse unn het ganz verzwyfelt gekrische: „„Ach, liewer Gott! ach, liewer Gott! hilf eß doch! hilf

mit Salveni, salva venia, mit Verlaub! — Dabiäpfele, eine Art kleiner Aepfel, mit rothen Bäckchen, die man im Elsaß den Kindern an den Christbaum hängt. — Brädle, Braten. — 'erußgezöüe, herausgezogen. Fierdi, Fürtuch, Schürze. — g'schröüe, geschrien. — mied, müde. — Luentsch, Schimpfname den man einer faulen unordentlichen Person gibt (Geiler). — ze Fade schlauje, verzehren. — dreeste, trösten. — Knechel, Knöchlein. — maujer, mager. — Keche, Köchinn.

eß doch!““ D'Her het ſich awwer nidd dran kehrt unn het g'ſad: „Spar nurr din Geblärre! unn mach die 'eruß an de Bacheffe, i ha 'ne vaa'heizt, merr welle-n-au bache!“ Unn do het ſie 'ß Gredele 'nuß g'ſtoße an de Bacheffe, wo's ſchun ganz g'flammt het. „Jai, graddel 'nyn!“ het d'Her g'ſad, „unn guck, ob's warm genue iſch, daß mirr 's Brod 'nyn ſchieße kenne!“ — „„Ja,““ het's Gredele g'ſad, „„i weiß nidd wie merr's macht, zaie merr's z'erſch, derno will i 's ich nochmache!““ Do iſch die ald dumm Her vorne uff de Bacheffe gegraddelt, 's Gredele het e 're awwer g'ſchwind e Schupfer gänn, daß ſie wydd hinderi g'fahre-n-iſch, unn het's Diehrel zugemacht daß ſie het verbrenne mien. Derno iſch 's zuem Gänsſtällele g'ſprunge unn het de Hänſele-n-eruß gelen. Hänn ſie awwer do e Freud g'het! Jetz hänn ſie ſich nimmi g'feercht; ſinn in's Hyſel gange, wo viel viel Kiſte mit Geld unn Edelſtein g'ſtande ſinn unn hänn ſich eruß genumme ſo viel ſie in d'Säck gebrocht hänn unn hänn au noch in d'Nachdiechle gebunde.

„Jetz awwer furt!“ hänn ſie zue 'nander g'ſad, daß merr uß dem Herewald 'nuß kumme!“ Sie hänn ſich glich uff de Wäi gemacht unn wie ſie e Paar Stunde gange ſinn g'ſinn, ſinn ſie zuem Wald 'nuß kumme. Awwer leider, hänn ſie jetz nimm wydderſt kinnt, denn 's iſch e großes großes Waſſer do g'ſtun unn ſie hänn nienes kenn Bruck g'ſehn unn kenn Schiff. Do iſch uff einsmols e ſchneewyſſes Endel kumme, diß iſch uff'm Waſſer hin unn herg'ſchwumme. Do hänn ſie geruefe:

Endele,
Bändele,
Kenn Stäl unn kenn Brucke,
Nimm eß uff dyne wyße Rucke!

's Endele iſch 'erinwer g'ſchwumme unn het eine noch 'm andre uff de Rucke genumme, unn het ſie 'ninwer gebrocht. Derno ſinn ſie e

eß, uns. — kehrt, bekümmert. — Geblärre, Geplärre, Klagen, Weinen. — kenne, können. — Schupfer, Stoß. — hinderi, nach hinten. — kinnt, gekommt. — nienes, nirgends.

Wol furt gange unn der Mäi iſch 'ne als bekannter unn als bekannter worre, bis ſie endli iehr Hyſel von wyddem g'ſehn han. Do hänn ſie anfange ze lauſe unn ſinn in eim Witſch in d'Stubb 'nyn g'ſtirzt, wo der Vatter unn d'Mueder gar druri g'ſeſſe ſinn unn ſich Vorwirf gemacht han, daß ſie iehri arme Kinder ſo verſtoſſe hänn. Sie hänn e großi Freud g'het, unn anwer noch e greeßeri, wo d'Kinder d'Säck unn d'Nadriechle uſzgeleert han unn diß glitzri Gold unn die funklige Edelſtein eruß g'falle ſinn. Unn ſie hänn noch lang in Freude mit 'nander gelebt, bis daß ſie g'ſtorwe ſinn. Jetz iſch's uß, dort lauft e Muuß, wer ſie fangt derf ſich e großi großi Beizkabb druß mache!

244.

9. Mann und Frau im Eſſigkrug.

Es iſch emol e Mann g'ſinn unn e Frau, die hänn lang lang mit 'nander im e-n-Eſſikruej gewohnt. Am End ſinn ſie 's leidi worre unn derr Mann het zue derr Frau g'ſad: „Du biſch ſchuldi dran, daß merr in dem ſuure Eſſikruej lewe meße, wärre merr nurr nidd de!" d'Frau het anwer g'ſad: „„Nein du biſch ſchuldi dran!"" Derno hänn ſie ang'fange mit 'nander ze kibbie unn ſinn e-n-ander in dem Eſſigkruej noch gelofe. Do iſch einsmols e goldi's Vejele-n-an de-n-Eſſikruej fumme, diß het g'ſad: „Was händle-n-err denn ſo mit 'nander?" „„Ei!"" het d'Frau g'ſad, „„merr ſinn's Eſſikriejel leidi unn mecchde-n-au emol wohne wie anderi Lydd, derno welle merr ze-fridde ſinn!""

Do het ſie 's goldi Vejele uß dem Eſſikruej eruß gelon het ſie an

in eim Witſch, in einem Nu! — druri, traurig. — Jetz iſchs uß u. ſ. w. Dieſes Ende wird gewöhnlich den Mährchen beigefügt.

244. In Grimm's Kinder- und Hausmährchen kommt beinahe daſſelbe, jedoch mit weſentlichen Veränderungen und in plattdeutſcher Mundart vor. — kibbie, zanken; kip, kif, bei Weiler Zank; Chib, bei Hebel Neid, Verdruß, Feindſchaft; chibe, keifen; chibig. — mecchde, möchten. — zefridde, zufrieden.

e naujelnei's Hysel g'fiehrt, wo hinde dran e zierli's Gärdel g'sinn isch, unn het zue 'ne g'said: „Diß isch euer! lewe jetz eini unn zefridde unn wenn err mi bruche, se derfe-n-err nurr dreimol in d'Händ batsche unn ruefe:

Goldvejele-n-im Sunnestrahl!
Goldvejele-n-im Demantsaal!
Goldvejele-n-iwwerall!

Wie sie awwer e Paar Wuche-n-in dem Hysel gewohnt hann, unn emol in der Nochberschaft erum kumme sin, hänn sie do kräftiji, großi Buurehest g'sehn, mit große Stallungen, Gärde unn Aecker, unn Gsind. Jetz het's 'ne schunn widder nimm g'falle in iehrem wunzige Hysel nun sie sinn's ganz leidi worre unn am e scheene Morje hänn sie alli zwei fast ze glicher Zidd in d'Händ gebatscht unn geruefe:

Goldvejele-n-im Sunnestrahl!
Goldvejele-n-im Demantsaal!
Goldvejele-n-iwwerall!

Unn in eim Witsch isch 's goldi Vejele zuem Fenster 'eryn g'flöje unn het sie g'fröjt was sie denn schunn widder welle. „Ach!" hänn sie g'sad, „diß Hysel isch doch gar ze klein, wemmerr nurr au so e große brächdige Buurehof hätte, derno wodde merr zefridde sinn!" 's goldi Vejele het d'Gickle-n-e wenni geblinzelt, het awwer nix g'sad unn het sie an e große brächdige Buurehof g'fiehrt, wo viel Aecker dran sinn g'sinn unn Stallunge mit Vieh unn Knecht unn Mäid unn het 'ne-alles g'schenkt.

Der Mann unn d'Frau sinn vor Freude-n-in d'Heh g'sprunge, unn hänn sich fast nidd g'kennt. Jetz sinn sie e ganz Johr lang zefridde unn freehli g'sinn unn hänn sich gar nix Bessers denke kenne. Awwer länger het's au nidd geduurt, denn wie sie jetz als manchmol in d'Stadt g'fahre sinn, hänn do die scheene große Hyser unn die scheen

brächdige, prächtige. — g'flöje, geflogen. — g'fröjt, gefragt. — wodde merr, wollten wir. — Gickle, Aeuglein. — frehli, fröhlich. — geduurt, gedauert.

gebutzde Herre unn Maddame ſehn ſpatziere gehn; do hänn ſie gedenkt: In der Stadt mueß 's awwer herrli zuegehn unn merr brucht do nidd ſo viel ze ſchaffe; unn d'Frau het ſich gar nidd kenne ſadd ſehn an dem Staad unn dem Woollewe unn het zue iehrem Mann g'ſad: „Merr welle-n-au in d'Stadt! ruef du 'm goldige Vejele, merr ſinn jetzt ſchun lang genue uff 'm Hof!" Der Mann het awwer g'ſad: „„Frau, ruef du 'm!"" Endli het d'Frau dreimol in d'Händ gebatſcht unn het geruefe:

Goldvejele-n-im Sunneſtrahl!
Goldvejele-n-im Demantſaal!
Goldvejele-n-iwwerall!

Do iſch 's goldi Vejele widder zuem Fenſter 'eryn g'flöje unn het g'frejt: „Was welle-n-err vum merr?" — „„Ach!"" het d'Frau g'ſad, merr ſinn's Buurelewe leidi, merr meechde-n-au gern Stadtlydd ſinn unn ſcheeni Kleider han unn im e ſo e große brächdige Huß wohne derno welle merr zefridde ſinn!"" 's goldi Vejele het widder mit de Gickle geblinzelt, het awwer nix g'ſad unn het ſie in 's ſcheenſt Huß in der Stadt g'fiehrt unn in de Käſte ſinn ſcheeni Kleider g'hengt uff d'neeſcht Mode. Jetz hänn ſie gemeint 's gidd nix Beſſers unn nix Scheeners uff der ganze Welt unn ſinn ganz uſſer ſich g'ſinn vor luddter Freude. 's het awwer leider widder nidd lang geduurt, ſe hänn ſie genue g'het unn hänn zue e 'nander g'ſad: „Wemmerr's nurr hätte wie d'Edellydd! wo in große Palläſte unn Schleſſere wohne unn Bediende mit goldige Borde hinde uff der Kutſch han! diß wär erſcht ebbs rächts!" Unn d'Frau het g'ſad: „„Mann, jetz iſch's an dir im goldige Vejele ze ruefe!"" Der Mann het widder lang nidd gewellt, endli, wie d'Frau gar nidd nooch gelon het mit brore, het er dreimol in d'Händ gebatſcht unn het geruefe:

Goldvejele-n-im Sunneſtrahl!
Goldvejele-n-im Demantſaal!
Goldvejele-n-iwwerall!

Staad, Puß. — Woollewe, Wohlleben. — neiſcht, neuſte. — luddter, lauter. — Edellydd, Edelleute.

Do iſch 's goldi Vejele widder zuem Fenſter 'eryn g'flöje, unn het g'frejt: „Was welle-n-err vum merr?“ Do het der Mann g'ſad: „„Merr mechde gern Edellydd ſinn, derno welle merr zefridde ſinn!““ Do het awwer 's goldi Vejele gar arri mit de Gickle geblinzelt unn het g'ſad: „Jehr unzefreddini Lidd! wäre-n-err nidd emol genue han? i will ich au zue Edellydde mache, awwer 's iſch ich nidd guet!“ Unn 's het 'ne glich e ſcheen's Schloß g'ſchenkt, Kutſch unn Pferd unn e richi Bedienung. — Jetz ſinn ſie Edellyd g'ſinn unn ſinn alle Da ſpatziere g'fahre hänn unn an nix meh gedenkt, als wie ſie de Tah welle-n-erum bringe in Freude und Nirduen.

Emol ſinn ſie in d'Hauptſtadt g'fahre ferr e groß Feſt ze ſehn, do iſch der Keenig unn d'Keenige in err e ganz vergoldene Kutſch g'ſeſſe, in goldg'ſtickte Kleidre unn vorne unn hinte unn uff beide Sydde ſinn Marrſchäll, Hoflydd, Edelknawe unn Saldade geridde, unn alli Lydd henn d'Hied unn d'Nasdiecher g'ſchwenkt, wo ſie verbei g'fahre ſinn. Wie het's do dem Mann unn derre Frau geduddelt. Nunn wie ſie beim kumme g'ſinn, hänn ſie g'ſad: „jetz welle merr noch Kinni unn Kinnije wäre! derno welle merr awwer halte!“ Do hänn ſie widder alli zwei mit'nander in d'Händ gebatſcht unn hänn gerueſe was ſie nurr hän rueſe kenne:

Goldvejele-n-im Sunneſtrahl!
Goldvejele-n-im Demantſaal!
Goldvejele-n-iwwerall!

Do iſch 's goldi Vejele widder zuem Fenſter 'erin g'flöje unn het g'frejt: „Was welle-n-err vum merr?“ Do hänn ſie g'ſad: „„Merr mechde gern Kinni unn Kinnije ſinn, derno welle merr zefridde ſinn,“ Do het awwer 's goldi Vejele gar arri mit de Gickle geblinzelt, d'Federle g'ſtruubt unn mit de Flejjele g'ſchlauje unn het g'ſad: „Jehr wieſti Lidd! wenn wäre-n-err emol genue hann! i will ich au noch ze Kinni unn ze Kinnije mache, awwer doby wurd's doch nidd bliwe ſolle, denn iehr han doch nie genue!“

Keenig, Kinni, König. — Keenige, Kinnie, Königinn. — 's het 'ne geduddelt, das Herz hat ihnen in Angſt und Erwartung gepocht. — g'ſtruubt, geſträubt. — Flejjele, Flügelein. — doby, dabei.

Jetz ſinn ſie au Kinni unn Kinnije g'ſinn unn hänn inwers ganz Land ze gebiede g'het unn hänn ſich e groſze Hofſtaad g'halte unn iehri Miniſter unn Hofldd hänn als mien uff d'Knei nidderfalle, wenn ſie eins vun 'ne g'ſehn han, unn hänn nooch unn nooch alli Beamde im ganze Land vor ſich kumme lon unn hänn 'ne vum Drohn 'era ſtrengi Befehl gänn. Unn was nurr Dybr's unn Brächdi's in alle Ländre g'ſinn iſch, diß het mien hergebrochd wäre, daß eß e Glanz unn e Richdumm g'ſinn iſch, wo nidd ze ſauje-n-iſch.

Jetz ſinn ſie awwer doch nidd zefridde g'ſinn unn hänn als g'ſad: „Mer welle noch ebbs meh wäre!" Do het d'Frau g'ſad: „„Wäre merr Kaiſer unn Kaiſere!"" — „Nein!" het der Mann g'ſad, „merr welle Pabſt wäre!" — „„Diß iſch als nidd genue,"" het d'Frau im Amtsyfer geruefe, „„merr welle liewer Herrgott ſinn!""

Kuum awwer iſch diß Wort uß-g'ſaid g'ſinn, ſe-n-iſch e mächdijer Sturmwind kumme unn e groſzer ſchwarzer Vöjel mit funklije Aue wo wie Fyrrädder gerollt ſinn, iſch zuem Fenſter eryn g'flöje unn het geruefe, daß Alles gezidtert het: „Daß err verſuure-n-im Eſſikruej!"

Unn derno iſch alli Herrlikeit verſchwunde, unn der Mann iſch widder mit ſonere Frau im Eſſikruej g'ſeſſe. Unn jetz kenne ſi au drinn ſitze bliwe!

245.

10. Die zwei Stiefſchweſterlein.

In Mülhauſer Mundart.

Iſch emol e Frau g'ſi, diä hat zwei Kinder g'ha: Eis dervo iſch ihr Stiäfkind unn 's andere ihr libliq Kind g'ſi. 's Stiäfkind hat emol am Brunne g'ſpunne, do iſch 'm ſi Wirdele ins Wäſſerle

Knei, Knie. — Drohn, Thron. — Dybr's, Theures. — wäre, werden. — e mächdijer, ein mächtiger. — Fyrrädder, Feuerräder.

245. diä, die. — g'ha, gehabt. — libliq, leiblich. — Wirdele, ein hölzernes Schräubchen, am Spinnrade, das das Trittbrettchen befeſtigt.

g'falle unn d'Muäder hat's gar griselig g'schlage. Derno isch's wie der an Brunne gange unn hat 's Wirdele welle dunde goh lenge. D'Stiäfmuäder hat 'm awer e Ränn gäh, daß mi arm Maidele in Brunne-n-awe g'falle-n-isch.

Isch's dunde in e großer brächdiger Garde kumme unn hat gar erschreckilig grinne. Said der Bierebaum: „Maidele, worum griensch e so?" Said's Maidele: „„Worum sodd i nidd griene, worum wodd i nidd griene? mi Miäderle hat merr e Steeßel gäh, daß i in's Brinnle g'falle bi!"" Said der Bierebaum: „Maidele, hebb di Firdiächle under, i will derr e Paar Biere gäh!" — Unn 's Maidele hat d'scheenste Biere vun 'm iewerkumme. Derno isch's zue 'nem Zwädschgebaum ku. Said der Zwädschgebaum: „Maidele, worum griensch e so?" — Andwordet's Maidele: „„Worum sodd i nidd griene, worum wodd i nidd griene? Mi Miäderle hat merr e Rändele gäh, daß i inn's Brinnele g'falle bi."" — Said der Zwädschgebaum: „Maidele, hebb dien Firdiächle under, i will derr e Paar Zwädschge gäh. Unn do hat er 'm d'allerischeenste Zwädschge in d'Gehre g'schiddelt.

Bie de-n-andere Bäum isch's mie'm guäde Kind grad o 'ne so gange.

Z'letscht kummt's an e groß guldig Schloß unn grient gar jämmerrlich. Luägt e wiesse Maddam zuäm Fenster use, unn frogd's: „Maidele, worum griensch e so?" — Said's Maidele: „„Worum sodd i nidd griene, worum wodd i nidd griene? Mi Miäderle het merr e Rändele gäh, daß i in's Brinnele g'falle bi!"" — „E, waisch was?" said d'Frau, „du ka'sch bie merr iewer Nacht si. Z'erscht sag awer, wo widd liäwer esse: bie'm Hindele unn Kätzele, oder bie Herr unn Frau?" — Said's Maidele gar b'scheide: „„Bie Hindele unn Kätzele! i meechd niämed schinniäre!"" — Derno hat's awer

griselig, grausam, daß es ein Graus war. — dunde, drunten. — lenge, reichen, holen. — Ränn, Rändle, Stoß. — said, sagt. — sodd i, sollte ich. — iewerkumme, erhalten. — Gehre, Schoos, gerens. — o, auch. — 'ne so, also. — use, heraus. — frogd's, fragt es. — du ka'sch, du kannst. — si, sein. — niämed, niemand. — schinniäre, gêner, hindern, im Wege sein.

derfe mit Herr unn Frau eſſe. Sadd d' Maddam: „Wo widd liäwer ſchlofe: die Hindele unn Käzele, oder die Herr unn Frau?“ Andwordet's Maidele: „„Die Hindele unn Käzele!““ Derno hei's juſt derfe die Herr unn Frau ſchlofe. — Am andere Morje ſadd d'Maddam: „Wiä widd liäwer heim fahre: in e 're bächige unn harzige, oder in e 're ſilwerige unn guldige Kutſche?“ — Sadd's Maidele: „„In e 're bächige unn harzige.““ Hat awer derfe in e 're ſilwerige unn guldige Kutſche heimfahre.

Wo 's heim kunnt, luägt 's Schweſterle zuäm Fänſter uſe, ſchlagd d'Händle zſämme unn ſchreit:

O bidi bidi bumm!
Mi Schweſterle kunnt!
Iſch ſchwer belade
Mit Silwer unn Guld,
Will'm geh helfe-n-ablade!
O bidi bidi bumm!

Wo d' beeſe Muäder g'ſäh hat, daß ihr Stiäfmaidele zu ä 're ſo hoche n-Ehre kumme-n-iſch, ſaid ſe zuä ihrem lieblige Kind: „Waiſch was, Annele? wirf du di Wirdele-n-e in Brunne unn ſpring 'em no! Wer weißt? vielliht geht's der dunde wiäs die'm Schweſterle gange-n-iſch unn de kunnſch im e guldige Scheeſle z'ruck geh fahre!“ Das iſch awer e beeß unn ſtettkepfig Kind g'ſi.

Kumm hat d'Muäder usgeredt g'ha, ſe lid 's Wirdele ſcho im Brunne-n-unde, 's Maidele ſpringt 'm no unn kumt in dä ſcheen groß Garde, von dem i-n-i ſcho erzählt ha. D'Sunne hat guldig glitzert, unn d'Roſe unn d'Jilge ... nei! das iſch e Bracht g'ſi! Kumt 's Maidele zuäm Bierebaum unn ſaid: „Allung du, gib merr o 'ne Paar Biere!“ 's hat awer lang g'warde unn der Bierebaum hat ſi nidd biwegt. 's geht widders unn kummt zuäm Zwätſchgebaum unn ſaid: „Allung, Zwätſchgebaum, gib merr o 'ne Paar Zwätſchge!“

bächige, pechige. — kunnt, kommt. — Scheeſle, chaise. Wäglein. ſtettkepfig, ſtarrköpfig. — ſe lid 's, ſo liegt das. — dä, dieſen. i-n-i, ich, euch. — Jilge, Lilien. — nei, nein! — Allung, allons'. — biwigt, bewegt, allemannisch. — widders, weiters.

Wer 'm awer nix's gäh hat, das iſch mi Zwätſchgebaum g'ſi, unn was d'andere Bäum do hänn, das bruchi-n-i nidd erſcht z' ſage.

Z'hinderſcht im Garde lüegt d' wieſſe Frau wieder uß iehrem Pallaſt unn ſaid: „Maidele, wo widd anne, wo kunnſch här, was bigährt di Herzele?" — „„Ine will i! äſſe will i! ſchloſe will i im e guldige Bettle unn heimfahre will i im e guldige Kidſchle!"" D'Maddam ka 's Lache kumm verhalde unn frogt widders: „Mit wäm widd liäwer eſſe, mit Hund unn Katz oder mit Herr unn Frau?" — „„E mol mit Herr unn Frau, verſteht ſi!"" Derno hat 's zuär Stroſ mit Hund unn Katz miäße-n-eſſe. No-n-e-re Wiel frogt d'Maddam wieder: „Bie wem widd liäwer ſchloſe, bie Hund unn Katz, oder bie Herr unn Frau?" — „„E mol bie Herr unn Frau, das verſteht.ſi!"" — Wer awer mit Hund unn Katz hat miäße ſchloſe, das iſch mi bees Maidele g'ſi. — Am andere Morge wo's uffſteht, ſaid d'Maddam: „Wie widd liäwer heimfahre, in der harzige unn bächige, oder in der guldige unn ſilwerige Kutſche?" — „„E, emol in der guldige!"" ſchreits. Hat awer zuär Stroſ miäße in der bächige Kutſche heimfahre.

Was d'Muäder g'ſaid hat, wo ihr Kind im bächige Wägle mit Schand unn Spott heimkumme-n-iſch unn was ſe firr e G'ſicht derzuä g'macht hat? Jä, i däd's i gern ſage, awer mi Urähni, wo ſo guät g'ſi iſch merr's G'ſchichtle z'erzähle, hat afange-n-e ſchwach Gedächtniß unn ka ſi nimm druf b'ſinne! —

nix's, nichts. — das bruch i-n-i, das brauch ich euch. — ine, hinein. iä, ja. — i däd 's i, ich würd' es euch. — Urähni, Urgroßvater. — afange, anfangs.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

An den Leser 5

I. Lieder, Sprüche, Spiel- und Scherzreime.

1. Wiegenliedchen 1—11 11
2. Lieder und Sprüchlein für die ersten Kinderjahre 12—30 14
3. Spielreime 31—69 21
4. Kinderräthsel 70—77 38
5. Verkehr mit der Natur 78—99 40
6. Sprüche von Handwerkern 100—112 48
7. Lieder und Sprüche auf bestimmte Zeiten und Feste 113—132 . . 52
8. Kindergebetlein 133—136 62
9. Bauernregeln, Hausſprüche, Sprichwörter 137—183 63
10. Haus- und Volksliedchen, Scherzſprüche und Reime verſchiedenen Inhalts 184—235 69

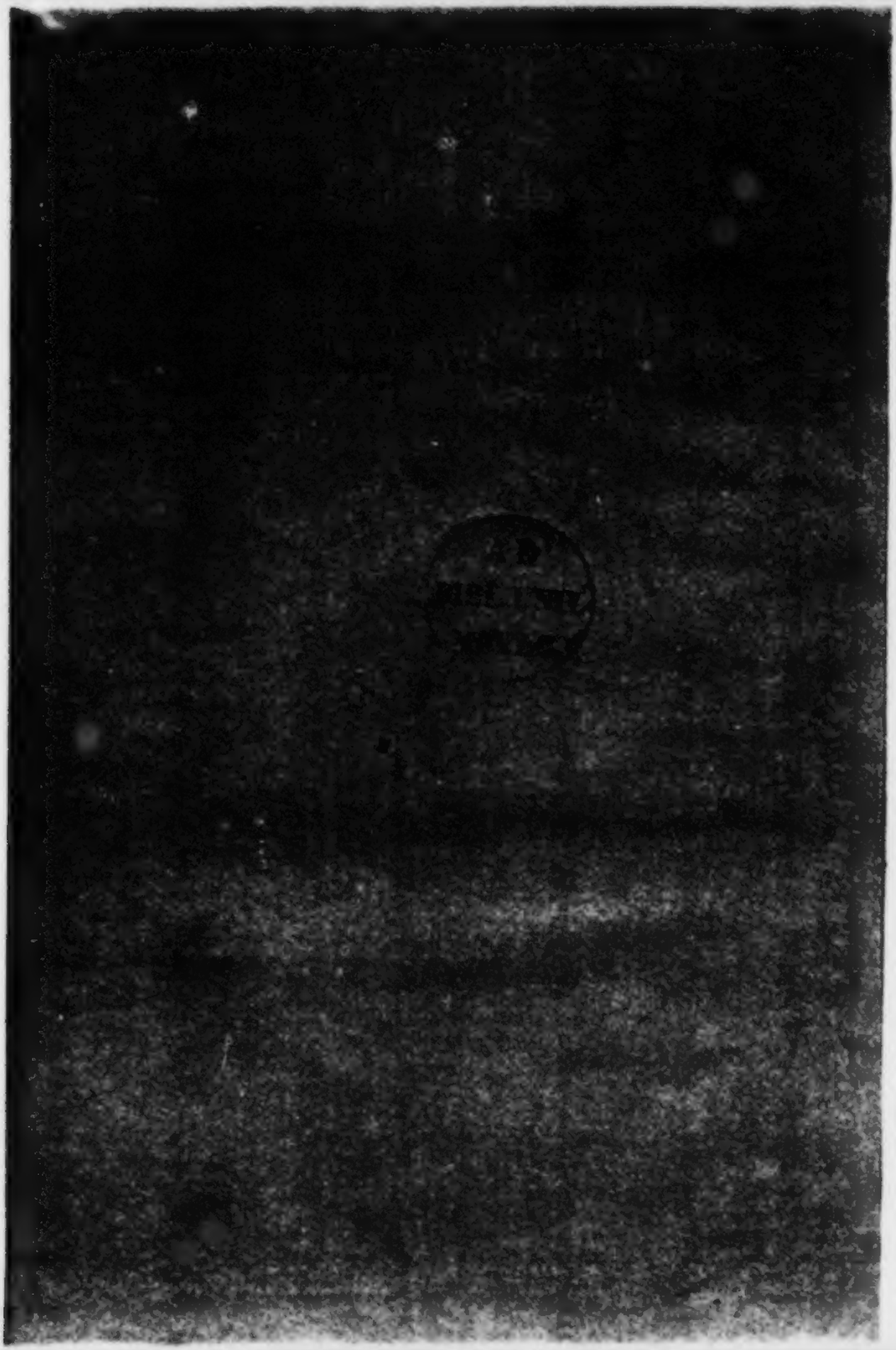
II. Mährchen, in Proſa.

1. Vom Schnirrchele 236 93
2. Vom Käßchen und vom Mänchen 237 95
3. Die dummen Thierlein 238 97
4. Vom kleinen kleinen Fräulein 239 98
5. Die Frau des Muſikanten 240 99
6. Gevatter Myſel und Gevatter Löwwerwirbel 241 99
7. Die ſieben Gaislein 242 100
8. Das Eierkuchenhäuslein 243 102
9. Mann und Frau im Eſſigkrug 244 109
10. Die zwei Stiefſchweſterlein 245 113

Druckfehler.

S. 23, Anmerk. 36, ſteht ſtatt namentlich das Wort natürlich.
S. 56, Nro. 127, ſteht ſtatt b'ſchave, b'ſchole.
S. 60, Nro. 132, ſteht ſtatt vollzählig, vollzählich.

Die übrigen Druckfehler bittet der Herausgeber, dem die Korrektur nicht immer konnte zugeſendet werden, ſelbſt zu verbeſſern.



Neujahrs-Stollen

auf

1859.

Herausgegeben

von

August Stöber.

Mülhausen,
Gedruckt bei J. P. Rißler.
Zu haben in allen Buchhandlungen des Elsasses.

1506

A D
BIBL. REG.
MONAC.
Universitäts
München
Bibliothek

Dem Leſer.

In Straßburg, meiner lieben Vaterſtadt, und in einem guten Theile des Elſaſſes, iſt es Sitte, ſich zum Neujahr, einen mit Roſinen und Meertrauben geſpickten Milchweck, Stollen genannt, zu ſchenken.

Wenn in dem geiſtigen Stollen, welchen ich hier meinen Leſern zum Neujahr 1850 anbiete, zwiſchen den Roſinen und Meertrauben, hie und da, vielleicht ein Mücklein, miteingebacken worden iſt, ſo mögen ſie mir's nicht allzuhoch aufnehmen; die Thierlein wären dann ohne meinen Willen in den Teig gefallen, was auch dem ehrlichſten Bäcker geſchehen kann. Wenn ihnen deswegen nur das Gebäcke ſelbſt nicht gar zu unſchmackhaft vorkömmt!

Unter dem Titel **Neujahrs-Stollen**, beabsichtige ich, auch künftighin, meinen werthen Landsleuten, bescheidene Mittheilungen zu machen, aus dem Gebiete der elsässischen Geschichte, Sage, Sitten, Gebräuche, Volksvorurtheile, Sprache, Literatur und Kunst; und, finde ich die nöthige Unterstützung, so soll, Ende Juni jedes Jahrs, ein zweites Heft, als **Johannis-Feuer**, erscheinen.

Wenn man sein Land recht lieben will, so muß man es vorerst, in allen seinen Beziehungen, recht kennen, und wenn man in der Gegenwart recht tüchtig für die Zukunft arbeiten will, so kann einem die Vergangenheit manch heilsamen Fingerzeig geben.

Der Verfasser.

Mülhausen, 1. Dezember 1849.

I.

Schilderung des Elsasses,

in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts,

von

Sebastian Münster,

(geboren zu Ingelheim, am Rheine, 1489; gestorben an der Pest, zu Basel, 1552.)

Diese Schilderung unseres Heimatlandes, von einem warmen und begeisterten Freunde desselben, die ich an den Eingang meines Büchleins stelle, ist der, immer seltener werdenden, Kosmographie (Weltbeschreibung) des oben genannten Basler Professoren, Sebastian Münster, entnommen, welche, in erster Auflage, bereits im Jahr 1544, und seitdem noch viermal in der deutschen Originalsprache, so wie in französischer und lateinischer Uebersetzung, erschienen ist. Sie beginnt das 135ste Kapitel und führt folgenden Titel: „Von dem Elsaß, und seiner grossen Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden." — Die nachfolgende Stelle ist aus der, in Basel 1592 erschienenen, bei Heinrich Petri gedruckten Ausgabe, und nach dem schön erhaltenen Exemplar der öffentlichen Stadtbibliothek daselbst, mitgetheilt.

— — Diß Land wird getheilt in daz Ober vnd Nider Elsaß. Das Ober stoßt an daz Sunggöw, hat viel Herrschafften, anfangs gegen Thann vnd Sennheim des Abts von Murbach Herrschafft, nemlich Watwyler, Gebwyler, vnnd andere Flecken, darnach die Mundath, alß Sultz, Rusach,

vnnd anders dem Biſchoff von Straßburg zugehörig. Vnd gleich daran die Landtgraffeſchafft im Obern Elſaß, nemlich die Statt Einßheim (Enſisheim), mit etlichen Dörffern. Die Landgraffeſchafft kam an Graffe Albrechten von Habſpurg, König Rudolffs Vatter, Anno 1200 vngefehrlich. Das Landt Elſaß ſtoßt gegen Orient an den Rhein, aber im Occident endet es ſich an daz groß Gebirg Vosagum, daz ob Thann anfacht, vnd geht herab biß gen Weiſſenburg. Der Begriff zwiſchen dem Rhein vnd dem Gebirg iſt dreyer Meilen breit, aber bey Hagenaw iſt es etwas breiter: dann da thut ſich daz Gebirg 5 Meilen ferr (ferne) von dem Rhein zu.

Es kommen viel Wäſſer auß dieſem Gebirg Vosago vnd lauffen durch daz Landt dem Rhein zu, nemlich die Tholder (Doller): von Maßmünſter, die Lauch von Mürbach bei Gebweyler, die Fächt bey Türckheim. Die Brüſch von Schirmeck neben Molßheim, vnd durch Straßburg, die Sorn durch Zabern, die Mater (Moder), von Neuweyler durch Hagenow, die Sur durch den Forſt, von dem Surburg der Flecken vnd alts Cloſter, aber jetzundt ein Weltlicher Stifft, den Nammen hat; wie auch Lauterburg von der Lauter, die hinder Weiſſenburg auß dem Gebirg kompt, jhren Nammen vberkommen hat, vnnd andere viel mehr Waſſer; aber der fürnemeſt Fluſſz iſt die Jll, das laufft der lenge nach durch daz gantz Elſaß, nimpt ſein vrſprung im Sunggöw, hinder Altkirch, vnd Benſelden biß gen Straßburg, da kompt es erſt in den Rhein, vnnd faßt aber vorhin alle Waſſer die auß dem Gebirg kommen, als da iſt die Larg bey Jlfurt, die Tholder bey Jltzach, die Thur bey Einßheim, die Mürbach bey Horburg, die Ombach bey Rufach, die Fach (Fecht) zu Colmar, vnnd andere mehr.

Nun wie fruchtbar daz Elſaß ſey, magſt du darauß mer-

cken, daß in dem engen Begriff (Flächeninhalt) alle jar ein solch groß Gut von Wein vnnd Korn gefellt, daß nicht allein darvon seine Eynwohner der trefflich viel sind, zu leben haben, sondern man führt darauß mit Schiff vnnd mit Wägen den köstlichen Wein, in Schweitzerlandt, Schwabenlandt, Bayerlandt, Niderlandt, vnnd in Engellandt. Im Sunggöw (wie gemeldt ist) ja im gantzen Elsaß auff der ebne wechßt ein groß Gut von Korn, darvon Lothringen, Burgund vnnd Schweitzerlandt auch zu essen haben.

An dem Berg kocht sich der gut Wein, vnnd auff der ebne wechßt das Korn vnnd viel fruchtbarer Bäum. Man findt auch gantz Wäld mit Kestenbäumen in den Bergen. Darzu weißt man wol wie so groß Gut järlich von Sylber in dem Leberthal gegraben wirdt. Es sind da nicht minder dann dreyssig Sylbergruben, die haben all jhre besondere Nammen, wie ich bald anzeigen will. [1])

Weiter was köstlicher Weyd in diesem Gebirg gefunden wird, zeigen an die guten Münsterkäß so man darauß bringt, vnd daß ich es mit kurtzen worten sag; es ist in dem gantzen Teutschen Landt kein Gegenheit (Gegend), die diesem Elsaß möchten verglichen werden. Man findt wol Länder in Teutschland da besser Wein wechßt, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nicht darbey solchen vollen Brotkasten vnd lustige Obßgärten wie das Elsaß. Dann in diesem Landt findest du in dem Gebirg kein ort das nicht erbawen (bebaut) sey mit Flecken, Weingärten oder Ackern. Aber am Rhein ist es an manchem Ort sümpfig, hat daselbst gute Weyd für das Viehe.

---

[1]) Nemlich in den drei nachfolgenden Kapiteln, wo die Silberwerke von Mariakirch und ihr Betrieb weitläufig beschrieben werden.

Diß Landt iſt alſo wol mit Menſchlichen Wohnungen erbawen, daß darinn ſechs vnd viertzig Stett vnd Stettlin, die alle vmbmawert ſind, gefunden werden, vnnd fünfftzig Schlöſſer auff den Bergen vnd der Ebne gebawen. Der Dörfer aber vnd Weyler iſt kein zahl. Das arbeitſam Volk ſo darinnen iſt, verzecht gemeinlich all ſein Gut, ſpart nichts in zukunfft vnd darumb ſo etwan durch Reyff, Kelte oder Krieg, ein vnfall in Wein oder in das Korn kompt, leyden ſie mangel vnnd ſchwere Thewrung. Doch hilfft man den Armen, vnd ſtreckt jhnen für von dem gemeinen Speicher oder Kaſten.

Man findet nit einerley, ſonder mancherley Volk in dieſem Landt. Auß Schwaben, Bayern, Burgund vnd Lothringen lauffen ſie darein, vnd kommen ſelten wider darauß. Die Schwaben werden am meiſten da gefunden. Man laßt jederman darinn ſitzen der das Erdtreich will helfen bawen.

Vmb Keyſerſperg iſt es am aller fruchtbarſten, vnd ligen daſelbſt drey Stett alſo nahe bey einander, daß man mit einer Büchſen von einer zu der andern ſchieſſen mag, nemlich Ammerßweyſer [1]) (Ammerßweiher), Keyſerſperg vnd Könßheim (Kienßheim). Da man gefewrten (gefeuerten) Wein (macht), den man in den Fäſſern durch zugelegte Glut ſiedet (ſiedet), oder vergrebt den ſüſſen Wein in Trebern, darinn er ſterben muß, vnd alſo ſüß zu bleiben gezwungen wirdt. Etliche thun die wohlzeitige Trauben in die Fäſſer vngeſtoſſen, vnd ſchütten Meſt, der ein wenig geſotten, darüber, ſo bleibt der Wein auch vber Winter ſüß, vnd beſonder Muſcatell.

---

[1]) Ein Druckfehler für: Ammerßweyher.

II.

Peter von Hagenbach,

burgundiſcher Landvogt im Sundgau und Elſaß.

1469 — 1474.

Quellen: Twinger von Königshoven, Elſäß. Chronik, Straßb. 1698. S. 370 u. ff. — P. Etterlin, Kronika der loblichen Eidgnoſchaft. Baſel 1752. S. 190 u. ff. — D. Schilling, Burgundiſche Kriege, Bern 1743. S. 75 u. ff. — Mieg, der Stadt Mülhauſen Geſchichte, I, S. 100 u. ff. — Graf, Geſch. der Stadt Mülhauſen, B. I. S. 245 u. ff. — P. von Hagenbach, von Dr. J. Bader, in der Zeitſchrift Erwinia, Straßb. 1839. S. 109 u. ff. — Strobel, Geſch. des Elſaſſes, Straßb. 1842, III, S. 288 u. ff.

Der welſche Herzog von Burgunn
. . . . . .
Derſelb kond an ſie hetzen
Den Hagenbach, das wüthend Schwein,
Derſelb bezwang ſie ſchiere
Daß ſie ihm mußten gehorſam ſin
Als ein gezemptes Thiere.

Der edel Fürſt löſt wiederumb ſin Lande,
Darnach that man zu Hande
Den Hagenbach gar ſchier,
Den unſinnigen Stier.

Aus Veit Weber's Bundeslied.

Nachdem König Ludwig XI. von Frankreich, einer Verbindung mit dem Erzherzog Sigmund von Oeſterreich, zur

Bedrückung der Schweizer und ihrer Verbündeten, ausgewichen war, wandte ſich letzterer an den reichen, eroberungsſüchtigen Herzog Karl von Burgund, der nicht nur mit dem Plane einer vollſtändigen Wiederherſtellung des Königreichs Burgund umging, ſondern ſeine Blicke ſelbſt auf Frankreichs Krone richtete. Er bezahlte an die Eidgenoſſen, die ihnen von Sigmund im Waldshuter Frieden, 1468, zugeſprochene Entſchädigung von zehntauſend Gulden, und noch achtzigtauſend Gulden an Oeſterreich, und erhielt dafür, als Unterpfand: die Grafſchaft Pfirt, ſo wie alle öſterreichiſchen Gebiete im Sundgau, Elſaß, Breisgau und Schwarzwald.

Die Uebernahme geſchah im Jahr 1469, und es wurde zum Statthalter und Vogt über dieſe Herrſchaft geſetzt, der burgundiſche Hausmeiſter Peter von Hagenbach.

Gegen allen Vertrag, machte dieſer Landvogt, der einer ungemeſſenen Herrſchſucht, einer gränzenloſen Hoffart fröhnte, die drückendſten Forderungen an Stadt und Land; ſo daß er bald der Gegenſtand des allgemeinen Schreckens, aber auch des allgemeinen Haſſes wurde. Mit Kindern und Greiſen, Frauen und Jungfrauen, mit Bauern, Stadtbürgern und Rittern, mit Pfaffen und Laien, trieb er allen böſen Muthwillen, den ſein teufliſcher Sinn ihm eingab. Das Land und die Städte beſchwerte er widerrechtlich mit dem Böſpfennig [1]) und andern harten Steuern.

---

[1]) „Der Peter von Hagenbach der Landvogt gebot in allem lande und ſtetten in ſinem gebiete von jeder maß Wynes ein rappen zu geben, derſelbe rapp wart genant der böſpfennig, dis was ein gros ſchatzung.“ Königshoven, S. 371.

„Den böſen pfennig wollt er han,
und fieng vil nuwer ſchatzung an.“

(Altes Lied v. P. v. Hagenbach; S. Scherz, Glossarium german. fol. 178.)

Als dieß nun einige brave Männer von Thann nicht dulden, sondern bei ihren Freiheiten und Gerechtigkeiten bleiben wollten, ließ er eines Morgens, unverhofft, einen Theil von ihnen auf's Rathhaus führen, nahm ihnen die Waffen ab, und ließ sie schwören, das Rathhaus nicht eher zu verlassen, als bis er es ihnen erlauben würde. Unterdessen gebot er die andern, dreißig an der Zahl, nackt und gebunden auf den Marktplatz zu führen und vier derselben zu enthaupten. Die Leiber der Ermordeten ließ er, zum Schrecknis der Bürgerschaft, [1]) etliche Tage lang auf der Gasse liegen. Graf Oswald von Thierstein, Hans Erhard von Reinach und noch andere Ritter und Knechte, waren bei dieser unerhörten Gewaltthat zugegen gewesen, ohne daß es einer von ihnen gewagt hätte, Einsprache dawider zu thun.

Den inländischen Adel machte er sich jedoch nach und nach ebenfalls zum Feinde, indem er ihm seine Waidrechte und andere Freiheiten entriß. Denen von Straßburg und denen von Basel und andern Städten, besonders aber den Straßburgern, schrieb er, sie dürften fürderhin weder Rath noch Ammeister mehr machen: „er wolle schon kommen und ihnen einen setzen, der weder ein Bender, Schnider oder Schuhmacher wäre, der muste ein hertzog von Burgundy sin.“ [2])

Denen von Mülhausen erklärte er, sein Herr von Burgund sei der mächtigste in der Christenheit, der habe das ganze Land zu seinen Handen gebracht, er könne sie besser als irgend jemand beschirmen, denn niemand vermöchte es,

---

[1]) „Zu Schmach und Forcht der Menschheit ... Dergleich und ander unverdiente Grimm-Töde vollbracht er an mengem Biderman, armen und richen.“ D. Schilling, S. 81.

[2]) Königshoven, S. 371. — Bender bedeutet wohl Bandmacher, Bandwirker.

ſich ihm zu widerſetzen. Nun ſei aber Mülhauſen die Hauptſtadt des Landes und dieweil ihre Bürger mit Bern verbunden und Schweizer wären, „ſo könd man ſy anders niendert für ſchetzen noch halten, dann für einen Kuhſtall,„ wollten ſie ſich aber dem Herzog von Burgund unterwerfen, „als ſy danne billich tetent, ſo wurde ihr Statt ein Ros-Garten, und ein Crone im Lande genannt, und ſin Herr von Burgunn wurde ſy alle begaben, und rich machen, und vor denen von Bern und Solletern, den Schwitzern, wol beſchirmen.“ *)

Dieſen Antrag, welchen Hagenbach der Stadt Mülhauſen zu Ende des Jahres 1472 gemacht hatte, ſo wie die Erneuerung deſſelben, zu Anfang des folgenden Jahres, wieſen der freiheitliebende Rath und ſämmtliche Bürger auf's Entſchiedenſte zurück, wiewohl die Ritterſchaft ſich erboten hatte, Mülhauſen einzuſchließen und den alten Bürgermeiſter Tagſperger, ſo wie den Stadtſchreiber Ruesch, zu tödten, und dadurch eine allgemeine Verwirrung in der Stadt anzuregen.

Mehr Schrecken, als des Landvogts nun folgende Trohungen, bewirkte jedoch, im Winter 1473, die Nachricht, daß Herzog Karl, in eigener Perſon, über das lothringiſche Gebirge, durch das Weilerthal, an der Spitze von fünftauſend Reitern gekommen ſei, und ſich, am Weihnacht-Abend, in Breiſach niedergelaſſen habe. Er ſchrieb auch von da den Mülhauſern einen ſchmeichelhaften Brief, welche jedoch auf denſelben abermals ablehnend antworteten, und bemerkten, ſie müßten die Sache zuvor an den Pfalzgrafen berichten, der ihnen gerathen hatte, von jeder Unterhandlung mit Burgund abzuſtehen.

*) T. Schilling, S. 82.

Darüber erboste Karl sich nicht wenig, und da nun die Mülhauser keine Abgeordneten auf die Tagsatzung sandten, welche er den 31. Dezember zu Ensisheim angeordnet hatte, so schrieb er ihnen den 2. Jänner 1474, daß er in zwei Tagen mit seinem Heere vor Mülhausen stehen, und ihnen den verdienten Lohn „ihres Betrugs und ihres Hochmuths“ geben werde; Bürgermeister und Räthe werde er an die Schranken vor der Kirche, wo man sonst die Diebe hinstelle, aufhängen und sämmtliche Einwohner der Stadt jämmerlich hinrichten lassen.

Diese Drohung brachte Mülhausen in so größere Bestürzung, da bald die Nachricht einlief, der Herzog ziehe seine Kriegsvölker dieß- und jenseits des Rheines zusammen. Es wurde ein allgemeiner Buß- und Bettag angeordnet, und ein feierlicher Umzug von der sämmtlichen Geistlichkeit und den Bürgern, ihren Weibern, Knechten und Mägden gehalten, um den Beistand Gottes zu erflehen. Der Zug wandte sich von der Stephanskirche zu derjenigen des deutschen Ordens, zur St. Nikolas-Kapelle, zu Unserer Lieben Frauen, zum St. Klara-Kloster, zu St. Johann, zu den Augustinern, und endlich zu der Barfüßer-Klosterkirche. In letzterer wurde ein Heiligen-Amt gehalten. Nach demselben blieben die Männer in der Kirche, um von Bürgermeister und Rath den Bericht über die Lage der Dinge zu vernehmen. Nachdem die Versammlung denselben angehört, beschloß sie einmüthig, daß die Bürgerschaft sogleich zu den Waffen greifen und Gut und Blut für die Erhaltung der Freiheit wagen solle. [1])

Karl rückte sofort mit fünftausend Mann vor Mülhausen und nahm sein Quartier in Niedisheim. Allein durch

---

[1]) Mieg, S. 103. u. ff.

ſtarke Regengüſſe und eingetretene laue Witterung, welche den Schnee in den Bergen ſchmelzen machte, war die Ill über Nacht aus ihren Ufern getreten, und hatte alles Feld umher ringsum alſo überſchwemmt, daß die Stadt wie eine Inſel aus dem Waſſer emporragte.

Am folgenden Morgen ritt der Herzog auf den Mittelberg, um zu rekognoſciren; allein er ſah bald ein, daß es ihm unmöglich ſeie die Stadt anzugreifen, bevor ſich die Gewäſſer verlaufen hätten, und da ihn wichtige Geſchäfte nach ſeiner Hauptſtadt Beſançon riefen, ſo hob er die Belagerung auf und zog noch, zum allgemeinen Jubel der Bürgerſchaft, deſſelbigen Tages weiter.

Die benachbarten Reichsſtände waren aufmerkſam wie es Mülhauſen ergehen möchte, und ſorgten, daß dieſe Stadt nicht in fremde Hände gerathe: deswegen wurde eine Tagſatzung veranſtaltet zu Baſel auf den H. Dreykönigstag, und allda erſchienen die Geſandten des pfälziſchen Kurfürſten und der Städte Zürich, Bern, Solothurn, Straßburg, Colmar, Schlettſtadt, Oberehenheim und Kaiſersperg. Dieſe beriethen ſich, wie Mülhauſen zu retten wäre; und da derſelben Noth von ihrer großen Schuldenlaſt herrührte, ſo wurden Mittel vorgeſchlagen, derſelben beſtmöglichſt abzuhelfen und erkannt, daß die Bürger der erwähnten Städte, welche Kapitalien zu fordern haben, ſechs Jahre Zinſen nachlaſſen ſollten, damit auch diejenigen Zinſen berichtiget werden könnten, welche Mülhauſen an Unterthanen des Herzogs Karl ſchuldig war, und welche auf die Zahlung drangen: ſo erboten ſich Bern und Solothurn 700, Straßburg 600, Baſel 400, Colmar, Schlettſtadt, Oberehenheim und Kaiſersperg 400, in allem 2100 Goldgulden vorzuſchießen; wofür ihnen einſtweilen das Schultheißenamt verpfändet ſein ſollte. Straßburg erklärte ſich

das Kapital fünfzigguldenweiſe und ohne Zins, zurückzunehmen. — Durch die Vorſorge und edle Denkungsart der befreundeten Städte, ſah ſich nunmehr Mülhauſen in ruhigerm Zuſtand und ſchwang ſich nach und nach wieder empor: deßwegen dieſe Wohlthat in ſtetem Gedächtniſſe zu erhalten. Alſo auch haben die Bürger, Einer dem Andern, zwei Zinſe in Geld und Früchten nachgelaſſen. [1])

Das muthige Betragen der Mülhauſer verfehlte nicht ſeine Wirkung auf Peter von Hagenbach zu machen. Nach dem Abzuge ſeines Herrn, zeigte er ſich freundlicher gegen ſie, und als er, am 24. Jänner 1474, zu Thann, ſeine Hochzeit mit einer Gräfin von Thengen, feierte, lud er dazu ein und ſchrieb:

„Den Erſamen Wißen Meiſter vnd Rät ze Mülhuſen, Minen guten Fründen.

„Min früntlich Dienſt zuvor, Lieben Fründen, Nochdem vnd Ich ein Hußfrow genomen hab, bin ich in willen die uff Sunnetag neſtkomend zu Huſe ze fueren vnd Morendes uff Mentag zu Tann zu Kilchen ze gende (gehn) vnd wie wol ich darzu wenig Lütte berufft oder geladen hab dann allein die mit den ich in guten willen ſton (ſtehe), dorumb ſo bitt ich Uech Jr wellent mir zu liebe alſo Uewer Erſamy Ratzbottſchafft uff Sunnetag neſt kommend gan (nach) Tann ſchicken by Mir uff der Hochzitt zu erſchinen, das will ich harnach zu gutem Willen umb Uech verſchulden. Dat. uff Mitwoch neſt noch Sant Anthonien Tag Anno 1474.

Peter Von Hagenbach Ritt.
LandVogt vnd Hoffmeiſter.“ [2])

---

[1]) S. Wieg, S. 105.

[2]) Das Original dieſes Briefes, ſo wie dasjenige des ſpäter folgenden, nebſt Briefen von Karl von Burgund ſelbſt, werden auf dem Mülhauſer Stadt-Archiv aufbewahrt.

Die Stadt ſchickte in ihrem Namen den Bürgermeiſter Dagſperger und den Schreiber Johann Jakob Simmler. Die Hochzeit dauerte acht Tage lang, während welchen Hagenbach die freiwilligen oder gezwungenen [1]) Geſchenke von „allmänniglich, Rittern und Knechten, Pfaffen und Laien," in Empfang nahm.

Kaum waren vierzehn Tage herum, ſo ſchrieb er den Mülhauſern abermals, um ſie zur Faſtnacht nach Breiſach einzuladen:

„Min früntlich willig Dienſt zuvor, Lieben Fründen. Es habent Ich vnd ander Herren Ritter und Knecht der Frowen zu gevallen vnd um guter Geſellſchaft willen angeſchlagen, zween oder drieg Tag Baßnacht zu Briſach zu halten vnd iſt geſchriben uff Sambſtag zu Nacht nechſt vor der Pfaffen Baßnacht do ze ſinde (ſein), wann Ir nu dieſe Ting in früntlicher mernung vnd als gut Nachpuren bedecht ſind, ſo hab ich nit wellen loſſen dann Uech das verkünden, üwer Bettſchafft die dann geren gut Geſellen ſin wellen, ouch dahin ze ſchicken. Datum uff Zinſtag nechſt nach Sant Agathen Tag Anno 1474.

Peter von Hagenbach Ritter
Lannt Vogt vnd Hofmeiſter."

Mit den Mülhauſern hatte er ſich alſo, äußerlich wenigſtens, wieder auf guten Fuß geſetzt, allein ſonſt im Lande verübte er die größten Gewaltthätigkeiten. Gleich nach dem Faſtnachtfeſte, nahm er die dabei anweſenden Abgeordneten

---

[1]) „Er beſtimmte ſelbſt, was er wünſchte herbeigebracht zu haben: Ochſen, Kälber, Hühner, Getreide, ſo daß ihn das ganze Feſt wenig Geld koſtete." S. Strobel, III S. 372. — Romantiſch ausſtaffirt findet man die Beſchreibung von Hagenbachs Hochzeit, in: Recueil de légendes, chroniques et nouvelles alsaciennes, Mulhouse 1849, p. 137 et suiv.

von Rheinfelden beiſeits und ſchlug ihnen vor, ihren Schultheiß, nebſt den Räthen abzuſetzen und ihnen neue Geſetze zu geben. Dann ſagte er zu ihnen: „Seht, ihr von Rheinfelden, meines Herzogs Wille iſt, daß, außer der ſchon lange vorhandenen Steuer, ihr, Jeder für ſeine Perſon, wöchentlich einen Rappen abtraget, von jeder Maß Wein einen Pfennig.“ Hierauf antworteten die Rheinfelder: „Wir ſind nichts als Boten unſerer Stadt: wir wollen, was ihr begehrt, unſerm Rathe hinterbringen, dann ſoll euch Antwort werden.“ Allein die Antwort lautete abſchlägig; ebenſo erwiderten einige andere Städte des Waldes, Laufenburg, Seckingen, an welche Hagenbach dieſelbe Forderung gemacht hatte. Am Biſchofe von Baſel, welcher ſich gleichfalls weigerte die neue Abgabe in ſeinem Lande einzuführen, nahm er folgende Rache: Eben hatten Fuhrleute aus Pruntrutt, (Porentruy), Wein in Sennheim gekauft, und wollten ihn nach Haus bringen, da ließ Hagenbach die Knechte, ſammt den Wägen und Pferden, auffangen und nach Enſisheim führen. Der Biſchof berief hierauf ſeine Beamten nach Pruntrutt, und erklärte, daß er Alles thun werde, um wieder zu dem Geraubten zu kommen; ſie verſprachen ihm dazu behilflich zu ſein. Doch kam der Biſchof erſt zu ſeinem Zweck, als er ſich an den Herzog ſelbſt wendete, der auch ſogleich die nöthigen Befehle zur Herausgabe des Weggenommenen gab. Damals war der burgundiſche Herzog in Dijon anweſend und hörte von den Erpreſſungen ſprechen, die ſich ſein Landvogt in den obern Rheingegenden erlaubte, da er doch bei ihm ſelbſt immer über die Armuth des Landes ſich beklagte. Karl beſchied ihn, ſo wie die Schultheißen und Beamten aus demſelben Gebiet, nach Blamont, um darüber

Gewißheit zu erlangen. Hagenbach aber, für seinen Kopf besorgt, sandte an seiner Stelle seinen Bruder Stephan. [1])

Unterdessen stellte er dreihundert Söldner an, die monatlichen Sold erhielten und ihm eidlich versprechen mußten, seine Befehle schnell zu vollziehen, sei es nun zum Todten, Hängen, Ertränken oder sonst zu ähnlichen Verrichtungen. Diese trugen Livree, und wurden in die Häuser in Breisach vertheilt. Am linken Arm hatten sie Armband, auf dem eine Tanne stand mit drei Würfeln, VI, III und II bezeichnet, (zusammen eilf), mit der Inschrift: „Ich passe." [2])

Hagenbach's Anmaßungen und Grausamkeiten nahmen nun immer mehr zu; wer sich den Forderungen seiner Sinnenbegierden oder seiner Habsucht widersetzte, den traf alsogleich harte Strafe und nicht selten der Tod. Allein das Maß seiner Ungerechtigkeit sollte sich bald füllen. Diebold Schilling sagt hierüber in seiner treuherzigen Sprache: „Der allmechtig ewig Gott, als der dis menigfaltig Unrecht lange nit hat wellen gestatten, sunder denselben Wüttrich, des Stunde der Rach hie was (hier war, gekommen war), in die Gruben siner Untat, die er andern gemacht, fallen lassen

---

[1]) Strobel, S. 303 u. 304.

[2]) Strobel, S. 304. — Etterlin, S. 192, berichtet über die Entstehung dieser Mord-Söldlinge Folgendes: „Es begab sich hieuor vff ein zytt zuo Basel, das Hagenbach vor etlicher der Eidgenossen knechten solliche schmachwort von Eidgenossen rett (redete), wo er nit entrunnen (were), Er domalen erstochen vnd zerhowen worden, wann er hatt vff die selb zytt sine diener bekleydet mit brun, graw, vnd wissen Röcken zerhouwen (zerhauen, d. h. durchschlitzt) mit simwelen (runden) löchern, vnd vff die Ermel ein lyberig (Liberei, Stickerei) lassen machen, namlich dryg (drei) würffell, darumb ein spruch darin stuond, Ich Paß, der meynung mit den Eidgenossen ze spielen, die aber demnach Achtzene wurffend, dar durch (dadurch, wodurch) er das spyl verlor."

hat, und in (ihn) glich Lucifero, durch sin ungerechte Hochfart von dem Stul sines Gewaltes abstürtzen wolt, hat ihm des alles gewaltiglichen wellen unterziechen."

Die verpfändeten Lande hatten schon lange eingesehen, daß auf dem Wege der Güte und Vorstellung mit dem halsstarrigen und tranniſchen Landvogte nichts auszurichten sei; sie hatten sich deswegen schon mehrere male an Herzog Karl selbst gewandt, allein da war ihnen wenig Trost hergekommen. — Endlich brach ihnen die Geduld: sie baten den Herzog Sigmund von Oesterreich, ihren rechtmäßigen Oberherrn, er möge doch dem Landvogt von Burgund ernstliche Vorstellungen über sein Betragen machen. Sigmund that es sogleich und schrieb an Hagenbach: „er solte jm sin lüte nit so hart halten, er solt sy by altem rechten lassen bliben, als sin Herr der herzog von Burgundy versprochen hett nach des briefes besage (d. h. nach den Bedingungen des eingegangenen Vertrags)." [1]) Da ward aber Peter von Hagenbach noch zorniger und that dem Land und den Leuten noch viel mehr zu Leide.

Nun schloß Herzog Sigmund einen Bund mit den Eidgenossen, mit der Stadt und dem Bischofe von Basel, mit der Stadt und dem Bischofe von Straßburg, mit den Städten Kolmar, Mülhausen, Kaisersperg, Schlettstadt, Münster, Türkheim, Oberehnheim und Rosheim. [2]) Zuerst (den 21. Hornung 1474) kamen die Gesandten dieser Städte in Basel und sodann, den 27. März in Konstanz zusammen. Hier erschienen auch die Boten des Königs von Frankreich und die Räthe des Pfalzgrafen. Es wurde ein zehnjähriger fryden, d. h. Bund geschlossen, welchem, außer den genannten

[1]) Königshoven, S. 371.
[2]) Königshoven, ebendas.

Fürſten, Biſchöfen und Städten, noch andere Ritter und Knechte, Aebte und Prälaten beitraten. Man beſchloß dem burgundiſchen Regimente ein Ende zu machen, und die verpfändeten Lande einzulöſen. Deswegen erboten ſich die Städte, die dem Herzoge Sigmund von Karl von Burgund geliehenen achtzigtauſend Gulden vorzuſtrecken und dieſelben, was auch in der Folge geſchah, in Wechſeln auf die Münzſtätte von Baſel zu legen.

Bei der Kunde von dieſen Beſchlüſſen kam Herzog Karl außer ſich vor Wuth, machte den an ihn abgeſandten Boten alle möglichen Einwendungen, und wollte den Pfandſchilling durchaus nicht annehmen. Die Boten ſagten aber, ſie hätten nichts mit ihm zu verhandeln, ſondern ihn blos von den Verhandlungen in Baſel und Konſtanz in Kenntniß zu ſetzen. [1])

Die Nachricht, daß die Lande frei ſeien, verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in allen Städten und Gauen; alles athmete friſch auf, nach dem langen Drucke, wie nach einer ſchweren Gewitterſchwüle: in Baſel ertönten alle Glocken, und zahlreiche Freudenfeuer, die alten Zeichen der Freiheit und Freude, loderten von Berg zu Berge. Die Sundgauer waren nicht die letzten, das Joch abzuſchütteln. „Do das die im Sunckouw (Sundgau) ſehen," ſagt der alte Königshoven, „und wuſtent das das gelt zu Baſel lag, do weltent ſy dem herzog von Burgundy und ſinem lantvogt nit me gehorſam ſine (ſein), und mevneten ſy werent der erde ledig." [2])

Durch all' dieſe Vorgänge war auch Hagenbachs Muth geſunken; er mochte eine Ahnung davon gehabt haben, daß ſein Stündlein bald ſchlagen würde, denn er führte ſeine Gattin,

---

[1]) Strobel, S. 367. — Königshoven, S. 371.

[2]) Ebendaſ. —

nebst seiner vorzüglichsten Habe, in ein Schloß, das in Lothringen lag, und begab sich selbst zu seinem Herrn, um Hülfe zu verlangen, welche dieser ihm jedoch ausschlug, da er sein Heer nicht verringern wollte. Der Landvogt mußte sich also mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln begnügen, um seine Tyrannei, da wo er noch konnte, an's Ende zu treiben.

Da das Ober-Elsaß, der Sundgau und die Schweiz sich bereits nicht mehr viel um seine Herrschaft bekümmerten, und er sich zu schwach fühlte, ihre Weigerungen des Gehorsams zu bekämpfen, so wandte er sich wider die österreichischen Unterthanen. Und da er, wegen dem, zwischen Sigmund von Oesterreich und den Eidgenossen geschlossenen Vertrage, vor den letztern am meisten auf seiner Hut sein mußte, so zog er, in der Charwoche desselben Jahres (1474), mit einem starken Kriegshaufen nach Breisach, im Breisgau, mit dem Vorsatze diese Stadt zu befestigen.

Am Charfreitage drang er mit seinen Soldaten und dem Henker in die Kirche, als eben der Pfarrer auf der Kanzel die Leidensgeschichte des Herrn vortrug, und gebot ihm herabzusteigen, oder er wolle ihm die Augen ausstechen lassen. *)

Am Ostertage ließ er Männer und Weiber, Jung und Alt, versammeln und gebot ihnen, den folgenden Tag einen Graben zu machen. Dadurch wollte er sie vor die Stadt locken, die Thore schließen und die zurückgebliebenen Bürger todten lassen. Allein sein Plan wurde glücklicher Weise vereitelt. Es waren damals in Breisach zweihundert deutsche Kriegsknechte und ihr Hauptmann, Vöglin genannt, wußte um das Vorhaben des Landvogts, und es erbarmte ihn des Volks. Er sagte nun zweien Bürgern: Ich will zu dem Herrn gehn

*) Schilling, S. 113.

und ihm Geld fordern für den rückſtändigen Sold; er wird darüber wohl zornig werden; ſodann laſſe ich auf die große Pauke ſchlagen, und das ſoll euch ein Zeichen ſein, daß ihr in Harniſch und Waffen auf den Platz kommet und wir ergreifen ihn dann und machen allem Druck und Elend ein Ende.

Es geſchah, wie verabredet geweſen, und als die Bürger den Schall der Pauke hörten, drangen ſie aus allen Gaſſen hervor zum Markte, umringten und entwaffneten den Landvogt, welcher ſeine Kriegsleute um Hülfe rufen wollte, und brachten ihn, nebſt Johann Wernher von Pfirt, den er zum Schultheiß gemacht hatte, in gute Verwahrung. [1])

---

[1]) So erzählt Königshoven, S. 371 u. 372. — Theils nach Etterlin, theils nach einer mir unbekannten Quelle, ſchildert Niklas Vogt, (Rheiniſche Geſch. u. Sagen, Frankf. 1817, S. 65 u. ff.), Hagenbachs Gefangennehmung folgenderweiſe: „Kaum war er in die Stadt gekommen, als er ſogleich den Stadtrath mit Leuten ſeines Sinnes beſetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Feſtungsbau mit zu arbeiten. Die Ausübung dieſer Bedrückungen unterbrach aber ſein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und ſchmaußten wie an feſtlichen Tagen auf Koſten der Stadt. Er ſelbſt aber hielt köſtliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speiſen und Getränke ſich gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann, die ſchöne Tochter eines ehrbaren Bürgers. Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchſten Grad geſtiegen. Der Vater der Geſchändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Vögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte ſein Elend. Dieſer, aufgebracht über ſolche Frevelthat, und da er noch hörte, daß auch ſein eigener Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete ſogleich einen Aufſtand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Platze ſtanden, und entweder des Landvogts Befehle, oder ſonſt ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab ſich Vögelin, nebſt einigen ſeiner Freunde, zu dem Tyrannen ſelbſt, und forderte die Loslaſſung ſeines Bruders. Peter von Ha-

Die Nachricht von Hagenbachs Gefangennehmung erfüllte alles Volk mit Jubel; der war so groß, daß Schilling sagt „ohn allen Zwiffel das Kind im Mutter-Libe ſich frewt“ (freut).

Die burgundischen Truppen, nebst den fünfhundert Lombarden, welche die Besatzung der Stadt ausmachten, wurden alsobald vertrieben. Oesterreicher, Schweizer und Teutsche drangen ins Breisgau und Elsaß. Herzog Sigmund selbst kam an der Spitze von dreitausend Reitern, und nahm wieder von seinen Ländereien Besitz. Ueberall zog man ihm freudig entgegen, und die Jugend der Stadt Basel, woselbst ihm den 20. April ein glänzender Empfang bereitet worden war, begrüßte ihn, das Osterlied auf ihn anwendend, mit den Worten:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Deß sellend wir froh syn,
Sigmund soll unser Trost syn,
Kyrie eleison!

Wäre er nit gefangen,
So wär's übel gangen:
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sin böse List.
Kyrie eleison!

Nachdem nun Sigmund dem Herzoge von Burgund, die schuldigen Summen abermals angeboten hatte, empfing er die Huldigung von seinen Städten und Schlössern und er-

---

genbach war überrascht, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als seine Sklaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er Vögelins Gesuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein, und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgeworfen, u. s. w.“

nannte den Ritter Herman von Eptingen zu seinem Landvogte.

Auf den Befehl seines Herrn, berief derselbe nun ein Gericht von Abgeordneten der Städte Bern, Solothurn, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Freiburg (im Breisgau), Neuenburg, am Rhein und Kenzingen, je zwei von jeder Stadt; zu denselben ernannte die Stadt Breisach noch acht ihrer Bürger, so daß das Gericht aus sechsundzwanzig Mitgliedern bestand, unter dem Vorsitze des Schultheißen von Ensisheim, Thomas Schutt. Die vorzüglichsten Anklagepunkte waren: „Peter von Hagenbach habe, gegen den Vertrag, das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrücket, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten eingeführt." Dagegen erwiderten die Fürsprecher des Beklagten: „daß Hagenbach einigen Aufrührern die Köpfe habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von seinem Herrn gehabt, welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geschändet, so befände sich wohl Keiner unter seinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte." [1])

Die Verhandlungen dauerten den ganzen Tag hindurch; Hagenbach gab sich alle Mühe, durch Red und Widerred, die Sache in die Länge zu ziehen; deswegen hatte er auch vier Vertheidiger erwählt, welche alle angehört werden sollten, „ee (ehe) das er im rechten versaren wölt," (d. h. bevor er die Gültigkeit des Gerichtes anerkannte). Als die Nacht anbrach, wurden Fackeln angezündet. Nun sank Hagen-

[1]) Vogt, S. 65.

bach vollends der Muth; er hatte gehofft, die Sitzung würde abgebrochen und auf den folgenden Tag verlegt, wo ihm dann vielleicht Hülfe von außen käme. Das Gericht erklärte ihn jedoch einstimmig für schuldig.

Nach dem Urtheilsſpruche trat ein Herold auf ihn zu, beraubte ihn ſeiner ritterlichen Ehrenzeichen und übergab ihn dem Henker, welcher ihm, angeſichts des Volks, das Haupt abſchlug. [1])

Von Hagenbachs Betragen, auf ſeinem Todesgange, berichtet Schilling: „Er wart alſo demütig, da man ihn verurteilt und ußfürt, daß er jederman durch Gottes, und ſiner Mutter, Magt Marien willen, bat, und anrufft, daß man ihm vergeben, und Gott für ihn bitten welt, dardurch menig (mancher) Menſch zu Erbarmend mit ihm bewegt, und wart gen Hagenbach gefürt, und zu ſinen Fordern (Vorfahren) beſtatt." [2])

Den Kopf, den man auf der Kolmarer Stadtbibliothek aufbewahrt, hielt man lange Zeit für denjenigen Hagenbachs. Dieſe Annahme war aber durchaus irrig, da es bekannt iſt

---

[1]) Nach Etterlin, S. 193, boten ſich mehr als acht Scharfrichter an, Hagenbach zu enthaupten. „Es warent me dann acht nachrichter da, ſo jn begertten ze richten, Aber man entpfalch jn dem von Kolmar, der waß vaſt (ſehr) ein kleins menly (Männlein), mit einem kurtzen ſchwertly, der welt jn nit annemen, bis das jm herr Herman von Eptingen vnd der Herold ſin Ritterſchaft als man ze tuen (thun) pflicht, abnamend, Do fuert er jn biß über die Rinbruck mit ſchenden (Streh: oder Holzfackeln) vnd Lerſtchen (torches, Fackeln), mit nachuelgen (Nachfolgen, Begleitung) groſſer menig des volckes, ze reß vnd ze fueß, vnd ſchlueg jm ſin heupt ab. Alſo wurden die armen lütt eſſ daß mal erlößt."

[2]) S. 119.

— Schillings oben angeführte Worte bestätigen es namentlich — daß die irdischen Ueberreste des Landvogts, seiner Familie zugesandt worden waren. Vor einigen Jahren hat Herr Roßmann, Dekan von Alt-Breisach, zu beweisen gesucht, das jener Kopf kein anderer sei, als derjenige eines Johanniters, den die Sarazenen enthauptet, und daß diese Reliquie lange Zeit in der Kapelle des Malteserhauses zu Freiburg verehrt worden; 1679 sei dieselbe in das Münster von Freiburg gekommen, wo sie sich noch im Jahr 1796 befunden habe, und von da endlich sei sie, durch das französische Kriegsheer, mit andern seltenen Gegenständen, auf die Kolmarer Bibliothek geschickt worden. S. Gebweiler Dominikaner Chronik, herausgegeben von X. Roßmann, Kolmar, 1844. S. 82. Anmerk. des Verfassers.

Auf dem Würtembergischen Landes-Archiv, in Stuttgart, befindet sich ein ziemlich weitumfassendes Gedicht, welches Peter von Hagenbach zu seinem Helden macht. *) Es ist eine Papierhandschrift, in Folio, von 156 Blättern, ohne Titel, aber, den Schriftzügen nach, aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Verfasser ist unbekannt; doch scheint er, seiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Oertlichkeiten nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelsässer gewesen zu sein. Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forscher Dr. H. Schreiber, in Freiburg, in seinem Taschenbuch für Geschichte und Alterthum, vierter Jahrgang, S. 316 u. ff., wo er zu gleicher Zeit, in Kürze, den Inhalt eines jeden der 148 Gesänge mittheilt.

---

*) S. August Schnezler, Badisches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, Bd. 1. S. 306

Auf der innern Seite des Einbandes besagten Gedichtes, sind folgende Reime zu lesen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach
Große Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befelch noch Beschey'd,
Bezahlt's zuletzt mit sinem Haubt,
Im Jahr 1474, das glaubt."

III.

Sprüchwörter

und

ſprüchwörtliche Redensarten im Elſaß, [1])

nebſt Erläuterungen.

Erſtes Halbhundert.

1 Zwiſche jiſcht un hott geht's grad 'nuß. [2])
Wer d' Gais annimmt, mueß ſie au hüete.
Kumm i bit nitt, kumm i merje.
Eim d'Supp verſalze.
5. Eine tuwetänzi mache. [3])
Gang geh Band haue! [4])
Er blockt us 'm letſchte Loch.
Hinte nooch kumme, wie d'alt Faſnacht. [5])

---

[1]) Sie ſind im Straßburger Dialekt gegeben; kömmt ein anderer vor, ſo wird's beſonders angezeigt.

[2]) jiſcht, hüſt, Fuhrmannsruf, links; hott, rechts.

[3]) Eine Mülhauſer Redensart, wie auch die nachfolgende; iſt von dem unſteten Herumtanzen der Tauben genommen, bei welchem ſich ihr Schwanz immer im Kreiſe herum dreht.

[4]) Giſelein, (J. Grimm's Grammatik der hochdeutſchen Sprache unſerer Zeit, für Schulen und Privatunterricht bearbeitet, S. 334), erklärt: Er kann Band hauen gehn, mit: Er iſt verarmt und mag ſich mit Hauen von Widen und Weiden ſein Brod verdienen.

[5]) d. h. zu ſpät, hintennach kommen. Alte Faſtnacht hieß der erſte Sonntag in der Faſten, wo laute Luſtbarkeit nicht mehr erlaubt war,

E roth's Reckel verdiene. [1])

10. d'Gäns melke. [2])

Jetz gehn d'r Katz d'Hoor us!

I kann jo zu mie'm Heu Stroh sauje.

Er hett Yufäll (Einfälle) wie's Ylebecke Hinterhus.

Er lebt wie d'Vejel im Hanfsoome.

15. Wem's Glück will, dem kalbt der Schleghel [3]) uff der Bühne. (Mülh.) Oder:

Wem's Glück will, dem kälwert der Spalthammer uff der Kast. (Unter-Elsaß, auf dem Lande). [4])

Yun siewe Schiere-n e Latt.

Yun nien (neun) Suppe-n-e Dunkes. [5])

'6 geht üewwer's Bohuelied. [6])

---

und wer alse erst da tanzen und syringen wollte, der kam zu spät. In der Schweiz sagt man auch: „Kommen wie die Appenzeller," weil diese erst spät dem Schweizerbund beitraten; das nemliche besagt auch die Redensart: Kommen wie die Schweizer mit den Palmen. S. Eiselein, S. 331 u. 350).

[1]) Bei Th. Murner (Anfang des 16ten Jahrhunderts) „ain graw (grauen) reck verdienen."

[2]) Sich mit fruchtlosen Dingen abgeben.

[3]) Schleghel, Schlägel.

[4]) Bei Geiler von Kaisersberg: „Wenn Gott will, so kreget, (kräht, schreit) ein Arthelm under dem banck."

[5]) Von Vielem wenig; wird besonders auch von weitlosen Verwandtschaften gebraucht.

[6]) Diese Redensart ist in der Schweiz und in ganz Oberdeutschland gebräuchlich; man führt sie auf eine Satyre gegen den Pabst und die Klerisei, von Nikolaus Manuel, aus Bern, zurück, in welcher der Anfang heißt:

Erbarm sich got und alle chör der engel,
Taß unser veter (Vetter) Bonenstengel
So jung mit tod abgangen ist.

Eiselein (S. 338) widerspricht dieser Meinung, und hält dafür die Redensart komme von einer gewissen Gattung älterer Lieder, von welchen z. B. einige folgenden Refrain haben:

Was versteht e Kueh vun n're Muschgetnuß!
Ebb's in's Kibbes han, wie d'Buewe d'Vöjelsnester. [1])
Diß isch de Miese gepfiffe. [2])
Wenn unser Herrgott uß 'm e Mann e Narre mache will
so nimmt err 'm d'Frau.
's gut Männel mache.
Wenn's grien schneit. Oder:
Wenn's Katze haghelt. (Mülh.) [3])
d'Sach isch g'spättert. [4])
Schimpfe wie e Rohrspatz.
Er stellt sich uff d'Hinterfieß.
Uf de Druese sin. [5])

Nun gang mir uß den bonen —
Waz eren hat fro (Frau) bone,
Daz man so von ir singen sol.

Mir scheint bei der Redensart „'s geht üewwer 's Bohnelied," nicht auf diese ganze Gattung von Liedern überhaupt, sondern auf ein bestimmtes Bohnenlied, wahrscheinlich eine Parodie des Originalliedes, und welches von trivialer oder gar unsaubrer Abfassung gewesen sein mag, hingedeutet zu werden. Es hat wohl damit dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Lied von Möringer, von welchem auch S. Brand, im Narrenschiff (Ausg. von Strobel, S. 204), spricht:

Schütt sie, das jr die suwglock klyng
Vnd sie den moringer jm syng.

Das Originallied vom edeln Möringer hatte durchaus nichts Anstößiges, es gab aber davon höchst triviale Parodien und Versionen. Möringer kömmt also nicht von mor, Sumpf, her und bedeutet Kothlied. Vergl. darüber: Scholl, Deutsche Literaturgesch. in Biographien und Proben. Bd. 1, S. 519.

[1]) im Kibbes han, miteinander haben.

[2]) 's ist vergebene oder nicht hinreichende Mühe; es geschieht so wenig als die Mäuse kommen, wenn man ihnen pfeift.

[3]) Renvoyer aux calendes grecques oder à la semaine des quatre Jeudis; à la St.-Jamais.

[4]) g'spättert, von Spatt, geflickt.

[5]) Druese, Hefen, la lie.

Ei'm de Kopf zwiſche d'Ohre ſetze.
Ei'm mit der Sangleck litte. [1])
Ei'm uff'm Nacke ſitze. Oder:
Ei'm uff d'r Huwe (Haube) ſitze. (Mülh.) [2])
Ei'm Dreck unter de Leime mache.
Uß e're Luus e • n • Elephant mache.
Wenn e Mann e Korb wär,
Unn e Barrik e Schallbär. [3])
Mit der Fiſchbleck! Oder:
Sunſch nix als Knepfle! Oder:
Mit der Schuchbürſte! (Mülh.) Oder:
Jo Katzeknewle! (Mülh.) [4])
'ſch iſch weje d'r Fuehr. Oder:
'ſch iſch vor d'Fuehr.
'ſch iſch vun weje de Welle.
Im Dunkle iſch guet munkle.
Er kummt an wie d'Sau im Juddehuus.
Wenn de nit zefridde biſch, ſo ſteck e Steckel derzue.
Do ſitze wie drei un elf.
Do ſtehn d'Ochſe • n • am Berrj.
Jetz iſch's uß un Ame! (Amen).

---

[1]) Mit groben Worten kommen.

[2]) Man ſagt deswegen auch: Geh merr vum Nacke, und gang merr ab der Huwe. (Mülh.)

[3]) Bürger ſagt: „Der Mann der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Geld ſchon gemacht."
Barrik, Perüke; Schallbär, Stoßkarren.

[4]) Dieſe vier Redensarten ſind ſcherzhafte Verneinungen oder abſchlägige Antworten. — Katzeknewle, Katzenknoblauch.

IV.

Die Sage vom Irrkraut. [1])

Im Schnaizwald, zwiſchen den Gemeinden Ingweiler und Rothbach, im Unter-Elſaß, wächst ein kleines, den Blicken der Menſchen verborgenes Kraut, das Irrkraut genannt. Wer auf dasſelbe tritt, oder wem Samen davon in den Schuh oder, beim Holzleſen, auf die Schürze fällt, der verliert plötzlich, und wär's am hellen Tage, den Weg, und wird, obgleich der Wald von keiner bedeutenden Ausdehnung iſt, an ganz unbekannte Stellen geführt, wo er ſich oft ſtundenlang nicht mehr zurechtfinden kann. Selbſt Förſter und Kuppenhüter, „welche den Wald auswendig können, wie's Vaterunſer," haben es eingeſtanden, daß ihnen das Irrkraut ſchon manchen böſen Spuk geſpielt hat.

Vor nicht ſehr langer Zeit, gieng eine Frau von Ingweiler, früh morgens in den Schnaizwald, welcher ihrer Gemeinde angehört, um Reiſſig zu ſuchen. Sie hatte bald ein Bündel zuſammengeleſen, und trat den Heimweg an, in Gedanken mit dem Frühſtück beſchäftigt, das ihr Mann einnehmen wollte, wenn er, zu kurzer Raſt, von der Morgenar-

[1]) Aus den: Elſäſſiſchen Sagen und Geſchichten aus alter Zeit, Neue Sammlung, mit Angabe der Quellen und erläuternden Anmerkungen, welche im Laufe des Jahres 1850, bei Scheitlin und Zollikofer, in St. Gallen, im Druck erſcheinen werden.

heit zurückkäme. Als sie sich nun bald am Ende des Waldes angelangt glaubte, der nur eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt liegt, und eine Strecke weit vor sich hin blickte, wurden die Bäume lichter. Sie befand sich am Saume des Waldes; aber vor ihr lagen, statt der Ingweiler, die Rothbacher Felder. „Ach, ich bin auf's Irrkraut getreten!“ rief sie, und machte sich eiligst auf den Rückweg. Allein so sehr sie auch im Walde hin und her lief, den rechten Pfad zu finden, so gelang es ihr doch nicht, und noch zweimal kam sie an's Rothbacher Feld; bis sie sich endlich, an dem Waldgraben hin, auf die Landstraße begab. Es war aber schon spät im Nachmittag, als sie endlich, müde und matt, nach Hause kam.

Das Irrkraut ist auch an andern Orten bekannt. Im Thüringerwalde wird das Farnkraut also genannt; es heißt daselbst auch Atterkreutich, Otterkraut. Anderswo wird es Walpurgiskraut genannt, vielleicht weil sich die Heren desselben bedienen, um sich in der Walpurgisnacht ihren Angehörigen unsichtbar zu machen. „Um das Irrgehn zu verhüten oder aufzuheben, muß der Wanderer sich niedersetzen und die Schuhe wechseln, oder, wenn es ein Frauenzimmer ist, die Schürze abbinden, und umgedreht anbinden; alsobald weiß man wieder den rechten Weg. Man sagt, wer Otterkraut bei sich trage, den verfolgen die Ottern so lange bis er es wegwerfe.“ J. Grimm, Deutsche Mythologie, 2te Ausgabe, Göttingen 1844, S. 1161.

V.

Ueber die ſogenannten
Geſpenſterthiere
im Elſaß.

Es geht ein finſtrer Geiſt durch dieſes Haus.
Schiller.

Der Aberglaube, auf welchem die Sagen von den ſogenannten Geſpenſterthieren oder, wenn man es vorzieht, geſpenſtigen Thieren, beruht, iſt ſehr alt und, bei unſerm Landvolke beſonders, noch ziemlich verbreitet.

Bald iſt es der Teufel, welcher ſich in allerlei Thiergeſtalten hüllt, um die Menſchen zu verführen oder zu ſchrecken und zu quälen; bald ſind es Zauberer, Heren, welche, durch die Gewalt des Böſen, ſich in Thierkörper verwandeln und jeden argen Spuk treiben; bald aber auch ſind es die Seelen verſtorbener Menſchen, welche, zur Strafe für ihre Sünden, in Thierleiber gebannt, alſo umgehen müſſen, bis zu ihrer, an gewiſſe Bedingungen geknüpften, Erlöſung.

Wenn man dieſe ſeltſamen und unheimlichen Erſcheinungen für bloße Erfindungen der Furcht oder des Sinnentrugs erklärt,[1]) und ſie unbedingt ins Gebiet der Ammenmärchen und Spinn-

[1]) Sie ſind dieß allerdings auf einer Seite; allein die mythologiſche Bedeutung, welche ſie auf der andern haben, führt uns ins weiteſte

ſtuben-Philoſophie verweiſt, ſo iſt man freilich bald damit fertig. Geht man ihnen aber auf den Grund, ſo wird man in denſelben, wie beinahe in allen Volksſagen, merkwürdige Bruchſtücke einer alten, längſt untergangenen Religion erblicken, welche das Volk, unbewußt, neben ſeinem kirchlichen Glauben, von Geſchlecht zu Geſchlecht, mit ſich fortgeſchleppt hat, und an welchen es noch immer mit unbegreiflicher Zähigkeit feſthält.

Unter allen Naturweſen ſteht das Thier dem Menſchen am nächſten. Auf der Stufenleiter der Schöpfung, auf welcher ſich eine Art von Geſchöpfen an die andere zu ſchließen ſcheint, wie ein Kettenring an den andern; auf welcher aber jede ihre eigene Sproſſe einnimmt, und durch ihre Eigenthümlichkeiten, von den andern, über und unter ihm ſcharf abgetrennt iſt, reicht das Thier, nicht nur durch ſeine körperliche Beſchaffenheit, ſondern auch durch das ſeeliſche Etwas, welches aus demſelben mehr macht als eine Maſchine von Fleiſch und Knochen, unmittelbar an den Menſchen. Und es ſind nicht nur der Nutzen und die Annehmlichkeiten, welche das Thier dem Menſchen gewährt, was ihn an dasſelbe zieht; ſondern eben auch das geheimnißvolle Weſen und Treiben der Thierſeele, die ſich ihm, z. B. in dem treuen, liebevollen Blicke des Hundes; in dem ſcheuen, falſchen der

---

Alterthum und hat beſtimmte Ausgangspunkte. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt dieſelben, ſo weit es möglich, aufzuſuchen. Eine ganze Reihe ähnlicher abergläubiſcher Vorſtellungen und Volksvorurtheile, nebſt ihren mythologiſchen Quellen, ſoll in einem der nachfolgenden Hefte eröffnet werden. Ich habe dabei, außer dem wiſſenſchaftlichen, noch den praktiſchen Zweck, Geiſtliche, Schullehrer und andere wahre Volksfreunde, auf dieſe traurigen Erſcheinungen des Aberglaubens aufmerkſam zu machen, damit ſie dieſelben endlich einmal mit der Wurzel ausrotten.

Katze: in dem klugen, bedächtigen des Rindes, mittheilen möchte; die ſich durch Gedächtniß, durch ein nicht zu läugnendes Urtheils- und Schlußvermögen bekundet; die ſich durch Treue und Anhänglichkeit ihm anſchließt, oder durch Falſchheit und Feindſeligkeit ihm entgegenſetzt.

Die Thiere ſpielen in allen alten Religionslehren eine wichtige Rolle. Bald erſcheinen ſie, wie bei den Griechen, als bloſe Attribute, als Begleiter der Gottheiten; ſo finden wir bei Jupiter den Adler; bei Juno den Pfau; bei Minerva die Eule; — oder ſie fallen ihnen als Opfer; ſo wird dem Jupiter ein weißer Stier; dem Mars ein Pferd; der Cybele ein Mutterſchwein; der Venus ein Taubenpaar oder eine Brut Sperlinge geopfert. Bald nehmen die Götter Thiergeſtalten an: Jupiter verwandelt ſich in einen Stier, in einen Schwan. — Auch im deutſchen Mythus kommen ſolche Verwandlungen vor: „Odin nimmt die Geſtalt einer Schlange an, um durch ein gebohrtes Loch zu ſchlieſen, eines Adlers, um eilends zu entfliehen; Loki die einer Fliege, um zu ſtechen, oder durch ein Schlüſſelloch zu kriechen.“ [1]) Auch erſcheint Loki als Stute; einer ſeiner Söhne als Wolf; Thorr als Bär u. ſ. w. Bei den Deutſchen wurden beſonders Pferde, Rinder, Bären, Wölfe, Füchſe, Adler, Raben, Schlangen u. ſ. w., als, einzelnen Gottheiten geweihte Thiere, heilig gehalten.

Weiter ging der alte indiſche Mythus, welcher, durch die Lehre von der Seelenwanderung, zum eigentlichen Thierkultus führte. Nicht nur wandelt Viſchnu, der erhaltende Gott, zuerſt durch die thieriſchen Körper des Maja-Fiſches, der Schildkröte, des Ebers, bis er, durch denjenigen des

[1]) Grimm, Deutſche Mythologie, 2te Ausg. Götting. 1844. S. 313.

Menſchenlöwen, endlich zur Menſchwerdung gelangt; aber auch jede menſchliche Seele muß, nach ihrem Tode, eine lange Wanderung durch allerlei Thierweſen unternehmen, um, durch dieſe Büßungen gereinigt, endlich in den Schooß der Gottheit zurückkehren zu können. Daher kömmt bei den Hindus die Schonung, welche ſie allen Thieren gewähren, die Verehrung gewiſſer Arten derſelben und das Verbot von ihrem Fleiſche zu eſſen. [1]) — In Aegypten, wohin dieſelbe aus Indien gedrungen, wurde der Thierkultus bis zur Schwärmerei getrieben. Als heilig galten beſonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber; das Krokodil wurde nur in manchen Nomen göttlich verehrt, in andern konnte es ungeſtraft getödtet werden. Dagegen war die Verehrung des Apis, eines ſchwarzen Ochſen, mit einem weißen Dreieck auf der Stirne, einem weißen, halbmondförmigen Fleck auf der Stirne, und einem käferförmigen Knoten unter der Zunge, in ganz Aegypten verbreitet. Man glaubte, Oſiris habe ſeinen Wohnſitz in ihm genommen. Die Prieſter, welche ihre Geheimlehren hatten, nahmen dieſe Thiere wahrſcheinlich nur als Symbole von Naturkräften oder Attribute der Gottheit an, hielten ſich jedoch zur Lehre von der Seelenwanderung, indem ſie behaupteten, jede Seele müſſe, nach ihrem Tode, während dreitauſend Jahren, durch allerlei Thierkörper wandeln, bis ſie, geläutert, in den Genuß der Seligkeit treten dürfe. — Nach den Berichten Cäſars, hielten auch die Druiden, die Prieſter der Celten, an der Lehre von der Seelenwanderung feſt, und ein Theil unſerer Geſpenſterthiere mag

---

[1]) Die Thierſpitäler verſchwinden jetzt nach und nach in Hindoſtan; allein noch im Jahr 1823 war in Anjar eine Anſtalt, in der man gegen 3000 Ratten verpflegte.

wohl, im Gemiſche von germaniſchen Ueberlieferungen, ein Erbſtück von ihnen ſein.

Wenn wir nun nach dem Charakter der Verwandlungen in Thierformen forſchen, welche in dieſen kurzen mythologiſchen Ausſtellungen beſprochen wurden, ſo erſcheint derſelbe als ein zweifacher: Einerſeits geſchehen die Verwandlungen willkürlich; die Götter nehmen ſie, kraft der ihnen zu Gebote ſtehenden Zaubermacht an; — andererſeits geſchehen ſie unwillkürlich; die Seelen verſtorbener Menſchen werden, zur Abbüßung begangener Sünden, oder zur Prüfung und Läuterung, dazu verurtheilt. Eben dieſen Unterſchied müſſen wir auch bei den Erſcheinungen der Geſpenſterthiere machen, ſo wie ſie uns der Volksaberglauben in unſerm Lande vorführt.

1.

Willkürliche Verwandlungen ſind die Thiergeſtalten, welche der Teufel, der Erzzauberer und Oberherr der Zauberer annimmt, um, wie gleich anfangs angegeben wurde, die Menſchen zu verführen oder zu ſchrecken und zu quälen; oder auch ſolche, welche Zauberer und Heren annehmen, um böſen Spuck zu treiben. Als ſolche Teufelsthiere gelten im Elſaß namentlich folgende:

Das Pferd, beſonders das ſchwarze, wenn es zur Nachtzeit allein erſcheint. Es rennt den einſamen Wanderer über den Haufen, oder zwingt ihn aufzuſitzen, ſpringt mit ihm über Dorn und Hag und läßt ihn zuletzt an einer unheimlichen Stelle liegen. — Unter den Straßburger Stadtgeſpenſtern behauptet das Rößlein mit drei Beinen, welches über die Brücken und an den Geſtaden der Ill hin- und hertrabt, und welches der Teufel ſein ſoll, die erſte Stelle ein.

Dreibeinige gespensterhafte Thiere sind sehr alt; so reitet die Todesgöttin Hel in Pestzeiten auf dreibeinigem Pferde um und würgt Menschen [1]); so erscheinen in der wilden Jagd dreibeinige Hasen, ja selbst zweibeinige Pferde [2]). Nimmt der Teufel Menschengestalt an, so bleibt ihm wenigstens der Pferdefuß als Attribut.

Auch Heren, Teufelsweiber, können Pferdsgestalt annehmen. Im Jahr 1839 erzählte man mir in Buchsweiler folgende Geschichte, die sich jedoch nicht allda, sondern in einem Nachbarsorte zugetragen haben soll: Ein Mann wurde Nachts aus dem Schlafe geweckt, durch ein ungewöhnliches Geräusch, welches aus dem Stalle kam; er machte sich sogleich auf, und gewahrte, zwischen seinen beiden Pferden, welche sich unruhig hin und her bewegten, ein drittes kohlschwarzes, mit struppiger Mähne. Er wollte es am Kopfe hinausziehen, allein es schlug wider ihn aus, und er mußte unverrichteter Sache umkehren. Einige Zeit darauf hörte er denselben Lärm im Stalle, und er fand dasselbe Pferd wieder bei den seinigen. Als er aber bemerkte, daß es keine Hufeisen habe, weckte er schnell den Schmied, der neben ihm wohnte, und es sogleich beschlug. Den andern Morgen hörte man in einem Nachbarhause ein jämmerliches Geschrei von einer Weiberstimme; als man hinzu kam, fand man die Nachbarin im Bette liegen; sie hatte an Händen und Füßen Hufeisen.

Im Herenwesen überhaupt spielt das Pferd eine bedeutende Rolle; Geld, welches der Teufel den Heren gibt, verwandelt sich oft in Roßäpfel; wenn neugeworbene Mitglieder, nach dem Herensabbat, erwachen, haben sie statt der Becher Pferdehufen; statt des Bratens, einen Pferdekopf in der Hand.

---

[1]) Grimm, Myth. S. 804. [2]) Ebend. S. 804, 887.

Ein Herer, Namens Hanns Ritſchelm, von Enſisheim, geſteht in ſeinem Verhör, welches den 15. März 1616 daſelbſt ſtatt hatte, daß er „nach der teufliſchen Hochzeit: Da er nun erwacht, in einem Tod Roß-Corpel (d. i. Pferdsgerippe) gelegen ſey.“ Aus dem Enſisheimer Maleſiz-Protekolle, von 1551 — 1622.

Fragen wir nun, woher dem Pferde, welches beinahe in der ganzen heidniſchen Vorzeit, als ein heiliges und, namentlich bei den alten Teutſchen, als ein, im guten Sinne, zauberhaftes Thier galt, der dämoniſche Charakter zu Theil ward; ſo werden wir auf die Tage zurückgeführt, wo die chriſtliche Kirche, im Kampfe wider das Heidenthum, die von demſelben verehrten Götter, zu Dämonen machte. Allein „die Chriſten,“ ſagt Grimm, [1]) „hatten dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht ſo ſchnell noch ſo völlig entſagt, daß ihnen jene heidniſchen Geſtalten mit einem mal aus dem Gedächtniß entfallen wären. Sie wieſen den, zum Theil hartnäckig feſtgehaltenen, nur eine andere Stelle, weiter im Hintergrunde, an. Der alte Gott verlor ſein zutrauliches Weſen, ſeine nahen Züge, und gieng in den Begriff einer finſtern, ſchreckenden Gewalt über, welcher immer noch gewiſſe Einwirkung verblieb. Den Menſchen und ihrem Dienſte gleichſam abgeſtorben, irrte und ſchwebte er in den Lüften, teufliſch und geſpenſtiſch.“ So kam denn Wuotan oder Wodan, der „alldurchdringende, ſchaffende und bildende Gott, der Ordner der Schlachten, der Lenker des Siegs,“ an die Spitze des wüthenden Heeres, welches durch die Lüfte braust; wurde aber ſpäter, im Volksglauben, durch den Teufel erſetzt, und noch jetzt heißt der wilde Jäger auch der Teu-

[1]) Deutſche Mythologie, S. 870.

felsjäger. — Dem Wodan war, unter den Thieren, beſonders das Pferd geheiligt: er ritt das achtfüßige Roß Sleipner oder, als Siegesgott, einen hohen weißen Schimmel; als Todesgott oder Heljäger jedoch das dreibeinige Todtenpferd. Dem Teufel nun wurde, vom Volke, Wodan's Thier übertragen; ſo daß er ſich bald in daſſelbe verwandelt, [1]) bald ſeine Adepten ſich in daſſelbe verwandeln läßt; [2]) bald auch, unter gewiſſen Umſtänden, andern Menſchen Pferdsgeſtalt gibt, um ſie zu reiten. [3]) Die, noch üblichen, verwerflichen, Redensarten: „Der Teufel reitet ihn. — Welcher Teufel reitet ihn? — Der Teufel ſoll ihn reiten!“ u. ſ. w. ſpielen darauf an.

Als Teufelsthier gilt im Elſaß ferner noch der Bock. Als ſolcher holt der teufliſche Buhle die Heren ab, wenn ſie ſich zum Sabbat begeben; ebenſo fährt er bisweilen in einem von zwei ſchwarzen Böcken gezogenen Wagen. Aber auch ohne die ganze Thiergeſtalt, bleiben dem Teufel noch die Hörner, der Bocksfuß und — der Bocksgeſtank.

Die Frage: „Ob der Teufel ſich in einen Bock verſtellen, und einen und den andern über Land in der Lufft weghohlen könne?“ beantwortet Magiſter Johannes Quirsfeld, aus Pyrna, [4]) höchſt ſchlagend folgenderweiſe: „Dieſe Frage beſtätiget die Erfahrung, davon etliche Exempel ſollen mit angeführt werden und iſt dem Teufel, als einem mächtigen, ſchnellen, künſtlichen und ſubtilen Geiſte, wol müglich. Denn kunte er unſern Heiland Chriſtum JEſum in leiblicher Geſtalt mit ſich füh-

---

[1]) Vergl. Quirsfeld, Hiſtoriſches Roſen-Gebüſch, Pyrna 1684, S. 1029.

[2]) Ebendaſ. S. 203.

[3]) Mork, Mythologie der Volksſagen, Stuttg. 1848. S. 88.

[4]) Hiſtor. Roſen-Gebüſch, S. 1026 u. ff.

ren aus der Wüſten auf die Zinne des Tempels, ſo kan ers auch noch heut zu Tage mit einem andern Menſchen thun. Er iſt auch ſchon ſo künſtlich, daſſ wie er ſich in einen Engel des Liechts, er ſich auch wol in einen Bock verſtellen, und deſſen Geſtalt an ſich nehmen kan. In der Lufft zu ſchweben und ſchnell dahin zu fliegen, iſt ihm leichter, als dem ſchnelleſten Adler oder anderm Vogel. Nur ligt es daran, daß er ſich von keinem darff reiten laſſen, als über den er von Gott Gewalt bekömmt, welches meiſt ſolche Leute, die Gott offt aus den Augen ſetzen, ihres Gebets vergeſſen, und ſich alſo wider dieſen Geiſt nicht wol ausgerüſtet haben." Von den beigegebenen Hiſtorien, welche auf dieſe einleitenden Worte folgen, will ich, um der Merkwürdigkeit willen, die erſte mittheilen:

„Herr D. Mengering erzehlet, daß zu Bitterfeld auf einem nahe dabey gelegenen Dorffe, ein Encke und Schirmeiſter (d. i. ein junger Ackerknecht und ein Groß-Knecht) auf des Raths daſelbſt Fürwerck beyſammen gedienet. Und weil der Encke ſich auf gewiſſe Zeit aus dem Bette verlohr und daher in Verdacht der Hexerey kam, kömmt dem Schirmeiſter der Vorwitz an, die Wahrheit deſſen zu erfahren, mitgenommen zu werden. Hierauf praesentirten ſich die folgende Nacht zween Böcke, auf einen ſetzet ſich der Encke, auf den andern der Schirmeiſter, doch warnet ihn dieſer, er ſollte ja kein Wort unter Wegens reden. Sie kamen an den See bey Seeburg in der Grafſchafft Mannsfeld, da ſpringt der eine Bock mit dem Encken in einem Huy über den See, der Schirmeiſter dencket, was will daraus werden? Sein Bock, der etwas kleiner und ſchwächer, ſtellet ſich als furchtſam, meckert und gebet zurück. Endlich holet er aus, und ſetzet in einem Sprung hinüber, da hebt der Schirmeiſter an, und ſpricht:

„Je nun! war das nicht ein Sprung?“ Augenblicks wirft ihn der Bock in eine Hecke, da er ſich ziemlich zerſtechen, des Tages erwartet; und nachdem er ſich mit Mühe aus den Hecken gearbeitet, gehet er wieder nach Bitterfeld, woſelbſten er's angezeiget, wie es ihm ergangen iſt.“

Magiſter Quinsfeld und Doktor Mengering, ſein Gewährsmann, lebten erſt vor etwa hundert und ſechzig Jahren! Wie trübe mag es damals in den Köpfen des Volkes ausgeſehen haben, wenn ſeine Gelehrten, im vollſten Ernſte, ſolches Zeug für baare Münze ausgaben!

So wie der Teufel, durch ſpätere Verwechslung mit Wodan, zum wüthenden Jäger; ſodann zu Wodans Pferd, und endlich zum Spukpferde überhaupt wurde: ſo ging er auch durch Donar oder Thorr, den Sohn Wodans und der Erde, den Gott des Donners, in das demſelben geheiligte Thier, den Bock, über. Grimm weiſt dieß trefflich in mehreren Stellen ſeiner Mythologie nach. Ich hebe die nachfolgende aus: „Nach der Edda hat Thorr ein Geſpann Böcke vor ſeinem Donnerwagen. Es iſt ebenfalls wichtig, daß dem Teufel, d. h. des Donnergottes jüngerem Stellvertreter, auch die Erſchaffung der Geiße und Böcke beigelegt wird, und wie Thorr die abgegeſſenen Knochen der Böcke bei Seite legen und aufheben läßt, damit er ſie neu beleben könne; ſo hat nach dem Glauben der Schweizerhirten die Ziege, etwas Teufliſches: ſie iſt vom Teufel erſchaffen, namentlich gelten ihre Füße für teufliſch und werden nicht gegeſſen.“ (S. 168 u. 169). — Auch der bei unſerm Volke noch übliche Namen: Teufelsfinger, welcher eine Art von Jura-Kalkverſteinerungen, die Belemniten bezeichnet, bringt Thorr und den Teufel in Verbindung; denn dieſelben heißen auch Donnerkeile, Donnerſteine, Donnerhämmer, eine Anſpielung

auf Thorr's Hammer, deſſen Wurf immer Blitz und Donner voraus gingen. Außer dem Bocke war dem Thorr auch noch der Bär geheiligt, dem die alten Teutſchen die Kraft zuſchrieben, Zaubereien unwirkſam zu machen. [1]) Auch in ſeine Geſtalt hüllen ſich der Teufel [2]) und die Heren. Für letztere iſt mir folgende Geſchichte erzählt worden: In der Gegend von Niederbronn und Gundershoffen befindet ſich eine Mühle, deren beſtimmte Lage man mir nicht angeben konnte oder nicht angeben wollte. Dem Müller aber, dem dieſelbe angehörte, war es unmöglich, ſeine Mühlärzte länger als zwei Tage zu behalten; denn ein Bär beſuchte ſie jede Nacht in der Mühle und jagte ſie in Schrecken. Endlich kam ein ſtarker und beherzter Burſche, der auch von dem Bärenſpuk gehört hatte, und bot, um guten Lohn und Koſt, dem Müller ſeine Dienſte an. Er trat auch alſobald bei ihm ein und ſollte ſchon in der nächſten Nacht mahlen. Nachdem er, auf des Glöckleins Ruf, gegen Mitternacht, wieder friſch aufgeſchüttet und einen guten Schluck von ſeinem Nachttrunke zu ſich genommen hatte, legte er ſich auf ein Paar Mehlſäcke, um auszuruhen. Er war noch zwiſchen Wachen und Träumen, als die Thüre, die von des Meiſters Stube in die Mühle führte, aufging, und ein großer zottiger Bär herein trat. Er machte ſich zuerſt am Beutelkaſten zu thun, ging im Scheidkaſten hin und her, ſodann die Treppe hinauf an die Trommel, und kam endlich auch auf den Mühlarzt zu, der auf den Ellenbogen geſtützt, dem Treiben des Bären kaltblütig zugeſehen hatte. Kaum reckte derſelbe aber ſeine Tatze gegen ihn aus, als der Burſche das Mühlbeil ergriff und ſie ihm abſchlug, worauf der Bär ſich mit furchtbarem Heulen davonmachte. Des andern Mor-

[1]) Nork, Myth. der Volksſagen, S. 314.
[2]) Ebendaſ., S. 314 u. ff.

gens, als man ſich zur Suppe ſetzte, fehlte die Müllerin: ſie lag im Bett und hatte den rechten Vorderarm verloren; den brachte der Mühlarzt eiligſt herbei, und man erkannte, daß die Müllerin eine Here ſei. [1])

Vom Wolfe, als Teufelsthier, habe ich in unſerm Elſaß keinen Bericht gefunden, wiewohl er in andern Gegenden häufig als ſolches erſcheint. Er iſt Loki's Thier, durch welchen Odin ſelbſt, beim Weltuntergang, ſeinen Tod finden wird. Der Teufel wird im Mittelalter, als ſeelenraubender Wolf geſchildert, und der aus dem griechiſchen Alterthume ſtammende Werwolf, oder Menſchenwolf, iſt vom Teufel auf die Zauberer übergegangen. Er ſpukt beſonders in der Chriſtnacht, iſt „nach jungem Blute gierig und raubt Kinder und Mädchen mit blinder Kühnheit.“ [2]) Er heißt auch im Schwediſchen Varulf, im Altfranzöſiſchen warou, ſpäter loup garou, und der Mülhauſer Kinderſchreck Marolf, mag wohl, bei uns, der einzige Nachkomme deſſelben ſein.

Als Fuchs, an den ſich, wie Grimm bemerkt, keine mythiſchen Vorſtellungen knüpfen, [3]) der aber in den alten Thierepen, als Reinhard, Reinecke, ſo wie in Fabeln und Mährchen, eine Hauptrolle ſpielt, finde ich den Teufel in dem ſchon oben erwähnten Prozeß des Enſisheimer Hanns Ritſchelm, der als Herer zum Feuertode verdammt wurde. Es heißt im zweiten, von ihm eingeſtandenen Klagepunkt: „Seyn der

---

[1]) Aehnlichen Mühlſpuk erzählen Bernhard Baader in Mones Anzeiger, 1839. S. 181. und Sommer, Sagen, Mährchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen, Halle 1846, Erſtes Heft, S. 57; in der erſtern Erzählung verwandelt die Here den Müllerburſchen in ein Pferd, das ſie reitet, in der letzten erſcheint die Müllerin als Katze.

[2]) Deutſche Myth. S. 1047 u. ff.

[3]) Ebendaſ. S. 634.

böß Gaiſt in dreyen tagen hernacher in eins Fuchß geſtalts zu Jme (ihm) kommen, unnd mit ſtarker Betrauung (Bedrohung) dahin gebracht, daß er (laider) Gott denn Allmechtigen verläugnet, und dem böſen Feindt zue dienen, verſprochen, welcher Jme Zauberey zuegeſtelt, die Leuth damit zue ſchädigen, ſo er aber damalen hinauß in graben geworfen."

Den Haſen nimmt das Volk ebenfalls als ein teufliſches Thier an, und ſeine Begegnung, als ein unglückverheißendes Zeichen. [1])

Unter den Hausthieren gelten der ſchwarze Hund, namentlich der ſchwarze Pudel, beſonders aber die Katze, als teufliſch.

Hier werden wir wieder auf den nordiſchen und deutſchen Mythus verwieſen. Die Katze war das heilige Thier der Freyja, der frohen, erfreuenden, gnädigen Göttin, der Göttin der Liebe! [2]) Sie fuhr aber auch auf einem mit zwei Katzen beſpannten Wagen, zum Schlachtfelde und theilte ſich mit Odin, in die Leiber der Erſchlagenen. Dieß iſt die Nachtſeite ihrer, ſonſt lieblichen Erſcheinung, und die Furcht vor ihr, als Todtenwählerin, ging auch auf die ſie führenden Katzen über, und ſo wie Wodans Todtenpferd, ſo kamen auch die Katzen in des Teufels Gewalt. Hier, nach Nork, [3]) einige Andeutungen: „Nachdem in der Freitags-Mitternacht — in welcher Freyja vorzugsweiſe mächtig gedacht ward [4]) — die

---

[1]) Unter den von Moſcheroſch, Geſchichte Philanders von Sittewalt, Straßburg 1650, Th. I, S. 482 aufgezählten Volksvorurtheilen ſeiner Zeit, kömmt vor: „Wem ein Haaß auf dem Weg begegnet, der kehre ſich dreymal vmb (um), ſonſt widerfährt jhm Unfall."

[2]) S. Grimm's, D. Myth. Art. Freyja.

[3]) Myth. der Volksſagen, S. 744 u. ff.

[4]) Der Freitag gilt noch jetzt, als ein Unglückstag, an welchem auf dem Lande gewiß weder Hochzeit, noch Kindtaufe, noch ſonſt ein wichtiges Geſchäft unternommen wird.

Katzen allen Teufeln geweiht worden, und solchergestalt dadurch der ihnen verursachte Schmerz magisch-sympathetisch auf die Katzen übertragen war, wurde sofort eine gespießt, und unter entsetzlichem Geschrei bei langsamem Feuer gebraten. Sobald das Geschrei nachließ, und die letzten Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte sogleich die zweite gespießt werden, denn es durfte nicht eine Minute Stillstand geben, wenn es die Hölle bändigen sollte, und sofort wurde das Opfer drei Tage und drei Nächte fortgesetzt, ohne daß man Nahrung zu sich nahm. Nach einiger Dauer des Opfers stellten sich höllische Geister in der Gestalt schwarzer Katzen ein. Der Lohn des Opfers war die Gabe des andern Gesichts, das man bis zum Tode behielt. Nicht blos in Schottland, wovon hier die Rede war, sondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberischen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht."

Als schwarze Katze erwürgte der Teufel im Jahr 1477 einen Fürsten von Murbach; so erzählt nämlich die Gebweiler Dominikaner-Chronik. S. 86: „Ein erschröcklicher Casus begabe sich alhier zu Gebweiler. Dan als Bartholomäus von Andlau, Fürst zu Muerbach, in dem obern Schloss Hugstein in sein gemach kame, undt Nacht were, da sas er auff seinem Stuel undt redete mit seinem Kammerdiener, was ihnen angelegen war; in dem so verlöst ihnen das Liecht. Der Kammerdiener nimb die Kertzen undt wolt ein anders Liecht anzinden; und als er es angezundten undt damit in die Stuben kame, da der Herr sase, da sache er mit grossen Schräckhen wie das ein schwartze Katz dem Herren auff dem Hals lage, die ihn verwurgt hat. Der Kammerdiener flohe aus der Stuben, gienge hinab, undt erzehlete es dem gantzen Hausgesind. Man thete ihn wie man

einem todten Cörper thun ſoll, legt ihn in ein Todtenſarch. In der fruhe, am Morgen, fiehrt man ihn gehn Muerbach er hete vier ſtarckhe Pferdt, die zugen an dem todten Cörpel das ſie ſchwitzeten; alle die da waren namb es groſſ Wundter; undt da er gehn Muerbach in die Khürchen kam, da thete man den Todtenbahr auff, wie es Gewonheit war, aber es wurd leider kein todten Cörper mehr darinnen gefundten. [1]) Gott wölle uns alle gnädiglich vor dem böſen undt unverſechenen Todt behieten."

Die Katze [2]) iſt vor allen auch ein Herenthier. Während Zauberer, (Herer, wie man ſie ja füglich nennen kann), ſich in Wölfe verwandeln, nehmen Heren Katzengeſtalt an. Zur Zeit, als ich den Flecken Oberbronn, im Bezirke Weißenburg, bewohnte, gab man mir als Kennzeichen der in Katzen verwandelten Heren an, daß ſie ſich gern unter Hohlziegel ſetzten oder auf den Herd, um bei Nachbarsleuten zu lauſchen, was im Topfe gekocht werde. Statt vieler, ſtehe hier folgende Herenkatze-Geſchichte, die mir damals erzählt wurde: Eine Frau, welche eine Here war und ſehr lüſtern nach guten Biſſen, aber nicht immer die Mittel hatte, ſich welche zu verſchaffen, wußte, daß bei dem reichen Nachbar eine Kindſchenk (ein Kindtaufſchmaus) gehalten wurde. Sie verwandelte ſich in eine große ſchwarze Katze, und ſetzte ſich in eine Ecke, in des Nachbars Küche. Sie ſah nun zu, wie

---

[1]) Warum? läßt der Chroniſt errathen. Er weiſt auch an einer andern Stelle, zum Jahr 1514, unzweideutig darauf hin. Die mündliche Volksſage hat dieſe Geſchichte auf eine eigenthümliche Weiſe bearbeitet. Sie ſoll in den angekündigten Elſäß. Sagen und Geſchichten mitgetheilt werden.

[2]) Ueber die Rolle, welche ſie im Herenweſen ſpielt, vergl. F. Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutſchen und ihrer Nachbarvölker. Stutt 1849. S. 351 u. ff.

Köchin die Speiſen bereitete, und merkte auf, ob dieſelbe nicht den Rücken verwenden möchte, damit ſie einen Griff in den Topf thun, und ſich eine gute Portion herausfiſchen könne. Das that die Köchin doch endlich einmal, um nach einem Geſchirre oder einem „Döbchen“ Salz zu langen, und huſch! fuhr die Katze in den Fleiſchtopf; allein die Köchin hatte ſie noch zu rechter Zeit erſehen, und hieb ihr mit dem ſcharfen Küchenmeſſer eine Vorderpfote ab. Den andern Morgen fehlte der böſen Here der vordere Theil eines Armes“

Die Fledermaus, ein Lieblingsthier der Heren und Zauberer, darf bei den Herenmalzeiten nicht fehlen. Bei einer teufliſchen Hochzeit, auf Weckmund, einem der Thürme von Dreien-Gren (Drei-Egisheim), wurden eine Menge von Fledermäuſen verſpeiſt.

Unter den Vögeln gelten:

Der Häher, die Krähe und der Rabe, [1]) Odins Vogel,

---

[1]) In einem Heren-Prozeſſe in Münſter (Ober-Elſaß), 1596, kömmt folgende merkwürdige Stelle vor: „Und meldet ſie, die Hebamm ſelbſt, die Vögel hätten ihr ſolch Unglück und Gefangenſchaft (ſie war nemlich angeklagt, eine Kindbetterin verhext zu haben), vorbedeutet. Denn als ſie in ihrem Krautgarten geweſen, wären zwei Raben kommen und hätten auf den nächſten Bäumen ſtark mit einander gehadert, als wenn zwei Männer miteinander hart redeten. Folgends wären auch zwei Aßeln kommen und hätten ſich ſo nahend zu ihr gethan, daß ſie vermeint, ſie wollten ihr auf den Kopf ſitzen; darauf ſie ſtracks zur gemeldten Kindbetterin berufen worden. Sie zeigte auch geſtrigen Tages an, es wäre ein klein Vögelein, aber ſchneeweiß, daß es vor Weiſſe gewitzert hab, eben durch das Thurmloch zu ihr hinabgeflogen und ſich auf den Korb, den ſie auf dem Schoos gehabt, geſetzet. Sie hab gedacht, es woll etwa ſeine Nahrung ſuchen, hab aber doch nit geſſen; ſie hab es auch nit fahen wollen, und es ſey hernach lang, bei gedachtem Thurmloch, neben dem Deckel geſeſſen.“ Aus einem Brief des Bürgermeiſters und Raths

ſo wie der Hahn und die Gans als Teufelsthiere. Das Begegnen der beiden erſtern iſt von böſer Vorbedeutung; von den beiden letztern ſind nur wenige Spukmärchen im Umlaufe. Auch die Ente, die ich ſonſt nirgendwo in dieſer Bedeutung gefunden habe, kömmt bei uns als Herenthier vor: Die Scharwache von Buchsweiler traf, in der Mitternachtſtunde, eine ungewöhnlich große Ente an, die, mit lautem Flügelſchlage, bald um ſie herum, bald vor ihr her flatterte. Einer der Wächter ergriff ſie beim Fettich (Flügel) und warf ſie zu ſeinem offenſtehenden Kellerladen hinab, daß ſie eine Pfote brach. Als er des andern Morgens nach Hauſe kam, hörte er inwendig an der Fallthüre des Kellers klopfen. Er machte auf und — ſeine Ehehälfte hinkte ihm entgegen und überhäufte ihn mit ſchrecklichen Flüchen und Schimpfworten.

Den Kukuk, der in Deutſchland hin und wieder als vom Teufel beſeſſen gilt, kennt man bei uns nur als Orakel hinſichtlich der Jahre, die man noch zu verleben hat.

Als Teufelsthier, unter den Inſekten, kenne ich im Elſaß nur den Goldkäfer, der auch des Teufels Pferd genannt wird. Wahrſcheinlich verdankt er dieſe diaboliſche Bedeutung ſeinen Raubzügen auf andere, kleinere Inſekten. Nach einer Sage aus unſerm Nachbarlande Baden, an die ich mich jedoch nur unklar erinnere, verwandelten ſich eine Menge von Goldkäfern, in wirkliches Gold. Als Gegenſtück zum Teufelspferd, gilt das Herrgottskäferchen, in Mülhauſen Lieweherrgottsthierle, in Deutſchland Sonnenkäferchen, Marienkäferchen, Blattlauskäferchen, Coccinella, das man

---

von Münſter, im Gregorienthal, Ober-Elſaß, an Doktor Kaſpar Vogler, zu Straßburg. Die Prozeßakten nebſt mehrern Briefen von und an gedachten Vogler, ſind noch im Archiv der Stadt Münſter vorhanden.

mit Wohlgefallen zu ſich kommen ſieht, und, ohne eine Sünde zu begehen, nicht tödten darf.

Die Fliege, welche anderswo, wahrſcheinlich in Beziehung auf Loki, als Teufelsinſekt gilt, kennt man bei uns als ſolches nicht, und wenn gegen eine hartnäckig verfolgende Fliege oder Mücke gehört wird „Du Teufelsmuck! Du Teufelsſchnek! ſo iſt dies wohl ein Ausdruck des Unwillens, der hier den Teufel, den böſen Ueberall und Nirgends, den Leutequäler und allgemeinen Sündenbock, wie noch in gar vielen andern Fällen, zur Strafe zieht.

Anders verhält es ſich aber mit

der Kröte; in dieſe verwandelt ſich der Teufel ſelbſt. Alſo lautet folgende Sage: Bruno von Egisheim war gleich bei ſeiner Geburt als ein Gottgeweihter bezeichnet worden. Er trug auf der Haut drei rothe Kreuze. Nachdem er ſpäter einige Jahre lang unter Berthold, Biſchof zu Toul, ſich der Theologie befliſſen hatte, kehrte er, reich an Kenntniſſen, Gaben und Frömmigkeit nach Egisheim, dem Schloſſe ſeiner Väter zurück. Müde von der Wanderung, legte er ſich auf's Moos, unter einem Baume nieder, und ſchlief daſelbſt ein. Da ſchlich ſich der Böſe, in Geſtalt einer rieſenmäßigen Kröte, herbei, und ſpie ſein Gift auf des Jünglings blühende Wange aus. Schmerzlich getroffen, und von einem tödtlichen Geſchwüre bedeckt, ſprang Bruno auf und ſeufzte: „Herr Gott, dein Wille geſchehe!“ Siehe, da erſchien plötzlich der heilige Benedikt, berührte ſeine Wange mit dem Kruzifixe und der Höllenſpuk verſchwand. Dankbar fiel Bruno auf ſein Knie, und gelobte in ein Kloſter zu gehen, und ſein Leben lang Gott zu dienen. Er that es, nahm immer mehr zu an Weisheit und Heiligkeit, und gelangte endlich, im

Jahr 1049, auf den päpſtlichen Thron, unter dem Namen Leo IX. [1])

Die Kröte kömmt als Teufelsverwünſchung in mehrern elſäſſiſchen Sagen vor. [2]) Als stigma diabolicum, drückte der Teufel den Novizen, das Abbild einer Kröte auf irgend einen Theil des Leibes, und in den Stern des linken Auges und übergab ihnen auch eine lebendige Kröte, vermöge welcher ihnen allerlei unheimliche Kräfte zu Theil wurden. [3])

Hieher gehören auch die trivialen Scheltwörter: Du beſi Krott! Du Teufelskrott!

Die Sage von tauſendjährigen Kröten, welche lebendig in Felſenplatten oder friſch zerhauenen Steinen gefunden werden, hängt wahrſcheinlich auch mit ihrem diaboliſchen Weſen zuſammen. Ebenſo mögen die eiſernen Kröten, welche in der St. Veits-Kapelle, bei Zabern, von, in Hoffnung gehenden Weibern, geopfert werden, urſprünglich eher dem Teufel, dem Urheber der St. Veits- oder St. Veitlinsplag, als dem Heiligen ſelbſt, gegolten haben.

Näherer Erwägung werth, mag auch der im Mittelalter allgemein verbreitete Volksglaube ſein, daß der Frankenkönig Chlodwig, vor ſeiner Bekehrung, drei Kröten im Wappen geführt habe. [4])

---

[1]) Mündlich; zu vergleichen: Vies des Saints, Paris 1701, Tom. I fol. 250. 19 Avril.

[2]) Die meiſten in dieſem Aufſatze angeführten Sagen und noch viele hieher gehörige, die wegen den engen Gränzen deſſelben, nicht hereingezogen wurden, findet man in dem bereits angezeigten, bei Scheitlin u. Zollikofer, in St. Gallen, erſcheinenden Sagenwerke des Verfaſſers.

[3]) S. W. G. Soldan, Geſchichte der Hexenprozeſſe, Stuttg. und Tübingen 1843, S. 226.

[4]) v. Schweighaeuser, Antiquités du Bas-Rhin, p. 17.

Die Schlangen, welche ſich manchmal Nachts, am Rande des Moſſigbachs, im Kronthale, zeigen, und einen helleuchtenden Schein von ſich geben, ſollen ebenfalls Teufelsſpuk ſein.

Als geflügelte Schlange, Drache, mit diamantenen Augen, erſcheint der Teufel im Jura; ebenſo im benachbarten Mümpelgarder Lande, woſelbſt das Ungethüm vouivre genannt wird. [1]) In Riedheim, bei Buchsweiler, fliegt zu gewiſſen Zeiten, Nachts, wenn Alles im Dörflein ſchläft, ein feuriger Drache umher, der zu den Speicherlöchern mancher Häuſer hineinfährt, und Getreide und ſonſtigen Vorrath herausbringt, die er dann auf andere Speicher niederlegt. — Einer der letzten Schulmeiſter [2]) von Riedheim, der zugleich Schreiner war, hatte einſt bis tief in die Nacht hinein an der Hobelbank, ich glaube, an einem Sarge, zu arbeiten gehabt, und wollte ſich eben, da ihm das Licht ausgegangen war, am Fenſter entkleiden; als er den feurigen Drachen, mit langem Leibe „wie ein Wißbaum (eine Stange, die man auf's Heu legt, um es beſſer zu laden) groß- und reichbeladen, durch den Schornſtein eines benachbarten Hauſes ſchlüpfen ſah. Dabei geht das Gerede,

---

[1]) « On appelle *couivre*, *vivre*, *guivre*, un serpent ailé qui n'a qu'un œil appelé *escarboucle* (Karfunkel), et jetant une lumière si vive, que le monstre paraît être tout en feu. Selon une ancienne tradition, le village de *Dung* (à 3 kilomètres de Montbéliard), dut son affranchissement à ce qu'il délivra d'une *couivre* la contrée que celle-là infestait. » *C. Duvernoy*, Ephémérides du comté de Montbéliard — Weiteres darüber berichtet *A. Marmier*, Souvenir de Voyages (Féerie francomtoise), Paris 1845, p. 73 et suiv. — Die vouivre, welche ſich auch an Quellen und Brunnen aufhalten ſoll, mag wohl früher Meluſina geheißen haben.

[2]) Nach der mündlichen Erzählung einer, vor zwei Jahren verſtorbenen Enkelin deſſelben, damals einer Frau von etwa 30 Jahren. — Ueber Drachen, welche Nachts durch die Luft fliegen, iſt Grimm, D. Myth. S. 632 nachzuleſen.

daß die Schätze, welche der Drache auf dieſe Weiſe bringt, erſt dem zweitfolgenden Geſchlechte angehören können. Eine dortige Familie ſoll in dieſem Augenblicke im Beſitze ſolcher Schätze ſein. Man ſagt im Dorfe von den Mitgliedern derſelben: „Die haben's gut, ihre Großeltern haben den Drachen gehabt!“

II.

Bei den bis jetzt beſprochenen Verwandlungen in Thiergeſtalten, verfährt der Teufel, wie wir geſehen haben, vermöge der ihm zugeſchriebenen Zauberkraft, frei und willkürlich, um dadurch ſeine ſeelenverlockenden und ſeelentödtenden Zwecke zu erreichen. Anders iſt es mit der zweiten Art, mit den unwillkürlichen Verwandlungen in thieriſche Geſtalten, beſchaffen. Wenn den erſten, alte, heidniſche Mythen zu Grunde liegen, und ſie auf beſtimmte Gottheiten zurückgeführt werden können, ſo beruhen die letztern dagegen ganz auf der Lehre der Seelenwanderung, welche aus dem Dunkel des fernſten Alterthums zu uns herüber reicht, und in ihrer Anwendung, beim Volke, als Strafgericht Gottes über ſündiges Leben auf Erden, erſcheint [1])

---

[1]) Auch der alte elſäſſiſche Satyriker Moſcheroſch, glaubte an die Einbannung der Seelen, nach dem Tode, in, ihren Sünden entſprechende, Thierkörper. Er ſagt: „Tyrannen, Verfolger, Räuber, Mörder, weil ſie in ihrem Leben als Löwen, Bären und Wölfe ſich erzeiget, werden nach ihrem Leben mit dergleichen geſtalten Teuffeln wiederumb gepeiniget. Ein Schindehund, ein Geitzhalß muß ſich allda als ein Hund wiederumb quälen und leyden, Ein Unkeuſcher deßgleichen, ein Dieb mit Raben, ein Gotteslästerer mit Teuffelsjungen geplaget werden.“ Wunderliche und wahrhafftige Geſichte Philanders von Sittewald, Straßburg 1656. I, S. 252.

Bei den Erscheinungen der umwandelnden Gespensterthiere letzterer Art, treten nun auch wieder zwei verschiedene Züge hervor, nemlich: zuerst, eine Art von Groll derselben gegen diejenigen, welche sich noch des frischen, sonnigen Lebens freuen, gegen das Recht des Lebenden, um mit Schiller zu reden; welcher Groll sich dadurch äußert, daß sie den Einzelnen an ihre unheimlichen Bannstätten locken, ihn verfolgen, irre leiten, ängstigen und oft mißhandeln; — und sodann, der, manchmal durch äußere Zeichen, als durch Winseln, Seufzen, durch ängstliches Verfolgen, oder auch durch Worte ausgesprochene Wunsch nach Erlösung. Die Bedingungen, an welche sich diese Erlösung knüpft, werden manchmal, wie wir sehen werden, von den gebannten Seelen angegeben, haben aber immer etwas für den Lebenden Abschreckendes, (Dame von Rothenberg, Krötenstuhl); manchmal müssen sie errathen, jedenfalls aber zur rechten Stunde erfüllt werden.

Das Geheimniß der Seele, des denkenden, fühlenden und wollenden Weiens im Menschen, und der Zustand derselben nach dem Tode, hat von jeher die Völker vielfach beschäftigt. „Zwei anmutige Vorstellungen sind es," sagt Grimm, [1]) „welche die entweichende Seele als Blume aufblühen, als Vogel aufsliegen lassen. Beide hängen zusammen mit der Verwandlung in Pflanzen und Thiere überhaupt, und gründen sich auf die Lehre von der Seelenwanderung, der das frühe Alterthum huldigte. Im diesem Sinn wurde die Unsterblichkeit angenommen, daß die Seele blieb, sich aber einen neuen Leib gefallen lassen mußte." In Märtyrergeschichten fliegt häufig die Seele des für seinen Glauben Gemordeten,

[1]) D. Myth. S. 786.

als weiße Taube, gen Himmel; ebenso in vielen Märchen, die Geister unschuldiger Kinder, als weiße, hellglänzende Vögelein; während die Seelen der Gottlosen, als schwarze Vögel entweichen. [1])

Selbst ohne darauffolgenden Tod, „entlauft die Seele aus entruckten, schlafenden Menschen, in Gestalt einer Schlange, eines Wiesels, einer Maus", [2]) wie man dies selbst auf alten Gemälden wahrnehmen kann.

Die, nach dem Volksaberglauben, unwillkürlich in Thierkörper gebannten Seelen, bilden, je nach der Weise ihrer Erscheinung, zwei verschiedene Reihen. Zur ersten Reihe gehören diejenigen Thiergespenster, welche entweder außerhalb bewohnter Orte, in Wäldern, Thälern, auf Wiesen, Brücken, in zerstörten Burgen, oder auch in einzelnen bestimmten Häusern spuken; zur zweiten, die sogenannten Stadt- oder Dorfthiere, in deren Besitz und Genusse ganze Gemeinden sind, und über deren eigentliche Bedeutung noch am wenigsten Licht geworfen ist.

Unter den willkürlichen Thierverwandlungen ist bereits vom wilden Jäger und seiner Jagd, als vom Teufelsjäger und Teufelsthieren gesprochen worden; allein die Volkstradition hat diese Erscheinung auch von einer andern Seite aufgefaßt, und von dieser gehört sie, wegen der dabei vorkommenden Gespensterthiere, zur ersten Reihe der unwillkürlichen Thierverwandlungen. Ohne in die, allzuweit vom Zwecke führende Untersuchung, über das dem wilden Jagd-

---

[1]) Reik, die Sitten und Gebräuche der Teutschen, S. 713 u. ff.

[2]) Grimm, deutsch. S. 789; Beispiele davon in Grimms Teutschen Sagen, S. 428, 455, und Wagenfeld's, Bremischen Volkssagen, II. S. 20.

zuge zu Grunde liegende historische Faktum *) einzugehen, genüge es hier, im Allgemeinen daran zu erinnern, daß der an der Spitze jagende, helle, meist ohne Haupt dargestellte Jäger, um seiner Sünden willen verdammt ist, so wie, nicht weniger, die ihn begleitenden Jagdgenossen und Hunde, und die von ihm gejagten Thiere. Der alte Mythus ist also hier vollkommen verwischt, der Teufel ist ebenfalls verschwunden, und die Idee der Seelenwanderung, als Büßung von im Leben begangenen Sünden, an ihre Stelle getreten.

Die natürliche Erklärung der ganzen Erscheinung ist wohl schwerlich irgendwo vollständiger und scharfsinniger gegeben worden, als von Autenrieth, in seinem trefflichen Werke „Stimmen aus der Höhe," in welchen er eine Menge von Zeugnissen glaubwürdiger Reisender, über diesen Gegenstand zusammengestellt hat. Er sagt, unter andern: „Sie (diese Stimmen) scheinen bald in dieser, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meist von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzusteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verschiedenartigsten musikalischen Instrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärmen. Zuweilen sind sie dem Pferdegetrappel ähnlich oder entferntem Geschützdonner, ein andermal bestehen sie in einem fürchterlichen, hohlen oder plötzlichen, durchdringend gellenden Schrei. Häufig ahmen sie abwechselnd vielerlei Thierstimmen, meist Hundegebell nach. Ebenso häufig gleichen sie auch lautem Rufen, so daß nicht

*) Darüber sind nachzulesen: Grimm, D. Myth. S. 873 u. ff. — J. Mork, Myth. d. Volkssagen, S. 21 u. ff. — Daumer, Die Geheimnisse des christlichen Alterthums; Hamburg 1847, II, 204 u. ff. jedoch mit Verwerfung der, gegen die christliche Kirche feindseligen, höchst abenteuerlichen Erklärungsweise.

selten der überraschte Hörer glaubt, sie rufen ihn sogar mit Namen und sprechen artikulirte Worte in seiner Sprache zu ihm. In solchen Fällen meinte der Hellene, sie riefen auf griechisch, während der Römer sie lateinisch reden hörte. Der heutige Bergschotte vernimmt sie deutlich in seiner Landessprache, der gallischen. So konnten diese Stimmen bei ihrer Mannigfaltigkeit bald diesem, bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menschenstimme ähnelte, wurden sie von jedem Hörer, entsprechend seiner verschiedenen innern Stimmung, anders, in einzelne Worte oder ganze Reden und in seine Sprache übersetzt." [1])

Im Elsaß weiß man überall vom wilden Jäger und vom wüthenden Heere, oder „Wüthenheer zu erzählen. Von geräuschvollem Rennen, Laufen und durcheinander Schreien, oder von gewaltigem Sturmesbrausen, wobei die Läden schmettern und der Wind im Schornstein pfeift, sagt man sprüchwörtliche „Man meint 'sWüthenheer sei los!" Die Erscheinung des wilden Jägers knüpft sich, so weit mir bis jetzt bekannt geworden, vorzüglich an folgende Orte:

In Illzach, bei Mülhausen, wo er Nachtjäger heißt, hörten ihn ältere Leute, vor etwa 50 Jahren noch, von der Seite von Wittenheim und Kingersheim, und von Pfastatt her, also von Nord [2]) und West, durch den jetzt gelichteten Wald herbrausen. Sein Jagdruf war: „Huhde, Huhdada!"

---

[1]) Nork's Myth. d. Volksf. S. 24. — Mehrere Erklärungen findet man auch in dem trefflichen Buche: Volksnaturlehre zur Tämpfung des Aberglaubens, von J. H. Helmuth, 6te Aufl. S. 475 u. ff.

[2]) Die Nordseite ist überhaupt der Weg, den der Teufel und alle bösen Geister nehmen; sie ist in der deutschen Volkssage die Todesseite, die Seite der Finsterniß und der Kälte, welche gleichbedeutend mit dem Tode sind. Nork, Myth. d. Volksf. S 142 u. 422.

und das Hundegebell lautete „Bahbahbä!“ Jetzt wird er nicht mehr, oder nur selten gehört. [1])

Dagegen ist der Wald, welcher sich von Obermodern gegen Buchsweiler, längs der Straße nach Pfaffenhoffen hinzieht, in der ganzen Umgegend wegen des oft hier durchziehenden wüthenden Heeres berüchtigt. Es leben eine Menge von Leuten, welche den unheimlichen, grauenerregenden Zug gehört haben wollen. Dabei ist eigenthümlich, daß die nächtlichen Wanderer, mitten in dem Getobe, Hetzen und Bellen, sich bei ihrem Namen rufen hören. [2]) Dieß geschieht namentlich, wenn sie sich in der Nähe eines brachliegenden Feldes Schwarzajerle (der schwarze Ager) befinden, links von der Straße, die von Buchsweiler nach Modern und Pfaffenhoffen führt. Antworten sie darauf, so werden sie irre geführt und gerathen in das Dickicht des Waldes, wo sie das höllische Toben des Wüthenheers bis zur Morgendämmerung verfolgt

Vom Moderer Walde, also ebenfalls von Norden her, zieht sich das Wüthenheer gegen den daranstoßenden Reiherwald, wo der wilde Jäger Halt macht und seine Thiere grasen läßt.

Auch bei Riedheim, am Fuße des Bastberges, auf der Südwestseite von Buchsweiler, ist ein „Besch“ (Gebüsch), wo der wilde Jäger hält und seine Thiere füttert.

Oft fährt er auch durch das Thälchen, welches sich zwischen

---

[1]) Als Raststätte des wilden Jägers gilt auch das am Eingang des Münsterthals liegende Schloß Pfirburg. S. I. *Boyer*, Rodolphe de Habsbourg ou l'Alsace au 13e siecle, Colmar 1847, p. 298 et 303.

[2]) Vergleiche hiemit die S. 58 mitgetheilte Stelle aus Autenrieths „Stimmen aus den Höhen.“

dem Gumprechtshoffer Wäldchen und dem Froret, [1]) dem Oberbronner Gemeindewald, gegen Gundershoffen hinzieht.

Zwei Oertlichkeiten, in welchen wir mehrere Thiergestalten zugleich antreffen, sind der Bölchensee und das Krontal.

Nach mündlicher Sage und nach der Gebweiler Dominikaner-Chronik, wird der Bölchensee, im Oberrhein, von einer Menge seltsamer und unheimlicher Fische, allesammt gebannte Geister, bewohnt; unter denselben bemerkt man eine große, ganz mit Moos bedeckte Forelle, welcher eine Tanne aus dem Rücken gewachsen ist. Im Jahr 1128 sollen auch aus dem See Hühner mit vier Füßen, und 1304 ein furchtbarer Drache ans Land gestiegen sein.

Gleichberüchtigt ist das Krontal, zwischen Marlenheim und Waßlenheim, aus dessen Sandsteinbrüchen der größte Theil der zum Bau des Straßburger Münsters nöthigen Steine gezogen wurden. Außer den schon oben berührten Schlangen, sitzt noch ein schwarzer Hund in einem Steinhohl, welcher einen Schatz hütet. [2]) Sodann läuft oft zur Nachtzeit ein weißes Rößlein durchs Thal; manchmal

---

[1]) Auf der großen, vom Kriegsministerium herausgegebenen Karte von Frankreich, auf welcher dem Elsaß acht Blätter zugetheilt sind, heißt dieser Wald Frohwald; wahrscheinlich war die ältere Benennung Fro-, Frowen-: Frauenwald, um somehr, da derselbe als Sammelplatz der Hexen gilt.

[2]) Schwarze Hunde gelten zwar als Teufelsthiere, jedoch bezieht das Volk dieselben auch häufig auf Menschen, die bei Lebzeiten geizig waren und Geld zusammen häuften. In einem Bäckerhause, in Straßburg, soll ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, in welchem die Seele eines ehemaligen Besitzers gehen muß, verborgene Schätze anzeigen.

allein, manchmal ſteht ein Mann auf demſelben, der einen Säbel in der Hand hält. Er ſoll einſt vor vielen, vielen Jahren den Eingang des Thals, ganz allein gegen ein groſſes Kriegsheer vertheidigt haben, aber wegen einer dabei begangenen Sünde hieher gebannt ſein. [1])

Vor dem Kronthal und auf der Südſeite deſſelben, befindet ſich am Fuß des Wangenbergs, [2]) das alte Städtchen Wangen. Auf der Gartenmauer, des gleich am Anfang liegenden ehemaligen Freihofs, [3]) bemerkt man, vom Nachtläuten an, bis zur Morgenglocke, zwei groſſe weiſſe Katzen, welche einander gegenüber ſitzen, und außerordentlich hell in die Nacht hinein glänzen.

Auch im Buchsweiler Freihof, einem alten hohen Hauſe, in der Herrengaſſe, ſpuken, unter andern Geiſtern, auch Thiere: Eine groſſe Katze geht hier um, mit feurigen Augen, und wenn man ihr zu nahe kommt, ſo nimmt ſie einen Satz und ſpringt in die Mauer hinein, die ſich vor ihr öffnet und wieder ſchlieſſt, ohne daß man die geringſte Beſchädigung an derſelben bemerke. In den Zimmern, auf den Gängen und Treppen, ſo wie auf dem Geſimſe der Fenſter läßt ſich ein Hahn von ungewöhnlicher Gröſſe ſehen.

---

[1]) Ohne dieſen letzten, wahrſcheinlich erſt ſpäter hinzugeſetzten Umſtand, wäre hier das weiſſe Pferd Odins, des Siegesgottes, unverkennlich, und die Sage gehörte zu den willkürlichen Thierverwandlungen.

[2]) Als Sammelplatz der Hexen und Aufenthaltsort irre führender Geiſter berüchtigt.

[3]) Freihöfe waren Stätten, in welche ſich im Mittelalter Todſchläger und andere grobe Verbrecher zurückziehen konnten, um der über ſie verhängten Strafe zu entgehen; ſolche waren im Elſaß, unter andern, auch in Mülhauſen (S. Petri, der Stadt Mülhauſen Geſchichten, herausgegeben von M. Graf, Mülh. 1838, S. 21), Oberbergheim und Buchsweiler

Wenn man von Obermodern nach Kirrweiler geht, ſo kömmt man, links von der Buchsweiler Straße, und noch im Buchsweiler Bann, an einen Steg, der über den Mühlbach führt. Dort graſt in der Dämmerſtunde die ſchwarze Kuh, mit ſilbernen Hörnern und ſilberner Halsglocke. Die Waldbuben ſehen ſie oft und gehen ihr aus dem Weg, obgleich ſie ihre Art und Sitte kennen, und wiſſen, daß ſie ihnen kein Leid zufügt. Wenn man, von ihrem Geläute angezogen, auf ſie losgeht, ſo nähert ſie ſich ſanft und will Einem die Hände lecken. Läßt ſich's aber Einer beikommen, ſie zu ſchlagen oder mit Steinen zu werfen, ſo geräth ſie in Wuth, nimmt den Frevler auf die Hörner und ſchleudert ihn in den Mühlbach.

An dem Gänsbrücklein, über welches der nächſte Weg von Boſſelshauſen nach Kirrweiler führt, geht eine große Gans, nach Manchen iſt es eine Schneegans, welche die Leute oft ſtundenlang in der Irre herum führt. Das Irregehen geſchieht jedoch auch, ohne daß die Gans ſelbſt dabei erſcheint.

Bei ſämmtlichen, hier mitgetheilten Spukerſcheinungen der erſten Reihe, der unwillkürlichen Thierverwandlungen, iſt nur die Idee des Eingebanntſeins, wegen begangener Sünden, ausgedrückt; die Bedingungen, an welche ſich die Erlöſung knüpft, ſind unbekannt. Dieſelben ſind dagegen in folgenden zwei Sagen auf beſtimmte Weiſe angegeben.

Im Schloſſe Rothenberg, Rougemont, welches an der Straße von Masmünſter nach Befort liegt, erſcheint oft eine weiße Dame, welche ſich auf die Trümmer des Thurmes ſetzt, und traurig ins Thal hinabſchaut. Ein Mädchen ſah ſie eines Tages daſelbſt ſitzen. Die Dame ging alſogleich auf das Mädchen zu und bat es, zu einer beſtimmten

Stunde des Abends, wiederzukommen; sie werde sich ihm alsdann in Gestalt eines Drachen, mit feuerspeiendem Schlunde zeigen, und auf es losfahren; allein es solle sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern den Schlüssel nehmen, welcher ihr im Rachen liegen wird und welcher zu großen Schätzen führt; dadurch werde sie sodann erlöst sein. Das Mädchen kam zur bestellten Zeit, gerieth aber durch die Erscheinung des Drachen so sehr in Schrecken, daß es die Flucht ergriff. Nachdem es sich noch einmal herumgewandt hatte, war der Drache verschwunden; allein es hörte hierauf mit klagender Stimme die Worte rufen: „Ach jetzt bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!“ [1])

Die zweite Sage, „vom Krötenstuhl,“ theilen die Brüder Grimm, in folgender Abfassung mit: [2]) „Auf Rothweiler, einer elsässischen Burg im Wasgau, [3]) lebte vor alten Zeiten, die schöne Tochter eines Herzogs, die aber so stolz war, daß sie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand, und viele umsonst das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde sie dafür verwünscht und muß auf einem öden Felsen hausen, bis sie erlöst wird. Nur einmal die Woche, nämlich am Freitag, darf sie sichtbar erscheinen, aber einmal in Gestalt einer Schlange, das zweitemal als Kröte und das drittemal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag wascht sie sich auf dem Felsen, der noch heutzutags

[1]) E. Golbéry, Antiquités du Haut-Rhin, Paris et Mulh. 1828, p. 91.

[2]) Deutsche Sagen, I, S. 311. In mehrern Mundarten heißt auch der Waldschwamm Krötenstuhl

[3]) Ich habe die Lage dieser Burg vergeblich gesucht; sollte nicht eine Namensverwechslung begangen worden sein; eine ähnliche Sage kommt übrigens im Jägerthal vor, sie ist von G. Mühl poetisch behandelt worden, S. Elsäß. Sagenbuch von Aug. Stöber, Straßburg 1842, S. 396

der Krötenstuhl heißt, an einem Quellborn und sieht sich dabei in die Weite um, ob niemand nahe, der sie erlöse. Wer das Wagstück unternehmen will, der findet oben auf dem Krötenstuhl eine Muschel mit drei Wahrzeichen in einer gelben Schlangenschuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarloke. Diese drei Dinge bei sich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die Wüste Burg steigen, warten bis sie sich zu waschen kommt und sie drei Wochen hintereinander in jeder ihrer Erscheinungen auf den Mund küssen,[1]) ohne zu fliehen. Wer das aushält, bringt sie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze. Mancher hat schon die Werkzeichen gefunden und sich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele sind vor Furcht und Greuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Bursche schon den Mund der Schlange berührt, und wollte auf die andere Erscheinung warten, da ergriff ihn Entsetzen und er rannte bergab; zornig und raschelnd verfolgte sie ihn als Kröte bis auf den Krötenstuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit hindurch wie sie war und altert nimmer. Als Schlange ist sie am gräßlichsten und nach dem Spruch des Volks „groß wie ein Wieschbaum (vielmehr Wißbaum), als Krott groß wie ein Bachofen und da spaucht sie Feuer." —

Wir haben nun schließlich noch die zweite Reihe der unwillkürlichen Verwandlungen in Thiergestalten, nemlich die sogenannten

Stadt- oder Dorfthiere, Stadt- oder Dorfkälber,[2]) wie sie auch häufig genannt werden, zu besprechen. Es kann

---

[1]) Der Kuß, als Erlösungsbedingung, kömmt häufig in Sagen vor.

[2]) Dieß sind die gewöhnlichsten Benennungen; hier einige abweichende: In Brunnstatt, bei Mülhausen, heißt das Gespenst das

dieß um ſo mehr in gedrängter Kürze geſchehen, als die Erſcheinung dieſer Geſpenſterthiere ſich beinahe überall auf dieſelbe, höchſt einförmige Weiſe wiederholt, und alſo im Allgemeinen abgehandelt werden kann.

Was die Geſtalt dieſer nächtlichen Ungethüme betrifft, ſo darf man, bei den Benennungen Kalb und Hammel, nicht an dieſe Thiere ſelbſt denken: Die Stadt- und Dorfthiere bieten eine unförmige, höchſt plumpe, und daher ſchwer ſich bewegende Thiermaſſe dar; der Kopf iſt ungewöhnlich groß und hat oft, wie beim Dorfhammel von Wangen, ungeheure Schlappohren; der Rücken iſt hoch und breit, die Füße ſtark und dick. In jedem Orte hat das Thier gewiſſe Plätze, an welchen es zu liegen pflegt, oder Straßen, welche es mit ſchwerem Schritte, ſelten ſchnell, durchtrabt. Oft erſcheint es ſchon mit der Dämmerung, und verhält ſich dann ruhig; es ſei denn, daß es um dieſe Zeit vor den Ort hinausgehe, wie das Ingweiler Stadtkalb, welches ſeinen Gang vor das Städtchen hinaus, gegen die Buchsweiler Straße hin, bis zur Steinbank, auf der erſten Anhöhe, macht, um ſich einem weinbeſchwerten Heimkehrenden auf den Rücken zu hängen und ſich von ihm bis an die erſten Häuſer tragen zu laſſen. Sobald es aber ſtiller in den Straßen wird, und die Lichter in den Häuſern erlöſchen, fühlt es ſich in ſeinem Reiche, und beginnt ſeinen Rundzug entſchiedener, wobei es ſich oft in eine dunkle Ecke legt, damit die ſpät nach Hauſe Gehenden über es hinausſchreiten und fallen müſſen, oder es ſpringt ihnen zwiſchen

---

ſchwarze Thier; in Kolmar das Nachtkalb; in Wangen der Dorfhammel; die weißen Schafe in Marlenheim, welche den ſpät nach Hauſe Gehenden ans Waſſer, zum Nachtbade locken, ſind eher diaboliſche Thiere. S. über dieſelben die angekündigte neue Sagenſammlung des Verfaſſers.

die Beine und läßt sich von ihnen reiten. Den Nachtwächter scheint es sich dabei besonders auszerkohren zu haben, und mancher mußte sich schon, besonders zur Advents- und Fastenzeit, zum unbequemen und unheimlichen Ritte hingeben. Am meisten Schrecken jagt es aber ein, wenn es, plötzlich aus seinem Hinterhalte hervorspringend, sich Einem auf den Rücken hängt und von ihm tragen läßt.

Weder Grimm's Mythologie, noch andere ähnliche Werke und Sagensammlungen, — Mone's Anzeiger ausgenommen, in welchem sich das Dorfthier von Stupferich, bei Durlach, und der Mannheimer Trappgaul befinden, — geben Aufschluß über die Stadt- und Dorfthiere. Würde sie der, den christlichen Moloch und seine blutigen Opfer, auch in der lichtesten, naivsten Volkssage witternde Daumer kennen, er hätte ihnen gewiß schon ganze Hekatomben lockiger Kindlein und weißer Jungfrauen in den Pelz geschoben.

Ich lasse es also, bis auf weitere Zeugnisse, dahingestellt, ob diese Gespensterthiere, nach dem Volksglauben, die Seelen von verstorbenen Gemeindevorstehern sind, welche, um begangener Unredlichkeiten, verwünscht sind, oder ob das Volk, durch Sinnentäuschung verführt, eine ihm unbegreifliche Erscheinung, traditionell an alte heidnische Opfergebräuche knüpft, wobei die geopferten Thiere immer denselben Weg nach der Opferstätte zurücklegen mußten.

Ich muß aber endlich noch, in den dunkeln Reigen der gespenstigen Gemeindethiere, zwei Illzacher Ungethüme ziehen, nemlich: das Doggele, eine Art von Alp oder Vampyr, von unbestimmter Thierform, welches sich den Kindern zentnerschwer auf die Brust setzt und sie zum Schreien und zu gichterartigen Zuckungen bringt. Gegen dasselbe wird das doppelte Dreieck, ein kabbalistisches Zeichen, — im gewöhnli-

chen Leben ein Vierschild, — als befreiend angenommen. — Als gleichfalls abwehrend gelten ein Säbel und ein Degen, welche kreuzweise in das Bettchen des leidenden Kindes gelegt werden. [1])

Der zweite Illzacher Plagegeist ist: das Frasastethier, d. h. Fronfastenthier. [2]) Dieses Gespenst hat die Größe eines jährigen Kalbes und feuersprühende Augen, wie runde Fensterscheiben so groß. Es ruft, zur Fronfastenzeit, seine Opfer beim Namen, und wenn sie darauf antworten, sind sie in seiner Gewalt, und werden von ihm fortgeschleppt. Kinder, die um diese Zeit geboren werden, fallen ihm gewöhnlich anheim, es besucht sie Nachts und treibt allen bösen Spuk mit ihnen. Deßhalb werden sie von jedermann, selbst von ihren Eltern, gehaßt. Sie sind mit allen Geistern der Hölle in Verkehr, und es ist kein Leid um sie, wenn sie, was allgemein gewünscht wird, frühzeitig sterben.

„Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus," so spricht nun wohl auch der geneigte Leser mit mir, nachdem diese unheimlichen Gestalten an ihm vorübergezogen sind, und er wieder, wie nach bösem Alpdrucke, frei aufzuathmen beginnt. Und wenn auch dieser traurige Aberglaube nicht mehr allgemein in unserm Lande herrscht, so sitzt er doch leider, wie

---

[1]) Stahl sichert, nach dem Volksglauben, gegen den Einfluß böser Geister; wer über eine Hexe ein bekreuztes Meiser wirft, hat von ihr nichts zu fürchten. S. Grimm, D. Myth. S. 1056.

[2]) Schon oben ist angegeben worden, daß die Zeit des Advents und der Fronfasten, den teuflischen Gewalten angehört, sie haben da freien Lauf. An einigen Orten der Schweiz spukt in der Fronfastnacht, Mittwochs vor Weihnachten, der sogenannten Sträggelnacht, ein Gespenst, Sträggele genannt. Auch ist das Doggele in der Schweiz bekannt. S. Stalders Schweizerisches Idiot.kon.

ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, und gewiß Mancher mit mir, noch bei Vielen fest, und verfinstert, verdumpft, ängstigt und quält die Seelen.

Volksfreunde, ich habe den Finger auf die Wunde gelegt. Es ist Zeit, daß sie einmal gründlich geheilt werde; daß diese Giftpflanzen ausgerauft, und dafür, durch das lebendige Wort eines, zugleich hellen und warmen, den Menschen in allen seinen geistigen Fähigkeiten erfassenden Unterrichts, Lichtblumen in die Geister gesäet werden! Das gebe Gott, der nicht ist ein Gott der Finsterniß, sondern ein Gott des Lichtes!

VI.

Elsässische Gedenkreime, Sprüche und Inschriften.

Erste Abtheilung.

1.

Groß Sterben.

591.

Kleinlawel. Straßb. Chronick. 1625. S. 9.

Als fünff hundert neuntzig ein Jahr
Man zehlt, ein groſſer ſterben war,
Alſo, daß viel Leut in dem gehn,
In Gaſtereyen, vnd im ſtehn,
Todt nieder fielen, vnd das Lebn
Im nieſſen vnd gienen [1]) auffgebn,
Daher kompt (wann man nießt) der brauch,
Daß man ſagt helff dir Gott, wann auch
Etliche Leut gienen jetzund,
Machen ſie ein Creutz für den Mund.

[1]) gähnen.

2

Amandus,

erster Bischof von Straßburg.

640.

S. Schilter-Königshovens [illegible] S. 233, 1142 und 1160. Nachfolgende biographische Reime standen im Cho[illegible]e Kirche zum Alten St. Peter.

Amandus edelgelert, jung Gott erkant,
Verlies sin Eltern gut und Vaterlant.
Gebot dem Schlangen gros das er bald wich.
Sucht Rom. Petrus erscheyn jm sichtechlich.
Darnach ging er in Dagobertus lant,
Do ward er erster bischof zu Straßburg genant.
Er predigt, Kirchen pawet (baut), abgött zerbrach,
Deuft (tauft) Sigebertum jung, der Amen sprach.
Vil Wunder gros tet er in Gottes gewalt.
Vnd starb do man viC und rl (640) zahlt.

3.

Sterne fallen auf die Erde.

763.

Kleinlawel. Straßb. Chron. S. 16.

Siben hundert ſechtzig drey Jahr,
Ein ſchröcklich Wunderzeichen war,
Dann es fielen vom Firmament,
Die Sternen auff die Erd behend,
Jedermann führt ein groſſe klag,
Vnd meint es käm der Jüngſte Tag.

4.

Kreuze fallen auf die Kleider. [1])

786.

Kleinlawel. Straßb. Chron. S. 16.

Vnd als hernach die Jahrzahl war,
Siben hundert achtzig ſechs Jahr,
Begaben ſich ſeltzam geſchichtn,
In die man ſich gar nicht kont richtn,
Dann, Creutz fielen, wie Oel vnd Blut
In d'kleyder, wie ſauber vnd gut
Man dieſelben in Trög packt ein,
Halff alles nichts, kamen doch drein.

---

[1]) Von ähnlichen Kreuzregen, im Jahr 1501, ſpricht Petri, der Stadt Müh. Geſchichten, 1624; im Jahr 1503, die Gebweiler Dominikaner-Chronik, ſo wie Schwelin's Württembergiſche Chronik (S. Scheible, Schaltjahr, IV, S. 456. Näheres findet man in des Verfaſſers: Elſäſſ. Sagen und Geſchichten aus alter Zeit.

5.

Großer Weinmangel.

1070.

Kleinlawel. Straßb. Chron. S. 23.

Im tauſent ſibentzigſten Jahr,
An Wein ein ſolcher mangel war,
Das Meß, vnd Nachtmal mit beſchwerdn,
Nicht vberal kont ghalten werdn.

6.

Zahme Vögel werden wieder wild.

1090.

Kleinlawel. Straß. Chron. S. 23.

Es flogen in gemeltem Jahr,
Viel zamm Vögel mit großer ſchar,
Als Hüner, Gänß, Enten, vnd Pfawn,
Auß der Statt in die Wäld vnd Awn,
Wurden gantz Wild, das menniglich
Genug hat zu verwundern ſich.

7.

Sankt Theobald's Daumen in Thann.

Anfang des 12. Jahrhunderts.

Obſchon die Seel im Himmel iſt,
So lebt er noch auf Erden;
Weil hier durch ihn dem frommen Chriſt
Kann viel ertheilet werden.
Von ihm empfindt die Thanner Stadt,
Obſchon ſie nur den Daumen hat,
Die ganze Vaters Hande.

8.

Groſſe Hungersnoth.

1126.

Kleinlawel, Straſſ. Chron. S. 22.

Eilff hundert Sechs vnd zwantzig Jahr,
Ein ſolcher kalter Winter war,
Das all Erden gewechs verdorbn,
Die Vögel in der Lufft geſtorbn,
Darauff ein groſſe Hungersnoth,
Viel hundert Menſchen bracht zu Todt,
Der hunger Regirt ſolcher maßn,
Das zamme Thier einander fraßn.

9.

Weinſegen.

1300.

Kleinlawel, Straßb. Ehron. S. 46.

Als man tauſend drey hundert Jahr
Zahlt, gar viel Wein gewachſen war,
Darumb war der fürn Wein vnwerth,
Daß man außrufft wer den begert,
Dem wöll man geben vmb Gotts willn.
Daß man die Faß wieder kont füllu.

10.

Straßburg im Bann.

1323.

Als Kaiſer Ludwig von Baiern von dem Pabſt in den Bann gethan wurde, blieb ihm Straßburg dennoch anhängig und kam daher ebenfalls in den Bann. Die Dominikaner ſchloſſen aber erſt einige Jahre darauf ihre Kirche, und als man ſie darüber zur Rede ſetzte, ſagten ſie:

Darum iſt es nicht recht gethon,
Weil man muß fürchten böſen Lohn.

Der Magiſtrat jedoch antwortete ihnen:

Ihr ſollt fort ſingen
Oder aus der Stadt ſpringen.

11.

Weinſegen.

1333.

Kleinlawel. Straßb. Chron. S. 53.

In dem Jahr wuchs ſo viel Wein, das
Man nicht Faß gnug kunt haben,
Darumb viel vmb ein lähres Faß,
Ein Faß voll fürn Wein gaben.

12.

Die große Geiſchelfart.

1349.

Aus Closener's Elſ. Chronik, mit Könighoven's Chronik, ergänzend, abgedruckt im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, 1843, I. S. 136 u. ff.

Schon im 13ten Jahrhundert nahm die Bruderſchaft der Geißler, Flagellanten, auch Flegler oder Wengler genannt, ihren Urſprung. Dieſelben wollten durch Geiſſelungen, Buße thun und Gott eine Ehre erweiſen. Sie erklärten die Stelle des Pſalmiſten: „Lobet den Herrn mit Pauken" alſo: Die Pauke iſt ein dürres Fell, nun könne man Gott nicht beſſer loben, als wenn man, den, durch Faſten abgemagerten Körper, wie eine Pauke ſchlägt. Im Jahr 1349, in welchem ein großes Sterben allenthalben, beſonders am Rheine war, und die Juden angeklagt worden waren, die Brunnen vergiftet zu haben, kamen 200 Geißler nach Straßburg. Die Chroniſten beſchreiben ihren Einzug im Elſaß folgenderweiſe: „Wo ſü in die ſtate oder in dorfer gingent unn ſtürmede alle glocken gegen in, unn gingent den fanen nach ie zwen unn zwen mit enander, unn hettent alle mentel an, unn hüteline uffe mit roten crützen, unn ſungent zwene oder viere eine leis (Geſang, Lied) vor, unn ſungent in die andern noch. Der leis waz alſus:

Nu iſt die bette vart (Betfahrt) ſo her
Criſt reit ſelber gen Iherusalem.
Er fürt ein krütze an ſiner hant,
Nu helf uns der heilant.
Nu iſt die bette vart ſo gut,
Hilf uns herre durch din heiliges blut,

Daz du an dem cruze vergoszen haſt,
Unn uns in dem elende gelöszen haſt.
Nu iſt die ſtroſze alſo treit
Die uns zu unſern lieben frowen treit,
In unſern lieben frowen lant
Nu helfe uns der heilant.
Wir ſullent die buezе an uns nemen,
Daz wir gote deſto baz gezemen (ziemen, angenehm ſind),
Albort in ſines vatters rich,
Des bitten wir dich ſünder alle gelich.
So bitten wir den vil heiligen Criſt
Der alle der welte gewaltig iſt.

Wenn ſie in die Kirchen kamen, fielen ſie auf die Knie und ſangen:

Jheſus wart gelabet mit gallen
Des ſullen wir an ein cruze vallen.

Sodann fielen ſie abermal auf die Knie, „cruze wis, daz es klapperte;" hierauf hub der Vorſänger an:

Nu hebent uf die üwere hende
Daz got dis groszе ſterben wende.
Nu habent uf uwer arme,
Das ſich got über uns erbarme.

Es war ihnen verboten mit Frauen zu reden; brach Einer das Geſetz, ſo mußte er vor dem Meiſter niederfallen und wurde von ihm mit der Geiſſel geſchlagen, worauf derſelbe ihm zurief:

Stant uf durch der reinen martel ere,
Unn hüt dich vor der ſünden mere.

Die andern Leiſen, welche ſie noch ſangen, befinden ſich in der eben angegebenen Sammlung, S. 138—140. Für unſern Zweck genügen die bereits angeführten.

13.

Alte Inſchrift

in der Gartenmauer, des, an die Kirche St. Thomä, in Straßburg, ſtoßenden Pfarrhauſes.

1410.

G. Fr. A. Herr. Die Thomas-Kirche in Straßburg; 1831. S. 94.

Dieſe Inſchrift ſteht auf einem eingemauerten Grabſtein, auf welchem ein Todtengerippe auf einer Matraze liegend, einen Knochen in den Händen haltend, ausgehauen iſt.

Das iſt mir bliben, das ich hab geben,
Was ich hab behalten, hat mich begeben.
O Gott, gib uns allen das ewig leben.

14.

Inſchrift am Weiſſenthurmthor.

1418.

Die Stiftsherren von St. Thomä hatten den Zehnten im Königshofer Bann. Nun war es zwar kein Recht, aber doch eine alte Gewohnheit, daß man den Bauern in der Aernte eine gemeine Zeche an Brod und Wein reichte. Dieſes wollten aber die geiſtlichen Herren im Jahr 1418 nicht thun, obgleich die Aernte ſehr ergiebig geweſen war. Die Bauern wurden darüber unwillig und verbrannten den Zehnten. Nachmals ließ der Magiſtrat folgenden Reim auf eine ſteinerne Tafel hauen, welche am Weiſſenthurmthor eingemauert wurde und noch jetzt zu leſen iſt.

Gottes barmhertzikeit
Der pfaffen grytikeit
Und der bauren bosheit
Durchgründet niemanß
Uſ minen eit. 1418.

15.

Altes Korn,

welches sich, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, noch auf dem Straßburger Stadtspeicher befand.

1439.

S. v. Schneegans, Straßburger Geschichten, Sagen, Denkmäler, Inschriften u. s. w., Auszugsweise abgedruckt im Straßburger Anzeigeblatt, für Freunde in besonderem Abdruck S. 33.

Anno ein tausend vierhundert dreyßig neun
Seyn erster Becken [1]) im Land gesevn,
Wuchs diese Frucht nach Sag der Alten.
In Sankt Clara am Wörd wurden behalten
Um achtzig sinnß Jahr daselbst zu rasten
Darnach gelegt werden in diesen Kasten.

---

[1]) Siehe S. 83.

16.

Straßburgs Ruhm,

wegen der Erfindung der Buchdruckerkunſt.

1440.

Reime von Joh. Freinsheim. in Moſcherosch's Philander von Sittewald, II. S. 818.

Straßburg, ob dich dein Geſchütze,
Deiner Bürger Kunſt vnd Witze,
Deiner Gütter Frucht vnd Nutze,
Deine gute Policey,
Dein Thurn erfrewt, vnd deiner Wählen Schutze:
So frewe dich doch mehr vmb deine Truckerey.
Stücke ſpringen, Menſchen ſterben,
Gütter fehlen vnd verderben,
Policeyen gehen vnder,
Thöre vnd Wähle fallen ein:
Hingegen iſt dir dieſes Wunder
Ein ohnverändert Gut, vnd bleibet ewig dein.

Moſcherosch führt S. 812 Mentelin redend ein, und läßt ihn beweiſen, daß er es ſei, der die Buchdruckerkunſt erfunden, und daß ihn ſein Diener Hanß Genßfleiſch von Mentz darum betrogen, und ſein Kunſt und Vorhaben an Junker Hans Gutenberg von Straßburg verrathen habe.

17.

Aus dem Armen-Geckenkrieg.

1444.

L. Uhland's Volkslieder. Stuttg. u. Tübingen 1844. S. 501 u. f.

Nach der heldenmüthigen, aber unglücklichen Schlacht, welche die Eidgenossen dem Dauphin von Frankreich, nachherigen König Ludwig XI, zu St. Jakob, bei Basel, im Jahr 1444, geliefert hatten, zog derselbe mit seinem Heere nach dem Elsaß und hauste daselbst sehr übel. Einer der Befehlshaber der Truppen war früher der Graf von Armagnac gewesen, aus welchem Namen das Volk arme Gecken machte; ob der vielen Gräuelthaten aber nannte es dieselben auch die Schinder. Der Verfasser des Liedes nennt sich, am Schlusse, Lienhart Ott; er sagt:

Hettens die von Ufholz recht bedacht
und hetten ir gütlin zusamen bracht
und wären gen Wattwiler kummen,
gen Wattwiler in die kleine statt,
die Gecken hettens in nit gnummen.
Daß haben sie aber nit getan,
sie müßen den spott zum schaden han,
hat sie gar oft gerawen
daß sie Wattweiler der kleinen statt
so gar nit wolten vertrawen.

Zu Wattwiler bei dem mülenturm
da hand die Gecken verlorn ein sturm
sie fluhen von dannen schiere
und kruchen durch die reben auß
wie die hund auf allen vieren.

18.

Reime

aus dem Zug der Straßburger nach Waſſlenheim.

1448.

G. Ludwig Schneegans, Straßb. Geſchichten, S. 2–5.

„Das Waſſlenheimer Schloß gehörte den Brüdern Walther und Gottfried von Thann, zween reichbegüterten mächtigen Herren, welche daſſelbe als Lehen von Herrn Schan von Finſtingen trugen. Mit dieſem Letztern und Biſchof Ruprecht von Straßburg, deſſen Verbündeten, war die Stadt und das Hohe Stift in Krieg. Die Herren von Thann, als des Finſtingers Vaſallen, befanden ſich in den Reihen ſeiner Helfer und der Feinde der Stadt. Deswegen beſchloſſen Meiſter und Rath das für unüberwindlich gehaltene Schloß zu gewinnen, aus welchem den Ihrigen großer Schaden durch Angriffe, Raub und Brandſchatzung war zugefügt worden.“

Die Straßburger, bewährte Freunde der Freiheit, zu jeder Zeit, und tüchtig wo's galt, das Schwert für dieſelbe zu ſchwingen, ſiegten, und zerſtörten das Schloß und machten es dem Boden gleich.

„Zur Erinnerung an dieſen merkwürdigen Feldzug, ließen die Bäcker, welche ſich bei demſelben beſonders ausgezeichnet haben mochten, unten im Tanzſaale ihrer Zunftſtube, rechts bei dem Eingange, den Zug von Waſſelnheim und die Eroberung des Schloſſes, an die Wand malen. Daher auch, wird behauptet, pflegten die Bäckerknechte jährlich um Pfingſten, einen Umzug mit fliegenden Fahnen zu halten. Bei den beſagten Bildern ſtunden folgende Reime, zum Theil in Form eines Zwiegeſprächs zwiſchen den Belagerern und dem belagerten Herren und ſeinen Leuten:

Als man tauſend vierhundert Jar
Zalt acht vnd vierzige offenbar,

Zugen alle Handwerck zu Straßburg auß,
Vnd brachen Waßlenheim das Hauß.

Ich will werffen zu dem Kirchhoff frey,
Gott geb wer in der Kirchen sey.

Schiessen vnd Werffen lont euch nit thauren,
Wir wollen brechen Thurn vnd Mauren,
Der Graben ligt voll böser Bauren.

In der Wantzenaw hant wirs genommen,
Das Vieh muß in Westreich kommen.

Ehe guedige Herren lont vns leben,
Wir wend Euch das Schloß vffgeben.

In derselben Zunftstube stund ferner, oben bei dem Fasse:
Es würdt baß beissen.

Den Schaden laß ich mich nit thauren
Der mich bricht wurd mich baß bauwen.

Hett ich den Rebraffen [1]) schlaffen lohn
So wer mein Schloß gantz bliben stohn.

Zint ahn, hie muß gar nichts bleiben,
Laß die Funcken gen Himmel steuben.

---

[1]) Der Rebraffe war ein groteskes Affenbild, welches an der großen Orgel im Münster angebracht war, und mit welchem, oft während des Gottesdienstes, allerlei Unfug getrieben wurde. Geiler von Kaisersberg predigte gewaltig dagegen.

19.

Viel und ſaurer Wein.

1465.

Kleinlawel. Straßb. Chron. S. 109.

Sehr viel Wein wuchs in dem Jahr
Jedoch ſo ſawer darneben,
Das wer jhn tranck leibweh bekam,
Viel wurden kranck nachmahlen,
Vnd wer deß Weins zuviel einnahm,
Muſte mit der Haut bezahlen.

Alter Wein,

welcher sich, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, noch im Straßburger Spitalkeller befand.

Aus den Jahren 1472, 1519 und 1525.

S. F. Schnegans. Strasb. Geschichten. S. 31.

Die Fässer, welche diese alten Weine enthielten, trugen folgende Inschriften:

1472.

Lieben Fründt, ich thu euch kundt,
Hie ligt ein Wein auff diese Stund,
Der wuchs, sag ich gewiß und wahr,
Als man zalt 1472 Jahr,
Kam in den Spital herein
Da der burgundisch Krieg ist gesevn.

1519.

Dieser Zedel sagt uns das:
Wie lang der Wein in diesem Faß
Gelegen ist, sag ich fürwahr,
Seit man zalt 1519 Jahr,
Da der Würtemberger vertriben,
Wie man ein solches findt geschriben.

1525.

Euch soll der Wein sein wol bekandt,
Daß er der Baurenkrieg wird genannt,
Daher er hat den Nahmen,
Darumb daß vil Bauren kamen zusammen,
Die wurden erschlagen, das ist wahr,
Als man zalt 1525 Jahr.

21.

Peter von Hagenbach's Gefangennehmung. [1]

1474.

Als das Gerücht von Hagenbachs Gefangennehmung ins Volk gedrungen, war alles ein Jubel und man sang:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Des sollend wir froh syn,
Sigmund soll unser Trost syn,
Kyrie eleison!

Wär er nit gefangen,
So wär's übel gangen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sin böse List.
Kyrie eleison!

[1] S. eben S. 23. Das Osterlied, aus welchem diese Verse genommen und auf Hagenbachs Gefangennehmung angewandt ist, findet sich in Uhlands Volksliedern, S. 331.

22.

Mentelin's Grabschrift

im Straßburger Münster.

1478.

Johann Mentel oder Mentelin, geboren zu Schlettstadt, zu Anfang des 15ten Jahrhunderts; gestorben zu Straßburg 1478, galt, vor Schöpflin, bei allen ältern elsässischen Schriftstellern, Speckle, Moscherosch, Schiller u. A., als der Erfinder der Buchdruckerkunst. Herr Advokat A. Dorlan, in Schlettstadt, sucht ihm von Neuem, mit gewichtigen Gründen, die Ehre der Erfindung zu erfechten. S. Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt, Colmar 1845, 1re Partie, p. 277—334. — Mentelin's Grabschrift befindet sich in einer Sakristei des Straßburger Münsters. S. das Münsterbüchlein, neue Ausgabe, von Ih. Schuler, S. 112.

Ich Johann Mäntelin lieg endlich da begraben,
der ich, durch Gottes Gnad, am ersten hab' Buchstaben
zu schöner Schriften Truck in Straßburg hier erdacht
und solche schöne Kunst dadurch zuweg gebracht,
daß ein Mann einen Tag Jetzund so viel kann schreiben,
als sonst ein ganzes Jahr: Und diese Kunst wird bleiben
bis an das End der Welt. Nun wär es die Gebühr,
daß Gott würd Dank gesagt und ohne Ruhm auch mir.
Allein ich halt dafür, es werde schlecht geschehen
und darum hat mir Gott ein Denkmal selbst ersehen,
daß ohngefähr zu Lohn für meine Druckerey,
mir dieser Münsterbau ein Mausoleum sey.

23.

Merkwürdige
Inſchriften auf dem Grabmal
des Ober-Vikars Eucharius Troſch.
1480.

G. L. Schneegans, Straßb. Geſchichten, S. 6.

Das Grabmal des 1480 verſtorbenen Eucharius Troſch oder Troſch, Vikars des hohen Chors im Straßburger Münſter, befand ſich im Kreuzgange des Münſters; beſonderes Aufſehen erregte ein äußerſt kunſtreiches Gemälde, welches ſich über dem Grabſtein, an der Wand befand.

Außer einer lateiniſchen Inſchrift, ſah man auf der einen Seite des Gemäldes, einen Engel mit einem Stundenglaſe und der Inſchrift:

O Menſch merck gar eben
Es gilt dir Sele und Leben.

Gegen dem Engel über war des Todes Bild, ein Schachſpiel ober, wie man im Mittelalter ſagte, ein Schachzabel- oder Schachmattſpiel, vor ſich haltend, nebſt dieſer Schrift:

Ich ſag dir es iſt daran
Du ſolt totlichen Schachmatt han.

Neben dem Engel ſtunden viele Päbſte, Kaiſer, Könige, Biſchöfe, Aebte, Prieſter und andere Prälaten und Geiſtliche, Herzoge, Grafen und Herren, Ritter und Frauen, und über ihnen allen war geſchrieben:

In diſem Spil o Herre myn,
Min Sele laß dir bevolen ſyn.

Unter dem Tod waren folgende deutsche, nebst andern lateinischen Reimen, angebracht:

Alles das do lebt groß vnd klein,
Das muß mir werden gemein.
Bebst, Künig vnd Cardinal,
Bischoff, Hertzog allzumal
Grauen (Grafen), Ritter vnd Frawen,
Burger, Knaben vnd Junckfrawen,
Ich sag vch vß frevem wen,
Keinen ich deß Spiles erlon.
Bewarent vch iunck vnd alt,
Vwer Jare sindt vßgezalt,
Lenger will ichs nit gestatten
Zu tod will ich vch maithen.

24.

Mauer-Inschrift auf den großen Aerolith,

in der Kirche von Ensisheim.

1492.

Tausend vier hundert
Neunzig zwey,
Hört man allhier ein ney
Geschrey:
Daß zunächst drauß vor der stadt,
Den 7ten Wintermonat,
Ein grosser stein, beym hellen Tag
Gefallen von einem Donnerschlag
Aus der Gewilk, drithalb zentner schwer,
Von Isen Farb; brach man In her,
Mit statischer Procession. Sehr
Viel schlag man mit Gewalt
Davon. 1492.

25.

Bundschuh.

1493.

Kleinlawel, Straßb. Chronick S. 121

Viel loß Gesindlin jung und alt
Hat zusammen geschworen,
Vnd wolten jhrer Oberkeit
Kein Zinß vnd Güldt mehr geben,
Balt ward der Bundschuh außgebreit
Da strafft man viel am leben.

26.

Alte Inſchriften

in der Kirche St. Thomä, in Straßburg.

Ende des 15ten oder Anfang des 16ten Jahrhunderts.

---

s. l. Schweighäuser, l'église de St. Thomas à Strasbourg. 1842. S. 213.

In einer Niſche in dieſer Kirche befand ſich ehemals ein Oelgemälde, welches auf der einen Seite einen Mann mit ſieben Söhnen darſtellte, deren beide erſten in geiſtlichem Ornate, und auf der andern eine Frau, mit fünf Töchtern, alle knieend. Ueber dem Bild der Frau ſtanden die Worte:

Einiger troſt Herr und Gott
Hilff uns ſünderin us aller noth.

Ueber dem Bilde des Mannes, Heinrich Schenckbecher, welcher wahrſcheinlich mit ſeiner Frau und ſinen Kindern, einen Altar an dieſer Stelle gebaut hatte, las man:

Din bitter lyden, ſterben und elend,
Kom uns zu troſt an unſerm end.

27.

Weinſegen.

1505.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 125

In dieſem Jahr wuchs ſo viel Wein
Als bey Menſchen gedencken
In eim Jahr möcht gewachſen ſein
Das man jhn weg muſt ſchencken.

28.

Spielleut, durſtig Leut.

1515.

Am Schluſſe des Verzeichniſſes der Koſten, welche der Bundesſchwörtag, Sonntags nach Petri und Pauli, 1515, in Mülhauſen verurſacht, ſtehen folgende, in Mieg's, Geſch. der Stadt Mülhauſen, Th. II, S. 136 aufgezeichnete Reime:

So lang der Ancken thut beym Feuer verlauffen,
Und die Kirſchen ſich laſſen vom Stihl abrauffen,
Werden von 100 Spielleut 99 gerne ſauffen.

29.

Sankt Veitstanz.

1518.

Kleinlawel, Straßb. Chron. S. 130.

Der Sankt Veitstanz, eine heftige Nervenkrankheit, zeigte sich zuerst 1374 in Europa, und kam auch 1518 ins Elsaß. Die Kranken geriethen dabei in krampfhafte Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche sie unwillkührlich zum Springen und Tanzen antrieb, was sie so lange fortsetzten, bis sie erschöpft niederfielen. In Straßburg überfiel diese Krankheit besonders die Weiber. Sie wurde am Ende so ansteckend, daß sie mehrere Hunderte bekamen. Der Magistrat öffnete ihnen einige Säle, damit sie ihre Lust, oder besser ihre Unlust, desto bequemer büßen konnten. Man führte die Kranken auch auf großen Wagen nach der St Veitskapelle, bei Zabern; sie tanzten dort um den Altar, und versprachen sich davon Heilung. — „Daß dich der Sankt Veitstanz ankäme!" „Gott geb dir St. Veitsplag!" sind Verwünschungsformeln, welche bei Geiler, Brandt und Murner häufig vorkommen. S. Elsäß. Sagenbuch, Anmerk. S. 506.

Ein Seltzam ſucht iſt zu der zeit
Vnder dem Volck umb gangen,
Dan viel Leut auß Vnſinnigkeit
Zu Tantzen angefangen,
Welches ſie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unter laß getrieben,
Biß das ſie fielen in ohnmacht,
Viel ſind Todt drüber blieben.

Anderer Reim aus einer handſchriftlichen Chronik.

Vil hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und ſpringen, Fraw und Mann,
An offnem Marck, Gaſſen und Straſſen,
Tag und Nacht ihren viel nicht aſſen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
Sankt Vits Tantz ward genant die Plag.

30

Aus der Zeit der Reformation

in Straßburg.

Randgloſſe in Trauſchens geſchriebener Straßburgiſcher Chronik; mit Bezugnahme auf das Heirathen der Geiſtlichen.

Dein ehlich Weib und auch dein Kind
Mit nichten dir ſchad geweſen ſind;
Denn Gott hat zu derſelben Zeit
Kein Abſehen ghabt an ehlich Freud.
Wiegen und darinn Kinderlein
Ihm allzeit lieb geweſen ſeyn.

31.

Bauernkrieg im Elſaß.

1525.

1.

„Die (Bauern) von Happßheim, Richßheim, Eſcholtzweiler, Zimmerßheim, vnnd anderen der Statt (Mülhauſen) nächſtgelegenen Dörffern, haben ein weiß ſeiden fähnlin, darinn mit großen gulденen Buchſtaben Jeſus Chriſtus geſchrieben geſtanden iſt, gefüehret, daßelbige auch in vnſere Statt getragen, vnnd dazue von den Burgeren eine ſteur gehäiſchen mit dieſen worten: " (Petri.)

Steuren aus fähnlin der gerechtigkeit,
Uns armen bauwren zuer ſeligkeit.

2.

Wenn ſich die Bauern untereinander erkennen wollten, ſprach der Eine den erſten der folgenden Reime, und der Andere mußte darauf, mit dem zweiten antworten:

Ach Gott, was iſt das für ein Weſen!
Wir können vor den Edeln und Pfaffen nicht geneſen.

3.

Nach der Niederlage der Bauern, auf der Ebene zwiſchen den Dörfern Keſtenholz und Scherweiler, errichtete man auf dem Wahlplatze eine Todtenkapelle, woſelbſt die Gebeine der Erſchlagenen aufbewahrt wurden. Auf einer Wand derſelben las man folgende Inſchrift:

Iſt es nicht ein ſondere Klag
Dreyzehn tauſend in einem Grab.

32.

Alte Inſchriften

am Schlettſtadter Rathhauſe.

1537.

Das Rathhaus von Schlettſtadt wurde im Jahr 1537, unter der Regierung Kaiſer Karls V, erbaut. Die folgenden Inſchriften ſind nicht mehr vorhanden. S. *Dorlan* Notices historiques sur l'Alsace, 1re Partie, p. 233.

1.

Einigkeit aus kleinen Sachen
Groſſe vienderding [1]) zu machen.
Wo die Herßen ſeynt zertrennt
In der Welt das Glück ſich wend.

2.

Gerechtigkeit begriffen thut
Was nur mag tugend heiſen
Verwahre ſie in guten Hut
Deren ſich thun beſchließen.
Der Richter dieſer lieben Stadt
Der das Schwerd in handen hat.

3.

Vor alle Ding hab lieb dein Gott
Im Glaub vertrau, werſt nie zu Gott

[1]) feindſelige Dinge; Feindſchaften.

Schmacht [1]) nicht ſein Gnad, Forcht ihn allein
Regieren laß ihn, dein Hertz behalt rein
Nach Gott ſollſt du den Nächſten lieben
Ihm Guts erzeugen und nicht betrieben
Einem jeden thu wie du ſelbſt woltt
Das anderer halten ſolt.

4.

Dem Rechten nach, keine valſche maas
Leucks [2]) niemand zu lieb oder Haß
Die Gottes Furcht lern erſtlich eben
Dadurch wird dir beſtandnus geben
Wie geſchrieben recht billig und wohl
Auch des Nächſten lieb verleben ſoll
Und unſer leben ſey zu verzehren
Zu Gottes Reich und jenem Ehren.

33.

Gutes Weinjahr.

1539.

Petri, der Stadt Waldauien Geſchichten, S. 323.

Tauſend, fünffhundert, dreyßig und neun,
Galten die faß mehr als der wein.

---

[1]) Verſchmähen. — [2]) läugne es.

34.

Eine Musterung

der Straßburger Bürgerschaft.

1543.

S. Ludw. Schneegans, Straßb. Geschichten, S. 7–11.

Nachfolgende Reime, von einem bei der Musterung betheiligten Bürger abgefaßt, haben insoferne historisches Interesse, als sie angeben, wie stark, im gedachten Jahre, jede der zwanzig Zünfte war, aus welchen die waffenfähige Bürgerschaft bestand.

Als mann zalt fünffzehn hundert Jar,
Vnd vierzig drey, sag ich fürwahr,
Der Montag nach Cantate was,
Warden gemustert die Burger das
Sie mit Jerer Rüstung zogen aus,
Vff die teutsche Auw für das Weickhauß, *)
Zur Heerschaw durch der Hauptleut Bitt.
Acht Falkunen fürtten Sie auch mit;
Auch sieben Fänlin hatten sie gutt,
Trugens daher mit frischem Mutt.
Voran im Hauffen sindt zwey geflogenn,
In der Mitten sindt drey gezogenn,
Mit Trummen vnd Pfeiffen Jerem Veldtgeschrey.
Nun hör wie vill Jeren inn der Zal,

*) Die deutsche Au lag zwischen dem sogenannten Wickhäusel und St. Arbogast, dem jetzigen Grünen Berge.

Uß gelegt ſindt worden überall:
Schiffleut viertzig und fünff Mann,
Metziger viertzig wol angethann,
Die Spiegler waren baliert ſeinn,
Hundert vnd zwantzig traten herein,
Freiburger ſechtzig hatt vs geleit,
Tucher neuntzig; nun hör kurtzen Beſcheidt —
Zur Lutzernen achtzig das iſt wär,
Hundert vnd zwantzig hatten die zur Mör,
Zur Steltzen fünff vnd fünffzig eben,
Die Becken haben fünfftzig geben,
Die Kürßner viertzig vnd ſechs gaben,
Kieffer fünfftzig vnd fünff geben haben,
Gerber dreyſſig ſind gezogen für,
Weinſticher achtzig darzu vier,
Schneider neunzig vnd fünff darzu,
Schmidt ſind achtzig ich nennen thu,
Schumacher fünfftzig wol angethann,
Fiſcher die gaben achtzig Mann,
Zimmerleut haben hundert geben,
Maurer fünff vnd ſibentzig merck eben,
Garttner dreyhundert bereydt,
So vill ſindt worden vß geleydt.
Die Summa mit einander iſt inn der Zal
Sechzehn hundert fünff zehen überall.

35.

Kolmarer Spruch,

in Sachen der Reformation.

1575.

Wenn Buob wär geblieben Knecht,
Und Link wär geblieben recht,
Und Goll wär geblieben ſtumm,
So wär Kolmar nicht im Lutherthum.

Michael Buob, Obriſtmeiſter, hatte den 14. Mai 1575 vom Rathe begehrt, daß man den Proteſtanten eine Kirche geben ſollte; der Schultheiß Hans Goll und der Rathsherr Sebaſtian Wilhelm Link unterſtützten den Vorſchlag, welcher auch alſogleich angenommen ward. S. Hunkler, Geſch. der Stadt Kolmar, S. 276.

Inhalt.

Dem Leſer 3

I. Schilderung des Elſaſſes, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, von S. Münſter 5

II. Peter von Hagenbach, burgundiſcher Landvogt im Sundgau und Elſaß, 1469—1474 9

III. Sprüchwörter und ſprüchwörtliche Redensarten im Elſaß, nebſt Erläuterungen, Erſtes Halbhundert . 28

IV. Die Sage vom Irrkraut. 32

V. Ueber die ſogenannten Geſpenſterthiere im Elſaß . 34

VI. Elſäſſiſche Gedenkreime, Sprüche und Inſchriften, Erſte Abtheilung 69

Die

Sagen des Elsasses,

zum ersten Male getreu

nach der

Volksüberlieferung, den Chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen Quellen,

gesammelt und erläutert

von

August Stöber.

Das Rheinthal ist mein Vaterland,
Das Elsaß drin sein Diamant!

Ehrenfried Stöber.

Mit einer Gaupkarte von A. Ringel.

St. Gallen.

Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

1852.

b 44349

An

Jacob Grimm.

Verehrungswürdiger Herr!

Schon die persönliche Dankbarkeit für Alles, was ich an Verständniß und Belehrung aus den schon so lange und immer reicher strömenden Quellen Ihrer Schriften gewonnen habe, so wie für die freundliche Nachsicht mit welcher Sie meine Versuche in ähnlichen Gebieten aufgenommen, hätte in mir den Wunsch rege machen müssen, Ihnen diese Sagen des Elsasses zu widmen, bei deren Behandlung Sie mir stetes Vorbild waren und zu deren Erklärung Sie mir den unentbehrlichen Schlüssel gaben.

Allein auch im Namen meines Heimatlandes, war ich Ihnen ein öffentliches Zeugniß des Dankes und der Verehrung schuldig: denn Sie haben dem Elsasse, — welches in Otfrieds Evangelienharmonie schon das älteste Denkmal deutscher Reimpoesie besitzt,

in Gottfried von Straßburg den innigſten Dichter des Mittelalters, in Königshoven den älteſten und vorzüglichſten Chronikſchreiber, — nicht nur Heinrich von Glichſenäre als den Verfaſſer des Reinhart vindizirt, ſondern auch einen Theil der elſäſſiſchen Weisthümer zuerſt bekannt gemacht; Sie haben in Ihrer Deutſchen Mythologie Licht auf unſre heimatlichen Sagen und auf die an alte Mythen ſich knüpfenden abergläubiſchen Vorſtellungen in unſerm Volke geworfen; Sie haben ſich durch die mit Ihrem Herrn Bruder Wilhelm herausgegebenen Kinder- und Hausmärchen, von welchen viele auch bei uns ſorterzählt werden, im Herzen unſrer Jugend ein unzerſtörbares Denkmal gegründet. Sie haben ſich endlich auch um das größere Land, dem wir politiſch angehören, weſentlich verdient gemacht: denn Sie haben, wie dies Ihr geiſtreicher Bearbeiter, Herr Michelet, in ſeinen Origines du droit français rühmend bekennt, durch

Ihre Deutſchen Rechtsalterthümer auch die franzöſiſche Rechtsgeſchichte auf die richtige Grundlage geſtellt.

Nehmen Sie alſo, verehrungswürdiger Herr, dieſes ſchlichte Buch, deſſen Beſtandtheile ich ſeit einer Reihe von Jahren unverdroſſen und mit vieler Liebe geſammelt habe, als einen ſchwachen Beweis tiefgefühlten Dankes an. Das Wahre, Treffende in der Erläuterung der Sagen iſt größtentheils Ihr Werk; das Gewagte, Schwankende, Unhaltbare, mein Antheil, ſoll durch Ihre Zurechtweiſung fürderhin mit nichtzubeſchwörendem Banne belegt werden.

August Stober.

Vorwort.

Als ich 1836, zum ersten Male im Elsaß, eine kleine Sammlung unsrer Sagen, mit Beiträgen von meinem Bruder Adolf, unter dem Titel Alsabilder herausgab; sodann 1842 das größere Elsässische Sagenbuch, unter Mitwirkung anderer vaterländischer Sänger veranstaltete: hatte ich mehr das poetische Interesse im Auge; der hohe Werth dieser Ueberlieferungen für die Wissenschaft, war mir nur wenig bekannt. Es freute meinen heimatlichen Sinn an oft durchwanderte Thäler, oft überschrittene Bergspitzen, an liebgewonnene Burgtrümmer, Kapellen, Klöster und andere Denkmäler, Bilder vergangener Zeiten zu knüpfen, dieselben poetisch darzustellen, zu ergänzen, auszuführen, und dadurch die Liebe zur Vorzeit bei den Bewohnern des schönen Elsasses anregen und erhalten zu helfen.

Als ich aber später die deutschen Sagen der Brüder Grimm, so wie deren Kinder- und Hausmärchen, und namentlich die Zeugnisse und Anmerkungen dazu, genauer und nachdenklicher las, und endlich mit Jacob Grimm's merkwürdigem Buche über die Deutsche Mythologie bekannt wurde, so wie mit Mone's, H. Schreiber's und Anderer Schriften über celtische Alterthümer und Ueberlieferungen, da gewann ich natürlich über die Erforschung und das Sammeln unsrer Sagen ganz andere Begriffe und machte ernstere Forderungen an derlei Werke.

Vor beinahe zehn Jahren, begann ich sofort nach den Grundsätzen und im Geiste Grimm's zuerst damit alle im poetischen Sagenbuche enthaltenen Stoffe von Neuem in ihrer Entstehung und an ihren Fundorten zu prüfen, alles Zweifelhafte, alle Ausschmückung zu entfernen, alles Unächte schonungslos zu verwerfen, und mich treu, oft ängstlich treu, an die einfache, meistens an sich schon so tiefpoetische Erzählungsweise des Volkes und der Chroniken zu halten, des Meisters Mahnung befolgend: „Wer die Volkssage hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten; in ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, daß er auch unvollständig mitgetheilt, in seinem natürlichen Schmuck genugthut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre.... Nicht einmal soll da, wo sie lückenhaft vortritt, eine Ergänzung vorgenommen werden, die ihr wie alten Trümmern neue Tünche ansteht und mit ein Paar Strichen schon ihren Reiz verwischt." Deutsche Myth., Vorrede, XII und XIII.

Indem ich also durch wiederholte Wanderungen durch's Elsaß am frischfließenden Borne der Volksüberlieferung selbst schöpfte, und auch gleichgestimmter Freunde und Kenner Berichte und Bemerkungen sammelte, trat mir je mehr und mehr der Ernst und die Bedeutung meines Unternehmens vor die Seele. Ich erkannte daß die Sagen sprechende Zeichen und Zeugen des volkseigenen Sinnes, seiner geistigen Entwicklungsgeschichte, fortlebende Denkmäler seien, die denjenigen aus Stein und Erz, welche unsre Alterthumsforscher in ihren Kabineten aufstellen, ihrer Bedeutsamkeit wegen, gering gesprochen, ebenbürtig sind.

Auch alte Volkslieder, so wie die Chroniken, an welchen das Elsaß so reich ist wie wenig andere Provinzen, und neuere Schriften bewährter Verfasser, glaubte ich berücksichtigen zu müssen. Daß namentlich die Chronik-Sagen so vollständig erscheinen, verdanke ich den Mittheilungen meines Jugendfreundes Ludwig Schneegans, Doktors der Rechte, eines der Biblio-

thekare und Stadt-Archivars in Straßburg, der mit seltenem Fleiße und steter Aufopferung, nicht nur viele ältere Druckwerke, sondern auch sämmtliche in das Gebiet einschlagende handschriftliche Sammlungen und Urkunden der Bibliothek und des Stadt-Archivs zum Gedeihen des Buches durchforscht hat, und, in den von ihm bearbeiteten Münstersagen, Vieles bisher Irrige berichtigt und Unbekanntes zu Tage gefördert hat.

Der eine Zeitlang als unrichtig verlassene Ausspruch, daß an jeder Sage eine Sache sei, ist neuerdings wieder zu Ehren gekommen. Die Sache, die an jeder Sage haftet, ihre Entstehung, den Grund, auf dem sie fußet, versuchte ich in den Erläuterungen anzugeben, und mußte dabei bald auf celtische, bald auf römische, bald auf germanische Mythen verweisen, oder noch höher hinauf in's Alterthum greifen, zu den Vorfahren dieser Vorfahren, um die Anknüpfungspunkte zu finden. Daß ich dabei Grimm's und Anderer Forschungen benützt, habe ich immer dankbar angezeigt. Meine eigenen Vermuthungen über einzelne Punkte sind unmaßgeblich, und ich will sie durchaus nicht als abgeschlossene, untrügliche Resultate angesehen wissen, dem Urtheile der Befugten mich gerne bescheidend. Für den Mann vom Fache mußte natürlich manches schon Bekannte und Gesagte mitunterlaufen; denn es war mir bei diesen Anmerkungen hauptsächlich darum zu thun, das Interesse meiner Landsleute an unsern Volkssagen rege zu machen, und ihnen das Wichtige und Lehrreiche anzudeuten, das sie für die Kenntniß der Geschichte, der religiösen Meinungen, der Sitten und Gebräuche im Elsasse haben. Dieses Interesse zu wecken, ist mir auch zum Theil schon gelungen, was die mündlichen und schriftlichen Zusendungen beweisen, mit welchen ich gleich nach dem Erscheinen der ersten Abtheilung von so manchen Seiten erfreut wurde.

Vieles mir seitdem also Zugekommene konnte ich nicht mehr aufnehmen und halte es für eine folgende Nachlese zurück, welche

auch ein eine größere Einleitung nebſt einem vollſtändigen Sachregiſter enthalten kann.

Die Sagenkarte, die ich gemeinſchaftlich mit Pf. J. Ringel, dem einſtigen Gehülfen und Reiſebegleiter des elſäſſiſchen Alterthumsforſchers, Prof. G. Schweighäuſer, entworfen, und die er mit großer Genauigkeit und ſinnigem Geſchmacke ausgearbeitet hat, enthält nicht nur alle Oertlichkeiten, welche im Buche berührt ſind, ſondern auch alle diejenigen, über welche ich ſeitdem Sagen aufgefunden habe.

Als Ergänzung zu den Sagen können die Aufſätze über elſäſſiſche Feſte, Gebräuche, Sitten, abergläubiſche Meinungen gelten, welche ich bereits mit einigen Freunden im Jahrbuche Alſatia zu beſprechen angefangen habe, und welche wir weiter fortzuſetzen gedenken.

Außer dem ſchon dankbar erwähnten Freunde Schneegans, bin ich noch vielen Andern für ihre vielfache Theilnahme an dieſer Sagenſammlung Erkenntlichkeit ſchuldig, die ich ihnen hier aus freudiger Herzenstiefe öffentlich ausſpreche; namentlich den Herren und Freunden: Guſtav Rühl, Doktor der Medizin in Straßburg; Obleyer, Profeſſor am Kollegium zu Zabern; A. Reßler, Pfarrer in Barr; Georg Zetter (Fr. Otte) in Mülhauſen; Huguet, Bibliothekar und Stadt-Archivar; Fr. Ehrmann, in Kolmar; J. Ringel, Pfarrer in Illzach, und dem beſcheidenen Pſeudonymen Chriſtopherus.

Mülhauſen, am Oſterdienſtage,
den 13. April 1852.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
An Jacob Grimm		7
Vorwort		13

I.

Sundgau und Ober-Elsaß.

Jura.	1. Die Schlange im Jura	3
Pfirt.	2. Die Zwerge in der Wolfshöhle	4
	3. Der Geist in der Flasche	6
Kästlach.	4. Die Hexe von Kästlach	7
Huningen.	5. Der Jüngling von Hüningen	10
Altkirch.	6. Die Reliquien des heil. Petrus Martyr	10
Zillisheim.	7. Die weiße Frau auf dem Köpfle	11
Brunnstatt.	8. Das Weingeigerlein	14
	9. Das schwarze Thier am Mühlbach	15
Rixheim.	10. Das Muttergottesbild	16
	11. Die Gespenſterheere im Nordfeld	17
Mülhausen.	12. Kreuzregen	18
	13. Himmelschweiß	20
	14. Der Schatzgräber am Davidsbrünnlein	20
	15. Die weiße Frau in grünen Pantoffeln	24
	16. Der verlorne Bräutigam	24
	17. Der Milchsuppen-Acker, 1 und 2	24
	18. Die Zinngießerinnen	25
Illzach.	19. Der weiße Mann vom Illzacher Schloſſe	27
	20. Die weiße Jungfrau am Weiher	28
	21. Der schwarze Mann am Rain	29
	22. Der Nachtjäger	29
	23. Das Doggele	30
	24. Das Fronfastenthier	31
	25. Der Dorfesel	31
Ruelisheim.	26. Maria in der Eich	32
	27. Der Letzte im Wirthshaus	34
Masmünſter.	28. Masmünſters Entſtehung	34

		Seite
Sewen.	29. Das Muttergottesbild	35
Rothenberg.	30. Die weiße Dame von Rothenberg	36
Thann.	31. Die Gründung von Neu-Thann	37
	32. St. Theobaldus rettet Thann im Schwedenkriege	41
	33. Das ex voto in der Kirche von Alt-Thann	42
Sennheim.	34. Die gebannten Kriegsheere	44
	35. Kaiser Barbarossa unter dem Bibelstein	44
Watweiler.	36. Der Freier auf Freundstein	45
Wölchen, bei Sulz.	37. Die Feldmesser	46
	38. Die Gespensterthiere im Wölchensee	46
Rimbach-Zell.	39. Kunigunde von Hungerstein	47
Gebweiler.	40. Wie Gebweiler gerettet ward	49
	41. Des Fürsten von Murbach jäher Tod	52
	42. Der Teufel auf Hugstein	53
Bühl.	43. Der wundersame Käfer	54
Ungersheim.	44. Ritter Kurt und die Kapelle von Ungersheim	55
	45. Das Krämerweib von Ungersheim	55
Rufach.	46. Die Stiftung des Klosters St. Valentin	56
	47. St. Landolin's Gut zu Rufach	59
	48. Die Weiber von Rufach	61
	49. Das Hungertuch in der Kirche v. Rufach	63
	50. Der Rufacher Galgen	63
	51. Dem Teufel zu	64
	52. Der Vollenberg	65
Pfaffenheim und Gebersweiher.	53. Die Wallfahrt Schauenberg	66
Gebersweiher und St. Marx.	54. Die Greifenklaue des heil. Amerius	66
	55. Bischof Friedrich von Zeringen	68
	56. Die Stiftung des Klosters Murbach	69
Egisheim.	57. Graf Hugo's Buße	71
	58. Bruno von Egisheim	73
	59. Leo IX. und der Aussätzige	74
	60. Die Teufelshochzeit	75
Wettolsheim.	61. Die Wahl des Bräutigams	76
Kolmar.	62. Die Keule in Kolmar's Wappenschild	77
	63. Hedwig von Gundelsheim	79
	64. Die Erscheinung in Pfeffel's Garten	83
	65. Die Erscheinung im Waschhause	84
	66. Die gespenstische Milchfrau	85
	67. Das Nachtkalb	86
	68. Warum die Kolmarer Knöpfler heißen	86
Vogelbach.	69. Warum der Vogelbach zur Gemeinde Wintzenheim gehört	87
Andolsheim.	70. Der Riese im Katzenwald	88
Wintzenheim.	71. Die weiße Frau von Plixburg	89
Sulzbach.	72. Die Entstehung des Bades Sulzbach	90
Münster.	73. Die Hexe Anne-Marei	91
Sulzeren.	74. Die Zwerge auf dem Kerbholz	91

			Seite
Mühlbach.	75.	Das Schrätmännel	92
Firſtmiß.	76.	Der goldene Wagen	93
Wehr im Thal.	77.	Der Alte vom Berge	94
Nieder-Morſchweyer.	78.	Die Wallfahrt Dreien-Aehren	95
	79.	Das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren	96
La Baroche.	80.	Das Rieſengrab auf dem Hohenack	97
Angersheim.	81.	Das weiße Mädchen an der Fecht	97
	82.	Der Geiß im Angersheimer Schloſſe	99
	83.	Die Wöchnerin	99
Rapenthal.	84.	Der Hungerbrunnen	100
Ammerſweiher.	85.	St. Teodat	101
Kienßheim.	86.	Die Bilder der Mutter Gottes und des Evangeliſten St. Johannes vergießen Thränen	102
Kaiſersberg.	87.	Kaiſer Friedrich Barbaroſſa	103
	88.	Die rieſenmäßigen Holzſchube auf dem Rathhauſe von Kaiſersberg	104
	89.	Der Flieger	105
	90.	Die Teufelskutſche	106
	91.	Die Tſchäväläre	107
	92.	Der Einſiedler von Alſpach	107
Urbis.	93.	Der weiße See	109
Hunaweiher.	94.	Der heilige Hunna	110
Rappoltsweiler.	95.	Das Wappen der Grafen von Rappoltſtein	111
	96.	Die Brüder von Rappoltſtein	112
	97.	Die Jungfrau auf St. Ulrich	112
	98.	Die drei Schweſtern von Rappoltſtein	113
	99.	Herni's Kreuz	114
	100.	Das Silberglöcklein u. die Schloßhunde	114
	101.	Die Geſpenſterkutſche von Hoh-Rappoltſtein	115
	102.	Der Hirſprung	116
	103.	Die Gründung von Dreikirchen oder Duſenbach	116
Thannenkirch.	104.	Das Dorf Thannenkirch	118
Mariakirch.	105.	Die ſilberne Roſe	119

Nachtrag und Anhang zu den Sagen aus dem Sundgau und Ober-Elſaß.

Sundgau und Ober-Elſaß.	106.	St. Morand's Ruhe	120
	107.	Der Milchbrunnen	121
	108.	Die geſpenſtige Kriegsſchaar	122
	109.	Die Erſcheinung a. d. Rain in Alſach	123
	110.	Das Kolmarer Nachtkalb	124

II.

Unter-Elsaß.

A.

			Seite
Vogesus	111.	Vogesus	127
Rhenus	112.	Rhenus	128
Schlettstadt	113.	Schlettstadt's Ursprung	129
	114.	Die Kirche und das Kloster St. Fides	130
	115.	Die Kapelle Maria-Hilf	134
Frankenburg.	116.	Die drei Kröten in Chlodwigs Wappenschild	135
Schloß Ritwein.	117.	Hans Marx von Eckwersheim	136
Kestenholz	118.	Die Glocke von Kestenholz	138
Dambach und Bernstein.	119.	Die treue Gattin	139
Friesenheim und Neunkirchen.	120.	Das Muttergottesbild in Neunkirchen	139
Rheinau	121.	Das versunkene Kloster zu Rheinau	140
Ell.	122.	Die Legende des heil. Maternus, Apostels des Elsasses	142
Merxheim und Ernein.	123.	Die Gräfin von Geroldseck und Schwanau	147
Utenheim und Matzenheim.	124.	Wie der Name der Edeln v. Matzenheim seinen Ursprung dem Wirthshaus zu verdanken habe	151
Osthausen.	125.	Die Hülfe der Todten	152
Diebsheim.	126.	Maria zur Eich	153
Eschau.	127.	Das Kloster Eschau	154
Geispolsheim	128.	Der Kranzen von Geispolsheim Wappenschild	158
Stotzheim.	129.	Der gespenstige Feldmesser	156
	130.	Der rauschende Baum	156
Andlau.	131.	St. Richardis, Kaiserin, Stifterin der Abtei Andlau	157
	132.	Die Bären in der Kirche von Andlau	160
	133.	Die Reliquien des heil. Lazarus in der Kirche von Andlau	161
	134.	Der Müllerbursche und das Fräulein von Hoh-Andlau	162
Barr.	135.	Das St. Ulrichsthal	163
	136.	Die Werfermänner	163
	137.	Das Rothkäppel	164
	138.	Die Erscheinung auf dem Speicher	165
Heiligenstein.	139.	Der Hungerbrunnen	167
	140.	Truttenhausen	167
St. Nabor.	141.	Der Bocksfelsen	167
St. Odilienberg.	142.	Die Legende der heil. Odilia, Patronin des Elsasses	168
Niedermünster	143.	Das heil. Kreuz in Niedermünster	177
Hagelschloß.	144.	Die unterirdischen Höhlen im Hagelschlosse	179

		Seite
Männelſtein	145. Der Männelſtein	179
Heidenmauer.	146. Die Heidenmauer	181
Hochfeld	147. Die Geißer auf dem Hochfeld	183
Rosheim.	148. Die Kirche zu St. Peter und Paul in Rosheim	184
	149. Engel behüten die Kirche vor der Wuth der Mannsfeldiſchen Truppen	186
Annenheim und Glöckelsberg.	150. Die Geiſenkapelle auf dem Glöckelsberg	186
Laubenheim.	151. Das Teufelsgebirg	187
Girbaden.	152. Die St. Valentins-Kapelle im Schloß Girbaden	188
	153. Der luſtige Vogt auf Girbaden	189
	154. Die Belagerung von Girbaden	190
	155. Die Gerichtsnacht auf Girbaden	190
Breuſchthal und Langenberg.	156. Der Feengarten und die Feenbrücken	191
Rollen.	157. Der Rieſe auf dem Rollen	192
Frament und Wasgenſtein.	158. König Pharamund's Grab auf dem Wasgenſtein	194
	159. Der Kampf der Helden auf dem Wasgenſtein	196
Hohe Tonne	160. Der Teufelsgeiger	197
Rideck.	161. Die Rieſentochter von Rideck	201
Ober-Haslach.	162. Sankt Florentinus	202
Molsheim und Avolsheim.	163. Das Grab der heiligen Petronilla	204
Dachſtein.	164. Die Kapelle St. Armuth	207
Sulzbad.	165. Die Entſtehung des Sulzbades	207
Wolxheim.	166. Petrus und die Bergknappen	208
	167. Wie Petrus in die Ernte ging	209
	168. Chriſtus und die beiden Weiber	210
	169. Chriſtus und der Bauer	212
Vallbronn.	170. Der feurige Mann	215
Weißhoffen.	171. Der Rohracker	222
Wangen.	172. Die weißen Katzen	224
	173. Der Dorfhammel	225
	174. Das Weinbrünnlein	225
Kirchheim.	175. Der König Dagobert und Neu-Troja	226
Marienheim.	176. Die weißen Schafe	226
	177. Das Marienbild in der Kapelle zu Marienheim	228
Kronthal.	178. Die Spukthiere im Kronthal	229
Dachsburger Land.	179. Die Spille	230
	180. Die eiſernen Ringe und die Schüpe bei Wudenthal	231
	181. Die weißen Jungfrauen bei Haſelburg	232
	182. Die Belagerten vom Schloß Dachsburg	233
Zabern.	183. Ein Müllerknecht wird in einen Eſel verwandelt	234

		Seite
Groß-Geroldseck.	184. Die gebannten Helden im Schloß Groß-Geroldseck	248
Groß-Geroldseck und Lützelhart.	185. Chronikſage von den Schlöſſern Groß-Geroldseck u. Lützelhart	237
Schlöſſer Geroldseck und Hoh-Barr.	186. Der Brudermörder	240
Hoh-Barr.	187. Die Hornbruderſchaft auf Hoh-Barr	242
	188. Die Panduren auf Hoh-Barr	243
St. Veits-Kapelle.	189. Der St. Veits Tanz	244
Greifenſtein.	190. Die Dame von Greifenſtein	246
Saberner Steige.	191. Der Karls-Sprung	249
Lützelburg.	192. Die Gräfin von Lützelburg	250
Monsweiler.	193. Das Muttergottesbild in Monsweiler	251
St. Johann.	194. Die redenden Bilder Chriſti u. Mariä	252
St. Johann und St. Michael.	195. Die Hexenſchule	255
Dettweiler.	196. Entweihe das Brod nicht	257
Biſchheim am Saum.	197. Der ſpukende Mönch bei der Kirche von Biſchheim am Saum	258
Hürtigheim.	198. Die St. Veitskirche in Hürtigheim	259
Mittelhauſen.	199. Trencks Mantelſack	260
Brumat und Stephansfelden.	200. Stiftung des Kloſters Stephansfelden bei Brumat	261
Mommenheim.	201. Störe die Ruhe der Todten nicht	263
Ettendorf.	202. Das Schellenmännlein von Ettendorf	263
Zäbersdorf und Boſſelshauſen.	203. Die Geiſterkutſche	264
	204. Der Riegeriſche Garten	265
Boſſelshauſen und Kirrweiler.	205. Das Gänsbrückel	266
	206. Die Geiſterkutſche	267
	207. Wandelndes Feuer auf dem Spitzling	268
Obermodern.	208. Die geiſtigen Kinder im Dunzenbruch	269
	209. Die wilde Jagd im Moderer Wald	271
Buchsweiler.	210. Die böſe Bärbel	273
	211. Der Bildhauer Marderſtecken	274
	212. Der Lure-Herri	276
	213. Warum es gewöhnlich am Buchsweiler Jahrmarkte regnet	277
	214. Das Stadtkalb und das Lebel	278
	215. Geiſterthiere im Freihof	279
	216. Der Bäckerburiche in der Herrengaſſe	280
	217. Der Spuk im Keller	280
	218. Die Hexe als Pferd	281
	219. Die Hexe als Ente	282
	220. Die ſpinnenden Hexen	282
	221. Wie man die Hexen erkennen kann	283
	222. Hexenbann, wenn d. Vieh verunreinigt iſt	284
	223. Der Hasberg	286
	224. Der Schulmeiſter als Spielmann bei der Hexenrunde	287

Buchsweiler.	225. Der Geiß im Kiſſel	288
	226. Die ſchwarze Kuh	289
	227. Der feurige Drache in Riedheim	289

III.

Unter-Elſaß.

B.

		Seite
Lützelſtein.	228. Ueberfall der Veſte Lützelſtein	293
Virſchland.	229. Der Fluch des Jeſuiten	294
Engelweiler.	230. Der Graf von Engelweiler und die Fee	295
Durrſel.	231. Die Heilwag in der Neujahrsnacht	297
	232. Die gerandte Braut	299
Berg u. Thal.	233. Berg und Thal	299
Hambach.	234. Die verſunkene Stadt	300
	235. Der Spießſtein und der Breitenſtein	301
Herbitzheim.	236. Die Brücke von Herbitzheim	302
Ingweiler.	237. Der Schatz in der Helferei	303
	238. Das Ingweiler Stadtkalb	305
	239. Das Kreutkraut	306
	240. Das weiße Lamm am Meißenbach	307
Ueberach.	241. Urſprung des Dorfnamens Ueberach	309
Neuenburg.	242. Das Haberkreuz bei Neuenburg	310
Hagenau.	243. Wie die Burg und die Stadt Hagenau erbaden und gemacht worden	310
	244. Kaiſer Barbaroſſa iſt in der Burg zu Hagenau lebendig verzuckt worden	313
	245. Der Statthalter von Hagenau	315
Bibliotheim und Kloſter St. Walpurgis.	246. Der verzuckte Mönch	317
Mietesheim.	247. Der dreibeinige Haſe	318
	248. Der ſchwarze Hund am Fenſterladen	318
	249. Sagen von der Glosbecke	319
Engweiler.	250. Das Mädchen von Engweiler	319
Uhrweiler.	251. Der Erdmappe von Uhrweiler	322
Gumprechtshoffen.	252. Helf Dir Gott	322
Orſweiler.	253. Der Teufelsbader	323
Rothbach.	254. Sagen vom Seihof, bei Rothbach	324
Schloß Lichtenberg.	255. Bruderrache	325
	256. Lichter auf Hellebarden	326
Barenthal.	257. Der Keller im Schloſſe Arnsburg	328
	258. Die Ritter auf Arnsburg	328
Philippsberg und Falkenſtein.	259. Der Kufer vom Falkenſtein	329
Oberbronn.	260. Der Bickelſtein	329
	261. Die weiße Frau an der Waſchbach	330
	262. Der Heilsbrunnen	331
	263. Die luderne Hexe	332
	264. Die Kappe auf einem Ort	332
Sundershoffen.	265. Die Bärenmühle	333
	266. Geſtatte Todtenentweihung	334
		335

		Seite
Hägerthal und Winſtein.	267. Die Burgfrau auf Alt-Winſtein	336
	268. Die Belagerung von Neu-Winſtein	336
Fröſchweiler.	269. Irrführende Geiſter	337
Wörth und Surburg.	270. Der erlöste Todte	337
Hatten.	271. Der geſpenſtige Förſter	339
Seinheim.	272. Der Geiſenmajor	340
Görsdorf.	273. Die Wallfahrt Unſrer Lieben Frauen zur Eich in Görsdorf	341
Lembach und Schloß Hohenburg.	274. Der Maidebrunn	342
Schloß Löwenſtein oder Lindenſchmidt.	275. Der Lindenſchmidt	343
Schloß Frönsberg.	276. Der Rieſe und die Jungfrau von Frönsberg	345
Rothweiler oder Wegelburg.	277. Der Krötenkuhl	346
Dahn.	278. Der Jungfernſprung bei Dahn	348
Märbelſtein.	279. Hans Trapp	348
Weißenburg.	280. Weißenburger Stadtgeſpenſter	349
	281. Das Lebekäppel	349
	282. Urſprung der Redensart: Zu Weißenburg, wo man den Pumpernickel in der Kirche ißt	350
	283. Das Mädchen vom Pauliner Schlößchen	352
	284. Die weiße Dame vom Paul. Schlößchen	353
	285. Der ſchwarze Hund und die unterirdiſchen Schätze im Paul. Schlößchen	355
	286. In Goldſtücke verwandelte Porzellanſcherben	357
	287. Die Wäſche im Pauliner Schlößchen	358
Straßburg.	288. Die Sage von Trebeta und den Triboken	361
	289. Straßburgs Namen	361
	290. Straßburgs Stadtwappen	363
	291. Eine alte Weiſſagung von Straßburg	363
	292. St. Amandus, Biſchof " "	371
	293. St. Arbogaſt, " " "	373
	294. " und der Sohn der Wittwe	375
	295. Die heil. Attala	376
	296. Biſchof Wilderolf wird von den Mäuſen gefreſſen	381
	297. Biſchof Werner's II. Tod	384
	298. " Otto's IV. Gericht	386
	299. Des Ammeiſters Sohn	388
	300. Der Marſchall von Hünenburg und die Stiftung von St. Johann zum armen Wörd	389
	301. Der Kinder Kreuzzug	397
	302. Der tödtliche Sprung	393
	303. Die Wunderthaten der Geißler	396

Straßburg.

Seite

306. Die Sage von dem Urſprunge der beiden Ammeiſtergeſchlechter der Barfenning u. der Leimer in Straßburg 400
305. Die Sage vom Urſprung des Wappenſchildes der Maler 402
306. Kaiſer Sigismund und die Straßburger Edelfrauen 406
307. Die Sage von den erſten Zigeunern, welche in das Elſaß und nach Straßburg kamen 410
308. Hauſen's v. Weißhauſen Geiſt erſcheint auf dem Hohenſteg 413
309. Die Inſchrift am Weißenthurmthore 414
310. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt 415
311. Der Bäckerknechte Zug n. Waſſelnheim 417
312. Warum die Straßburger Meiſenlocker heißen 420
313. Der Wurf nach Luthers Bildniß 421
314. Des Scharfrichters Warnung 423
315. Das Männlein am Katharinenthurm 423
316. Die Hunde in der großen Kirchgaſſe 425
317. Sichtbare Strafe des Meineids 426
318. Straßburger Wahrzeichen 427
319. Die Straßburger Stadtgeſpenſter 428
320. Finkweilerer Geſpenſter 431
321. Der Geiſt zu St. Marx 432
322. Das Würdenherr in der Weißenthurmſtraße 434
323. Die Nonne von St. Klaren 436
324. Das Milchweibchen, das Lohmännel u. der Flozemann in der Steinſtraße 437
325. Das rothe Männel 438
326. Kaiſer Napoleon lebt noch 441
327. Die ruſſiſchen Poltoren 441
328. Die reiche Jungfrau m. dem Todtenkopf 442
329. Das Wellenmännel im Mond 443
330. Das Donnerloch bei Straßburg 445
331. Eiſenbahnſagen 447

Straßburger Munſterſagen.

332. Der heilige Hain und die drei Buchen 454
333. Der Brunnen im Munſter 454
334. Das Gewölbe und der See unter dem Munſter 456
335. Chlodwigs Taufe und die Stiftung des Munſters 459
336. Das Straßburgiſche Munſter zu den Zeiten Kaiſer Ludwigs d. Frommen 462

Die

Sagen des Elsasses.

Druck von Schmidt und Zollikofer

2.

Sundgau und Ober-Elsaß.

Jura.

1.

Die Schlange im Jura.

Mém. des Antiquités, VI, p. 217.

Im Jura oder Jurtengebirge, von welchem eine Zweigkette, ſüdlich den Sundgau von der Schweiz trennend, bei Mülhauſen in Hügeln ſich abdacht und ſodann in der Ebene verliert, liegt eine große geflügelte Schlange, ein Drache, mit diamantenen Augen.

Die geflügelten Schlangen oder Drachen ſpielen im heidniſchen Alterthume, ſo wie in den Dichtungen des Mittelalters, eine große Rolle. Es ſind verzauberte Ungeheuer, gegen welche die Helden Abenteuer beſtehen (Perſeus, Siegfried); ſie liegen auf Schätzen, welche dem Sieger zu Theil werden. „Ihrem Potrimpos unterhielten die alten Preußen eine große Schlange und die Prieſter hüteten ſie ſorgſam; ſie lag unter Getreideähren und wurde mit Milch genährt [1].“ — Bei den Alten galten ſie als heilbringende Thiere, und auch im Mittelalter finden wir ſie oft an Brunnen liegend und dieſelben beſchützend. In unſern Bergen erzählt das Volk noch immer von Schätze hütenden Drachen; im Dorfe Riedheim, bei Buchsweiler, trägt ein fliegender Drache Getraide und andere Früchte von einem Speicher zum andern. In der benachbarten Freigrafſchaft, Franche-Comté, haust die vouivre, ein Drache, mit einem einzigen, aus einem Karfunkel (escarboucle) gebildeten Auge; ſie legt daſſelbe manchmal ab, und wer es dann erhaſchen kann, ehe es die vouivre bemerkt, dem fallen große Reichthümer zu. Meiſtens aber finden die Unterneh-

---

[1] S. Grimm, Deutſche Myth. 2 Aufl. Göttingen 1844. S. 651.

mer des kecken Versuchs einen elenden Tod. S. *Duvernoy*, Ephémérides du Comté de Montbéliard und *X. Marmier*, Souvenirs de voyage. Paris 1845, S. 73 u. ff.

2.

Die Zwerge in der Wolfshöhle.

Mündlich.

In der Wolfshöhle, welche etwa eine halbe Stunde südwärts von Pfirt, zwischen den Felswänden der Heidenflüe, weit in den Berg hineinläuft, hauste, vor vielen hundert Jahren, ein Völklein von Zwergen, das seine Wohnsitze in den unzähligen Felskämmerlein aufgeschlagen hatte. Sie lebten daselbst, je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, in schönster Eintracht beisammen. All ihr Hausgeräthe, besonders aber ihre niedlichen Feld- und Gartenwerkzeuge, waren aus blankem Silber gearbeitet.

Die Zwerge genossen, schon seit undenklichen Zeiten, einer ewigen Jugend. Alle welche sie zu sehen bekamen, rühmten ihre zierliche Gestalt und besonders den eigenthümlichen Schein ihrer Augen, die wie Sterne glitzerten. Sie waren alle kinderlos, und liebten es, zuweilen aus ihrer Abgeschiedenheit herauszutreten und mit den Menschen der Umgegend zu verkehren, deren Sprache ihre feinen, wohlthuenden Stimmlein nachahmten.

Zur Zeit der Heu- und Getreideärnte kamen sie gewöhnlich, in buntem Gewimmel, aus ihren Berghöhlen hervor, mit ihrem Feldgeschirre versehen, und stellten sich mit den Schnittern in Reih' und Glied, und die Mahden fielen reichlich unter ihren Streichen. Beinahe jede Haushaltung in den nahe gelegenen Dorfschaften hatte ihr Zwergenpärchen, das an ihren frohen und traurigen Begegnissen Antheil nahm; und es war allemal ein Jubel im Hause, wenn sie über die Schwelle traten, und dann beim Abschiede reiche Gaben für Alt und Jung zurückließen.

Die Leute zeigten sich auch dankbar gegen ihre kleinen Wohlthäter. Sie wiesen ihnen bei Kilben und Hochzeitsschmäusen die ersten Plätze an und stellten ihnen die besten Bissen, den süßesten Most auf, den sie im Vorrath hatten. Aber Eines wollte ihnen niemals an den Zwerglein gefallen: daß sie nämlich so lange

Röcke trugen, die bis zum Boden reichten, so daß sie ihnen immer die Füße bedeckten.

Die Neugierde zu wissen, wie diese beschaffen seien, konnten am Ende einige Mädchen nicht länger bezwingen. Sie gingen eines Tages vor Sonnenaufgang zur Wolfshöhle hinauf und bestreuten die breite Felsenplatte, die sich am Eingange derselben hinzog, jetzt aber schon lange in Steingeröll verwandelt ist, mit feinem Sande. Sie dachten, wenn die Zwerge ihren Morgenspaziergang in den Wald machten, so müßten ihre Füße schon Spuren in dem Sande zurücklassen, und sie kämen damit doch einmal in's Klare. Sie versteckten sich also in's Gebüsche, um zu lauschen.

Sobald die Sonne ihre ersten warmen Strahlen an das Felsenthor der Höhle warf, kamen Bergmännlein und Bergweiblein, zwei und zwei, hervorgehüpft und wandelten wie gewöhnlich über die Felsplatte dem Walde zu.

Da sahen nun die Mädchen, daß sie Stapfen von Geisenfüßen im Sande zurückließen. Darüber mußten sie so heftig lachen, daß es die Zwerge hörten, sich umwandten und, den Betrug gewahrend, mit traurigen Mienen in die Höhle zurückkehrten. Seit jenem Tag kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Sowie die Riesen, welche ebenfalls im Elsasse gehaust haben, und von welchen die Sage noch allenthalben zu erzählen weiß, weit über die Größe des menschlichen Körpers hinausragten, so blieben die Zwerge weit unter derselben zurück. Es gab deren gute, lichte, schön gebildete, und böse, schwarze, häßlich geformte. Unser Heimatland kennt nur die erstern.

Gemeinschaftliche Grundzüge in den meisten süddeutschen Zwergensagen sind: die Anhänglichkeit und Wohlthätigkeit, welche sie den Menschen beweisen, indem sie mit ihnen in Verkehr treten, um ihnen an der Arbeit zu helfen, oder ihre Freude zu theilen und durch Geschenke zu erhöhen, sich aber, bei vorlautem Wesen und undankbarem Sinne, sogleich zurückziehen. Wenn ihr Angesicht und übriger Körperbau immer als höchst lieblich beschrieben werden, so sind ihre Füße stets unförmig und gleichen bald denen der Ziegen, bald denen der Gänse und Enten; sie selbst scheinen sich

derſelben zu ſchämen und ſie unter ihren langen Röcken verbergen zu wollen.

Vergl. J. Grimm, deutſche Myth., S. 415 u. ff. — F. Nork, Mythologie der Volksſagen und Volksmärchen, Stuttg. 1848, S. 159, 168, 206 u. ff.

Eine nähere Schilderung der reizenden Umgegend der Wolfshöhle findet der Leſer in den Elſäß. Neujahrsblättern für 1844, S. 74 u. ff.

2.

Der Geiſt in der Flaſche.

Mündlich.

Dem Meier auf dem Pfirter Schloßberge wollte vor einigen Jahren das Vieh nicht mehr gedeihen. Die Pferde riſſen ſich von der Kette los und tollten jede Nacht im Stalle herum; die Kühe ſtanden trocken. Nach langen koſtſpieligen Verſuchen brachte der Hirte des Städtleins heraus, daß ein Geiſt im Stalle hauſe, und, zur Abbüßung ſeiner Sünden, hier wandeln müſſe. Er beſchwor ihn und bannte ihn in eine Flaſche, welche verſiegelt und an einem entfernten Orte vergraben wurde. Auch ſchlug er ein Stück geweihtes Blei an die Stallthüre, und ſeitdem iſt Ruhe; die Pferde werden ſtark und rüſtig; die Kühe kälbern und geben Milch zum Verwundern.

Das Bannen der Geiſter durch den Hirten oder den Meiſter (Schinder), früher oft durch Kapuziner, welche dieſelben in Flaſchen, Töpfe, Tröge, eiſerne Kiſten oder auch unter Steinhaufen verwieſen, kömmt im Volksglauben häufig vor. Das „Veruntreuen" des Viehes in der benachbarten Freien Grafſchaft, Franche-Comté, genaucherie genannt, wird jedoch meiſtens den Hexen aufgebürdet.

4.

Die Hexe von Käſtlach.

Käſtlich.

In Käſtlach, einem Dörfchen, nordweſtlich von Alt-Pfirt gelegen, war eine alte Hexe, die hatte eine wunderſchöne Jungfer im Dienſte, die ſie ſehr hart hielt; ſo daß dieſelbe ihr ſchon mehr als einmal aufgekündigt hatte; allein die böſe Frau wußte ſie durch Schmeicheleien und Verſprechungen immer wieder bei ſich zu behalten.

Das arme Mädchen mußte nach verrichteter Haukarbeit jede Nacht ſpinnen, ſtricken und flicken und durfte ſich ſelten vor Mitternacht zur Ruhe legen; wiewohl es des andern Morgens, ſobald es hellte, wieder heraus mußte. Es war daher nicht wenig verwundert, als es die Meiſterin eines Abends ſogleich nach dem Eſſen zu Bett ſchickte.

Es gehorchte zwar freudig; aber es war ihm die ganze Zeit über ſo ſeltſam und unheimlich zu Muthe, daß es nicht einſchlafen konnte. Nun glaubte es einmal in der Wohnſtube, ſeinem Kämmerlein gegenüber, Lärm zu hören und da es ſich aufgerichtet und eine Weile gelauſcht hatte, vernahm es deutlich Spinnrädergeſchnurre. „Die Meiſterin hat Leute zu Kelten [1])“, dachte es, „ich bin ihr gut genug zum Schaffen, aber wenn's einmal eine Herrlichkeit im Hauſe gibt, ſo ſchickt ſie mich zu Bett.“ Es horchte noch einige Augenblicke; dann trieb es die Neugierde auf, und als es durch das Schlüſſelloch in die Wohnſtube guckte, ſah es, wie lauter Strohbofen [2]), mit Menſchenköpfen, im Kreiſe herum ſaßen, die einander zunickten und ſo haſtig ſpannen, daß es ein grauſiges Geſchnurre abſetzte. Das Mädchen ſtieß einen Schrei aus und lief eiligſt in's Bett zurück, wo es die ganze Nacht hindurch in den Hitzen lag.

Des andern Tags erklärte es der Frau, daß es nicht länger

---

[1]) Kelte, Abendbeſuch: — im Unter-Elſaß zu Licht ſein, Kunkelſtube, Maikube (Mägdeſtube); verwandt mit dem ſchweizeriſchen Kiltgang, jedoch ohne den Nebenbegriff deſſelben.

[2]) Strohbofen, Strohbund; eigentlich eine zum Ausdreſchen zuſammengebundene Fruchtgarbe; vom Mittelhochdeutſchen bozen, ſchlagen. Dieſelbe Wurzel findet ſich auch in Amboß, Anebez, das, worauf geſchlagen wird.

bei ihr bleiben könne; ſie ſolle ihm den Lohn geben und es verabſchieden. Dieſe ſprach ihm wieder zu, ſchmeichelte ihm und drohte ihm zuletzt auch. Allein dießmal blieb es feſt auf ſeinem Entſchluſſe und packte ſein Plunder [1]). Beim Fortgehen faßte es aber die Frau am Arme und ſagte zu ihm: „Hörſt, wenn du einem Menſchen etwas von dem ſagſt, was du geſtern Nacht geſehen haſt, ſo thue ich Dir etwas an; du magſt ſein, wo du willſt.“

Das Mädchen verſprach reinen Mund zu halten und blieb dem Verſprechen auch zwei Jahre lang treu. Da dachte es nun, die Meiſterin wird nicht mehr an die Sache denken, es auch nicht erfahren, wenn es dem lange verſchloſſenen Geheimniſſe, das es ſo gewaltig drückte, Luft machte; und es vertraute den nächtlichen Herenſpuk einigen ſeiner Kameraden [2]) an. Allein als es am folgenden Morgen aufſtehen wollte, hatte es geſchwollene Füße und konnte auch ſonſt kein Glied rühren.

Einige Wochen ſpäter geſchah es, daß ein Käſtlacher Burſche aus der Fremde heimkehrte. Er hatte ſich verſpätigt und nahm den nächſten Weg über den Herenplan, einen Haideplatz, rings von Wald umgeben, in deſſen Mitte der Herenbaum ſtand. Als er nun Schritte und Stimmen aus dem Walde kommen hörte, fürchtete er ſich und kletterte in ſeiner Verwirrung auf den Baum, ſo hoch er konnte, und verſteckte ſich im Laub.

Siehe da kamen eine Menge junger und alter Weiber aus ſeinem Dorfe und der Nachbarſchaft herbeigeſprungen, und die böſe Frau, welche das ſchöne Mädchen verhext hatte, war auch darunter. Sie tanzten einige Mal um den Baum und lagerten ſich ſodann im Kreiſe herum, und jede mußte erzählen, was ſie ſeit der letzten Zuſammenkunft Böſes an Menſchen und Vieh verübt hatte.

Die Here erzählte nun auch, was ſie ihrem ehemaligen Dienſtmädchen angethan, weil es jenen nächtlichen Spuk ausgeſchwatzt hatte, und ihre Mitſchweſtern lobten ſie alle ob des saubern Streiches. Eine aber ſagte: „Wenn das Maidle wüßte, daß es wieder geſund würde, wenn es ſeine Füße in der Milch der

---

[1]) Plunder, Wäſche und Kleidungsſtücke.

[2]) Kameraden heißen in der Volksſprache ſowohl Freundinnen, Geſpielinnen, als Freunde

drei älteſten ſchwarzen Kühe des Dorfes badete, ſo brauchte es ſich nicht weiter zu grämen. Es geſchieht ihm aber recht, warum hat es geſchwatzt!"

Als der Tag zu bleichen begann, fuhren die Hexen auseinander, wie der Wind.

Der Burſche, dem es bei dieſem unheimlichen Treiben nicht wohl zu Muthe geweſen war, der auch in ſteter Angſt geſchwebt hatte, entdeckt zu werden, ſtieg nun von ſeinem Baume herunter. Er kannte das ſchöne Mädchen wohl, von welchem die Hexen ſich unterhalten, und hatte es ſchon als Knabe lieb gehabt.

Er eilte dem Dorfe zu, und ſobald es ihm ſchickliche Zeit ſchien, ging er zu des Mädchens Eltern und gab ihnen das Heilmittel an. Es half auf der Stelle und die Kranke wurde wieder ſo friſch und geſund, wie vorher.

Als nun die Eltern den Burſchen fragten, was ſie ihm zu ſeinem Lohne geben ſollten, ſo antwortete er: „Es wäre mir halt nichts lieber, als eure Tochter ſelbſt." Dieſe hatte Wohlgefallen an ihrem ehemaligen Gespielen, der jetzt ihr Retter geworden war, und willigte mit Freuden ein, und die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert.

An Hexenſagen iſt das Elſaß leider ſehr reich. Ich habe hier von vielen nur ſolche aufgenommen, welche eigenthümliche Züge darbieten. Gegenwärtige, einer Räberin aus Ziemersheim getreulich nacherzählt, iſt eine der umſtändlichſten.

Mythologiſche Nachweiſungen über das Hexenweſen überhaupt findet man in J. Grimm's Myth., S. 992 u. ff. J. Ennemoſer, Geſchichte der Magie, Leipzig 1844, S. 752 u. ff. Eine Geſchichte der Hexenprozeſſe gab W. G. Soldan, Stuttg. und Tüb. 1843. Das Hexenweſen im Elſaß, in alter und neuer Zeit, ſoll an einem andern Orte weitläufiger beſprochen werden.

5.

Der Jüngling von Hüningen.

G. A. Lamey, Chronik der Elsässer, Straßb. 1845. S. 86.

Ein grimmiger Wolf setzte Hüningen und die Umgegend in großen Schrecken. Er würgte Schaf und Hirten; auch hatte er schon mehrere Kinder zerrissen, die im Walde Reisig gesucht, und noch war es keinem Jäger gelungen, ihn zu tödten. Da faßte ein heldenmüthiger Jüngling den Entschluß, das Unthier aufzusuchen und den Kampf mit ihm zu bestehen.

Frühmorgens, nur mit einem tüchtigen Knittel bewehrt, verließ er die Stadt und kam bald auf die Spur des Wolfes. Dieser stürzte auf ihn zu; allein der kühne Knabe gab ihm einen derben Schlag auf den Kopf und faßte ihn, trotz seiner wüthenden Bisse, an der Kehle, und schleppte ihn bis an das Stadtthor.

Hier rief er der Schildwache auf dem Walle zu, sie solle auf den Wolf anlegen. Sie that es; der Wolf fiel, ohne daß die Kugel den Jüngling verletzte. Allein am Arme hatte ihm das tolle Thier eine tiefe Wunde beigebracht. Der Gedanke, daß er nun selbst toll würde, brachte ihn außer sich, und nochmals rief er dem Soldaten zu: „Kamerad, ziele nun auch auf mich! Ich habe das Meinige gethan und will lieber sterben, als meinen Mitbürgern zum Schrecknis leben!"

Die Volksmenge, welche sich unterdessen um ihn her gedrängt hatte, bat ihn umsonst, von seinem Vorhaben abzustehen. Man wich endlich zurück. Die Schildwache zielte, und unter dem lauten Schmerzgeschrei der Zuschauer brach das jugendliche Heldenherz.

6.

Die Reliquien des heil. Petrus Martyr.

Aus der Colmarer Dominikaner-Chronik, herausgegeben von F. Mossmann, Colmar 1844. S. 375.

„Weilen wür eben heitiges Tags wegen des Fest des heiligen Petri Martyris undt öffters ein Quästion moviert haben, ob das Gebein, so in einem gläsernen Kästlin auff einem Kiss ligendt,

verwahret, seye von dem heiligen Petro Martyre? als kan aus disem klarlich die Wahrheit probiert werden. Als auff ein Zeit Administrator R. P. Pius Binninger Prior, den bösen Feind aus einer besessenen Person, welche war des Herren Offizialis zu Altkhürch sein Jungfrauw Bas, ausgetrieben, hat er undter anderen Ceremonien das heilige Gebein auf der Besessenen Haupt gelegt; so bald dises geschechen, hat der leidige Gast angefangen zu wiethen undt zu schreyen: Du weisser Mönch von Meylandt, wie biagest du mich! — Aus welchen Worthen dan abzunemmen, das dises Heiligthumb wahrhafftig seye des heiligen Petri Martyris."

Die Stadt **Altkirch** verdankt ihren Namen einer dem heil. **Christoph** geweihten Kirche, die in einem lieblichen Thälchen, zehn Minuten vom Orte selbst, bei der später daselbst errichteten Priorei des heil. Morandus, stand. Ihr hohes Alter, welches bis auf die ersten Zeiten der Einführung des Christenthums im Sundgau reichen soll, erwarb ihr den Namen **Altinkilcha** oder **Altikilche**.

7.

Die weiße Frau auf dem Köpfle.

Mündlich

Zwischen **Didenheim** und **Zillisheim** liegt ein zu letzterer Ortschaft gehöriger Hügel, das **Köpfle** genannt. Von demselben sieht man oft zur Mittagsstunde eine **weiße Frau** mit einem Schlüsselbunde herabkommen. Sie erscheint lächelnd, und läßt sich unweit der **Bißmühle** am Ufer der Ill nieder, wo sie sich Gesicht und Haare wascht; jedoch kehrt sie bald wieder zurück und man hört sie sodann heftig weinen, bis sie auf dem Hügel verschwunden ist.

Auf diesem Hügel sieht man zuweilen Nachts große blaue Flammen hin- und herschweben, und spricht im Dorfe allgemein von reichen Schätzen, welche da vergraben seien und von der weißen Frau gehütet werden. Schon oft, aber immer vergebens, wurde nach denselben gesucht. Im Winter 1849 ging wieder einmal ein

Bauer aus dem Dorfe in dieſer Abſicht hinauf und ſagte das ſogenannte Chriſtophelsgebet her. Da hatte er eine ſchreckliche Erſcheinung, die er gar nicht mit Worten beſchreiben konnte. Er kam außer ſich nach Hauſe gelaufen und war lange Zeit vom Schrecken krank.

An der Stelle, auf der ſich jetzt die **Bißmühle** befindet, ſtand ein Schloß, welches die Mülhauſer im Jahr 1452, während der Streitigkeiten mit Konrad Kieffer von Bonndorff, in Brand ſteckten. In Zillisheim ſelbſt baute ſpäter Hans Adam von Pfirt ein anderes Schloß, welches eben ſo viele Fenſter hatte, als Tage im Jahr ſind. Es iſt gänzlich verſchwunden; jedoch heißt der Platz, längs dem Kanal, wo es einſt geſtanden, noch jetzt der **Schloßgarten**.

Die Sagen von **weißen Frauen** und **Jungfrauen**, deren das Elſaß mehrere kennt, wurzeln ganz im **germaniſchen** Mythus; **celtiſchen** Urſprungs mögen nur die **weißen Jungfrauen** auf dem Berge **Feengarten**, im Breuſchthale, ſein, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Sie ſind in allen Gauen Deutſchlands bekannt und treffen in den Hauptzügen vollkommen zuſammen. Wie auch bei uns, erſcheinen ſie **meiſtens** zur Zeit des **Tages** (die **Ulrburger Dame** macht hier manchmal eine Ausnahme); ſie tragen einen **Schlüſſelbund** im Gürtel; ſie kommen **lächelnd** aus ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte hervor, **waſchen** ſich Geſicht und Haare an Quellen und Bächen, und kehren **weinend** zurück; ſie tragen **Geſchmeide** an ſich und hüten **Schätze**. Grimm charakteriſirt ſie folgender Weiſe: „Es ſind göttliche, halbgöttliche Weſen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu beſtimmter Zeit ſichtbar werden; am liebſten bei warmer Sonne erſcheinen ſie armen Schäfern und Hirtenjungen. Unſere Volksſage iſt allenthalben voll anmuthiger Erzählungen davon, die ſich weſentlich gleichen und die feſteſte Wurzel verrathen (Myth. S. 914)." Eine andere Stelle lautet: „Elbinnen und Schwanjungfrauen erſcheinen in weißem, leuchtendem Gewande; unter den Göttinnen dürften beſonders drei genannt werden, aus denen ſich die **weiße Frau** und zuletzt die **Nonne** niederſchlagen konnte: **Holda** [1]), die ſich gerade ſo in der Mit-

---

[1]) **Holda**, von **hold**, eine freundliche, milde, gnädige Göttin und Frau:

tagsonne kämmt und badet; Berhta[2]), die schon im Namen Weiße, die spinnt und webt; Ostara[3]), der das Volk Maiblumen opferte (Myth. S. 919)."

Ich kann mir's nicht versagen, hier vergleichungsweise eine badische Sage einzuschalten, da dieselbe beinahe alle Merkmale der weißen Frau, welche in andern nur einzeln erscheinen, in sich vereinigt und also für dieselbe höchst bezeichnend ist: „Im Schloßgewölbe bei Wolfartsweiler (unweit Durlach) liegt ein Schatz verborgen, dessenwegen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühen, eine weiße Jungfrau erscheint; ihr schwarzes Haar ist in lange Zöpfe geflochten, um das weiße Gewand trägt sie einen goldnen Gürtel, an der Seite oder in der einen Hand ein Gebund Schlüssel, in der andern einen Strauß Maiblumen. Am liebsten zeigt sie sich unschuldigen Kindern, deren einem sie einst am Graben unten winkte, zu ihr hinüber zu kommen; das Kind lief erschrocken heim und erzählte. Als es mit dem Vater wieder an die Stelle ging, war die Jungfrau nicht mehr da. Eines Mittags sahen auch zwei Mädchen des Gänshirten die weiße Jungfrau herunter an den Bach kommen, sich kämmen, die Zöpfe machen, Hände und Gesicht waschen und wieder auf den Schloßberg gehen. Das Nämliche geschah am folgenden Mittag, und obgleich man ihnen zu Hause scharf eingeprägt hatte, die Jungfrau anzureden, unterließen sie es aus Zaghaftigkeit dennoch. Am dritten Tage erblickten sie die Jungfrau nicht mehr, fanden aber auf einem Stein mitten im Bach eine frischgebratene Leberwurst, die ihnen besser schmeckte, als je eine andere. Zwei Männer aus Grünwettersbach sahen eines Tages die Jungfrau einen Kübel voll Wasser, den sie am Bach gefüllt

---

den fleißigen Spinnerinnen günstig; nimmt sich des Feldbaues und Hauswesens an; sie läßt im Winter schneien und behütet im Sommer Seen und Brunnen. Sie fährt aber auch oft schreckenhaft durch die Luft und gehört später, wie Wodan, dem wüthenden Heere an.

[2]) Berhta, Frau Berhte, die Helle, Glänzende, ist in den oberdeutschen Gauen bekannt, wo Holda's Erscheinen aufhört; sie webt und spinnt; ist auch, von ihrer finstern Seite aufgefaßt, ein Kinderschreck. In ihrem Haare befinden sich die Seelen kleiner Kinder.

[3]) Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, des aufgehenden Lichts: ihr zu Ehren wurden beim Frühlingsbeginne Freudenfeuer angezündet. Ihr Name ging auf Ostern, das Fest der Auferstehung des Erlösers, über.

hatte, den Berg hinauf tragen; am Kübel waren zwei breite Reife von lauterm Golde. Der Weg, welchen die Jungfrau allemal hinunter und hinauf machte, war am Graſe deutlich zu erkennen." Mone's Anzeiger, 8ter Jahrgang, S. 304. — Vergleiche ferner: A. Schnezler's Badiſches Sagenbuch, Karlsruhe 1846, II. S. 267, 345, 372, 373. — E. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen, Halle 1846, I, S. 19. — Nork, Myth. der Volksſagen, S. 522.

8.

Das Weingeigerlein von Brunnſtatt.

Mündlich.

Wenn die Reben blühen und ihr ſüßer Duft Alles ringsumher erquickt, und ein günſtiger Herbſt kommen ſoll, ſo hört man im Brunnſtatter Rebhügel das Weingeigerlein (Wigigerle) luſtig darauflosfideln, dabei auch Gläſerklirren und Tanzen im Innern des Berges. Soll es jedoch ein ſchlechtes Weinjahr geben, ſo vernimmt man nur manchmal einzelne klagende Saitenklänge, und in und um den Hügel her ſcheint Alles öde und traurig.

Den Glauben an Götter, Halbgötter und Heroen hat das Volk offiziell, wenn ich ſo ſagen darf, ſchon längſt aufgegeben; allein noch immer läßt es, als ein altes Stücklein Heidenthum, zwiſchen der Gottheit und ſich eine Menge von Naturgeiſtern beſtehen, welchen es bald ſegensreiche, bald verderbliche Kräfte und Einwirkungen zuſchreibt. Je nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit eines Landſtrichs ſind darin bald Berg- und Waldgeiſter, bald Feld- und Waſſerleute, bald alle zumal thätig. Im Elſaß ziehen ſich, beinahe ohne Unterbrechung, Rebgelände längs den Jura- und Wasgaugebirgen hin, in welchen vortreffliche Weine gezogen werden; es iſt daher nicht auffallend, wenn das Volk am Gedeihen dieſes, in manchen Gegenden einzigen Erwerbszweiges, höhere Weſen betheiligte, und dieſelben noch jetzt in ſeiner kindlichen Phantaſie, bald im Ernſte, bald in ſcherzhafter Laune, fortleben und fortwirken läßt. Bei dieſen Weingeiſtern, an welche ſich im Verlaufe

dieſes Buchs noch mehrere der lieblichſten Sagen knüpfen, iſt beſonders das Vorausverkündigen durch ſichtbare oder hörbare Zeichen des Gerathens oder Mißlingens der nächſtfolgenden Weinleſe eigenthümlich. Es gibt auch Brunnen, welche nur dann fließen, wenn der Herbſt günſtig ſein wird. Aehnliche Sagen gehen auch im Badiſchen: „Wer am Geisbrunnen (auf dem Schloßberge zu Freiburg, im Breisgau) etwas Rechtes erfahren will, der laſſe ſich die Mühe nicht reuen, und gehe in der Neujahrs-Mitternacht hin, ſo wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, ſo hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern, und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr ſchlecht, ſo macht es ein ſaures Geſicht und ſeine Hände ſind leer.“ A. Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 369; vergl. auch II. S. 637; J. Grimm, D. Myth., S. 557; Nork, Myth. der Volksſ. S. 506 u. ff.

9.

Das ſchwarze Thier am Mühlbach.

Am Mühlbach zu Brunnſtatt geht Nachts ein großes, plumpes Ungethüm, das ſchwarze Thier genannt, welches die Leute ſo lange verfolgt, bis ſie laut zu beten anfangen; das kann es nicht hören; es läßt ab von ihnen und verſchwindet.

Eine Frau vergaß ſich einſt ſo ſehr, daß ſie in der Nacht zwiſchen Allerheiligen und Allerſeelen ihr „Plunder“ am Mühlbache wuſch. Da kam das ſchwarze Thier wildſchnaubend auf ſie losgerannt, warf ihr die Waſche in's Waſſer und ſetzte ſich ihr auf die Schultern, und ſie mußte es tragen, bis ſie vor ihrer Hausthüre bewußtlos niederfiel. Sie ſtarb einige Tage darauf an den Folgen des Schreckens.

Ueber das Weſen der ſogenannten Geſpenſterthiere im Elſaß iſt des Verfaſſers größere Abhandlung in deſſen Neujahrs-Stollen für 1850, S. 34 – 68, nachzuleſen.

10.

Das Muttergottesbild zu Nizheim.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 291 u. f.

„Zu Niren [1]), im Landser Ampt, war ein Johanniter Commendarey, darin war selbiger Zeit ein Obriſter von Diesbach, ein Lutheriſcher Berner, im Quartier; ein anderer Obriſter von Lucern, des Geſchlechts von Fleckhenſtein, kame mit ſeinem Lutheriſchen Diener obgemeldten Herrn Obriſten heimbzuſuechen. Als ſie derohalben alle wohl beweint waren, erſache des Obriſten von Lucern ſein Lutheriſcher Diener ein Mueter Gottes Veſperbild, welches in dem Haus für ein Stockh undt Fuesſchämel iſt gehalten worden, über welches diſer gottloſe Diener erſchröcklich Gott läſterte undt die Spöttlichiſte Namen der Mueter Gottes gab; endtlichen nahm er das Bild undt wurf es zu dem Fenſter hinaus. Ueber ein wenig Zeit rueffte der Herr ſeinen Diener, ſolte alles fertig halten, er wolle verreiſen. Der Diener nahm den Mantel und die Piſtolen, gienge darmit den Schnegen [2]) hinab vor das Haus, undt als er vor das Fenſter da er das Mueter Gottes Bild hinausgeworffen, ſiehe! Da gieng unverſechens ſein einte Piſtolen los undt erſchuſſe ſich ſelbſten, lage todtner unweit von dem Mueter Gottes Bild.

„Die Frauw in dem Haus, welche auch Lutheriſch war, hat der Magd befohlen das Bild hinweg zu nemmen undt hinauff auff die Bühne zu tragen, daß es denen Leithen ab dem Geſicht kämr.

„Ueber etliche Monäth kame die Priorin von der Engelporthen [3]) auff Niren, wurde von diſer Lutheriſchen Frauwen im Haus gar höfflich empfangen undt tractiert, die dan alles der Mueter Priorin ſelbſten erzehlete, was ſich mit dieſem Bild habe zugetragen. Dahero dan die Mueter Priorin bey diſer Frauwen anhaltete, ſie wolle doch ihre diſes Bild laſſen zukhummen, weſſwegen

---

[1]) Niren, die abgekürzte und volksthümliche Benennung von Nirheim.

[2]) Schnege, in Luzern noch Schnegge, eine Schnecken- oder Wendeltreppe.

[3]) Engelpforte, porta angelorum, ein Dominikaner-Nonnenkloſter, deſſen Bewohnerinnen im Jahr 1794 von Sennheim nach Gebweiler überſiedelten; es iſt nichts mehr von demſelben vorhanden.

ſie ganz inſtändig darumb batte, die es endtlichen nach langem anhalten, iedoch ungern, erhalten undt das Bild auff Gebweiler in das Cloſter hatte tragen laſſen, ſo noch verhandten undt von allen ſo wohl von den Schweſteren als anderen weltlichen in groſſen Ehren gehalten wird; ſteht anietzo auff S. Dominici Altar."

11.

Die Geſpenſterheere im Nordfeld.

Aus: Joh. Heinr. Petri, Stadtſchreiber der Stadt Mülhauſen, Geſchichten im Anfange des 17ten Jahrhunderts geſchrieben, herausg von Pf. Graf, Müls. 1838, S. 210.

„Den 29. Aprillen, deß 1506 jahrs, hat man im Nortveld, bey dem Jungenberg, einen gewaffneten gezeug, ohne häupter, gantz rot, vnnd auff hochen roßen reitend, vnnd gegen demſelben einen anderen weißen heerzeug züechen geſehen, welcher jehnen angegrieffen, geflüchtiget, vnnd biß in die Hart hinein vervolget hat, darinnen ſie ſo hoch geſchienen, daß ſie oben über die bäum außgangen ſeind: dieſes Geſpenſt hat ſich auff die vier wochen lang, einanderen nach alle zeit, zun mittem tag, mit groſſem grauſen des ganzen landts, ſehen laſſen."

Außer einzelnen Helden, welche, wie Barbaroſſa auf dem Ochſenfelde, bei Sennheim; Arioviſt, Hermann, Wittekind und der hörnene Siegfried, im Schloß Geroldseck, — kennen wir im Elſaß noch die ebenfalls auf dem Ochſen- oder Lügenfelde gebannten Schaaren der Söhne Ludwigs des Frommen, von welchen man manchmal einzelne Krieger über die große Haide gehen ſieht, und deren Harniſch- und Schwertgeraſſel man hören will. Ebenſo zog 1123 ein großer Zug Bewaffneter, den Grafen Emich von Leiningen an der Spitze, durch die Luft, und wurde an allen Enden des Elſaßes geſehen. Von dieſen verſchiedenen einzelnen Erſcheinungen wird weiter unten die Rede ſein.

Die Sagen der letztern Art wurzeln in dem Mythus von Walhalla, woſelbſt nach ihrem Tode ſämmtliche im Krieg gefal-

lene Helden noch jeden Tag mit Odin zu den Thoren hinauszieben, um zu kämpfen. Das wüthende Heer, Wuotans Heer, war ursprünglich eine ähnliche Erscheinung. „Wenn ein Nordlicht flackert, sagen die Letten: gefallener Krieger Seelen schlagen sich.“ — Ferner: „Die Helden waren in langem Kampfe gefallen, da ging Hildur, die Walkyrja, Nachts auf die Wahlstätte, weckte sie wieder auf und ließ sie von Neuem kämpfen, und so sollen sie alle Tage bis zu Weltuntergang am Tag streiten und die Nacht todt liegen.“ — „Auch in Thüringen geht eine Volkssage von einer zwischen Croaten und Schweden gelieferten Schlacht, an deren Jahrstag Abends eilf Uhr alle begrabenen Soldaten erwachen und nun von Neuem zu streiten beginnen, bis die Glocke Eins schlägt, dann versinken sie in den Erdboden und liegen ein Jahr über ganz still und ruhig.“ J. Grimm, d. Myth. S. 892 u. ff. — Bekannt sind die Entrückungen der Kaiser Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, und Karls im Untersberg oder im Desenberge. D. Myth., S. 903 u. ff.

12.

Kreuzregen.

Petri, der Stadt Mülh. Gesch. zum Jahr 1501, und Gedw. Dominikaner-Chronik zum Jahr 1503

Im Jahr 1501 überzog den Himmel plötzlich eine schwache Wolkendecke und es fielen daraus, in Mülhausen und an andern Orten, Kreuze herab von mancherlei Farben. Wen dieselben trafen, der wurde von Siechthum befallen und es erfolgte ein grosses Sterben darauf.

(Im Jahr 1503) „fielen auch vill Creützeichen auff die Menschen undt geschahen im gantzen Landt grosse Wunderzeichen. Ein gar langer undt Scharpffer Winter ware es, deme dan nachfolgte ein solcher hitziger Summer, das auß Mangel des Regens undt wegen der grauffamen Hitz alle gewär, so wohl Beüm, Räben, als auch die liebe Frucht undt das Graß verdorrete undt verbrandte; daher enstundte ein grosser Mangel und Theürung; auch litte man einen grossen Schaden an dem Vieh, absonderlichen an den Schwei-

nen, deren hin undt wider gar vill crepirten, undt darburch die Leith in Armueth geratheten."

Ungewöhnliche Erſcheinungen und Zeichen in der Luft und am Himmel wurden von dem Volke von jeher als Vorbedeutungen von Krieg, Krankheiten, Sterben und andern Unglücksfällen betrachtet. Das Mittelalter weiß viel von allerlei Regen zu melden, und in Süddeutſchland namentlich von Kreuzregen. Schon vom Jahr 786 meldet der Straßburger Reim-Chroniſt Kleinlawel:

Und als hernach die Jahrzahl war,
Siben hundert achtzig ſechs Jahr,
Begaben ſich ſeltzam geſchichta,
In die man ſich gar nicht kent richta,
Dann Creutz fielen, wie Oel vnd Blut
In d'Kleyder, wie ſauber vnd gut
Man dieſelben in Trög packt ein,
Halff alles nichts, kamen doch drein.

In demſelben Jahr, 1503, in welchem es im Sundgau und Elſaß Kreuze geregnet, bemerkte man ein Gleiches im Schwabenlande. Schwelin ſagt in ſeiner würtembergiſchen Chronik, ganz mit unſerm Gebweiler Dominikaner übereinſtimmend: „Es ſeyn Anno 1503 in Württemberg mancherlei roth- und eiterfarbe Kreuzlein den Weibern auf die Schleier, und ſonſten den Leuten auf die Kleider, darzu auch ſchwarze brennheiße Tropfen gefallen, welche einen peſtilenziſchen Sterbend mitgebracht, dann wo ein ſolcher heißer Tropfen einem auf die bloße Haut gefallen, iſt er alsbald geſtorben, welchen ſie aber auf die Kleider fielen, ſeynd mehrertheil draufgangen und wenig doch ſchwerlich beim Leben erhalten worden."

13.

Himmelschweis.

S. Gebw. Dominik. Chron. S. 247.

Im Jahr 1557, den 12. Mai, fiel an etlichen Orten des Sundgaus, namentlich in der Hardt, bei Mülhausen, ein wunderbarlicher Thau vom Himmel, der war zäh und süß, und wurde Himmelschweis genannt. Auch sagte das Volk, „es habe Honig geregnet." Nach dieser seltsamen Erscheinung brach eine allgemeine Viehseuch' im Lande aus.

Ueber den hier erwähnten Himmelschweis, nach dem Volksausdrucke selbst, auch Honigthau genannt, s. J. H. Helmuth, Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, 1812, sechste Aufl. S. 261 u. ff.

14.

Der Schatzgräber am Davidsbrünnlein.

Mündlich, und nach M. Mieg, der Stadt Mülhausen Geschichte, 1817, II, S. 35 und 37.

Dem Maurer Johannes Erne erschien im Jahr 1693, als er um Mitternacht aus der Steingrube im Niemandsthal, bei dem Davidsbrünnlein, so auf dem Mönchsberg gelegen ist, vorüberging, eine weiß gekleidete Edelfrau, die ihm kund that, daß an selbigem Orte vieles Gold, Silbergeschirr und Kleinodien vergraben seien, zu deren Hebung er bestimmt sei.

Er nahm alsobald sein Geschirr zur Hand und fieng an zu hacken und zu graben, als plötzlich eine Stimme aus dem nahen Tannenwald herüberrief: „Erne, Erne, wie wird's dir noch gehen!" Er hörte aber nicht auf die Warnung und grub fort und fort, ohne daß es ihm gelingen wollte, den Schatz zu heben.

Fünf Tage später arbeitete er mit seinem Sohne und einem Gesellen abermals in der Steingrube des Niemandthals, wohin sich auch der Steinhauer David König und ein Mann von Brunnstatt begeben hatten. Da hörten sie wieder jenen geheimnißvollen

mahnenden Ruf: „Erne, Erne, wie wird's dir noch gehn!“ Den Andern wurde ſeltſam zu Muthe; ſie ſagten, ſie müßten eine Weile inne halten und friſche Luft ſchöpfen. Kaum hatten ſie's gethan, als die Grube zuſammenſtürzte und den unglücklichen Erne unter ihrem Schutte begrub. Dazu erſcholl ein hölliſches Gelächter; allein Niemand ward in der Nähe geſehen, und Erne's Gefährten flohen eiligſt in die Stadt.

15.

Die weiſſe Frau in grünen Pantoffeln.

Mündlich.

Unweit der Kanalbrücke, an der Straße nach Baſel, wo ſich ein Feldweg rechts nach dem Dörfchen Riedisheim wendet, ſieht man oft eine weiße Frau mit grünen Pantoffeln längs dem Feldſaume hin- und herwandeln. Sie thut Niemanden etwas zu leide und grüßt manchmal die Leute wehmüthig-freundlich.

Die weißen Frauen ſind oben S. 12 weitläufig beſprochen worden. — Grüne oder gelbe Schuhe und Pantoffeln weiſen gewöhnlich auf Waſſerweiber hin; dies paßt jedoch auf den angegebenen Ort nicht; da außer dem erſt in neuerer Zeit gegrabenen Rhein- und Rhone-Kanal kein Waſſer in der Nähe iſt. Die grüne Fußbekleidung wird übrigens den weißen Frauen häufig beigelegt. S. J. Grimm, d. Myth., S. 916 u. 917.

16.

Der verlorne Bräutigam.

Mündlich.

Auf dem Schuttplatze, welcher die Stelle des ehemaligen Gutleuthauſes von Mülhauſen bezeichnet, ſtand noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Sankt Katharinen Kapelle. In derſelben ſollte einſt ein Hochzeitpaar getraut werden; aber ſiehe,

als man eben über die Schwelle des Gotteshauſes treten wollte, war der Bräutigam von der Seite der Braut verſchwunden. Vergebens ſah ſie ſich nach ihm um, rief ihn beim Namen und fiel endlich, von übergroßem Schmerze bewältigt, in Ohnmacht nieder. Alles kam in Beſtürzung. Man ſuchte und ſuchte, in der Kapelle, in der Nachbarſchaft, in allen Straßen der Stadt, in der Umgegend; kein Menſch wollte den jungen angeſehenen und beliebten Bürger erblickt haben, und auch weder die tiefbetrübte Braut, noch irgend Jemand ſah ihn bei Lebzeit wieder.

Hundert Jahre nach dieſem Vorfalle kam ein junger Wandersmann in feſtlicher, aber veralteter Tracht, zum Baſelthor hereingeſchritten. Er war über und über mit Staub bedeckt, was um ſo auffallender war, da es ſchon einige Tage lang anhaltend geregnet hatte. Seine Rede glich zwar der Mülhauſer Mundart, allein er gebrauchte Wörter und Wendungen, die ſchon lange in Abgang gekommen waren.

Der Thorwächter führte ihn, da er aus ſeinen Fragen und Reden nicht klug werden konnte, auf's Rathhaus. Er nannte daſelbſt ſeinen Namen, der einem bekannten, aber in Mülhauſen ausgeſtorbenen Geſchlechte angehörte, und fragte nach ſeiner Braut und ſeinen Anverwandten. Niemand konnte ihm Beſcheid geben. Endlich erinnerte ſich ein alter Mann, daß man ihm einmal in ſeiner Jugend das ſeltſame Begebniß von einem verlornen Bräutigam erzählt habe, das ſich zur Zeit, da ſein Vater noch in die Schule ging, zugetragen haben ſoll. Man ſchlug in den Gemeindebüchern nach und fand das Ereigniß auch in der That darin aufgeſchrieben.

Der alterthümliche Bräutigam geſtand nun, daß an ſeinem Hochzeittage, beim Eintreten in die Kirche, plötzlich der Gedanke in ihm aufgeſtiegen ſei: wie wird's wohl in hundert Jahren bei uns ausſehen und wer wird's erleben? Da habe ihn dann plötzlich alles Bewußtſein verlaſſen, und wie alles Uebrige gegangen ſei, wiſſe er nicht.

Die Umſtehenden waren voll Erſtaunen über dieſe Erzählung und bemitleideten den armen, vereinſamten Mann von Herzen.

Nun wünſchte er ſehnlich das Grab ſeiner Braut zu beſuchen. Man begleitete ihn auf den Kirchhof und fand nach langem Suchen das verwitterte Kreuz, unter welchem ſie ruhte. Er warf

ſich alſobald auf den Raſen nieder und ſank vor den Augen der Anweſenden in Staub und Aſche zuſammen.

Entrückungen lebender Perſonen, durch Zweifel, Vorwitz oder Sehnſucht verurſacht, und Wiederkehren derſelben nach bewußtloſem Traume oder Schlafzuſtande kommen ſchon in den älteſten Zeiten vor. Epimenides von Kreta wurde auf das Feld geſchickt, legte ſich müde in eine Höhle nieder und ſchlief daſelbſt vierzig, nach Andern ſogar ſiebenundfünfzig Jahre. Bekannt iſt die Legende von den Sieben Schläfern, welche ſich, um die Zeit der Chriſtenverfolgung unter Kaiſer Decius, im Jahr 446, in eine Berghöhle flüchteten, aus welcher ſie erſt zweihundert Jahre ſpäter, unter Theodoſius hervorkamen. Sehr verbreitet iſt auch die Sage von dem Mönche, der ſich, durch den Geſang eines Vogels verlockt, von ſeinem Kloſter entfernte, ſich im Walde verirrte und bei ſeiner Rückkehr, nach hundert Jahren, alles daſelbſt verändert fand. Ebenſo die, wahrſcheinlich aus dieſem Stoffe hervorgegangene Sage vom Mönch von Heiſterbach, von C. W. Müller. Auf gleichem Grunde bewegt ſich die von A. Rodnagel poetiſch behandelte Begebenheit von der Braut im Garten, welche mit unſerm verlornen Bräutigam am meiſten Verwandtſchaft darbietet. Eine Braut, die ihren Hochzeiter nicht liebt, ſteht am Brautmorgen im Garten. Schon hat die Glocke die beiden erſten Zeichen zum Kirchgange angeſchlagen, und mit Schrecken erwartet ſie das dritte. Da naht ſich ihr plötzlich ein fremder Mann, der ſie aus ihrem Garten heraus in den ſeinigen führt, wo ihr ausnehmend wohl zu Muthe wird. Da ſchallt aber das dritte Zeichen. Sie macht ſich auf und tritt unter Thränen den ſchweren Gang an. Allein, als ſie in's Haus zurückkehrt, ſieht ſie Alles umgewandelt und fremde Geſtalten treten ihr entgegen. Dem herbeigerufenen Geiſtlichen nennt ſie ihren Namen, und man findet endlich, daß ſie die vor hundert Jahren verſchwundene Braut ſei.

17.

Der Milchſuppen-Acker.

Nach zwei mündlichen Volksſagen, abgefaßt von Fr. Otte.

1.

Ein reicher Mann hatte unter andern Gütern einen großen, geſegneten Acker. Aber der Mann war alt und übelmögend, und die Laſt des Hausweſens drückte ihn ſehr. Da verabſchiedete er eines Morgens ſeine ſämmtlichen Dienſtboten und, dieweil er keine Erben hatte, trat er ſeinen ſchönen, großen Acker um eine Milchſuppe ab. Der Spittel ging, wie leicht zu begreifen, den Handel mit großem Vergnügen ein, und noch an demſelben Tage wurde dem Greis die gewünſchte Milchſuppe in einem ſchönen, weißen Napfe vorgeſetzt. Herrlich duftete das trefflich gewürzte Gericht. Aber der alte Mann genoß des Guten in ſo reichem Maße, daß er augenblicklich davon erkrankte und ſtarb. Der merkwürdige Handel war indeſſen zu Protokoll gebracht worden und das Feldſtück verblieb dem Spital.

2.

Nach einer andern Sage war der Milchſuppen-Acker eine große Haide und das einzige Beſitzthum einer alten Frau, die ſich von ſeinem ſpärlichen Ertrage während vielen Jahren kümmerlich nährte. Da brachen Fehljahre herein, die eine große Theurung aller Lebensmittel herbeiführten. Die alte Frau, die längſt nichts mehr zu ernten hatte, gerieth an den Bettelſtab, und da der größte Theil der Bürgerſchaft ſelbſt verarmt war, ſo konnte ihr Niemand aus der Noth helfen.

Da klopfte ſie eines Morgens, vom furchtbarſten Hunger gepeinigt und zitternd vor Kälte, an das Pförtlein des Spitals und bat um ein warmes Milchſüpplein. Sie wolle ja gern, ſagte ſie, ihr Ein und Alles, nemlich ihre Haide, dafür hingeben. Der Spitalmeiſter hatte Mitleid mit dem armen Weibe. Er bewirthete ſie alſobald mit einer vortrefflichen Milchſuppe und verſprach, auch des Weitern für ſie zu ſorgen. Aber als die Alte ihre Speiſe genoſſen hatte, ſchlummerte ſie ein und erwachte nicht wieder. Das verkommene Haideſtück wurde nach und nach durch den

Fleiß der Spittelleute und mit Gottes Segen in einen ſchönen, großen Obſtgarten umgewandelt.

In Mülhauſen weiß noch jedes Kind das Stücklein vom Milchſuppen-Acker zu erzählen.

Derſelbe lag vor dem Spiegelthor und zog ſich von den jetzigen Fabrikgebäuden der Herren Hirn und Guth, in der Reitſchulgaſſe, bis zur neuen Gerbergaſſe und zum Kanal hin.

18.

Die Zinngieſſerinnen.

Mündlich.

Zwei Mädchen, welche jetzt beide Wäſcherinnen in Mülhauſen ſind, und von denen Eine das Nachfolgende ſelbſt erzählte, wollten ihre künftigen Männer kennen. Sie ſetzten ſich in einer Chriſtnacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr zuſammen und goſſen Zinn, welches ſie dann tropfenweiſe in einen Waſchzuber warfen. Jede nahm ſich einen Theil davon, und unter den ſeltſamen Formen, welche das geſchmolzene Zinn gebildet hatte, glaubte die eine ein Bügeleiſen, die andere eine Schuſterahle zu erkennen. Jene ſchloß alſo daraus, daß ſie einen Schneider, dieſe, daß ſie einen Schuſter bekommen werde. Sie legten nun beide vor dem Schlafengehen die koſtbaren Zinnſtückchen unter's Kopfkiſſen und jede ſah im Traume die Geſtalt ihres zukünftigen Mannes.

Als ſie nun am Neujahrstage, Nachmittags, mit einander ſpazieren gehen wollten, ſahen ſie zwei junge Männer unter einer Hausthüre ſtehen und laut reden. Da rief das eine Mädchen plötzlich aus: „Guck doch, da iſt mein Schneider, der mir im Traum erſchienen iſt!“ worauf das Andere ebenfalls ausrief: „Und da iſt mein Schuhmacher, von dem ich in der Chriſtnacht geträumt habe!“ Die jungen Männer, durch das lebhafte Reden der Mädchen aufmerkſam gemacht, wandten ſich gegen ſie um, und obgleich ſie dieſelben vorher nie gekannt hatten, luden ſie ſie zum Spaziergange ein, auf welchem ſich ſchnell zwei Liebespaare, und bald darauf zwei Hochzeitpaare zuſammen fanden. „Ja, das iſt wahrhaftig und

gewiß mir und meinem Kameraden geſchehen, Ihr dürft's glauben, denn wir haben unſere Männer bekommen und haben ſie noch!" ſetzte die Erzählerin eifrig hinzu, als ſie einigen Zweifel in den Blicken der Zuhörerſchaft zu bemerken glaubte.

Nach J. Grimm, d. Myth., S. 1072, ſtammt das Zinn- oder Bleigießen [1]) aus dem griechiſchen Alterthume. An andern Orten des Elſaßes ſchauen die Mädchen in der Andreasnacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr in gewiſſe Brunnen und Quellen, um darin das Bild ihres Zukünftigen zu erblicken; Andere ſchälen Aepfel oder Birnen, ſo daß die Schaale (Schälet) ganz bleibt: ſie werfen dieſelbe hinter ſich und an der Figur, welche dieſelbe bildet, ſuchen ſie den Anfangsbuchſtaben des Namens ihres künftigen Mannes zu erkennen. In Illzach nennt man folgende Operation Andresle: Man holt in der Andreasnacht bei einer Wittwe, unbeſchrieen und ohne ihr dafür zu danken, einen Apfel; ißt davon die eine Hälfte vor, die andere nach Mitternacht und hofft, davon ebenfalls im Traume die gewünſchte Erſcheinung zu haben. — In derſelben Nacht eſſen die heirathsluſtigen Mädchen Häringe; wer den Durſt der Träumenden ſtillt, iſt der künftige Gatte. Sie nennen dieß Wundern. Anderswo glaubt man, man werde ſich bald verloben, wenn man ſich an einem Bräutigam oder an einer Braut reibt. Auch das Kartenſchlagen iſt als Heiraths-Orakel ſehr verbreitet. Hier über dieſen Gegenſtand noch einige Andeutungen von Grimm, d. Myth., S. 1071. „Unverwandt römiſchen oder griechiſchen Aberglaubens, ſo viel ich ſehe, ſind die mannigfaltigen Weiſen, künftige Freier oder Liebhaber zu erforſchen. Das Mädchen lauſcht dem Gackern des Hahns, oder ſie wirft den Blumenkranz, oder ſie zieht in beſtimmter Nacht ein Scheit aus dem Holzhaufen, einen Stecken aus dem Zaun und zwar rücklings hinzugehend; oder bei dunkler Nacht greift ſie in die Heerde, um einen Widder herauszuziehen. Das rückwärts Gehen und nackend Stehen iſt dabei, wie in andern Fällen, gewöhnliches Erforderniß. Auch wirft ſie das Hemd, nackend, zur Thür hinaus, oder greift

---

[1]) In der Freigrafſchaft wird das Zinn durch den Ring eines Schlüſſels gegoſſen, in deſſen Bart ein Kreuz ſein muß.

rücklings aus der Thüre nach des Liebſten Haar oder deckt ihm den Tiſch, an dem er Nachts erſcheinen und eſſen muß. Harrys, niederſächſiſche Volksſagen, II., S. 28, beſchreibt den ſogenannten Rappelpfang: Man ſetzt auf ein Gefäß mit reinem Waſſer leichte Näpfchen von Silberblech, mit den Namen derer bezeichnet, welchen die Zukunft erforſcht werden ſoll; nähert ſich das Näpfchen eines Jünglings dem eines Mädchens, ſo wird daraus ein Paar. Anderwärts (auch im Elſaß) bedient man ſich dazu einfacher Nußſchalen.“

19.

Der weiße Mann vom Illzacher Schloſſe.

Mündlich.

Auf der hügelförmigen Erhöhung, da wo einſt das uralte Illzacher Schloß ſtand, zeigt ſich manchmal ein weißer Mann. Er hütet reiche Schätze, welche daſelbſt, ſchon ſeit undenklichen Zeiten, aufgehäuft ſind und demjenigen angehören ſollen, welcher ihn erlöst.

Weiße Männer kennt die Volksſage weniger, als weiße Frauen; jedoch kommen ſie manchmal vor, beſonders Greiſe, welche die Leute zu Orten hinführen, wo Schätze verborgen ſind. S. J. Grimm, d. Myth. S. 913 und 920.

Illzach, in einer Urkunde vom Jahr 833 Hilsiacum genannt, iſt wohl das celtiſche Uruncae oder Urunci[1]), deſſen Namen noch in einer Vorſtadt von Mülhauſen und dem gegen Illzach hinlaufenden Feldgebiet Runz übrig geblieben ſein mag. Das alte Schloß war mit doppelten Gräben und hohen Mauern umzogen; die Basler belagerten es im Jahr 1355 und die Mülhauſer nahmen es im Armen Geckenkriege ein. Eine Abbildung desſelben befindet ſich auf einem Grabſteine des ſogenannten Illzacher Chors, in der St. Stephanskirche zu Mülhauſen. Die

---

[1]) Schöpflin war ſchon dieſer Meinung; M. Graf, Geſch. von Mülh I, S. 21 bezweifelt dieſelbe; neuere Forſchungen beſtätigen ſie. Gewiß ſind die ebenfalls von Graf bezweifelten Entdeckungen römiſcher Alterthümer in Illzach.

Erbauung eines andern, einſt zwiſchen Illzach und Kingersheim gelegenen Schloſſes ſchreibt das Volk noch jetzt Karl dem Groſſen zu.

10.

Die weiße Jungfrau am Weiher.

Mündlich.

Am weſtlichen Fuße des Hügels, Rains, auf dem ein beträchtlicher Theil des Dorfes Illzach liegt, und wo, der Volksſage nach, ein heidniſcher Tempel geſtanden, iſt eine mehrere Acker große Stelle, der Weiher genannt, über welchen einſt eine römiſche Straße geführt haben ſoll.

Auf dieſem Hügel, beſonders aber am Weiher, erſcheint alle ſieben Jahre eine weiße Jungfrau, deren Bruſt und Nacken mit goldenen Ketten behangen ſind. In der einen Hand trägt ſie einen Schlüſſelbund, mit der andern winkt ſie Jedem, der ſich ihr zu nahen wagt, vor Allen aber Mädchen und Jungfrauen.

Einſt gingen ihr Leute nach, bis zu einer Stelle, welche ihnen die Erſcheinung bezeichnete. An derſelben fanden ſie einen Haufen glühender Kohlen, auf welche ſie Tücher warfen, und fingen an da zu graben. Sie arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Endlich kamen ſie auf ungeheure Fundamente und in unterirdiſche Gänge. Sie verfolgten dieſelben und erblickten plötzlich in einer Wölbung die Geſtalt der weißen Jungfrau. Neben ihr ſtand ein grauer Zwerg, der ihnen wie eine große Kröte vorkam, und ein großer ſchwarzer Mann. Entſetzen ergriff ſie, ſie liefen davon, und hörten, wie hinter ihnen Alles in Schutt zuſammenfiel.

Wer alle auf der Erlöſung dieſer weißen Jungfrau haftenden Bedingungen erfüllt, erhält den Schatz in zwei großen Kiſten; allein er darf dabei nicht eher reden, als bis er ſie unter Dach hat.

Am Weiher zeigen ſich auch bisweilen ein weißes Pferd und eine große weiße Katze.

Ueber die Bedeutung der weißen Frauen und Jungfrauen ſind die Bemerkungen S. 12 nachzuleſen.

Das weiße Pferd deutet auf Odin's weißes Schlachtpferd;

die Katze iſt der Göttin Freya geweiht; beide kommen häufig in der Volksſage vor.

21.

Der ſchwarze Mann am Rain.

Mündlich.

Am Raine geht ein ſchwarzer Mann, welcher einen Schatz hütet. Manchmal verwandelt er ſich in einen weißen Pudel, der „kyfft, bellitſcheriet [1]) und um ſich beißt;“ manchmal auch in ein ungeheures Wildſchwein, welches die Leute anfällt. In beiden letztern Geſtalten reißt das Geſpenſt Alles zu Boden, was ihm in den Weg kommt, und ſauſt oft, „wie ein ſcharfer Nordwind,“ durch die undurchdringlichſten Zäune.

22.

Der Nachtjäger.

Mündlich.

Zur Zeit, als der Wald zwiſchen den Dörfern Illzach und Kingersheim noch größer und dichter ſtand, vor etwa fünfzig Jahren, brauste der wilde Jäger, hier Nachtjäger genannt, mit ſeinem tollen Gefolge von Nord und Weſt her, bis gegen Illzach. Alte Leute haben ihn oft gehört. Sein Jagdruf war: „Hubde, Hubdada!“ und das Hundegebell: „Bahbahbäh!“

Jetzt wird er nicht mehr, oder nur ſelten gehört.

Ueber die Erſcheinung des wilden Jägers im Elſaß, von welcher noch mehrere Male die Rede ſein wird, ſiehe: Neujahrs-Stollen für 1850, S. 40 und 56 u. ff. — Ebenſo: J. Grimm, d. Myth. S. 873 u. ff. — F. Nork, Myth. der Volksſagen, S. 21 u. ff. — Daumer, die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums II. S. 204 u. ff. — Helmuth, Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens, 6te Aufl., S. 475 u. ff.

---

[1]) Bellitſcheriet, bißt, dialektiſches frequentativum von beißen.

23.

Das Doggele.

Mündlich.

In Illzach erſcheint oft ein Dorfgeſpenſt, das Doggele genannt, welches, mitten in der Nacht, den Kindern zentnerſchwer auf die Bruſt ſich ſetzt und dieſelben zu erdrücken ſcheint. Es iſt eine Art Alp oder Vampyr, von unbeſtimmter, zuſammengeknäuelter Thierform. Um daſſelbe abzuhalten, malt man zwei, in umgekehrter Richtung der Winkel ſtehende Dreiecke an die Stubenthüre; auch hängt man zwei gekreuzte Degen in die Stube, oder legt ſie in die Wiege des leidenden Kindes.

In der Schweiz nennt man den Alp, incubus, Doggeli, Doggi; „vielleicht daher, weil man glaubt, das Doggeli, als bösartiger Geiſt, bücke oder toge ſich über den Menſchen, und verhindere ihn am Athemholen; oder auch vom hochdeutſchen Docke, als ob ein Klotz auf dem Schlafenden liege.“ Stalder, Schweizeriſches Idiotikon, Aarau 1812, I, S. 287. An andern Orten der Schweiz heißt der Alp auch Schrättel, Schratt.

Statt der beiden Degen, kann man auch nur einen und einen Säbel in's Bettchen des Kindes legen. Stahl ſichert überhaupt, nach dem Volksglauben, vor dem Einfluſſe böſer Geiſter. Ehemals warf man Nadeln und Meſſer in die Bäche und Ströme, um die Gewalt der Niren zu brechen. S. Grimm, d. Myth. S. 1056 und F. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutſchen und ihrer Nachbarvölker, Stuttg. 1849, S. 467.

24.

Das Fronfaſtenthier.

Mündlich.

Das Fronfaſtenthier, oder, wie es in Illzach genannt wird, das Fronfaſtethier, hat die Größe eines jährigen Kalbes und feuerſprühende Augen, wie runde Fenſterſcheiben ſo groß. Es ruft, zur Fronfaſtenzeit, ſeine Opfer bei'm Namen, und wenn ſie darauf antworten, ſind ſie in ſeiner Gewalt, und werden von ihm fortgeſchleppt. Kinder, die um dieſe Zeit geboren werden, fallen

ihm gewöhnlich anheim; es beſucht ſie Nachts und treibt allen böſen Spuk mit ihnen. Deßhalb werden ſie von Jedermann, ſelbſt von ihren Eltern, gehaßt. Sie ſind mit allen Geiſtern der Hölle in Verkehr, und es iſt kein Leid um ſie, wenn ſie, was ſogar allgemein gewünſcht wird, frühzeitig ſterben.

Das Fronfaſtenthier, ſo wie das Doggele und der nachfolgende Dorfeſel, gehören zu den ſogenannten Stadt- und Dorfgeſpenſtern, über welche ich auf den ſchon angeführten Aufſatz in dem Neujahrs-Stollen für 1830, S. 34, verweiſe.

In der Zeit des Advents und der Fronfaſten ſind die teufliſchen Gewalten beſonders thätig. An einigen Orten der Schweiz ſpukt in der Fronfaſtennacht, Mittwochs vor Weihnachten, der ſogenannten Sträggelnacht, ein Geſpenſt, Sträggele genannt.

15.

Der Dorfeſel.

Mündlich.

Ein Mann von Illzach ging eines Nachts mit ſeinem Knaben an der Kirche vorüber. Da wurde das Kind, welches er an der Hand führte, plötzlich unruhig, und wandte ſein Geſicht von einer dunkeln Stelle ab, welche der Schatten eines benachbarten Hauſes bildete. „Was haſt du?“ fragte der Vater, „komm doch fort!“ — Jetzt ſchrie der Knabe auf und rief: „Siehſt du den großen Mann nicht auf dem Dorfeſel ſitzen, Vater? Er kommt ja herüber; er hält mich an der Hand feſt!“ — „Narrenthei!“ rief der Vater; „ich ſehe nichts; mach', daß wir heim kommen, 's iſt ſchon ſpät!“ und hiemit zog er den Knaben ungeſtüm nach der andern Seite. Dieſer wurde aber immer unruhiger, klammerte ſich an die Beine des Vaters und ſchrie verzweifelt: „Laßt mich doch los, Ihr zwei! Ihr reißt mir ja die Arme aus!“ — Den Vater, obgleich er nichts von den Schreckgeſtalten ſah, welche ſein Kind ängſtigten, überlief ein kalter Schauer. Er nahm es auf den Arm und eilte mit ihm ſeinem Hauſe zu, und hatte es mehrere Tage lang krank an heftigem Fieber darniederliegen.

26.

Maria in der Eich.

Mündlich.

Es waren einſt Knaben auf der Weide, im Walde, welcher ſich zwiſchen Wittenheim und Ruelisheim hinzog, und von welchem jetzt nur noch ein ſehr kleiner Theil übriggeblieben und dem letztern Dorfe angehörig iſt. Da ſahen ſie plötzlich gegen Abend, in einiger Entfernung von ihnen, einen alten Eichbaum in hellen Flammen ſtehen. Derſelbe brannte hinab, bis auf den untern Theil des Stammes, aus welchem ſich ein Marienbild erhob. Die Stätte wurde alſobald für heilig erklärt und eine Kapelle über den Eichenſtamm mit dem wunderhaften Gnadenbilde gebaut. Zu demſelben nehmen Kranke aller Art, beſonders aber Frauen ihre Zuflucht, welche um eine glückliche Entbindung flehen. Ex voto aus Eichenholz hängen in Menge in der Kapelle.

Marienbilder in Eichen kennt der Volksglaube mehrere im Elſaß. Außer der Kapelle von Ruelisheim, verdanken noch diejenigen im Illwalde, bei Schlettſtadt, ſo wie diejenige bei Niedesheim und die Kirche auf dem Liebfrauenberge, bei Dörsdorf, ihr Entſtehen ähnlichen Wundern.

Weder die celtiſchen noch die germaniſchen Völkerſchaften kannten Tempel von Menſchenhänden gebaut; ſie verehrten die Götter im undurchdringlichen Dunkel heiliger Haine und Wälder; im geheimnißvollen Rauſchen der Blätter ſprachen dieſelben zu ihnen. Unter einzelnen, uralten geheiligten Bäumen ſtanden Altäre; an ihren Zweigen hingen heilige Geräthe, oft auch Thierhäupter. „In verſchiedenen Strichen Niederſachſens und Weſtphalens haben ſich, bis auf die neueſte Zeit, Spuren heiliger Eichen erhalten, denen das Volk einen halb heidniſchen, halb chriſtlichen Dienſt bewies. Im Fürſtenthum Minden pflegten die jungen Leute beiderlei Geſchlechts am erſten Oſtertage, unter lautem Freudengeſchrei, Reigen um eine alte Eiche aufzuführen. Unweit dem paderborniſchen Dorfe Wormeln im Gehölz ſteht eine heilige Eiche, zu welcher noch jährlich die Einwohner von Wormeln und Calenberg feierlich ziehen. Ich bin geneigt, die faſt überall in Deutſchland erſcheinende örtliche Benennung heiliger Wälder auf

das Heidenthum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern keine Kirche [1]). Bei den Altpreußen war Romowe der heiligste Ort des Landes und ein Sitz der Götter; auf einer heiligen Eiche, mit Tüchern verhängt, standen da ihre Bilder; keines Ungeweihten Fuß durfte den Wald betreten, kein Baum darin gefällt, kein Zweig verletzet, kein Thier erlegt werden. Solcher heiliger Haine gab es in Preußen und Litthauen viele an andern Orten." J. Grimm, d. Myth. S. 64 und 67. Außer den höhern Gottheiten, deren Bilder, in spätern Zeiten besonders, häufig auf Bäumen aufgehängt wurden, bevölkerte aber der innig mit der Natur zusammenlebende Deutsche seine Wälder noch mit einer Menge von Geistern, Waldleuten, welche in einzelnen Bäumen wohnten, wie die Dryaden der Griechen und Römer, und welche manchmal, Angesichts der Menschen, aus denselben heraustraten. Auch benützten die ersten Apostel des Christenthums in Deutschland gerne solche heilige Bäume, um an deren Stelle Kreuze, Kapellen und Kirchen aufzurichten; und so, wie bei manchen ähnlichen Verhältnissen, wurde Christliches auf Heidnisches gepfropft, und vom Volke lange Zeit, Manches sogar bis zur Gegenwart, auf das Seltsamste vermengt [2]). So erscheint die christliche Maria jetzt, nach dem Volksglauben, vorzüglich in der, schon vor alter Zeit geheiligten, Eiche; aber auch den Hollunderbaum (Holle's oder Holde's Baum), die Linde (das Lindenkirchlein, bei der Hub, im Badischen), den Ahorn (Wallfahrt zu Unsrer lieben Frauen, im Dorfe Ahorn, in Thüringen), die Fichte (in Michelstätten, in Krain), den Lerchenbaum (auf dem Seriosberg, in Tyrol), die Haselstaude (Maria im Haselstrauch oder auch Maria Kulm, im böhmischen Gebirge) hat sich die Himmelskönigin zur wunderhaften Erscheinung ausersehen. S. F. Nork, Myth. d. Volksf. S. 892—900. Unter den Blumen sind besonders die Rose und die Lilie von ihr auserkoren,

[1]) Der Hagenauer Forst heißt in allen ältern Urkunden heiliger Wald, heiliger Forst, sancta foresta; allerdings war derselbe häufig der Aufenthalt heiliger Mönche und Einsiedler (St. Trebar); allein gewiß war er schon unsern heidnischen Vorfahren als heiliger Wald bekannt.

[2]) Vergl. Curiosités des traditions, des moeurs et des legendes, Paris 1847, S. 158 u. f.

im Mittelalter die Lieblingsblumen der Feen. Ebendas. S. 900 — 902.

27.

Der Letzte im Wirthshaus.

Nach der mündlichen Sage, abgefaßt von Fr. Otte.

In einer Schenke, unweit dem Dorfe Ruelisheim, saßen eines Abends etwelche Gesellen bei'm Schoppen Wein und führten gottvergessene Reden. Der frechste unter ihnen war ein reicher Bauernsohn, Heiri mit Namen. Er war geradezu ein Gotteslästerer und trieb elenden Spott mit Allem, was dem frommen Christen lieb und heilig. Als nun das Vesperglöcklein ertönte und die Andern aufbrachen, um nach Hause zu Weib und Kind zu gehn, da rief der Heiri mit verbissenem Lachen: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte sein! Wirth, noch so ein Schöpple!" Ein furchtbarer Fluch begleitete diese Worte. Da verstummte das Vesperglöcklein. Es geschah ein furchtbarer Schlag und die Schenke versank in den Erdboden. Auf dem Platze, wo sie gestanden, weidet der Hirt seine Heerde; aber es ist kein rechter Segen im Futter.

Der Heiri sitzt noch in der verschütteten Schenke.

28.

Masmünster's Entstehung.

S. Vues pittoresques des vallées de Massevaux et de St. Amarin par S. Schifferdecker, S. 11, und Fr. Otte, im Elsäss. Sagenb. S. 36.

Der reiche Graf Maso, der Besitzer des Schlosses Ringelstein, hatte nur ein einziges Kind, einen Knaben von acht bis zehn Jahren. Nun geschah es, daß die heilige Odilia, welche seit wenigen Jahren erst, 720, in den Himmel aufgenommen worden war, den frommen, lieblichen Knaben, in Begleitung seines Vaters und dessen Schwester, der heiligen Attala, durch das Dunkel der nahen Waldung kommen sah. Bei dem Gedanken, wie vielen Widerwärtigkeiten und Anfechtungen derselbe noch im Leben ausgesetzt sein könnte, bat sie Gott, ihn doch jetzt, in der Blüthe und Reinheit seines Herzens und Wandels, zu sich zu

nehmen. Die Bitte wurde ihr gewährt, und alſogleich erſchien ſie den einſam Wandelnden in ihrer ganzen Himmelsglorie. Alle drei wurden von der hehren Erſcheinung von freudigem Schauer ergriffen und ſanken betend auf ihre Knie nieder. Einige Tage darauf fiel der Knabe in die Doller und ertrank.

Darüber betrübte ſich der unglückliche Vater ſo ſehr, daß er beſchloß auf allen Glanz und Reichthum der Welt zu verzichten. Er ließ ein Frauenkloſter bauen und errichtete über dem Grabe ſeines geliebten Kindes ein Münſter, unter der Patronſchaft des heiligen Leodegar, der Otilia's Oheim war. Es wurde von ihm Maſo's Münſter genannt, und ſpäter entſtand um dasſelbe herum das freundliche Städtchen Masmünſter.

Die alte Kirche iſt nun zerfallen und eine neue, dem heiligen Martin geweiht, erhebt ſich am andern Ende der Stadt. In derſelben befindet ſich ein ſchönes Oelgemälde, von dem Straßburger Künſtler Klarland verfertigt, welches die Legende darſtellt.

Auf dem noch erhaltenen Grabſtein des jungen Grafen Maſo lieſt man folgende Inſchrift:

Hic jacet filius regis Masonis
Qui hoc monasterium construxit.

19.

Das Muttergottesbild in Sewen.

E. A. Schifferdecker. Vues pittoresq. etc. S. 20.

Als zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Horden barbariſcher Völker das Elſaß durchzogen, flüchteten ſich einige chriſtliche Familien in das obere Masmünſterthal, und bauten an dem Orte, wo ſpäter das Dörflein Sewen entſtand, der heiligen Jungfrau eine Kapelle, zum Dank für den ihnen verliehenen Schutz. Das Altarbild derſelben wurde bald durch die Wunder und Zeichen, die ihm zugeſchrieben wurden, in der Nähe und Ferne berühmt, und zog viele Wallfahrer herbei. Als aber nach und nach die Kapelle, für den ſtets wachſenden Andrang der Gläubigen, zu klein wurde, baute man auf einer andern Stelle des Dorfes eine ge-

räumigere Kirche und ſtellte das Muttergottesbild darin auf. Zum großen Erſtaunen der Bewohner, ſtand aber das Bild ſchon den folgenden Tag wieder an ſeinem alten Orte, in der Kapelle. Und nachdem man es ſpäter noch zweimal in die Kirche gebracht hatte, kehrte es abermals, unſichtbarer Weiſe, in die Kapelle zurück und blieb ſeitdem darin und zog immer zahlreichere Pilgrime herbei.

Graf Maſo ließ auch eine Reliquie des heiligen Leodegarius dahin bringen und viele Ritter und Herren des Landes erfreuten der heiligen Jungfrau von Sewen reichliche Gaben; ſo daß der Wallfahrtsort einer der beliebteſten im ganzen Lande ward.

Uebereinſtimmend mit unſerer Sage, lautet diejenige vom Kruzifixe von Wittenweier, im Badiſchen: „Nachdem die Bewohner des Dorfes Wittenweier zum Lutherthum übergetreten waren, ſchafften ſie von ihrem Kirchhofe das ſteinerne Kruzifix weg, fanden es jedoch am nächſten Morgen wieder am ſelben Platze aufgerichtet. Noch zweimal thaten ſie es hinweg, allein es kehrte jedesmal in der Nacht dahin zurück, während die Wachen, die man auf dem Gottesacker aufgeſtellt hatte, in unbezwingbarem Schlafe lagen. Hierauf warfen die Wittenweierer das Kreuz in den Rhein, und aus dem kam es nie wieder heraus. Seitdem aber riß der Rhein, der vorher dort ganz friedlich fließ, das diesſeitige Ufer ſtückweiſe weg, ſo daß Wittenweier ſchon dreimal mußte zurückgebaut werden.“ Aus Mone's Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, J. 1839. (A. Schnezler's Badiſch. Sagenb. II, S. 5.)

Ein, von einem Hirten bei Friesenheim (Kanton Benfelden), gefundenes Marienbild kehrte neunmal an ſeinen urſprünglichen Ort zurück. Siehe weiter unten.

20.

Die weiße Dame von Rothenberg.

C. Colbery, Antiquités du Haut-Rhin. Paris et Mulh. 1828, S. 91.

Im Schloſſe Rothenberg, Rougemont, welches an der Straße von Maſmünſter nach Befort liegt, erſcheint oft eine weiße Dame, welche ſich auf die Trümmer des Thurmes ſetzt und trau-

rig ins Thal hinabſchaut. Ein Mädchen ſah ſie eines Tages dort ſitzen. Die Dame ging alſogleich auf das Mädchen zu und bat es zu einer beſtimmten Stunde des Abends wieder zu kommen; ſie werde ſich ihm alsdann in Geſtalt eines Drachen, mit feuerſpeiendem Schlunde zeigen und auf es losfahren; allein es ſolle ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, ſondern den Schlüſſel nehmen, welcher ihr im Rachen liegen werde und welcher zu großen Schätzen führe; dadurch werde ſie ſodann erlöst ſein. Das Mädchen kam zur beſtellten Zeit, gerieth aber durch die Erſcheinung des Drachen ſo ſehr in Schrecken, daß es die Flucht ergriff. Nachdem es ſich noch einmal herumgewandt hatte, war der Drache verſchwunden; allein es hörte hierauf mit klagender Stimme die Worte rufen: „Ach, jetzt bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!"

Ueber weiße Frauen iſt S. 12 nachzuleſen.

Rothenberg war ehemals der Sitz einer Herrſchaft gleiches Namens, welche auch über Leval, Klein-Brunn, Remagny und St. Germain gebot.

31.

Die Gründung von Neu-Thann.

Nach der kleinen Thanner Chronik von einem P. Franziskaner im obern Kloſter ofm. Colmar 1766. S. 5 u. f. Der Verfaſſer hat aus den handſchriftlichen Jahrbüchern des 1742 verſtorbenen P. Malachias Schamſer geſchöpft und aus der Lebensgeſchichte des heil. Theobaldus von J. A. Schenck, der im Jahr 1628 Statthalter in Thann geweſen.

Theobaldus oder Ubaldus, auch Diebaldus genannt, ein frommer Biſchof, lebte zu Gugubin in Umbria [1]), zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, in ſonderbarer Andacht und Heiligkeit; alſo zwar, daß er auch die böſen Geiſter mit ſeiner bloßen Gegenwart erſchreckte und auf ſeinen Befehl von Stund an aus den beſeſſenen Leibern weichen machte. Alles was er hatte, gab er den Armen; für ſich aber behielt er nichts, als für die höchſte

---

[1]) Umbria, ein altes Gebiet in Mittel-Italien, jetzt zum Kirchenſtaate gehörig. Die Stadt Gugubin heißt heutzutage Gugubio oder Gubbio.

Nothdurft, und ein einziges ſchlechtes Ruhebettlein, auf welchem er bei achtzehn Jahre mit dem Fieber hart geplagt und krank darnieder gelegen.

Nun hatte Theobaldus einen Knecht, der ihn in dieſem mühſeligen Zuſtand mit vieler Liebe und Treue verſorgte, ohne daß derſelbe, außer Koſt und Obdach, irgend etwas als Lidlohn empfangen hätte; auch war wenig für ihn zu hoffen, worüber er ſich manchmal Gedanken machte, wenn er an ſein eigenes Alter gedachte und an die Beſchwerlichkeiten, denen er vielleicht noch ausgeſetzt würde.

Solches vermerkte nun Theobaldus im Geiſte an ſeinem Diener, und ſagte einſtmals zu ihm: „Mein lieber und getreuer Knecht, ſei getroſt und laß dich meine Armuth, ſo ich mir freiwillig und Gott zu lieb aufgebürdet habe, nicht bekümmern; der Herr, dem du und ich dienen, wird dir den Lohn, den ich dir nicht bezahlen kann, mit zeitlichen und ewigen Mitteln reichlich erſetzen. Jedoch, damit du nicht gar leer und unbelohnt von mir abweicheſt, ſo nimm dir, wenn ich auf dem Todesbett liegen werde in meinem biſchöflichen Ornate, den goldenen Ring von meinem rechten Daumenfinger hinweg und gehe damit in Gottes Namen davon in deine Heimath; Gott wird dein Geleitsmann ſein und Belohner."

Theobaldus ſtarb, wie er es vorhergeſagt hatte, am 16. Mai 1161. Der treue Diener wachte und betete allein bei dem Leichname ſeines ſeligen Herrn und Biſchofs, und ſeines Wortes eingedenk, wollte er ihm unter vielen Thränen und Zittern den Ring vom Daumen abſtreifen. Er zog daran; aber wie groß war ſein Schrecken, als nicht nur der Ring, ſondern auch das obere Gleich (Gelenke) des Fingers in ſeiner Hand blieb! Er faßte ſich jedoch und dachte, daß dieß der Wille Gottes und ein Zeichen ſei, daß die Worte ſeines Herrn in Erfüllung gehen ſollen.

Er nahm nun das Heiligthum zu ſich und verſchloß es ſorgſam in den oberſten Knopf ſeines Stabes; that ein Pilgerkleid an und zog getroſt durch Welſchland, über das hohe Alpengebirge und kam den erſten Heumonat glücklich bis in den Flecken Alt-Thann. Als er denſelben durchſchritten hatte, und noch denſelben Tag über die Steig oder das lothringiſche Gebirg, bis Urbis gelangen wollte, fühlte er, in der großen Hitze, Mattigkeit und Schlaf. Er ſtellte ſeinen Stab an einen Tannenbaum, mitten im Walde,

der ſich damals zu beiden Seiten des Thals und ſüdlich hin bis in die Ebene erſtreckte, und legte ſich nieder, um eine Weile in der Kühlung auszuruhen.

Die Sonne wollte ſchon untergehn, als er wieder aufwachte und nach ſeinem Stabe griff, um ſeine Reiſe fortzuſetzen. Allein, o Wunder! der Stab ließ ſich nicht bewegen und war wie am Baume angewachſen; auch verſuchte es der Diener vergeblich, den Knopf zu öffnen und ſein heiliges Kleinod heraus zu nehmen. Er gerieth in Schrecken und verzweifelte beinahe an der Wahrhaftigkeit ſeines Herrn. Er lief in großen Aengſten im Walde umher und rief die Wald- und Bauersleute zuſammen, die auch bald in großer Menge herbeiſtrömten, das Wunder anzuſehen.

Gegen der Stelle über, wo daſſelbe geſchah, auf dem nahen Bergſchloſſe, Engelburg genannt, reſidirte dazumalen der Landesherr Graf Engelhard oder Friedrich der jüngere von Pfirt. Derſelbe ſah zu einem Fenſter ſeines Gemaches hinaus und gewahrte drei hellglänzende Lichter über einem großen Tannenbaum im Walde hinſchweben. Da däuchte es ihn, es möchte ſich daſelbſt etwas Seltſames begeben, und ehe der Tag zu bleichen begann, eilte er mit ſeinem ganzen Ingeſinde zu dem Orte hin, wo er eine Menge Volks, von nahe und fern her, um den Baum verſammelt fand. Er vermerkte alſobald mit ſeinen Geiſtlichen, daß dieſes Wunder und die ganze Begebenheit, die ihm der traurige und verwirrte Pilgersmann erzählte, ein Fingerzeig des Himmels ſei.

Er gebot alſo der ganzen Verſammlung auf die Knie zu fallen, und nachdem er laut gebetet hatte, gelobte er, Gott und dem heiligen Theobaldus zu Ehren, eine Kapelle oder Kirchlein an dem Orte zu bauen, und das Heiligthum darin zur allgemeinen Verehrung auszuſetzen. Mit dieſem Gelübde und mit glaubensvollem Herzen ſtand er auf und ergriff den Stab, der ſich ſogleich wegnehmen und öffnen ließ.

Die heilige Reliquie wurde unterdeſſen in der Pfarrkirche von Alt-Thann aufbewahrt und ſodann nach der neuerbauten Kapelle gebracht, an deren Stelle ſich ſpäter das wundervolle Münſter erhob.

Den Pilger aber behielt der Graf lange Zeit in ſeinem Schloſſe und entließ ihn endlich mit reichen Geſchenken, als er begehrte in ſeine Heimath zurückzukehren.

Die Wunderzeichen, welche die Reliquie verrichtete, zogen immer mehr und mehr Pilgrime aus allen Ländern, „ſelbſt bis aus den nordiſchen Seeländern," herbei. Nach und nach wurde der ganze Wald an der Thalmündung gelichtet und Häuſer gebaut, und es entſtand die Stadt Neu-Thann, jetzt nur geradeweg Thann genannt, welche, zur Erinnerung an das wundervolle Ereigniß, eine Tanne im Wappen führet; auch auf den daſelbſt von 1418 bis 1628 geſchlagenen Münzen iſt eine Tanne abgebildet.

Das jetzige Münſter von Thann wurde im Jahr 1430 angefangen. Im folgenden Jahr gab es eine ſolche Menge Wein, daß man, aus Mangel an Fäſſern, viel deſſelben zu dem Mörtel gebrauchte, welcher zur Befeſtigung des Baues gebraucht wurde. Es wurde im Jahr 1516 vollendet. Nach der kleinen Chronik des Franziskaners hätte Erwin von Steinbach 1275 bereits den Riß und den Anfang zu dieſem Gebäude gemacht, „als er noch mit den Straßburger- und Freiburger-Kirchengebäuden zu thun hatte."

Zwei Feſte erinnerten jährlich, bis auf die jüngſte Zeit, an die in der Legende erzählte Begebenheit: Den 16. Mai, von Mitternacht an, gingen zahlreiche Gruppen aus allen katholiſchen Familien dreimal um die Stadt herum und beteten. Am folgenden Tage wurde ſodann eine große feierliche Prozeſſion gehalten, wozu viele Tauſende aus den umliegenden Ortſchaften herbei ſtrömten. Das größte und originellſte Feſt wurde jedoch in der Nacht des letzten Junius, dem Vorabende des St. Theobaldustages, der auf den erſten Julius fällt, gefeiert. Abends um acht Uhr begaben ſich der Pfarrer mit ſeinen Vikarien, der Friedensrichter, der Maire und die übrigen Ortsvorgeſetzten, mit der Nationalgarde, und im Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, mit brennenden Kerzen aus dem Münſter und zündeten nach und nach drei, von dem Stadtpfarrer geweihte, große Tannenbäume an, die von oben bis in die Mitte herab geſchlitzt und mit Holzſpänen ausgefüllt waren und vor dem Kirchenplatze aufgeſtellt wurden. So wie die brennenden Holzſplitter herabfielen, ſtürzte ſich das Volk in Andacht und Hitze darauf; Jedes wollte einen Span oder eine Kohle davon haben, denn es wurden ſolchen heilſame Wunderkräfte zuge-

ſchrieben. Der Franziskaner ſagt: „weilen dadurch oftermal iſt beſtätiget worden, daß ein kleiner Partikul dieſes gebrenten Holzes oder deſſen Kohlen in ein Glas Waſſer gedunckt, und mit Andacht getrunken, die, ſo das Fieber oder das Frieren hatten, entlediget worden.“ S. 82. Wenn ſich nun die Menge alſo im heiligen Eifer um die brennenden Splitter ſtritt, ließ man die Feuerſprützen unter ſie hineinſpielen, bis die letzte Glut erloſchen und das heile, heitere Feſt ein dunkles und naſſes Ende gewann.

Der Municipalrath hat im Jahr 1847 bei Gelegenheit des Auflaufs gegen die Bäcker dieſe Feierlichkeit abgeſchafft und durch eine andere, im Innern der Kirche, erſetzt; man zündet an dem Orte, wo Theobaldus Finger ſich zeigte, drei große Kerzen an, als Sinnbilder der drei wunderbaren Flammen, welche einſt über dem Tannenbaum ſchwebten.

32.

St. Theobaldus rettet Thann im Schwedenkriege.

E. J. Regnal, l'Alsace ancienne et moderne, Strasb. 1849, S. 356.

Die Stadt Thann erduldete großes Leid und Ungemach während des dreißigjährigen Krieges. Zwölf Jahre lang, ſagt die Chronik, konnte man weder Getreideernte noch Weinleſe halten; die Eltern aßen ihre eigenen Kinder auf; ja der Hunger trieb Manche ſogar, das Fleiſch von Leichnamen zu verzehren; man gab ein Stück Feld um ein Stück Brod her; Alles war in Verzweiflung.

Nachdem die Schweden die Stadt den 31. Dezember 1632 eingenommen hatten [1]), flüchteten ſich die meiſten Einwohner in das Münſter. Die feindlichen Schaaren umringten daſſelbe und wollten ſie mit Gewalt aus der Kirche vertreiben; da erſchien aber plötzlich der heilige Theobaldus in ſeiner ganzen Himmels-

[1]) Sechs Monate ſpäter wurden die Schweden von den Kaiſerlichen vertrieben; allein, nachdem ſie dieſelben 1634 auf dem Ochſenfelde geſchlagen, beſetzten ſie die Stadt von Neuem. Im Jahr 1639 nahm ſie Bernhard von Weimar ein, nachdem er das lothringiſche Heer beſiegt hatte.

glorie, und alsobald fielen die Hufeisen [1]) von den Pferden der Schweden ab, so daß sich dieselben bestürzt zurückzogen.

Zur Erinnerung an dieses Wunder nagelte man eine Menge dieser Hufeisen an die Hauptthüren des Münsters. Man sah noch manche derselben bis zum Jahre 1833, in welchem der Fabrikrath die alterthümlichen Thüren durch neuere, elegantere ersetzen ließ, die aber keineswegs mit dem Styl des ehrwürdigen Gebäudes übereinstimmen.

11.

Das EX VOTO in der Kirche von Alt-Thann.

Mündlich.

Zu Alt-Thann, am Fuße des Kirchbergs, lebten zwei fremde Frauen in einer armseligen Hütte, Mutter und Tochter, und ernährten sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit. Die Mutter starb und die schöne Waise zog bald die Augen eines reichen Ritters der Nachbarschaft auf sich. Sie war schwach und erlag den Künsten seiner Verführung. Allein bald erfüllten ehrgeizige Plane seinen Geist, er verließ die Betrogene und zog in ferne Lande.

Die Unglückliche gerieth darüber in Verzweiflung und rang in bangen Stunden mit dem Gedanken, sich den Tod zu geben.

Siehe, als sie in einer stürmischen Nacht im einsamen Kämmerlein saß unter heißen Thränen, da erschien ihr der Fürst der Hölle. Er zeigte ihr alle Qualen der Schmach, der sie bald öffentlich preisgegeben würde, und versprach ihr endlich, den treulosen Geliebten zurückzuführen, wenn sie ihm des Kindes Seele zum Eigenthum geben würde, welches sie unter dem Herzen trage. Mit edelm Ingrimme wies sie Satans höllischen Antrag zurück, allein dieser ließ nicht eher mit seinen listigen Reden von ihr ab, als bis er ihr endlich das verlangte Versprechen entrissen hatte.

---

[1]) Hufeisen waren bei den deutschen und nordischen Völkern Heilszeichen; auch später brachte man sie gerne an Kirchen und Kapellen an. G. F. Nork, Myth. der Volksf. S. 87—95.

Er hielt Wort, denn in den nächſten Tagen ſchon kehrte der Ritter mit Ruhm und Schätzen beladen zurück; baute ſich ein ſtattliches Schloß auf einem nahegelegenen Berg und führte die Geliebte als ſeine Gattin vor den Altar.

Einige Wochen darauf brachte ſie ein Knäblein zur Welt. Der Tag der Taufe erſchien und ſchon nahte ſich der Prieſter, um das Haupt des Kindes mit dem heiligen Waſſer zu beſprengen, als eine ſchwarze Geſtalt ſich plötzlich durch die Anweſenden drängte und die Hand nach dem Täufling ausſtreckte. Allein der ehrwürdige Prieſter, welcher alſobald den Böſen erkannte, rief ihm zu: „Im Namen des Dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau Maria, Satanas, entweiche!“ In demſelben Augenblicke beſprengte er das Kind mit dem Taufwaſſer. Es war gerettet.

Zur Buße ſeiner Sünde und zur Erinnerung an das ſegensreiche Wunder ließ der Ritter hierauf ein Täfelchen malen, welches die Scene der Rettung ſeines Kindes verſtellte und hängte es als ex voto in der Kirche von Alt-Thann auf, wo es noch vor wenigen Jahren von Jedermann geſehen ward.

31.

Die gebannten Kriegsheere.

Mündlich und *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, S. 79.

Auf dem Ochſenfelde oder Lützenfelde hört man oft zu nächtlichen Stunden dumpfes Waffenklirren. Da liegen in weithinlaufenden Höhlen unter der Erde die Kriegsheere der verruchten Söhne Ludwigs des Frommen, die ihren Vater allhier im Jahr 833 verrathen haben, im Todesbanne. Verſpätete Wanderer, welche über die Haide ziehen, werden oft von einzelnen Kriegern in raſſelnden Harniſchen und Waffengezeuge begleitet, bis in die Nähe von Sennheim oder Thann.

Eines Tages öffnete ſich vor einem Bewohner der Umgegend eine ſolche Höhle, und ein Kriegsmann, welcher aus ſeinem langen ſchweren Schlafe erwachte, redete ihn an und verkündigte ihm den Zeitpunkt, an welchem der ſchreckliche Bann für ihn und ſeine Gefährten aufhören ſolle.

Ueber die eigentliche Lage des Lügenfelds, campus mentitus, champ de mensonge, weichen die elſäſſiſchen Schriftſteller von einander ab; Schilter hält dafür das ſogenannte Rothläuple oder Rothleuble bei Kolmar; Laguille die Ebene von Rüffach; Grandidier die Ebene, welche ſich an den Sigolsheimer Berg lehnt; Schöpflin das Ochſenfeld, welches von einigen ältern Schriftſtellern campus rubeus genannt wird, ein Name, der zu den hier ſich befindenden Geländen Rothbach, Rothenburg, Rothlend paßt; außerdem heißt noch ein anderer Theil dieſer großen Ebene der Lügner; Herr Notar Ingold von Sennheim, welcher ſich ſchon eine Reihe von Jahren mit Nachforſchungen über die Geſchichte und Alterthümer des Elſaßes beſchäftigt, ſtimmt Schöpflins Meinung bei und fügt hinzu, daß auch im Gemeindegut des bei Sennheim gelegenen Dörfchens Uffholz, auf dem linken Ufer der Thur, ein Feldgewand den Namen Lieger oder Lüger trage.

Vergleiche die Geſpenſterheere im Nordfeld, S. 17.

25.

Kaiſer Barbaroſſa unter dem Bibelſtein.

Mündlich.

Mitten auf dem Ochſenfelde ſoll ein Feldſtück liegen, der Bibelſtein genannt. Darunter ſitzt der Kaiſer Friedrich II., Barbaroſſa, lebendig, und wenn es ganz ſtille rings umher iſt und man das Ohr an den Stein hält, ſo hört man, wie ihm der Bart wächst.

Das Herüberziehen der bekannten Sage vom Kyffhäuſer in's Elſaß findet ſeinen Grund wahrſcheinlich darin, daß Barbaroſſa Herzog von Schwaben und Elſaß war, ehe er zum Kaiſer von Deutſchland erwählt wurde. Er beſaß viele Güter im Elſaß, beſuchte es oft und war von ſeinen Bewohnern ſehr geliebt.

S. Strobel, Geſch. des Elſaßes, Straßburg 1841, I, S. 402 u. ff.

Ueber die Kreßhäuſer und ähnliche Sagen ſ. J. Grimm, d. Myth. S. 906 u. ff. — E. Sommer, Sagen u. ſ. w. aus Sachſen und Thüringen, I, S. 1.

26.

Der Freier auf Freundſtein.

C. Gallery, Antiq. du Haut-Rhin, S. 78.

Ein junger Graf von Geroldseck war von dem Liebreize des Fräulein von Freundſtein alſo ergriffen worden, daß er um ihre Gunſt warb; allein er erhielt von ihr keinen günſtigen Beſcheid. Nun wandte er ſich an ihren Vater; aber auch von dieſem ward ihm eine abſchlägige Antwort gegeben. Außer ſich, ob des gekränkten Ehrgeizes, beſchloß er, nun durch Gewalt zu erringen, was man ihm auf ſein dringendes Begehren verweigerte. An der Spitze einer Schaar von Kriegsleuten rückte er vor das Schloß und griff daſſelbe an. Die überraſchte Beſatzung war zu ſchwach, dem gewaltigen Andrang der Stürmer auf längere Zeit Widerſtand zu leiſten und mußte ſich ergeben.

Schon ritt der Sieger laut jubelnd im Gefühl ſeiner baldigen Rache mit ſeiner Schaar über die Fallbrücke, da preßte der greiſe Vater in wilder Verzweiflung ſeine Tochter in die Arme, beſtieg mit ihr ſein Streitroß und ſtürzte ſich alſo über die Bruſtwehr des Burgwalls in's tiefe Thal hinab.

Noch ragen die Schloßtrümmer von Freundſtein, dem gewaltigen Bölchenkopfe gegenüber, empor, und zeugen von der Macht ſeiner einſtigen Bewohner. Aber in ſtillen Nächten hört man oft um die öden Mauern Pferdegetrapp und Hufſchlag ertönen; das iſt der Ritter von Freundſtein, der mit ſeiner Tochter um das Schloß reitet; der Geroldseck ſprengt hinter ihnen her, unermüdlich, und kann die Braut nicht erreichen.

37.

Die Feldmeſſer auf dem Bölchen.

Mündlich.

Auf dem Gipfel des großen Bölchen, bei Sulz, ſind viele Feldmeſſer gebannt, welche bei Lebzeiten die Leute um ihr Gut betrogen haben. Sie müſſen in Einem fort den Berg ausmeſſen und führen oft Diejenigen, welche ihn beſteigen wollen, lange Zeit in der Irre herum und laſſen ſie auf unwegſame Orte, an ſumpfige Stellen gerathen.

Irrführende Geiſter überhaupt kamen im Elſaß häufig vor; gegenwärtige Sammlung enthält davon mehrere Beiſpiele; auch anderswo erſcheinen dieſelben. Es ſind bald verwünſchte und gebannte Menſchen, bald Seelen Laſterhafter, welche in Thierkörper gebannt ſind; ſie necken die Lebenden oder wollen durch ſie erlöst ſein. Unredliche Feldmeſſer, namentlich aber auch Solche, welche ihren Nachbarn abgepflügt, oder Bannſteine verſetzt haben, müſſen nach ihrem Tode feurig gehen, bald als feurige Männer, Irrlichter, bald als feurige Thiere. Vergl. ähnliche Sagen in A. Schnezler's badiſch. Sagenbuche I, 114; II, 238, 337, 349; J. Grimm, d. Myth. S. 870.

38.

Die Geſpenſterthiere im Bölchenſee.

Mündlich und Gebweiler Dominikaner-Chronik.

Der Bölchenſee wird von einer Menge ſeltſamer und unheimlicher Fiſche bewohnt, unter andern von einer großen moosbedeckten Forelle, welcher ein Tannenbäumchen aus dem Rücken wächst.

Im Jahr 1128 ſind aus demſelben Hühner mit vier Füſſen, und 1304 ein furchtbarer Drache an's Land geſtiegen.

Vergl. des Verfaſſers Aufſatz: Ueber die Geſpenſterthiere im Elſaß, in den Neujahrs-Stollen für 1830, S. 34 u. ff.

39.

Kunigunde von Hungerſtein.

Vergl. Pfeffels proſaiſche Verſuche, X, S. 131 u. f.; er hat aus dem ungedruckten Jahrbuch des gräflichen Hauſes Rappoltſtein, 1497, geſchöpft.

Zwiſchen Rimbach-Zell und Gebweiler, mitten im Bergwald, lag einſt das feſte Schloß Hungerſtein, deſſen Ritter daſſelbe von der Abtei Murbach zu Lehen trugen. Wilhelm von Hungerſtein war der Letzte des Namens, der ſchon im zwölften Jahrhundert geblüht hatte.

Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, die ihn ohne Erben gelaſſen hatte, trat er, ſchon ziemlich bejahrt, in zweite Ehe mit Kunigunde Giel von Gielsperg, deren Familie erſt im ſiebzehnten Jahrhundert erloſch.

„Kunigunde war," wie das Jahrbuch ſagt, „noch ſehr jung und über die Maßen ſchön und gerad von Leib, als kaum Eine im Lande." Sie hatte aber einen frechen, üppigen Sinn, ward ihrem greiſen Gatten untreu und verſchleuderte ſein Gut. Dabei wurde ſie noch durch ihre eigenen Verwandten unterſtützt und ihr Bruder Wernher von Gielsperg vermaß ſich ſogar, öffentlich Partei wider ſeinen Schwager zu nehmen und ihm ſeinen Untergang zu drohen.

Dadurch geängſtigt, ſuchte der ſchwache Mann Schutz bei dem mächtigen Grafen Wilhelm von Rappoltſtein, welcher zu jener Zeit Oberſthauptmann und Landvogt im Oberelſaß und Sundgau war. „Er bat ihn, daß derſelbe ihn wider ſeines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt ſchützen und ihm Rath und Hülfe leiſten wolle, damit er ſeiner Schuldenlaſt und ſeiner Feinde täglichen Ueberfalls entlediget werden und eine eingezogene Haushaltung führen möchte." Der Landvogt nahm ſich des Ritters an, verordnete zur Schuldentilgung den Beſchlag der Güter und wies dem Ehepaar ein Jährliches an Getreide, Wein und Geld zu ſeinem Auskommen an. Dem Gatten wurde ſtatt

aller Dienerſchaft nur ein Knapre und ein Hausknecht, und ſeiner Frau eine Dienerin und eine Köchin verwilligt.

Dieſe Beſchränkung ihres einſt ſo glänzenden Haushalts erfüllte Kunigunde mit Wuth und Rache. Sie gewann die beiden Knechte und ſchwor ihrem Gatten Verderben und Tod.

Als ſich derſelbe an einem ſchwülen Sommertage, um Kühlung und Ruhe zu genießen, in das Gewölbe des Schloſſes begeben hatte, traten die beiden treuloſen Knechte herbei und ſagten ihm in den frechſten Ausdrücken, wofern er nicht augenblicklich von ihrer Hand ſterben wolle, ſo müſſe er ſchriftlich erklären und mit ſeinem Wappen beſiegeln, daß er zur Büßung ſeiner Sünden eine Wallfahrt nach Jeruſalem beſchloſſen habe und von ſeinen Verwandten hiemit Abſchied nehme, indem er ſeine Gemahlin in ihren Schutz empfehle.

Der Unglückliche widerſtrebte vergebens. Kaum hatte er der Gewalt nachgegeben und den Brief unterſchrieben und verſiegelt, ſo wurde er mit einem Stricke, welchen Kunigunde mit eigener Hand herbeigebracht, von den beiden Knechten erdroſſelt. Der Knappe band den Leichnam in der Nacht auf ein Pferd und warf ihn im benachbarten Walde in eine Grube, die er mit Moos und Reiſig bedeckte.

Den folgenden Tag öffnete Kunigunde, die ihre innere Freude unter geheuchelter Trauer ſchlecht verbarg, den verſiegelten Brief und theilte ihn den Verwandten ihres gemordeten Gatten mit. Allein Wilhelm von Rappoltſtein, welcher alſobald von der Sache benachrichtigt wurde, ſchöpfte Verdacht, der noch dadurch vermehrt wurde, daß man die Knechte des Ritters von Hungerſtein mit Kleidern deſſelben geſchmückt fand, und Kunigunde ſelbſt ihr üppiges Leben nur noch in größerem Maße fortſetzte.

Er ließ einen Rath von Edelleuten zuſammen berufen, welche die Sache unterſuchten und zugleich auch den einen Knecht feſtnahmen, der die ganze Frevelthat bekannte. Der Leichnam des Gemordeten wurde aufgefunden und in Gebweiler feierlich beerdiget.

Nun wurde auch die treuloſe Gattin eingeſetzt und als Mörderin und Diebin verurtheilt, in einen Sack geſteckt und erſäuft zu werden.

„Als nun Kunigunde hingerichtet werden ſollte," ſagt die Urkunde, „bat eine gewiſſe Adelsperſon, deren Geſchlecht ich Ehren-

halben nicht nennen will, welche, wie zu vermuthen, zuvor Kundschaft mit ihr gehabt, den Nachrichter angesprochen und demselbigen zwölf Goldgulden verheißen, wo er sie bei dem Leben erhalten und davon bringen könnte, welches der Nachrichter bewilliget, sie hart gebunden, daß ihr eine Ohnmacht angekommen, und alsdann ins Wasser geworfen. Ueber dem Wasser aber hat Gemeldter vom Adel mit zwei Pferden gewartet, und als die Verurtheilte ein wenig das Wasser hinabgeschwommen, hat sie der Nachrichter, so in einem Schifflein nachfuhr, mit dem Seil auf das andere Ufer gezogen und gestürzt, da sie alsdann bald wieder zu sich selbst kam und erlabet wurde."

Kunigunde flüchtete sich nun insgeheim nach der Schweiz, wo sie drei Jahre lang auf einem Schlosse zubrachte. Endlich aber gelang es dem Landvogte sie zu entdecken und er ließ sie sofort zurückbringen und in einem Thurme des Schlosses Hoh-Rappoltstein verwahren. Durch Schmeicheleien und Versprechungen wußte jedoch das listige Weib im Jahr 1507 den Schloßknecht, Philipp von Bacherach, zu gewinnen, daß er sie vermittelst einer Leiter, die er an dem Fenster ihres Kerkers anbrachte, aus ihrer Haft befreite. Gleich darauf wurde sie aber wieder eingeholt und zum zweitenmal in denselben Thurm gesperrt, wo sie noch zwanzig Jahre verlebte.

Wilhelm von Rappoltstein hielt ihre Reize für so gefährlich, daß er seinen Söhnen verbot, sich in der Nähe des Thurmes aufzuhalten, aus Furcht, auch sie möchten von ihr verführt werden. „Denn," sagt der Annalist, „sie war von einer ausbündigen Schöne und von Natur dahin geneigt, daß sie schier Jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe reizte."

40.

Wie Gebweiler gerettet ward.

1445.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 62 u. f.

„Es schmeckhete den Frantzösischen undt Engelländtischen Völcheren der Elsässer Wein, den sie genuegsam ohne Geld khauffen

khundten, alſo wohl, daß ſie gedachten noch länger darin zu verbleiben; aber ehe ſie ſich in die Winterquartier begaben, kamen die Schinder[1]) in das Elſaß hinundter, verharendt ein Zeit lang zu Engisheimb, als dan kamen ſie undt nahmen Ruffach ein, Hattſtatt, Herlesheimb, Heilig-Creutz, das Schloſſ undt Stättlin Keſtenholtz; Sant-Vilt[2]) hat ſich noch gewehret, undt zwey Stürm abgeſchlagen; leſtlichen als man ihnen getrauwet[3]), ſo ſie das dridte Mal ſolten ſtürmen, niemandten zu verſchonen, ſo haben ſie ſich endtlichen auch mit Beding ergeben mieſſen.

„Gebweiler mieſte endtlichen auch an den Tanz undt zwar unvermuethendter Weis, weil man geglaubet ſie hielteten ſich ietzundt ſtill in dem Winterquartier, ſo kamen ſie urblitzlichen[4]) mit 40,000 Mann, undt lägerten ſich unweith unſer Frauwen Capellen underthalb auff Schenckhen Wueſt genandt. Nach deme der Delphin[5]) mit ſeinen Generalen undt Kriegs-Obriſten Rath gehalten, zah er an Sanct Valentini Abendt (13. Februar 1445) für diſe Statt, undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen dem Tag, kamen ſie undt legten Leitheren an die Ringmauwern auswendig gegen der hinderen Badſtuben, undt ſtigen auff die Mauwren; als die Mauwr mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüſt, das es ein groſſes Gebeldter undt Getös von ſich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan ſie hatten ſich in die Badſtuben in die Wärme gelegt, weilen es ſelbige Nacht ſehr kalt ware); die Wächter fiengen an zu ſchreüwen[6]) undt machten einen groſſen Lärmen, alſo das die Leith[7]) aus dem Schlaff erwachteten undt luffen[8]) alle dem Geſchreüw zu.

„In deſſen aber war ein wackhers Weib in der Statt, mit Namen Bridt[9]) Schikhin; ſie ließ ihr das Heil der Statt

---

[1]) Schinder oder Arme Gecken (Armagnaken) nannte das Volk die franzöſiſchen Truppen, welche nach der Schlacht zu St. Jakob, bei Baſel, 1444, nach dem Elſaß kamen und daſſelbe plünderten und verwüſteten.

[2]) Sant-Vilt, Sankt Hippolyt, bei Schlettſtadt.

[3]) Getrauwet, gedroht.

[4]) Urblitzlichen, urplötzlich.

[5]) Der Delphin, Dauphin, der nachmalige Ludwig XI., König von Frankreich.

[6]) Schreüwen, ſchreien.

[7]) Leith, Leute.

[8]) Luffen, liefen.

[9]) Bridt, noch jetzt ſehr gebräuchliche Abkürzung von Brigitta.

wohl angelegen seyn; die selbige nahm etlich Wellen Stroh undt luff auff den Prediger Gang, zündete dasselbige Stroh an, wurffe solches mit grossem Geschreüw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein solcher Forcht undt Schräckhen under den Feind kame, das er eiligst widerumb zurückh, den Schinberg hinauff, undt die Flucht nahme, nicht ohne eine sonderbare Schickhung Gottes.

„Dan als iust selbiger Zeit gar vill Volkh in der Statt war, haben sie nicht ohne grosse Verwunderung gesechen, das die glorwürdigiste **Mueter Gottes**, undt der heilige Bischoff undt Martyrer **Valentinus** auff der Ringmauwren mit einem grossen Glantz umbgeben hin undt här spaziereten, anzuzeigen, daß sie die Statt undt dero Inhaber under ihren Schutz undt Schirm genommen haben.

„Da es am Morgen Tag ware, undt man die Thor auffthäte, hat man noch etliche Leither von sonderbarer Invention, theils von Strickh, theils von Holtz gemacht, die man zusammen legen khundte, an den Ringmauwren hangendt gefundten, die man zur ewigen Gedächtnus in der Pfarrkhürchen allhier auffgehenckht [1]). Es giengen auch etliche Männer hinaus auff Schenkhen-Wuest in das Läger, wo sich der Feind aufgehalten; fundten aber niemandt mehr, dan die Feindliche waren alle darvon geflochen mit Hinderlassung viller Pferdt undt anderer Sachen, welches alles die Burger in die Statt gebracht undt gross Gueth hiemit gewunnen haben.

Die Feind, die den Schinberg hinauff gelossen waren (wurden etliche darvon gefangen), sagten und bekendten öffendlich, das ihnen allen nicht anders ware, als wan ein solche grosse Schaar ihnen nacheileten; ia es hat sie gedunckhet, es luffe das gantze Landt ihnen nach: ohne Zweiffel wird ihnen die seligiste Mueter Gottes, so mit dem heiligen Valentino auf der Mauwren erschienen, eine übernatürliche Forcht undt Schräckhen eingeiagt haben, welche in der Wahrheit sich also erschröckhlich erzeiget, als wie ein wolgeordnetes Kriegsheer."

Zur Erinnerung an diese wundervolle Begebenheit wird seit jener Zeit in Gebweiler zu Ehren des heiligen Valentinus eine Messe, und zu Ehren der Mutter Gottes ein Fron-Amt gesungen.

---

[1]) Einige dieser Leitern werden noch jetzt in der alten St. Adelphi-Kirche aufbewahrt.

Der Anhang zur Dominikaner-Chronik (S. 423 und 424) enthält einen Abdruck der alten, 1695 erneuerten Pergament-Urkunde der Stiftung.

41.

Des Fürsten zu Murbach jäher Tod.

1477.

Aus der Gebw. Dominik. Chron., S. 86.

„Ein erschröckhlicher Casus begabe sich alhier in Gebweiler. Dan als Bartholomäus von Andlauw, Fürst zu Murbach, in dem oberen Schloss Hugstein in sein gemach kame, undt Nacht ware, da sas er auff seinem Stuel undt redete mit seinem Kammerdiener, was ihnen angelegen war; in dem so verlöst ihnen das Liecht. Der Kammerdiener nimb die Kertzen undt wolt ein anders Liecht anzinden; undt als er es angezundten undt damit in die Stuben kame, da der Herr sase, da sache er mit grossem Schräckhen, wie das ein schwartze Katz dem Herren auff dem Hals lage, die ihn verwurgt hat. Der Kammerdiener floche aus der Stuben, gienge hinab, undt erzehlete es dem ganzen Hausgesind. Man thete ihn wie man mit einem todten Cörper thun soll, legt ihn in ein Todtensarch. In der fruhe, am Morgen, fiehrt man ihn gehn Muerbach; er hete vier starckhe Pferdt, die zugen an dem todten Cörpel das sie schwitzeten; alle die da waren, namb es groß Wundter; undt da er gehn Muerbach in die Khürchen kam, da thete man den Todtenbahr auff, wie es Gewonheit war; aber es wurd leider kein todter Körper mehr darinnen gefundten. Gott wölle uns alle gnädiglich vor dem bösen undt unversechenen Todt behieten."

Aus der ganzen Darstellungsweise des Chronisten geht hervor, daß derselbe annimmt, der Teufel habe den oben genannten Fürsten von Murbach zuerst unter der Gestalt einer schwarzen Katze (einer Maske, welche der Teufel und seine Genossen oft nehmen) zuerst erwürgt und sodann auf unsichtbare, unerklärte Weise sich seines Leichnams bemächtigt, was besonders aus

den Worten „aber es wurd leider kein todter Cörper mehr darinnen gefundten" klar wird. Auch die Nachfolger des Verstorbenen scheinen dieser Meinung gewesen zu sein, denn vom Jahr 1477 bis zum Jahr 1514 wollte es keiner bewohnen, so daß es beinahe in Trümmer fiel. Zu letzterm Jahre bemerkt der Dominikaner: „Es hat der hochwürdig Herr Georg von Maasmünster, Fürst zu Muerbach, angefangen das Schloß Hugstein zu bauwen, weil es ganz bauwfellig, undt seit dem Hintrit des Herren Bartholomäi von Andlauw verwildet undt gleichsamb von niemandten mehr bewohnet ware."

Das Volk hat den Teufel ebenfalls herbeigezogen und die Sage auf seine Weise erzählt; sie lebt noch, kaum erkennbar, in folgender Auffassung fort.

42.

Der Teufel auf Hugstein.

Mündlich.

Eine Viertelstunde vom Städtchen Gebweiler liegt auf einem niedern Hügel, der sich bis an die Straße herabsenkt, die zerfallene Burg Hugstein.

Die ehemaligen Besitzer derselben waren zu einer Zeit Raubritter, die ein wüstes, zügelloses Leben führten und sich mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben hatten.

Als nun die Stunde herannahte, in welcher sie ihm verfallen sein sollten, fuhr der Böse, als Kaufmann verkleidet, mit einem reichbeladenen Wägelein das Thal hinein. Kaum war er in die Nähe des Schlosses gekommen, als die Ritter über ihn herfielen, Roß und Wägelein nahmen und den vermeintlichen Kaufmann in's dunkelste Verließ der Burg warfen.

Gegen Abend kam ein Knecht, um nach dem Gefangenen zu sehen und ihm Brod und Wasser nebst etwas Stroh zum Nachtlager zu bringen. Das mochte dem Teufel nicht so ganz behaglich vorgekommen sein, und er sagte zum Knechte: „Guter Freund, sage doch deinen Herren, daß ich durchaus nicht gewöhnt bin, eine solche magere Kost zu mir zu nehmen, auch liebe ich Gesellschaft, und würde den Rittern die Zeit gerne durch lustige Stücklein verkürzen, wenn sie mir erlaubten, ihnen nach Tische aufzuwarten."

Die Schloßherren, welche begierig waren, ihren Gefangenen näher kennen zu lernen und Näheres über ihn zu erfahren, sich auch gerne die Zeit vertreiben ließen zwischen dem Humpen und dem Bette, gewährten ihm seine Bitte, und er beluſtigte ſie in der That durch Gaukelſpiele aller Art.

Als nun die Mitternachtſtunde vom Schloßthurme herabtönte, nahm der Fremde ein blaues Fläſchchen aus der Taſche und ſtellte es auf den Tiſch. Derſelbe krachte plötzlich mit furchtbarer Gewalt und fuhr in Stücke; die Decke des Saales fiel ein, und alle Wände zitterten. Der Teufel aber ergriff die Ritter und fuhr mit ihnen durch die Lüfte. Des andern Morgens lag das ganze Schloß in Trümmern.

42.

Der wunderſame Käfer.

Mündlich.

Ein fremder Ritter kam eines Tages aus dem Kloſter Murbach in Pilgrims Weiſe durch das Thal geſchritten und wollte, um begangene Sünden abzubüßen, noch einige andere Gnadenorte beſuchen.

Da kam er auch auf den Hügel, an welchen ſpäter das Dörfchen Bühl gebaut wurde, und ließ ſich, vom Gehen ermüdet, am Fuße einer alten Linde nieder, um auszuruhen. Er ſchlief ein, und als er gegen Abend erwachte, wurde er durch einen wundervollen Wohlgeruch erquickt, der ſich in ſeiner Nähe verbreitete. Bald gewahrte er, daß dieſer Wohlgeruch von einem ihm unbekannten Käfer ausging, welcher auf einer Blumenglocke ſaß. Als er denſelben näher betrachtete, ſah er, daß er ein ſchwarzes Kreuz auf den geſchloſſenen Flügeldecken trage.

Er erkannte in dieſer Erſcheinung ein Zeichen des Himmels und gelobte eine Kapelle an dem Orte zu bauen, was er auch treulich hielt. An der Stelle derſelben erhebt ſich jetzt die freundliche, vom Friedhof umgebene Kirche von Bühl, von welcher man das ganze Thal überſehen und weit in die Ebene hinaus bis an den Rhein und den Schwarzwald ſchauen kann.

44.

Ritter Kurt und die Kapelle von Ungersheim.

C. Annales Dominicanorum Colmariensium, bei *Urstisius*, Scriptores rerum Germanicarum, Pars II, p. 5.

Im Jahr 1220 erbaute Ritter Kurt ſich eine ſtattliche Burg. Er war ein wilder Kriegsmann, der nichts kannte, als ſein breites Schlachtſchwert und ſeinen Eigenwillen, dem ſich Alles beugen und fügen mußte.

Im Dorfe Ungersheim, zwiſchen Sulz und Enſisheim, ſtand damals eine Kapelle, mit einem ſtarken, aus Quadern erbauten Thurme. Die ſchön behauenen, großen und feſten Steine reizten des Ritters Begierde. Weit beſſer, dachte er, würde dieſes ſchmucke Steinwerk den Hauptthurm ſeiner Veſte zieren, als des Pfaffen Kapelle, wo es immerfort von den Schwingungen der Glocke zu erzittern hätte.

Ohne Verzug machte ſich Herr Kurt an's Werk und ließ ohne weiters den Glockenthurm der Kapelle abbrechen, und verwandte ſofort ſämmtliches Geſtein zu ſeinem Schloßbau.

Groß war der Unwille des Pfaffen und des gläubigen Volkes, welche Gottes Strafe über den frevlen Sünder herabriefen. Und ſiehe, deſſelbigen Jahres noch wurde der Ritter Kurt unſinnig und blieb es auch zeitlebens.

Ungersheim heißt in alten Urkunden öfters Ongersheim. Es gibt auch in Deutſchland mehrere Ortſchaften dieſes Namens, allein die in der oben angegebenen Sammlung enthaltene Stelle trägt als Titel am Rande: Ongersheim Alsatiæ superioris.

45.

Das Krämerweib von Ungersheim.

C. Annal. Dominic. Colmarienſ., P. II, p. 16.

Zu Ungersheim lebte um das Jahr 1279 ein Krämerweib, welches mit einer ſeltſamen, ſchrecklichen Krankheit behaftet war,

aus der kein Arzt klug werden konnte, viel weniger das arme Weib davon befreien.

Nach langen, vergeblichen Versuchen fand sich endlich ein fremder Arzt, ein physicus, wie ihn der Dominikaner nennt. Derselbe trieb innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren drei böse Geister aus der Kranken, in Gestalt von drei Katzen (tres cattas); worauf dieselbe völlig genas.

46.

Die Stiftung des Klosters St. Valentin, zu Ruffach.

C. Matern. Berler's von Ruffach handschriftliche Chronik, S. 69 b; 70 a; 81 b; 84 b; 359 a. (Straßb. Stadtbibliothek.)

Um das Jahr 1001 waren in dem Benediktiner-Kloster Casia, bei dem damals unter dem Namen Castra Theodori bekannten Städtlein an der Marne, drei Mönche, welche aus sonderbarer Andacht und mit Verwilligung ihres Abtes nach Rom zogen, um dort die heiligen Orte und Stätten zu besuchen und Gnade zu erwerben und Ablaß.

Zu Rom kehrten die Mönche bei dem Abte des Klosters der heiligen Paradis ein, woselbst die Reliquien des heiligen Märtyrers Valentinus aufbewahrt wurden.

Diesem Heiligthum erwiesen die drei fremden Mönche ihre tägliche Verehrung. Nachdem sie sich nun eine Zeit in Rom aufgehalten hatten, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, einen Theil der Gebeine des heiligen Märtyrers zu gewinnen. Sie theilten ihren heißen Wunsch dem Abte mit und baten sogar um das Haupt des heiligen Valentin. Der Abt gab ihren dringenden Bitten Gehör und übergab den drei Mönchen das Haupt des Märtyrers.

Hochentzückt und voller Andacht zogen die Glücklichen von Rom hinweg mit ihrem köstlichen Schatze. Schon sahen sie im Geiste den schönen Tag, an welchem ihr Abt das theure Kleinod in ihrer Kirche, an den blühenden Ufern der Marne, feierlich beisetzen würde. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen.

Auf ihrer Rückreise in die Heimat kamen die drei Mönche

eines Abends spät bei Ruffach an, dessen Thore bereits geschlossen waren. Die schüchternen Fremdlinge getrauten sich nicht anzuklopfen und um Einlaß zu bitten; sie beschlossen also auf dem Bühel oder Hügel, nahe bei der Stadt, auf welchem die mächtigen Zinnen und Thürme der von König Dagobert gegründeten oder doch von ihm wieder aufgebauten Isenburg emporragten, die Nacht zuzubringen unter dem Schutze ihres wohlverwahrten Heiligthums.

Sie lagerten sich auf dem Burgrain vor der Isenburg und schliefen alsobald vor Müdigkeit ein.

Des Morgens frühe, als sie erwachten, schickten sie sich an, ohne Säumen weiter zu ziehen. Als sie jedoch die ihrer Obhut anvertraute Reliquie emporheben wollten, vermochten sie es nicht, trotz aller wiederholten Anstrengungen. Mehrere Male gelang es ihnen zwar später, dieselbe aufzuheben und sogar eine Strecke weit fortzutragen, allein immer kehrte das Heiligthum wieder an die Stelle zurück, wo es die Nacht über geruht hatte.

Da erkannten die Mönche, daß solches Wunder nur durch göttliche Macht und durch den ausdrücklichen Willen des Heiligen selbst stattfinden könne, und daß dieser hiemit die Stelle auf dem Schloßrain bezeichnet habe, wo sein Haupt fernerhin bleiben solle.

Sie ergaben sich also in den Rathschluß des Himmels, gingen in die Stadt hinein und erzählten allmänniglich, was Wunderwolles ihnen begegnet.

Die Volksmenge hörte ihnen mit andachtsvollem Staunen zu und drängte sich sodann zum Thore hinaus auf den Schloßberg, um die heilige Reliquie mit eigenen Augen zu sehen und verehren zu können. Besonders die mit der fallenden Sucht Behafteten, oder, wie man in alten Zeiten sagte, die mit dem hinfallenden Siechtag Beladenen, machten sich auf, von der Wunderkraft des Heiligthums Genesung hoffend.

Auch von den benachbarten Orten strömten neugierige und gläubige Pilger herbei und ließen reichliche Opfer zurück.

Nun dachten Ruffach's Bürger alles Ernstes daran, das ihnen von Gott zugesandte Kleinod gebührend zu ehren, dasselbe an geweihter Stätte unterzubringen und getreulich aufzubewahren.

Mit Verwilligung ihres zeitlichen Herrn, des Bischofs von Straßburg, und mit Hülfe der drei fremden Mönche erbauten sie auf dem Burgrain bei der Isenburg an derselben Stelle, wo sich

das Wunder erzeigt, eine Kapelle, zu Ehren des heiligen Märtyrers Valentin und Mariä der Mutter Gottes. Augenscheinlich, so sagten sie, hatte ja die heilige Jungfrau den Einwohnern von Ruffach den Märtyrer zu einem Mitbürger auserwählet.

St. Valentin seinerseits bezeugte in der Folge durch zahllose Wunder, daß sein Haupt an einer ihm wohlgefälligen Stätte ruhe. Durch seine Fürbitte wurden täglich viele Menschen von dem hinfallenden Siechtage befreit und heil.

So groß wurde nach und nach der Zudrang der Gläubigen von nah und fern, daß das Opfer bei der Reliquie immer ergiebiger wurde, so daß der Gottesdienst täglich gemehret und bald ein herrliches Kloster unter dem Schirme der alten Isenburg auferbaut werden konnte.

Berler nennt S. 69 b zuerst Casia, das Kloster, aus welchem die drei Mönche gekommen waren: „drig andechtige und geistliche münch ordens Sancti Benedicti in dem closter Casia gelegen in Frankrich, ein mil von eim stettlin Castra Theodori, an dem Wasser genannt Marna."

An einer andern Stelle, S. 359 a, nennt Berler die Stifter: „münche ausz Metzer vorstatt Unser frawen von Campis Benedictiner Orden, die ausz schickung Gottes gen Ruffach kumen syndt mit vil heiltum [1])" und denen, fügt er hinzu, Bischof Heinrich von Straßburg „von wegen der groszen miracklen doselbs beschehen, vergunnet ein closter ze buwen auf der burgreyn an das Selosz Ysenburg, anno MCLXXXIII iar, und ist zu latin genant worden Monasterium montis vel collis."

Es scheint jedoch hier eine Verwirrung obzuwalten. Die letzte Angabe bezieht sich wohl auf die Erbauung des neuen, größern Klosters auf dem Burgrain vor der Isenburg, im Jahre 1183. Zu dieser Zeit wurde St. Valentins Kloster in der That unter die Botmäßigkeit des Priors und des Kapitels von Metz gestellt. Die ursprüngliche Stiftung aber des ersten Bethauses oder Klosters zu St. Valentin geht beinahe um zwei Jahrhunderte zurück. S. 70 a sagt Berler ausdrücklich, daß nach der ersten Stiftung von den

---

[1]) *Heiltum*, auch *heltum* (wie Helje von Heiliger), Heiligthum, Reliquie.

reichlich eingegangenen Opfern ein herrliches Kloſter errichtet wurde, und daß nach zweihundert Jahren, als Kaiſer Philipp das Bisthum Straßburg mit Feuer und Schwert verheerte, das Kloſter zu St. Valentin durch Biſchof Konrad von Hühnenburg zur Sicherheit der Stadt Ruffach und des Schloſſes Iſenburg abgebrochen wurde: „Darnach von miracklen die daselbist teglich geschechen, ward ein herrlich closter gebuwet und nach CC ioren von bischoff Conratt von Hühnenburg ab gebrochen, war Philippus hertzog uzz Suaben erwelt zu remeschen Keysser verhergt das gantz Strazburger bistum.“ Dieſe Verheerung fand in den Jahren 1199 und 1200 ſtatt; ſo daß alſo gerade zwei Jahrhunderte verfloſſen waren ſeit der Stiftung der urſprünglichen Kapelle auf dem Burgrain oder der Burghalde vor der Iſenburg, im Jahre 1001.

Die Legende, welche Berler S. 69 und 70 erzählt, läßt ſich ſomit ganz wohl mit der Erneuerung und Vergrößerung des Kloſters, im Jahr 1184, vereinigen.

Im Jahr 1206 zog Biſchof Heinrich von Veringen, Konrads von Hühnenburg Nachfolger, das Kloſter St. Valentin in die Stadt Ruffach. Von dieſer Zeit an zogen dann die Mönche dieſes Kloſters jährlich am Tage Aller Seelen in prächtiger Prozeſſion auf den Schloßberg „Gott den almechtigen zu bitten für die Stifter, gutteter (Gutthäter, Wohlthäter) und die da begraben ligen.“

47.

St. Landolins Gut zu Ruffach.

S. Mat. Berler's handſchriftl. Chronik, S. 343; aus der Chronik der Abtei Ettenheimmünſter gezogen. Ueber Landolin's Abkunft und Tod ſ. Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes, Kolmar 1840, S. 175, wo jedoch die hier erzählte Begebenheit nicht berührt wird.

Eine Feuersbrunſt hatte die Kloſterkirche von Ettenheimmünſter, ſo im Badiſchen gelegen, aber zum Bisthum Straßburg gehörig war, in Schutt und Aſche verwandelt. Da erwarben die Mönche einen Ablaßbrief zu Gunſten der Wiederherſtellung ihres Hauſes, und entſandten einige der Ihrigen mit den Reliquien des heil. Landolinus, des Stifters des Bethauſes, welches urſprünglich an der Stelle der Abtei geſtanden hatte, um die Gläubigen

zu Beiträgen aufzufordern und die eingehenden Spenden und Steuern einzusammeln.

Die Mönche zogen also mit St. Landolins Heiligthum durch das ganze Bisthum Straßburg, beide Seiten des Rheins entlang; überall zu Buße und Gebet auffordernd und Ablaß gegen milde Gaben zur Wendung ihres frommen Zweckes spendend.

Nun überschritten sie die Gränze ihrer Diözese, um ihr Ansuchen auch in das obere Mundat zu bringen, welches König Dagobert vor Zeiten dem Bisthum Straßburg zugewandt hatte. Unter festlichem Geläute der Glocken sämmtlicher Kirchen und Klöster langten die Ettenheimer bei Ruffach, der Hauptstadt des obern Mundats, an. Vor den Thoren der Stadt schon, wo sie die Volksmenge erwartet hatte, sangen sie mit helltönender Stimme die Legende und die Wunderthaten des Heiligen, dessen Reliquien auf ihren Schultern ruhten, ihrer Kirche kostbarster Schatz und treuster Schirm.

Während alles Volk andächtig zuhörte und auf die Knie gesunken war, kam ein stattlicher Rittersmann auf wildem Rosse aus der Stadt gesprengt. Mit verächtlichen Blicken schaute er auf die einfältige Menge herab und da er den Namen des ihm unbekannten Heiligen vernahm, dessen Wunderwerke die Ettenheimer Mönche sangen, lachte er laut auf und warf ihnen einige derbe Schmähworte zu, indem er sein Pferd heftiger durch das Gedränge treiben wollte.

Allein in demselben Augenblicke schwanden ihm die Sinne; wie vom Blitze getroffen stürzte er zu Boden mit zerbrochenen Gliedern. Vergebens krümmte und wand er sich im Staube und stieß Flüche und Lästerworte aus. Endlich wurde er ruhiger; ein Gedanke schien plötzlich seine Seele durchbebt zu haben. Unter heißen Thränen gestand und bereute er seine Sünde, bat die Mönche um Verzeihung und gelobte Gott und dem heil. Landolin, von nun an sein früheres wildes Leben zu lassen und sich ganz zum Himmel zu wenden. Feierlich versprach er zuletzt, sein ganzes Gut dem beleidigten Landolin zu schenken, als Sühngeld für seine Freveltat. Und siehe, alsobald wichen alle seine Schmerzen und er erhob sich wieder kräftig und gesund, wie zuvor.

Der Ritter hielt sein Versprechen; er ging in sich, lobte Gott mit Fasten und Beten und schenkte alle seine Habe im Gebiete

Ruffach der Abtei Ettenheimmünster, welche dieselbe mehrere Jahrhunderte lang unter dem Namen St. Landolins Gut besaß.

Maternus Berler bezeugt selbst, daß seine Familie St. Landolins Gut (praedium Sancti Landolini) seit den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts als Erblehen inne hatte. Im Jahr 1409, erzählt er, übergab der Abt Andreas Kranich St. Landolins Gut dem Andreas aus der Familie Berler zu einem Erblehen, gegen eine jährliche Gülte von viet Viertel Waizen und drei Viertel Hafer; und im Jahre 1438 setzte der Abt Andreas die Viertel Waizen ebenfalls auf drei herab, wegen der Unergiebigkeit des Gutes. Handschriftl. Chronik S. 345 b.

46.

Die Weiber von Ruffach.

S. Sebastian Münster's Cosmographie, Basel 1592, S. 636. Bernhard Herzog's Elsassser Chronik, Straßb. 1592, Buch II, S. 32 u. f.

Nachdem Kaiser Heinrich IV. sich für den Gegenpapst Clemens erklärt hatte, wollte er alle Bischöfe des Reichs zwingen, denselben anzuerkennen; denjenigen aber, die sich deß weigerten, nahm er ihre Bisthümer weg.

Dieß geschah nun auch dem Bischofe von Straßburg. Auf kaiserlichen Befehl wurde ihm Ruffach, die Hauptstadt des obern Mundats, eines der ältesten Besitzthümer der Bischöfe von Straßburg, weggenommen. Das Schloß wurde mit Truppen besetzt und die Einwohner auf die grausamste Weise gedrückt.

Diese Gewaltthaten nahmen nur noch zu unter der Regierung Heinrichs V., welcher ein starkes Heer rings um die Stadt zusammenzog.

Zu dieser Zeit, 1105, trieb besonders der kaiserliche Schloßvogt sein böses Spiel mit den Bewohnern von Ruffach, die, unmächtig, sich zur Wehr zu stellen, alle Unbill über sich ergehen lassen mußten. Allein die Stunde der Rache sollte nicht ausbleiben. Am Ostertage hatte der Vogt eine schöne Bürgerstochter, die mit ihrer Mutter eben in die Kirche gehen wollte, überfallen und

in's Schloß bringen lassen. Die Verzweiflung der Mutter kannte keine Gefahr. Sie beschwor die Männer zu den Waffen zu greifen, ihre Tochter von der Schmach zu erretten und endlich das schmähliche Joch der fremden Herrschaft zu brechen. Allein die Männer wagten es nicht, sich der Uebermacht des Feindes entgegenzusetzen. Da wandte sich die bange Mutter an die Frauen und beschwor sie bei der Liebe zu ihren eigenen Kindern, die ja ebenfalls der Wuth des Tyrannen ausgesetzt seien, ihr in ihrem Jammer beizustehen. Ihre Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Mütter. Sie bewaffneten sich, drangen in's Schloß, sprengten die Thüren, und ehe die Wache, die auf einen solchen Angriff nicht gefaßt war, zu den Waffen greifen konnte, schlugen sie die heldenmüthigen Weiber zusammen. „Sie waren," sagt Herzog, „vor Zorn eitel Mann."

Nun wuchs auch den beschämten Männern der Muth. Die ganze Bevölkerung erhob sich. Die kaiserlichen Truppen fielen überall unter den Streichen der siegreichen Bürger. Der Kaiser selbst entkam mit Mühe und floh nach Kolmar.

Die Frauen brachten Krone, Zepter und Mantel, die er zurückgelassen hatte, im Triumph zur Kirche und legten sie auf den Altar der heil. Jungfrau nieder.

Von dieser Zeit aber hatten die Ruffacher Frauen bei allen öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen den Vorrang über die Männer. Derselbe besteht noch heutzutage darin, daß sie in der Kirche die Stühle auf der rechten Seite des Altars inne haben.

Das Mundat Ruffach oder das obere Mundat, muenstatum, bestand aus dem Schlosse Isenburg, der Stadt Ruffach und dem dazu gehörigen Gebiete, in einer Ausdehnung von etwa fünf Stunden. König Dagobert II., welcher in Ruffach einen Palast hatte, schenkte das Besitzthum dem Bisthum Straßburg, nachdem St. Arbogast seinen von einem Wildschweine tödtlich verwundeten Sohn Sigebert gerettet hatte [1]). Derselbe König hatte auch dem 623 gestifteten Benediktiner-Kloster zu Weißenburg, im

[1]) Ein altes Oelgemälde über dem Seiten-Altar, links vom Chor, stellt die Begebenheit dar.

Unter-Elſaß, reichliche Schenkungen gemacht, welche unter dem Namen des untern Mundats bekannt ſind.

49.

Das Hungertuch in der Kirche von Ruffach.

S. Geſchichte und Beſchreibung des Elſaſſes, Baſel 1782 (Art. Ruffach): Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 39.

Im Jahr 1347 herrſchte eine furchtbare Hungersnoth im ganzen Lande und war großes Elend. Zur Erinnerung daran wurde das große Hungertuch gemacht, welches noch heutzutage vom Aſchermittwoch bis zum Samſtag nach Oſtern über den Hauptaltar geſpannt wird, um die Ornamente deſſelben zu verhüllen.

Davon kommt der ſprüchwörtliche Ausdruck: „Am Hungertuche nagen.“

Geiler von Kaiſersberg gebraucht das Wort Hungertuch auch von dem großen Vorhang im Tempel von Jeruſalem: „In dem daß die ſon (Sonne) erbleicht und daß Erdtreich erbidmet (erbebt), und die ſtein zerſpieltent und das hungertuch im tempel zerreiſt.“ Poſtille II, S. 95.

50.

Der Ruffacher Galgen.

S. Geſchichte und Beſchreibung des Elſaßes, ebendaſ. und *Th. de Marville*, voyage pittoresque en Alsace, Mulh. 1844, S. 199.

Im ſiebzehnten Jahrhundert verfuhr man in Ruffach ſehr ſtreng gegen die Diebe. Da der alte Galgen wegen des zu häufigen Gebrauchs gebrechlich wurde, baute man einen neuen aus ſtarkem Eichenholz, davon das Sprüchwort in Umlauf kam: „Der Galgen von Ruffach hat gut Eichenholz.“ Auch ſagte man: „Nimm dich vor dem Ruffacher Galgen in Acht!“

Es traf ſich einſt, daß die Einwohner des benachbarten Dor-

ses Pfaffenheim einen Dieb eingefangen hatten und ihn an den Ruffacher Galgen aufhängen wollten. Dagegen legte aber der Ruffacher Magistrat Protest ein, indem er sagte, er habe diesen Galgen auf öffentliche Unkosten der Stadt bauen lassen, und nur ihre Bürger und deren Nachkommen hätten ein Genußrecht auf denselben.

51.

Dem Teufel zu!

1721.

Aus der Gebweiler Dominikaner-Chronik, S. 373 und 374.

„In Monath Mertzen (1721) hat sich in Ruffach ein erschröckhenswürdige Geschicht mit einem gottlosen Bueben zugetragen. Er war des Teütschen Caspers alhier Dochter Stiefsohn. Als er von der Statt, hieher Gebweiler, Frucht in die Mühle geholt, legte er sich auff den Karren vorgespannt mit einem Oren, gantz getrunkhen. Undter wegs befragte man ihn, wohin er fahren wolte? antwortete er „dem Teüffel zu!" Dieser Bueb entschlaffte auff dem Karren, der Or gienge der Waid nach durch einen tieffen Graben, der Bueb fiel in den Wassergraben, die Frucht undt Karren auff ihne, ist also elendtiglich ertrunckhen undt zerquetscht worden. Wie ich berichtet, so soll sein Vatter der gröste Fluecher in Ruffach sein."

Eine ähnliche Geschichte „So fährt man zum Teufel!" berichtet Moor; s. Aug. Schnezler, badisches Sagenb. II, S. 205 und 206.

52.

Der Bollenberg.

Mündlich. — Vergl. Schöpflin, l'Alsace illustrée, trad. par L. W. Rawenia, Mulh. 1849, I, p. 500.

Bei Ruffach ist ein Hügel, der Bollenberg genannt, auf welchem einst die Druiden opferten. Unter den Römern soll Apollo

hier einen Tempel gehabt haben, und von ihm wird der Name, den er trägt, abgeleitet.

Man sieht auf dem Hügel oft weiße Frauen einen Reigen um eine Flamme tanzen; auch ist er als Sammelplatz der Hexen berüchtigt.

53.

Die Wallfahrt Schauenberg.

Mündlich.

Ein elsässischer Rittersmann war von seiner Pilgerschaft zum heiligen Grabe in Jerusalem zurückgekommen und hatte das Gelübde gethan, zur Ehre der heil. Jungfrau, welche ihn auf seiner Reise beschützt hatte, eine Kapelle zu bauen. Er ging in der Absicht, eine taugliche Stelle in der Nähe von Ruffach zu finden, am mittlern Abhange des Gebirges hin, und konnte sich lange Zeit nicht über die Wahl derselben entscheiden. Da hörte er plötzlich auf einem Hügel, zwischen Gebersweiher und Pfaffenheim eine Stimme, welche ihm zurief: „Schau den Berg!" Zu gleicher Zeit erhob sich auf demselben eine Flamme, und als er auf dem Gipfel des Hügels angekommen war, fand er ein Marienbild, welches aus der Erde stieg, ringsum von Flammen umgeben, ohne von denselben versehrt zu werden. An diesem Orte nun ließ er eine Kapelle bauen, und später entstand daselbst die weitberühmte Wallfahrt Schauenberg.

Das Kloster Schauenberg, zur Gemeinde Pfaffenheim gehörig, wurde von den Franziskanern von Ruffach bewohnt.

Ueber die Legende selbst vergleiche die Bemerkungen zu Maria in der Eich (Rueliſheim), S. 32.

54.

Die Greifenklaue des heil. Imerius.

S. M. Berler's handschriftl. Chronik, S. 115 a und 388 b. Vergl. Hunkler, Leben der Heil. des Elsaßes, S. 277.

Zwischen den Trümmern des Schlosses Hoch-Hattstatt und dem Dorfe Gebersweiher erhob sich ehedem das stattliche Benediktiner-Kloster St. Markus oder St. Marx-Zell genannt.

König Dagobert hatte dasselbe um's Jahr 676 gestiftet und einigen Mönchen von St. Georgen, im Schwarzwald, übergeben, damit sie Gott dieneten mit Beten, Singen, Fasten und andern guten Werken.

Als erster Abt wurde dem neuen Gotteshause St. Imerius oder Himerius vorgesetzt, ein frommer Mann, welcher der ganzen Umgegend als würdiges Vorbild diente. Er lebte ganz seinem heiligen Berufe und lag Tag und Nacht dem Gebete ob.

Der stete Verkehr mit seinem Herrn und Heilande erweckte nach und nach in der Seele des Abtes eine solche Sehnsucht, die Stätte, auf welcher der Erlöser einst gewandelt, mit eigenen Augen zu sehen und an dessen Grabe zu beten, daß er den Entschluß faßte, die weite Reise zu unternehmen.

Er vollführte ihn auch, und nachdem er sich gehörig vorbereitet, trat er die ersehnte Reise an.

Unterwegs schiffte er an einer Insel vorüber, von welcher lautes Jammern und Wehegeschrei zu seinem Ohre drang. Ein furchtbarer Greif hauste daselbst und verbreitete Graus und Schrecken unter den Bewohnern der Insel.

Da jammerte den heiligen Pilgrim die Noth der armen Bedrängten. Er stieg an's Land, und mit lautem, herzinnigem Gebete trat er dem Ungethüm entgegen. Die Macht dieses Gebets und der gotterfüllte, feurige Blick des frommen Imerius bezwangen den Greifen, und „aus Gottes Kraft" brach der Abt ihm eine seiner hintern Klauen ab, wodurch er ihm alle Gewalt benahm.

Als Imerius aus dem gelobten Lande zurückkehrte, brachte er die Greifenklaue mit und schenkte sie dem Kloster zu ewigem Angedenken.

Dieselbe wurde Jahrhunderte lang von den Mönchen zu St. Marx zur Erinnerung an den ersten Vorsteher ihres Hauses

und an seine Heiligkeit aufbewahrt. Erst als im Jahr 1360 die sogenannten Engeländer mit dem Herrn von Coucy das Elsaß überfielen und verheerten, wurde das Kloster von diesem Schatze beraubt. Sie versetzten dieselbe sodann dem Abte von Marbach um zwanzig Gulden, wofür er jedoch noch eine kostbare Perle einlösen konnte, die das welsche Volk ihm in seinem eigenen Kloster geraubt hatte.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sah Maternus Berler die Greifenklaue noch im Kloster Marbach, wo sie mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurde.

An der Stelle S. 115 a seiner Chronik berührt Berler den Raub der Greifenklaue durch die Engeländer oder Wahlen, im Jahr 1360, und sagt sodann: Imerius habe dieselbe dem König Pipin verehrt, durch welchen sie nachher erst nach St. Marr gekommen wäre: „fürnemlich, sagt er, „ware genummen die clawe (Klaue) von dem griffen, die sanct Imer kunig Pipino sante ausz dem heiligen landt Jherusalim." Diese Angabe stimmt aber hinsichtlich der Zeit nicht mit der Erzählung der Sage selbst durch Berler überein. Letztere war jedenfalls vorzugsweise zu befolgen.

Abweichend von Berler läßt Hunkler, Leben der Heiligen des Elsaßes, S. 282, Imerius sich in einem Thale des Jura niederlassen: „Nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande ließ sich der heil. Himerius in einem Thale des sogenannten Juragebirges nieder und erbaute allda eine kleine Zelle, nebst einer Kirche, unter Anrufung des heil. Martinus. Das Thal nahm seinen Namen an, und es entstand im Laufe der Zeit ein Marktflecken, Saint Imier genannt, der zu jenem Theile des Erzbisthums Besançon gehörte, welcher den Calvinismus annahm und gegenwärtig den Schweizerkantonen einverleibt ist. Himerius führte ein sehr bußfertiges Leben, schlief neun Jahre hindurch auf einem Felsen, aß drei Tage in der Woche nichts, als ein wenig Gerstenbrod, brachte die übrige Zeit fastend zu und übte die strengsten Bußwerke aus."

Gebersweiher wird von Berler Geblisweiler geschrieben, in ältern Urkunden heißt es Gebilichizwilre.

Das St. Marx-Stift war früher dem heil. Sigismund geweiht gewesen, dessen Reliquien hier aufbewahrt wurden.

55.

Bischof Friedrich von Zeringen.

S. W. Berler's handschriftl. Chronik, S. 303 b.

Im Jahr 1101, unter dem Prior Gerhard von St. Amarin verbrannte das Kloster zu St. Marx-Zell sammt allen seinen Urkunden, Privilegien und Kleinodien. Die Flammen richteten schreckliche Verheerungen an. Zwei Mönche fand man erstickt; drei andere hatten mit solcher Anstrengung wider das Feuer gekämpft, daß man sie erschöpft und mit dem Tode ringend von der Brandstätte tragen mußte; sie lebten kaum bis zum folgenden Morgen.

So groß war die Gewalt des Feuers, daß die Mauern in Stücke sprangen, ein starker Thurm einfiel und sämmtliche darin hängende Glocken zerschmolzen.

Mit gebrochenem Herzen flüchtete sich der Prior nach Geberesweiher und starb dort vor Gram.

Mehr als drei Jahre lag das Kloster verwüstet da und konnte nicht bewohnt werden.

Erst im Jahr 1105 ließ Herr Mario von Laubgasse mit Hülfe des reichen Kirchherrn von Geberesweiher, Seemann genannt, das Kloster viel herrlicher wiederherstellen, als es vorher gewesen. Die Kirche, sammt dem Konventhause, der Probstei, dem Gasthause, wurde von Grund auf neu erbaut und das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Seemann gab all sein Gut dem Kloster, das von nun an zu einem Frauenkloster umgestaltet wurde.

Etliche fünfzig Jahre später, als das so hart heimgesuchte Gotteshaus sich kaum wieder etwas erholt hatte, wurde es abermals von schwerem Unglücke heimgesucht.

Friedrich von Zeringen, welcher damals Bischof zu Basel war [1]), nahm eigenmächtig dem Kloster seine Güter weg und schenkte

---

[1]) Berler macht irrigerweise aus Friedrich von Zeringen einen Bischof von Straßburg.

ſie den Dörfern Sulzmatt, Pfaffenheim und Geberdweiher, welche ſeit kurzer Zeit unter ſeiner Regierung entſtanden waren.

So verlor St. Marr-Zell ſein Eigenthum und ſeine Freiheiten durch Gewalt und Ungerechtigkeit deſſen, der des Kloſters treuſter und mächtiger Beſchützer hätte ſein ſollen.

„Gott aber, ſagt der Chronikſchreiber weiter, Gott geſtattet nie lange, daß Kirchengüter zu einem Mißbrauche genoſſen werden; denn von jeher hat Kirchengut die Eigenſchaft, daß es alles Andere hinnimmt, wie ſchon das Beiſpiel Balthaſars, des Königs von Aſſyrien, zeigt, welcher Hab, Gut und Leib verlor wegen des Silbergeſchirrs, das ſein Vater Nabuchodonoſor dem Tempel zu Jeruſalem entzogen hatte."

So erging es auch Friedrich von Zeringen. Er erhielt den gerechten Lohn für den Kirchenraub, den er, ein Biſchof, an St. Marr-Kloſter begangen, welches durch ihn in die tiefſte Armuth verſank.

Der Biſchof ſtarb des jähen Todes.

56.

Die Stiftung des Kloſters Marbach.

G. M. Perler's handſchriftl. Chronik, S. 368 a.

Es war um das Jahr 1060, als eines Tages Herr Burkard von Gebliswеiler, Ritter und Verwalter des zum Straßburger Bisthum gehörigen obern Mundats, nach ſeiner Gewohnheit in den dichten Wäldern, die ſich um Egisheim herumzogen, dem edeln Waidwerke oblag.

Nachdem er lange Zeit alſo mit ſeinen Rüden durch Dickicht und Moor geſtreift und manches Wild erlegt hatte, ſtreckte er ſich endlich ermüdet unter dem Schatten eines Baumes nieder, nahe bei dem luſtig vorüberrauſchenden Waldbache, und bald lag er da in feſtem, wohlthuendem Schlafe.

Da ſah er mit einem Male, bei hellem, blauem Himmel, eine weiße, blendende Wolke ſich herniederſenken, und auf der Wolke erblickte er den Heiland mit ſeiner Mutter, der unbefleckten Jungfrau, zu ſeiner Rechten, und den heiligen Auguſtin, den gottgelehrten Biſchof von Hippo, zu ſeiner Linken. Und im Innern der

Wolke erblickte er nun wieder Chriſtus, wie er ſchweigend mit eigener Hand ein Kloſter anordnete. Als der Herr die Zurichtung und Einweihung des Kloſters vollendet hatte, ſiehe, da ließ ſich der heil. Auguſtin hernieder aus dem Gewölke, trat hin zu Herrn Burkard und fragte ihn, ob er des Heilands Willen ausführen wolle, und verſprach ihm, daß im ewigen Leben ihm dafür tauſendfältiger Lohn zu Theil werden ſolle.

Freudig gab der Ritter ſeine Zuſtimmung und das himmliſche Geſicht verſchwand.

Ohne Verzug theilte er Herrn Gerung, dem frommen und hochgelehrten Probſte von Lutenbach, mit, was ihm widerfahren, und mit Hülfe Meiſter Manegolds, des Stiftsherrn von Lutenbach, errichtete er auf dem Berge, an deſſen Fuße jetzt das Dorf Vöglingshoffen liegt, ein Kloſter, genau wie dasjenige war, das er den Herrn hatte anordnen ſehen.

Und als der Bau vollendet war, da kam eines Tages ganz demuthsvoll Meiſter Manegold und ließ ſich als Bruder in dasſelbe aufnehmen.

Von dem Namen des Waldbächleins, deſſen Geplätſcher den Ritter Burkard ſo ſanft in Traum gewiegt hatte, an jenem Tage, wo ihm das himmliſche Geſicht erſchienen war, erhielt das neue Gotteshaus den Namen Marbach.

Gelbert gibt 1094 als Stiftungsjahr des Kloſters Marbach an. Daſſelbe liegt nun völlig in Trümmern; vor einigen Jahren konnte man das Grab des Stifters noch ſehen, deſſen Bild in Stein gehauen auf dem Deckel lag, mit zum Gebet gefalteten Händen; darunter ſtanden die Worte: Burcard de Geberschwihr.

57.

Graf Hugo's Buße.

Mündlich. Das Geſchichtliche des Grafen von Egisheim, welches jedoch nicht das geringſte Licht über die mitgetheilte Sage wirft, ſiehe in Hunkler's Leben der Heiligen des Elſaßes, Kolmar, 1839, S. 47 u. ff. und Vies des Saints, I, 19 April.

Eine Stunde ſüdwärts von Kolmar liegt das Städtchen Egisheim, alſo genannt von dem einſt in der Mitte deſſelben ſtehenden Schloſſe, welches Graf Eberhard, ein Enkel des Herzogs Attich, im achten Jahrhundert erbaut hatte. Auf dem Berge, an deſſen Fuße ſich das Städtchen hinzieht, dem badiſchen Gebirgszuge Kaiſerſtuhl gegenüber, ragen die drei zertrümmerten Thürme der alten Burg Drei-Egisheim oder Dreien-Ehren empor, einſt, wie Egisheim ſelbſt, ein Beſitzthum der Grafenfamilie.

Zu Egisheim regierte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Hugo IV., Graf des Nordgaues oder Unter-Elſaßes und Geſchwiſterkind des Kaiſers Konrad, des Saliers, mit ſeiner Gemahlin Heilwig, der einzigen Tochter des Grafen von Dagsburg. Dieſelbe hatte ihm nach und nach drei Knaben und fünf Mädchen geboren. Sie ſtarb, ſowie ihr älteſter und ihr jüngſter Sohn. Es blieben nur noch die Töchter nebſt dem mittlern Knaben Bruno am Leben.

Eines Abends klopfte ein altes Weib, eine Wahrſagerin, an der Schloßpforte und verlangte vor Hugo geführt zu werden, welchem ſie die Zukunft offenbaren wolle. Der Graf ließ es geſchehen, und ſie verkündete ihm nun, daß, obgleich er ſelbſt ein mächtiger und weitgebietender Herr im Lande ſei, ſein Söhnlein Bruno doch noch mächtiger und größer würde, ſo daß er, ſein Vater, ihm den Staub von den Füßen küſſen würde.

Hugo verſank in düſtere Gedanken über die Worte des Weibes und glaubte nicht anders, als Bruno werde ihm einſt die Herrſchaft entreißen und ihn vielleicht im Verließe ſchmachten laſſen, wenn nicht gar aus dem Leben ſchaffen wollen.

Mehrere Tage verſchloß er ſeinen Trübſinn im Herzen, bis derſelbe endlich in Verzweiflung und in Groll gegen ſein einziges Söhnlein ausbrach. Da ließ er ſeinen Jäger rufen, bot ihm Gold und befahl ihm, den jungen Bruno mit ſich in den Wald zu nehmen und ihm, wenn er ſich's nicht verſehe, einen Pfeil

durch's Herz zu schießen; denn es sey ihm von der Wahrsagerin prophezeit, er werde einst, wenn er erwachsen, seiner Kindespflicht so sehr vergessen, daß er ihn um Herrschaft und Besitzthümer bringen und zu seinem Knecht machen werde, der ihm den Staub von den Füßen küssen solle. Er wolle lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der sich gegen seinen Vater empöre. Zum Zeichen, daß er seinen Befehl vollbracht, müsse er ihm Bruno's blutiges Herz bringen.

Der Jäger versprach des Herrn Willen zu thun, und als er Abends vom Walde zurückkam, wohin ihm der munitere Knabe gerne gefolgt war, brachte er dem trübsinnigen Vater ein blutiges, von einem Pfeile durchschossenes Herz.

Augenblicklich schien Hugo beruhigt; allein bald erwachte sein Gewissen. Er fand an nichts mehr Freude; fühlte er sich doch jetzt nicht nur ohne männliche Nachkommen, sondern mußte sich noch als Mörder seines unschuldigen Knaben anklagen. Endlich brach ihm das Herz. Er ließ den Burgpfaffen rufen, gestand ihm sein Verbrechen und verlangte von ihm die schwerste Buße, damit er Ruhe fände auf Erden und seines ewigen Heiles nicht verlustig ginge. Der Priester hörte die Erzählung der schaudervollen That seines reuevollen und gebeugten Gebieters an; allein er erklärte ihm, daß er es nicht auf sich nehmen könne, ihm eine Buße aufzulegen; die Unthat sei so groß, daß er nur vom Papste selber Absolution erhalten könne.

Hugo war zu Allem willig. Obgleich es mitten im Winter war, zog er ein härenes Büßerkleid an und begab sich ohne Begleitung über das Alpengebirge nach Rom. Der damalige Papst war Leo IX. Er warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm in seiner furchtbaren Seelenangst das schwere Verbrechen.

Leo wandte sein Gesicht ab und verhüllte sich einige Augenblicke. Dann hob er den greisen, bußfertigen Sünder auf und sagte: „Der Heiland ist für alle Sünder gestorben; auch du sollst Gnade vor ihm finden; Gnade, wie sie nur Wenigen zu Theil ward. Denn wisse, der Sohn, den du todt glaubst, er lebt! Gott hat sich sein erbarmt. Dein Jäger hatte den Knaben, dessen Herz er durchbohren sollte, lieb; er brachte dir, statt des seinigen, das Herz eines erschossenen Rehbocks, und ließ ihn unter Gottes Beistand in Freiheit dahinziehen. Gute Menschen nahmen sich seiner an und ließen ihn unterrichten; er wurde Priester, Bischof, und —"

indem er dem erſtaunten Hugo in die Arme ſank — „ſein Herz liegt nun wieder an dem Herzen ſeines Vaters!“

Hugo hatte Mühe, ſeine Sinne zu faſſen. Sein Glück war unausſprechlich. Er blieb noch einige Wochen bei ſeinem Sohne, und kehrte ſodann mit ſeinem Segen nach Egisheim zurück, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens im Gebet und Wohlthun gegen Arme und Nothleidende zubrachte.

Leo IX. wurde den 21. Juni 1002 geboren; er gelangte auf den päpſtlichen Thron 1049 und ſtarb den 19. April 1054. Ueber den Geburtsort deſſelben ſchwankten die Meinungen lange Zeit; Hunkler, in der oben erwähnten Geſchichte der Heiligen des Elſaßes, hält das Schloß Egisheim dafür; Schöpflin, Grandidier und Andere ſtimmen für Dagsburg oder Dabo, das Stammſchloß von Leo's Mutter. Ein Aufſatz im kathol. Kirchen- und Schulblatt, Straßb. 1848, S. 306 u. f. gibt für die letztere Meinung überwiegende Gründe, nach den handſchriftlichen Notizen des Pfarrers Klein zu Dagsburg.

Die hier mitgetheilte mündliche Sage hat ihren Grund weder in einer hiſtoriſchen Thatſache, noch in dem Charakter des Grafen Hugo, deſſen Frömmigkeit von den Geſchichtſchreibern gerühmt wird. Die wahrſcheinliche Veranlaſſung dazu war, daß Bruno im fünften Jahre von ſeinen Eltern nach Toul geſchickt wurde, um von Biſchof Berthold in zarter Kindheit ſchon zum geiſtlichen Stande vorbereitet zu werden. Er kam alſo dem Volke frühzeitig aus den Augen, und daſſelbe ſah ihn erſt wieder, als er ſchon zu hohen geiſtlichen Ehren gelangt war. Dieſe Zwiſchenzeit haben vielleicht nicht ſowohl die Zeitgenoſſen, als das darauffolgende Geſchlecht mit Benutzung einer wirklichen, aber entſtellten Thatſache erklären wollen. Ein ähnliches Verfahren haben wir ſchon in der Sage „der Teufel auf Hugſtein“, S. 53 (verglichen mit der vorhergehenden) gefunden, und werden ſpäter noch mehrern dergleichen begegnen.

58.

Bruno von Egisheim.

Mündlich. Vergl. Vies des Saints I, 19. April, S. 238, und M. Berler's handſchriftliche Chronik, Fol. 200 a (Straßb. Stadtbibliothek).

Bruno von Egisheim war gleich bei ſeiner Geburt als ein Gottgeweihter bezeichnet worden: er trug auf ſeiner Haut drei rothe Kreuze.

Nachdem er von ſeinem fünften Jahre an von Berthold, Biſchof zu Toul, erzogen und ſodann in die theologiſchen Wiſſenſchaften eingeführt worden war, wollte er eines Tages zum Beſuche auf das Schloß ſeiner Väter zurückkehren. Müde von der langen Wanderung legte er ſich unterwegs auf's Moos unter einem Baum nieder und ſchlief ein. Da ſchlich ſich der Böſe in Geſtalt einer rieſenmäßigen Kröte herbei und ſpie ſein Gift auf die Wange des Jünglings aus, der ihm wegen ſeiner Frömmigkeit ärgerlich war. Schmerzlich getroffen und von einem tödtlichen Geſchwüre bedeckt, ſprang Bruno auf und ſeufzte: „Herr Gott, dein Wille geſchehe!“ Siehe, da erſchien plötzlich der heil. Benedikt, berührte ſeine Wange mit dem Kruzifix und dieſelbe ward alſobald heil. Dankbar fiel Bruno auf die Knie nieder und gelobte in ein Kloſter zu gehen und ſein Lebenlang Gott zu dienen.

Ueber die Kröte, als Teufelsthier, vergleiche: Neujahrs-Stellen für 1850, S. 51 u. ff.

59.

Leo IX. und der Ausſätzige.

S. Vies des Saints, I, 19. April, S. 245 u. 246.

Nachdem Leo IX. im Jahr 1053 eine Schlacht gegen die Normänner verloren hatte, ließ ihn der Anführer derſelben, Humfried, nach Benevent bringen, woſelbſt er, obgleich in Gefangenſchaft, mit allen Ehrenbezeugungen, die ſeine Perſon und ſeine Würde verdienten, behandelt wurde. Den Tag benützte er zu An-

dachtsübungen und Besuchen bei Armen und Kranken, und Nachts, wenn Alles im Schlosse schlief, machte er, unter Hersagen von Gebeten, die Runde in allen Gemächern des Schlosses.

So kam er auch einst in Begleitung eines Dieners, welcher ihm eine Fackel vortrug, in einen Saal, in welchem er einen Aussätzigen liegen sah, der beinahe nackt war und dessen Stimme vor Mattigkeit zu erlöschen schien. Ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte, und den Ekel schnell überwindend, warf er seinen Mantel auf den Unglücklichen und trug ihn auf sein eigenes Bett, während er sich in sein Oratorium begab, um daselbst für ihn zu beten.

Nachdem er seine Andacht geendigt hatte, begab er sich wieder in das Schlafzimmer, um nach seinem kranken Gaste zu sehen; allein wie groß war sein Erstaunen, als er das Bett leer fand, und obgleich er alsobald in allen Gemächern des Schlosses nach ihm suchen ließ, war nichts mehr von ihm zu entdecken. Da ward es ihm klar, daß es der Herr selber gewesen, und er pries sich glücklich für die ihm zu Theil gewordene Gnade.

Ein ähnliches, noch sinnvolleres Wunder erzählt eine thüringische Sage: „Im Jahr 1224 kam die heil. Elisabeth zur Rauenburg, badete und wusch einen Aussätzigen, der hieß Elias, im Abwesen des Landgrafen und legte ihn in ihr Bette. Wie nun der Landgraf nach Hause kam, nahm ihn seine Mutter bei der Hand, führte ihn zu dem Bette und sprach: „Siehst du den dort liegen? Deine Frau hat einen Andern lieb.“ Da hob der Graf die Decke auf; doch er fand nichts als ein Kruzifix im Bett.“ Sommer, Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, Halle 1846, I, S. 52.

89.

Die Teufelshochzeit.

Golbery, Antiq. du Haut-Rhin, S. 80.

Im Jahr 1368 wurde zu Egisheim eine Hexe verbrannt, welche eingestanden, daß sie ihre Tochter an den Teufel verhei-

rathet hatte. Das Hochzeitsfeſt wurde in den drei Thürmen des Schloſſes gehalten; das Mahl beſtand aus Fledermäuſen.

Die drei Thürme, deren Erbauungszeit unbekannt iſt, heißen: Tagesburg oder Dagsburg (nicht mit Dagsburg oder Dabo im Unter-Elſaß zu verwechſeln), Wohlenburg und Weckmund.

61.

Die Wahl des Bräutigams.

Nach der mündlichen Erzählung. Vergl. das Wochenblatt: Glaneur du Haut-Rhin, Kolmar, 10 Jänner 1847.

Der Schultheiß Kuſter von Wettolsheim war einer der reichſten Bauern im ganzen Lande. Er hatte Felder, Wieſen und Reben, und ſchmuckes, kräftiges Vieh ſtand in den geräumigen Ställen. Am liebſten von Allem war ihm aber ſein Töchterlein, die Krone der Mädchen weit und breit. Es war kein Wunder, daß ſich, ſobald daſſelbe heirathsfähig war, Freier von nahe und ferne meldeten. Ihre Zahl wuchs ſo ſehr, daß die Tochter nicht wußte wo hinaus, und auch dem Vater die Wahl weh that.

Endlich ſtachen ſie aus der Zahl der Schmachtenden vier Jünglinge heraus, alle wackerer Leute Söhne und ebenfalls reich an Gütern. Dieſe beſchied nun der Vater eines Sonntags zu ſich und gebot ihnen, Abends zuvor ſchon, ohne der Tochter Vorwiſſen, die Pferde, auf welchen ſie hergeritten waren, im Stalle zu verbergen.

Des andern Morgens nun ließ er das Mägdlein im ſchönſten Sonntagsputze in den Hof treten und die vier Freier bewillkommen. Alſobald wurde die Stallthüre geöffnet und die muthigen Thiere ſprangen mit lautem Gewieher heraus: ein Räpplein, ein Füchslein, ein Brauner und ein Schimmel. Und der Vater bedeutete der Tochter, daß derjenige ihrer Bewerber, deſſen Pferd ihr am beſten gefiele, ſie heimführen und ſein Eidam heißen ſolle.

Dem Mägdlein ſchlug das Herz gewaltig; es blickte bald auf die Pferde und auf den Vater, bald auf die jungen Leute, die

ihrer Entſcheidung mit banger Erwartung entgegenſahen. Endlich wählte es den blanken Schimmel mit dem feingeſchweiften Nacken und den kühn blitzenden Augen, und der glückliche Freier, Heymann von Heiligkreuz, drückte ſie in ſeine Arme. Die Hochzeit wurde einige Wochen darauf gefeiert, und das Geſchlecht der Heymann blüht noch heutzutage, reich geſegnet an Gütern und Nachkommen."

In wichtigen Dingen das Loos entſcheiden laſſen, iſt eine uralte Sitte; dazu aber, wie in der gegenwärtigen Sage, Pferde zu wählen, findet ſich im Elſaß ſelten vor; um ſo häufiger in Ungarn und in der Wallachei, wo die Pferdezucht eine der reichſten Erwerbsquellen iſt. Bei unſern heirathsluſtigen Landmädchen iſt jedoch folgendes Mittel ſehr im Gebrauche: Haben mehrere Bewerber ihre Augen auf ein Mädchen geworfen, und will ſie wiſſen, welcher von ihnen ihr Mann wird, ſo pflückt ſie ein gewiſſes Kräutchen (ich glaube Ehrenpreis, im Volke auch Männertreu genannt) und legt davon ſo viele Zweiglein in je ein Stückchen Papier, als es Liebhaber ſind, und ſchreibt auf jedes den Namen von einem derſelben. Dieſe Papierchen legt ſie ſodann beim Schlafengehen unter das Kopfkiſſen. Wenn ſie dieſelben nun den folgenden Morgen eröffnet, ſo zeigt das friſch und grün gebliebene Zweiglein den künftigen Mann an, während die andern, welche welk geworden ſind, die von ihr abgefallenen Freier bedeuten.

41.

Die Keule in Kolmar's Wappenſchild.

Vergl. die älteſte elſäſſiſche Sage, Erwinia, Jahrgang 1838, Straßb., S. 223. Nach einem alten lateiniſchen Manuſcript.

Nachdem der griechiſche Held und Halbgott Herkules, auf der eiferſüchtigen Juno Betreiben, ſich in zwölfjährigen Dienſt bei dem Könige von Tirynth, Euryſtheus, begeben und auf deſſen Befehl ſchon mehrere gefährliche Abenteuer im fernen Oſten beſtanden hatte, mußte er nach Weſten ziehen und die Rinder des dreigeſtaltigen Geryones, welche von dem zweiköpfigen Hunde

Orthros und dem Riesen Eurytion bewacht waren, aus der Insel Erytheia (Gadeira oder Gades), an der Küste Spaniens, holen. Er bestand auch dieses Abenteuer glücklich und nahm die Heerde als Eigenthum für sich in Anspruch, was ihm Eurystheus gewährte, unter der Bedingung, daß Herkules damit täglich ohne Ausnahme einen bestimmten Weg von zwanzig Meilen zurücklegen müsse.

Herkules war dazu bereit, und unter mancherlei Abenteuern trieb er seine Rinder über die Pyrenäen und über die Gebirge des südlichen Galliens. Ueber einen der höchsten Gipfel der Vogesen fand er den Weg, den auch Bacchus gezogen war, als derselbe den Tribokkern die Kunst, Reben zu pflanzen, gelehrt hatte, und stieg in das herrliche Rheinthal herab bis nach Argentovar, dem jetzigen Horburg, woselbst er Abends, von der Wanderung müde, ankam und kurze Rast halten wollte; denn er hatte seine vorgeschriebenen zwanzig Meilen noch nicht herausgebracht.

Hier erquickte er sich nun mit einigen Humpen des besten Oberländers [1]), der aber bald den Gewaltigen so sehr bewältigte, daß er einschlief. Als er endlich wieder erwachte, brach er schnell auf, um die verlorne Zeit einzubringen, allein es gelang ihm nicht mehr, Basel, das Ziel der Wanderung für jenen Tag, zu erreichen. Zudem hatte er auch noch in seiner Hast das furchtbare Werkzeug, welches ihm zum Bestehen seiner Heldenthaten so treulich gedient hatte, seine Keule, mitzunehmen vergessen.

Die Keule wurde lange Zeit als Erinnerungszeichen an die Anwesenheit des Halbgotts im Elsaß aufbewahrt, und als später die schöne Stadt Kolmar zwischen den Wassern der Thur, der Jauch und der Ill aufgebaut wurde, nahm man die Herkuleskeule in's Wappenschild auf, wo sie noch jetzt, von einer Mauerkrone beschirmt, in rothem und grünem Felde prangt.

So deutet die Sage. Geschichtlich ist noch nicht ermittelt worden, woher die Keule oder vielmehr der Kolben im Wappenschilde Kolmar's ihren Ursprung habe. Eben so ungewiß ist der

---

[1]) Der naive Verfasser der besagten lateinischen Handschrift hält dafür, es müsse dieser Wein Rangensaft oder Reichenweihrer gewesen sein. „Quod (vinum) ego Rangeticum fuisse, sive Ricevillarium crediderim."

Urſprung des Namens der Stadt, die in den älteſten Urkunden in celtiſcher Sprache Celoburg, d. h. Strohſtadt, heißt; in andern Columba, Columbaria, Columbarium, und ein königliches Taubenhaus wäre der Grund ihres Entſtehens; wieder andere Schriftſteller leiten den Namen von Collis Martis her. Vergl. über dieſe und mehrere andere Erklärungsweiſen: *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, Töl. 38 u. ff. Ueber die Verehrung des Herkules im Elſaß und die ihn darſtellenden Bildſäulen ſ. *Schöpflin*, Alsatia illustrata, trad. par L. W. Ravenez, I, S. 166. Strobel, Geſchichte des Elſaßes, I, S. 52.

63.

Hedwig von Gundelsheim,

Priorin des Kloſters Unterlinden.

S. Kurze Chronike, das iſt hiſtoriſche Beſchreibung der General Meiſter Prediger Ordens, u. ſ. w. Dillingen 1596. Vergl. J. Görres, die chriſtliche Myſtik, Regensburg 1836, Bd. I, S. 292 u. f. Hunkler, Geſchichte von Kolmar, S. 211 u. f.

„In dem Jar 1281 war ein Junckfraw mit Namen Hedwig inn dem Dorff Gundelsheim bey Rufach, von Reichen und Namhafften Eltern geboren, wurde von jren Eltern vor andern Kindern ſehr geliebt.

„Als ſie nun zu jren Jahren kommen, vermeinten die Eltern ſie nach weltlichem brauch zu verheyraten, als nunn die Freund von beyden parthenen verſambiet, ſich des Heyraths halben mit einander zu vergleichen, iſt die Junckfraw Hedwig von jrer freundſchaft in gegenwart deß zukünfftigen Bräutigams fürgeſtellt und gefragt werden, Ob ſie auch luſt zu diſem Jüngling, und ihre bewilligung, daß er jr Bräutigam und Mann werden ſolte, geben wolte? Da gab ſie unerſchröcklich antwort: Nein, ſie ſey nit bedacht, ſich ime oder einem andern zu vermälen.

„Nun war es zur ſelben Zit gebreuchlich, daß man ein Schwerdt nam, darauf müßten beyde Bräutigam und Braut ire Daumen legen, und beſtätigen alſo die hochzit. Als man aber von der Junckfrawen begerete, ſie ſolte thun was bräuchlich, da that ſie jr hand zů, und ſchloſſe alſo jren Daumen in die Fauſt, daß man

ir die hand mit gewalt nit aufbringen kondt. Da sprachen etliche, man soll jr die ganze handt auf das Schwerdt legen: Da widerstünd inen die Junckfraw so kräftiglichen, daß sie mit kainer Manns krafft mocht gebracht werden auff das Schwerdt, dann der heylig gaist, so vor Ziten die heylige Junckfraw Märterin Lucia, so schwer hatte gemacht, daß sie niemand von der stadt bewögen kondte, derselbig sterkt auch diese Junckfraw, daß sie niemand mocht überwinden. Da wurden jhre Eltern und Freundschafft zornig, und fiengen an sie zu stossen, ins Angesicht zu schlagen, bey dem Haar herumb zu schleiffen, zerrissen ir ire Klaider und sprachen: Sie wär unsinnig, namen sie auß grimmigem Zorn auf ein newes bey dem Haar, und warffen sie auf ein Hauffen Dörner also daß sie Blutrisig ward: Also daß sie, die Gespons Christi wol hett mögen sagen: Sicut lilium inter spinas, sic amica mea inter filias. Als ein Lilien under den Dörner, also ist mein geliebte under den töchter.

„Als sie nun mit schlagen und peinigen nichts an jr gewinnen kondten, und endlich die ursach, warum sie sich nicht uerheyraten wollte, begerten zu wissen, gab sie jenen zur antwort: Sie hette das gelübdt ewiger Keuschheit und Rainigkeit Christo dem Himmlischen Bräutigam gethan, das wölle sie mit Gottes hülff unuerbrechlichen halten, ja ehe wollte sie den bittern tod leyden, dann solchem jrem fürnehmen nit nachkommen. Da der Bräutigam, der sie zu der Ehe begeret, merket, daß sie in irem fürnehmen also bestendig ware, hatte er ein mitleyden mit ir getragen, deß jammerlichen stossens und Schlagens, widerrüft die Heyratsabred, und schide also mit seiner Freundschafft ab im Friden.

„Aber der Junckfrawen Vetter einer begeret vom Vatter, er wölle sie ihm vergünstigen, ob er sie vielleicht mit sanften oder rauhen worten und straichen dahin vermögen köndte, daß sie jren willen darein gebe, welches jme vom Vatter vergünstiget. Als sie ime nun vom Vatter befolhen, name er sie und legte sie überzwerch uff ein Pferdt als ein Sack, den man zur Mühlen führet, und Ritte also mit jr daruon ein ganze viertel meyl wegs lang, bis in sein Behausung, tractierete sie mit schlägen und straichen, daß der frohmen Junckfrawen daß Blüt zum Mund und Nasen heraus flosse.

„Noch war der unbarmhertzig Blüthund so aller Gottesforcht vergessen mit dem nit ersettiget, henket die zarte, frohmme, gottes-

förchtige Junckfraw bey den Finger uff ein ſtangen, da man Gewandt und Tiſchtücher daran hencket, alſo lang, biß das jr daß Blüt zu den Nägel außtrang, die Nägel bliben jr ſchwartz und ungeſtalt bis in jr letſtes end, zur gedächtnuß ſoliches unbarmhertzigen erdenkens. Noch blibe die Junckfraw in aller ſolcher plag, marter und peinigung beſtändig unnd unbewöglich.

„Mit diſem ware der unbarmhertzig, unchriſtlich Vetter noch nit zufriden, ſtoßt ſie über ſolches in ein Säw oder Schweinnſtall, müßte erſt nach aller eingenohmener pein und ſchmach im höchſten geſtank über nacht darin für gut nemmen. Die Dienerinn oder magd im Hauß hatte ein mitleyden mit jr, brachte jr haimlich ein Beth hinein; aber die Dienerinn Gottes und getreue Geſpons Chriſti achtet ſich kaines Beths, ſondern blibe die gantze nacht wachend und knieend uff dem Säwmiſt, unnd lage dem Gebett ob mit großer innbrünſtigkeit. Als nun die Magd des morgens frü kam, und ſie vor dem Beth fand und vermerket, daß ſie nicht darinn gelegen, erzählet ſie ſolliches mit großer verwunderung.

„Da nun die zart gereinigt Junckfraw ans dem Schweinſtall genommen ward, unnd uber alle eingenommene angſt, pein und marter, auch mit dem unrainen Geſtank erfüllet war, fiel ſie in eine ſchwere krankheit, alſo daß man jrer Geſundtheit kain Hoffnung mehr hette, da erſchrack der Blütgirige unbarmhertzige, und Viehiſcher Vetter, unnd förchtete er war ſchuldig an jrem Tod, ſücht derowegen Rath bey Geiſtlichen und weltlichen, wie der Sache zuthün, bekannt ſein ſchuld, hette rew und laid über ſeine begangene miſſethat: Da ward den Eltern gerbaten, ſie ſollten die Junckfrawen (weil ſie ſich nit verhevraten wolt) an jrem güten fürnehmen nit verhindern: Wellichen Rath ſie jnen gefahlen lieſſen. Was geſchicht? Die Junckfraw erlangt die Geſundtheit, unnd wird von jren Eltern und Freundſchafft in das Gotteshauß under Linden zu Colmar, prediger erden geben, darain ſie zum hayligen Orden eingenommen worden, führet ein exemplariſch Leben, war jrer Obrigkait in allen Dingen underthänig, und gehorſam, hielt ſich dermaſſen inn allen ſtucken und puncten der Regel und Conſtitution, das man an jr kain klag hatte. Derowegen ſie auch zü allen ämptern und gehorſamen des Ordens geſchickt war, und gebrauchet worden. „Iſt endtlich einhelligklich zu einer Priorin obgemeltes Gottshauß erwählt werden, dem prioratamt ſibzehn Jar lang

mit groſſem lob und aufnehmung in Geiſtlichen und zeitlichen für-geſtanden.

„Als nun diſe heylige Schweſter Hedwig zwey und vierzig Jar und fünff Tag gelebt, iſt ſie in Gott entſchlafen, ligt im Chor zu under Linden vor dem Altar begraben: uff ihrem Grabſtein hat ihr Beichtvater, Frater Burchardus von Eſchbach diſe nachfolgende titlmos graben laſſen:

Moribus ornata jacet hic soror inlumulata;
Istud praelata claustrum, rexit bene grata,
Est augmentata sub ea res laus cumulata.

„Dieſes Kloſter ſtand lange Zeit in ſolchem Rufe der Heiligkeit, daß ſelbſt Fürſtinnen aus weit entfernten Ländern ſich in daſſelbe begaben, um ſich Gott zu weihen."

Die geiſtliche Genoſſenſchaft, unter Anrufung des Apoſtels Andreas, Anfangs nur aus vier Edelfrauen beſtehend, hatte ſich im Jahr 1232 zu Affmühlen, bei der Kapelle Johannis des Täufers, niedergelaſſen. Da die Schweſtern aber „täglich von den ſtreiffenden rittern beunruhigt waren," zogen ſie 1252 in die Stadt, nach Unterlinden, nahmen die Regel des Dominikus an und begaben ſich unter das Patronat des heil. Johannes, „der ihnen ſchon in der Nacht erſchienen und ſie ermahnt auf unterlinden zu gehn, allda er werde ihr heiffer und beſchüzer ſein." — Dieſes Kloſter war das reichſte in Kolmar; es beſtand bis zur Zeit der erſten Revolution. Jezt dient ein Theil deſſelben als Kaſerne, ein anderer iſt zum Muſeum der Geſellſchaft Schöngauer verwandt worden, und auf einem dritten erhebt ſich das neue geſchmackvolle Schauſpielhaus.

64.

Die Erscheinung in Pfeffel's Garten,

nach zwei verschiedenen Versionen.

1.

G. Grimm, deutsche Sagen, Berlin 1816—18. I, S. 350 (der Knabe zu Kolmar).

Bei Pfeffel in Kolmar war ein Kind im Hause, das wollte nie über einen gewissen Flecken im Hausgarten gehen, auf dem seine Kameraden ruhig spielten. Diese wußten nicht warum und zogen es einmal mit Gewalt dahin; da sträubten ihm die Haare empor und kalter Schweiß brach aus seinem Leibe. Wie der Knabe von der Ohnmacht endlich zu sich kam, wurde er um die Ursache befragt, wollte lange nichts gestehen; endlich auf vieles Zureden sagte er: „Es liegt an der Stelle ein Mensch begraben, dessen Hände so und so liegen, dessen Beine so und so gestellt sind (welches er alles genau beschrieb), und am Finger der einen Hand hat er einen Ring." Man grub nach, der Platz war mit Gras bewachsen, und drei Fuß unter der Erde tief fand sich ein Gerippe in der beschriebenen Lage, und am benannten Finger ein Ring. Man beerdigte es ordentlich und seitdem ging der Knabe, dem man weder davon noch vom Ausgraben das Mindeste gesagt, ruhig auf den Flecken.

Dieses Kind hatte die Eigenschaft, daß es an dem Ort, wo Todte lagen, immer ihre ganze Gestalt in Dünsten aufsteigen sah und in Allem erkannte. Der vielen schrecklichen Erscheinungen wegen härmte es sich ab und verzehrte schnell sein Leben.

2.

S. G. Fr. Kolb, Rheinische Horen, Taschenbuch für 1830. Speyer, S. 259.

Als der ehrwürdige Dichter Pfeffel der Militär-Akademie in Kolmar als Direktor vorstand, wurde einstmals ein junger Mann aus dem nördlichen Deutschland zu einer Lehrerstelle in diesem ſtitut berufen. Pfeffel war gewohnt, täglich einen kleinen Sp. gang in seinem Garten zu machen, und zwar, wegen seiner L heit, am Arme eines der Professoren, mit dem er sich zugleic

pädagogiſche und andere Gegenſtände unterhielt. Die Reihe, ihn zu begleiten, kam nun auch an den gedachten Lehrer. Allein Pfeffel bemerkte, daß dieſer den Weg abkürzte und nicht wie die andern mit ihm bis an die Mauer am Ende des Gartens ging. Er fragte ſeinen Begleiter um die Urſache, und als deſſen Entſchuldigung ihm nicht genügte, er ſogar Aengſtlichkeit in ſeinem Tone wahrnahm, drang er um ſo lebhafter in ihn. Jetzt geſtand der Fremde, daß es ihm ſchauerlich ſei, bis an die Mauer zu gehen; denn er ſehe dort eine Schattengeſtalt in liegender Stellung einige Schritte über dem Boden ſchweben. Pfeffel hielt es für Täuſchung, wollte jenen zu dem Gange nöthigen, aber umſonſt. Man rief Andere herbei, die aber nichts erblicken konnten. Endlich ward eine Nachgrabung auf dieſem Platze beſchloſſen, und man fand ein weibliches Gerippe. Als daſſelbe anderswohin beerdigt war, erklärte der Seher, daß die Schattengeſtalt verſchwunden ſei und er ſie auch über der neuen Ruheſtätte des Körpers nicht gewahre.

65.

Die Erſcheinung im Waſchhauſe.

Mündlich.

In einem Hauſe in Kolmar lebten zwei Schweſtern, von welchen die eine ſehr geizig war, das Geſinde hart hielt und die Armen ſchnöde von ſich wies. Sie ſtarb. Aber nach ihrem Tode war ſie im Grabe nicht ruhig, und muß noch jetzt im Hauſe umgehen.

Die ſie überlebende Schweſter hatte einſt Waſche, wobei ſie Waſcherinnen beſchäftigte, die ſie früher nie im Dienſte gehabt. Da geſchah es, daß dieſelben die ganze Nacht hindurch im „Bauchhauſe“ [1]) wuſchen. Plötzlich hörten ſie Schritte auf der Treppe. Die Thüre ging auf und eine blaſſe Frau in weißem Anzug ſtellte ſich regungslos unter dieſelbe. Die Waſcherinnen kam ein Schrecken

---

[1]) Bauchhaus; vom Mittelhochdeutſchen bûchen, bauchen, die Waſche in Lauge einlegen, kommt oft bei Geiler von Kaiſersberg und den gleichzeitigen Schriftſtellern des Elſaßes und Süddeutſchlands vor.

an, ſo daß ſie laut aufſchrieen. Die Erſcheinung verſchwand alſobald.

Als ſie des andern Morgens der Frau des Hauſes die Begebenheit erzählten, erſchrack dieſelbe und ſagte ſeufzend: „Ach, das war meine Schweſter wieder.“

Das Gehen nach dem Tode, um begangener Sünden willen, iſt ein ſtehender Artikel im Volksaberglauben. Vergl. die Nummern 3 und 37, ſowie 66 und noch viele nachfolgende.

66.

Die geſpenſtiſche Milchfrau.

Mündlich.

In der Auguſtiner-Gaſſe zu Kolmar ſteht noch das Haus, welches einſt das Gefolge Rudolfs von Habsburg bewohnte, wenn er in die Stadt kam. Der Habsburger Löwe iſt noch am Brunnen im Hofe zu ſehen, ſowie auf der rechten Seite des Eingangs.

In dieſem Hauſe ſollen allerlei Geiſter wandeln. Am häufigſten will man eine Milchfrau ſehen, welche bei Lebzeiten die Milch verfälſcht hatte. Sie kömmt nun manchmal mit einem Gefäße an den Brunnen, um Waſſer darin zu ſchöpfen.

Vergl. 65. — In Wolf's deutſchen Sagen, Nro. 53, wird eine Milchfrau, welche ſich dieſelbe Schuld aufgeladen, in ein weißes Kaninchen verwandelt, welches ruft:

„Ich hatte meine ſüße Milch getauft,
Und dadurch meine Seele dem Teufel verkauft.“

67.

Das Nachtkalb.

Sagenhaft.

Das Kolmarer Stadtgespenst heißt Nachtkalb. Es geht besonders in der Schlüsselgasse um. Oft liegt es im Schatten der Häuser und schnauft schwer und unheimlich und trabt den Leuten nach, wenn sie spät nach Hause gehen.

Vergleiche die Nummern 9 und 25.

68.

Warum die Kolmarer Knöpfler heißen.

Sagenhaft.

In Kolmar lebte zur Zeit ein Schultheiß, welcher sich stets genau zu der von ihm für die Rathsversammlung bestellten Stunde im Sitzungssaale einfand; allein oft mußte er lange auf die übrigen Mitglieder warten. Dieß ärgerte ihn am Ende, und, da er dem Stadthause gegenüber wohnte, so gebot er dem Weibel, sich in Zukunft vor die Thüre desselben zu stellen und ihm von Zeit zu Zeit durch Berührung und Abzählung der Knöpfe an seiner bunten Amtsmontur die Zahl der anwesenden Rathsherren zu bezeichnen.

Man lachte über diese eigenthümliche Weise des Schultheißen, sich von der Anwesenheit seiner Räthe zu versichern, und von derselben ging der Scherzname Knöpfler auf sämmtliche Bewohner der Stadt über.

Es gibt wohl wenig elsässische Ortschaften, welche nicht irgend einen bezeichnenden Spitznamen trügen. So heißen die Straßburger bekanntlich Meisenlocker (s. weiter unten); die Buchsweiler, in welcher Stadt bis zur Zeit der Revolution die Grafen von Hanau-Lich-

tenberg reſidirten, Plattenſchlecker; die Oberbrenner Weſpeln oder Büchſenſäcke oder Mantelträger u. ſ. w. Die Bewohner von Orten, welche vor Alters Freiſtätten für Mörder und andere grobe Verbrecher waren, heißen Todtſchläger; ſolche, in welchen viele Eſel gehalten werden, tragen den Namen Eſels-Univerſitäten (im Ober-Elſaß Weſthalten, im Unter-Elſaß Wangen). — Eine Sammlung ſämmtlicher Spitznamen der elſäſſiſchen Ortſchaften, mit ihrer Bedeutung und Entſtehungsweiſe, wäre ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der Sitten und des Volkshumors unſers Landes, und würde auch Licht auf manches hiſtoriſche Faktum werfen. Der Verfaſſer dieſes Buches hat ſchon Vieles in dieſer Hinſicht zuſammengeſtellt, und wäre den Freunden des Heimatlandes für ähnliche Mittheilungen ſehr dankbar. Die intereſſanteſten davon könnten in dem von ihm zuerſt für 1851 erſcheinenden Jahrbuche Alſatia eine geeignete Stelle finden.

69.

Warum der Logelbach zur Gemeinde Wintzenheim gehört.

Mündlich.

Das Dorf Logelbach, eine Viertelſtunde weſtlich von Kolmar, welches jetzt außer einigen großen Fabrikgebäuden nur noch die Wohnungen der Angeſtellten und Arbeiter nebſt einigen Wirthshäuſern enthält, war früher ſehr ausgedehnt und erſtreckte ſich bis zu den Gemeinden Türkheim und Wintzenheim. Da ſtarb einſt in Folge einer anſteckenden Krankheit die ganze weibliche Bevölkerung aus, ſo wie ein großer Theil der männlichen. Die überlebenden Jünglinge und Männer wandten ſich nun an die Türkheimer Jungfrauen, um mit ihnen neue Heirathsverträge abzuſchließen. Sie wurden abgewieſen; dagegen aber von den Schönen von Wintzenheim erhört. Sie gaben nun aus Dankbarkeit ihr reiches Gemeindegut an Wintzenheim ab, zu welchem der Logelbach noch jetzt gehört.

70.

Der Riese im Kastenwald.

Mündlich.

Im Kastenwald, bei Andolsheim, befinden sich sieben Erdhügel, welche einem ungeheuern Riesen zur Gruft dienen. Derselbe verfolgt oft die Leute, obgleich er ihnen unsichtbar bleibt, und erregt ein furchtbares Rauschen und Getöse in den Büschen und Bäumen.

Die Sage von Riesen, welche einst unser Land bewohnten, ist noch allverbreitet und wahrscheinlich mit den germanischen Völkerschaften eingewandert. Einer derselben, Schrat genannt, hauste im Wasgau; es waren ihm Tempel und Bäume geheiligt. Vergleiche Strobel, Gesch. d. Elsaßes, I, S. 52, und J. Grimm, deutsche Mythol., S. 447.

Die Riesen, Symbole der rohen, gewaltigen Naturkräfte, beherrschten einst die Menschen, wurden aber nach und nach von ihnen verdrängt, je mehr und mehr dieselben ihr Leben in Wäldern und Gebirgen aufgaben und sich in Dörfer und Städte zurückzogen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgende badische Sage, welche B. Baader in Mone's Anzeiger, 1839, S. 309, mittheilt: „Als der Grüngrund und die Umgegend noch von Riesen bewohnt war, stießen einst zwei derselben auf einen gewöhnlichen Menschen. „„Was ist das für ein Erdwurm?““ fragte der Eine; worauf der Andere antwortete: „„Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen!““ Wirklich sind auch in der Folge die Riesen von den andern Menschen in der ganzen Gegend ausgerottet worden.“

Daß die Zahl sieben bei Hünengräbern häufig vorkömmt, hat Nork, die Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 766, nachgewiesen.

71.

Die weiße Frau von Plixburg.

Mündlich.

Vor einigen Jahren wollte eine Frau von Walbach, im Gregorienthal, auf eine Wallfahrt gehen, um ein Gelübde zu erfüllen. Sie erwachte mitten in der Nacht; da ſie aber den hellen Schein, den der Mond durch die Fenſter warf, für das Tageslicht hielt, ſo ſtund ſie auf und machte ſich reiſefertig. Obgleich ſie nun bald ihres Irrthums gewahr wurde, trat ſie doch, da ſie einmal angekleidet war, ihre Wallfahrt an.

Als ſie in die Nähe des auf der entgegengeſetzten Seite des Thales gelegenen Schloſſes Plirburg kam, hörte ſie eine feine Weiberſtimme im Walde ſingen und ſah bald darauf eine weißgekleidete Frau den Berg herabkommen. Dieſelbe trat bis hart an den Saum des Waldes, an welchem ſich der Weg hinzieht, kehrte aber ſodann um und ſtieg laut weinend wieder zum Schloſſe hinauf.

Das Schloß Plirburg, vom Volke Pflitſchburg genannt, liegt in einer ſüdöſtlichen Verzweigung des Gregorienthales. Seit Jahrhunderten iſt es ein Aufenthalt der Geiſter. Die Druiden opferten einſt auf dem Gipfel des Berges; Rieſen hatten hier gewohnt; der wilde Jäger braust hier durch die Wälder und erwählt die Burgruinen oft zur Raſtſtätte für ſich und ſeine Geſellen.

Die weiße Dame, von den Thalbewohnern 's wyß Fräule oder bloß 's Fräule genannt, erwähnt auch Pfeffel in der Romanze „Pipin". Er nennt das Schloß Blitzburg, wie es manchmal in Dokumenten vorkömmt. Vergl. *X. Boyer*, Rodolphe de Habsbourg ou l'Alsace au 13. siècle. Colmar 1847, Seite 298 u. 303.

Ueber die Bedeutung der weißen Frauen ſiehe die Nummern 7, 15, 20, 30.

72.

Die Entſtehung des Bades Sulzbach.

Mündlich.

Ein Hirte weidete ſeine Heerde auf einer Halde des Oberfeldwaldes, unfern des Ortes, wo ſpäter das Dorf Sulzbach erbaut wurde. Sein Vieh war im beſten Stande; vor Allem aber gedieh eine Kuh von ſchönem Wuchſe und reinlich glänzendem Felle, die ihm deßwegen auch beſonders lieb war. Es fiel ihm auf, daß jedesmal, wenn ſich die andern Kühe nach dem Weiden niedergelegt hatten, die Lieblingskuh noch in den Wald ging und ſodann nach kurzer Friſt wieder in muntern Sprüngen zurückkehrte, um ſich zu den übrigen zu legen. Eines Tages folgte er ihr und ſah, wie ſie mit gierigen Zügen an einem hellen Wäſſerlein trank, das aus einem Felſen hervorſprudelte, deſſen zerbröckeltes Geſtein von braungelber Roſtfarbe überzogen war. Er ſchöpfte ſich ebenfalls einen Trunk aus der Quelle, deren Waſſer ihm ſäuerlich, aber ſehr kräftig vorkam. Die Kunde von dieſem erquickenden Borne drang bald in's ganze Thal. Man faßte denſelben in ein Becken, und ſo entſtund das im vorigen Jahrhundert beſonders, und ſeit einigen Jahren wieder zahlreich beſuchte Bad Sulzbach.

Sulze bedeutet Salzbrühe, Salzſole. Im Ober-Elſaß tragen dieſen Namen noch: das Dorf Sulzern, im Münſterthal, das Städtchen Sulz und das Bad Sulzmatt, bei Ruffach; im Unter-Elſaß: das Sulzbad, an der Moſſig, und Sulz untern Wald, welches bedeutende Salzquellen hat.

Die Salzquellen galten den Germanen als heilige Orte und ihr Ertrag als unmittelbare Gabe der Gottheit; Beſitz der Stätte ſchien blutigen Krieges werth, Gewinnung und Austheilung des Salzes ein heiliges Geſchäft; wahrſcheinlich waren Opfer und Volksfeſte mit dem Salzſieden verbunden. J. Grimm, d. Myth., S. 999 u. ff.

Das Auffinden der Quellen durch Thiere kömmt häufig vor; ſchon im weiteſten Alterthume galt daſſelbe als die Wirkung einer göttlichen Eingebung.

73.

Die Hexe Anne-Marei.

E. A. Lamey, Chronik der Elſäßer, S. 80.

Die Hexe Anne-Marei von Münſter war ſo ſchön, daß, als ſie vor dem Gerichte ſtand, Richter und Schreiber ſich bekreuzten und von ihr abwenden mußten, um nicht durch ihre Reize geblendet zu werden. Nachdem man ihr das Marterhemd ausgezogen und ſie von den Folterſchrauben befreit hatte, geſtand ſie, daß eines Tages ein Jäger zu ihr gekommen ſei, in grünem Rocke, mit goldenen Borden beſetzt, und mit einer großen Hahnenfeder auf dem Hute; der habe ein Krüglein aus der Ledertaſche gezogen und ihr daraus einen Trunk gereicht, ſie auch mit einem Meſſerlein am Arme geritzt, darauf Blut gefloſſen ſei, welches er mit ſeinen Lippen aufgeſogen. Darauf habe ſie viele geheime Künſte verſtanden und ſei auch oft mit ihm auf die Berge bei Wyher und Mezeral geflogen, wo ſich Nachts glänzende Geſellſchaften eingefunden, darunter viele Edeldamen und Bürgersfrauen und Männer, die ſich Schmauſens und Tanzens vergnügten.

Nachdem ſie noch viele Unthaten geſtanden hatte, die ſie verübt, wurde die ſchöne Anne-Marei als Hexe zum Tode verurtheilt und in Münſter öffentlich verbrannt.

Das Münſterthal hat in der Geſchichte des elſäßiſchen Hexenweſens eine traurige Berühmtheit erlangt. Vergl. „Beytrag zur Geſchichte der Hexen-Prozeſſe, am Ende des 16. Jahrhunderts, im obern Elſaße, von Pfarrer Luce, in E. Stöber's alſatiſchen Taſchenbuche für 1808." S. 197 u. ff.

74.

Die Zwerge auf dem Kerbholz.

Mündlich.

Nordöſtlich von Sulzeren, im kleinen Münſterthale, erhebt ſich das Kerbholz, ein hoher Berg, deſſen Firſt mit gewürzigen

Weidekräutern überſäet iſt. In den zahlreichen Sennhütten werden die trefflichen Münſterkäſe bereitet, die weithin verſchickt werden. Daſelbſt wohnen die Sennen mit ihrem Vieh vom erſten Mai jedes Jahres bis zum letzten Septembertage, wo ſie dann wieder in's Thal herabziehen und ihre Heerden überwintern. Jedoch ſtehen während dieſer Zeit die Sennhütten nicht verlaſſen; denn die rüſtigen Zwerge, welche im Berge hauſen, kommen dann hervor, vertheilen ſich in dieſelben, füllen die Ställe mit ſtattlichen Kühen und bereiten noch viel ſchmackhaftere Käſe, als die beſten Sennen es zu thun vermöchten. Oft ſteigen ſie dann Nachts über den krachenden Schnee in's Thal herab und ſuchen die Armen in den Hütten auf, welchen ſie unbemerkt friſche Butter und treffliche Käsbrode auf den Tiſch legen.

Vergl. „Die Zwerge in der Wolfshöhle." S. 4.

75.

Das Schrätzmännel.

Mündlich.

Das Schrätzmännel iſt in Mühlbach und den benachbarten Ortſchaften ein Kinderpopanz, der den ſchlafenden Kindern wie das Doggele von Illzach Nachts auf das Herz ſitzt und ſie zu erdrücken ſcheint. Gegen ſeine Beſuche werden viele Zaubermittel gebraucht.

Vergl. „Das Doggele," S. 30, und Nork, Mythol. der Volksſagen, S. 199.

76.

Der goldene Wagen.

Mündlich.

Auf einem Berge des ſchönen Münſterthals liegt ein Moosgrund, die Firſtmiß genannt. Derſelbe ſoll vor vielen hundert Jahren ein tiefer, kryſtallheller See geweſen ſein, in welchem mächtige Waſſergeiſter hausten, welche den einſamen Wanderern oder den Berghirten oftmals erſchienen, wenn ſie in die Nähe des Sees kamen. Im Grunde deſſelben, ſo geht die Sage, hielten die Geiſter reiche Schätze verborgen. Unter andern ſollte von Zeit zu Zeit ein herrlicher Wagen, ganz von gediegenem Golde gearbeitet, zur Tiefe heraufſteigen und an's Felsgeſtade rollen, und wer dieſen nur eine kleine Strecke weit über den Rand hinausbrächte, wo das Gebiet der Geiſter ein Ende hätte, dem würde er angehören; es dürfte aber während der ganzen Zeit kein Wort geredet werden, denn das würde den kühnen Unternehmer nicht nur wieder um das erworbene Gut bringen, ſondern ihn noch in die größte Gefahr ſtürzen.

Drei Brüder, welche die Ausſicht auf einen ſo reichen Gewinn gewaltig lockte, verabredeten ſich einſt, in einer gewiſſen Nacht, wo der Wagen gewöhnlich kam, denſelben zu erfaſſen. Sie erſchienen auch vor Mitternacht an der Stelle und ſahen bald auf den rauſchenden Wellen des Sees den goldenen Wagen emporſteigen. Die Brüder zitterten vor Angſt und Freude und machten ſich gegenſeitig durch Zeichen aufmerkſam, daß ſie doch ja ihr Glück nicht durch ein vorlautes Wort verſcherzen wollten. Schon war der Wagen über dem Waſſer und näherte ſich dem Ufer. Schnell faßten nun die Brüder die goldene Deichſel und zogen mit rüſtigen Armen, und hatten den Wagen ſchon eine gute Strecke über den Abhang gezogen; da rollte ein Stein herab und hemmte eines der Räder. „Zieht nur friſch voran," rief Einer von ihnen, „ich will ihn ſchon herauskriegen!" — Kaum war das letzte Wort geſprochen, ſo wurden alle Drei von gewaltigen unſichtbaren Händen ergriffen und in den Wagen geſchmettert, der mit ſeiner Beute im Waſſerſchlunde verſank.

Der Name Firſtmiß deutet auf einen Moosgrund auf einer Berghöhe; Firſt heißt im Münſterthale eine hohe Bergweide mit dazu gehörigen Sennhütten, und Miß oder Mies bedeutet Moos. Auch einige andere Berggründe in demſelben Thale haben die Endung Miß; ſo: Mühlholzmiß, Bottmersmiß, Britmiß.

Es iſt ein allgemein verbreiteter Volksglaube, daß ein ſchon gehobener Schatz alſobald wieder in die Erde verſinkt, wenn dabei ein Wort geſprochen wird; Manche behaupten ſogar, das dürfe erſt dann geſchehen, wenn man den erworbenen Schatz unter die Dachtraufe des eigenen Hauſes gebracht habe.

77.

Der Alte vom Berge.

Mündlich. Hunkler hat dieſen Stoff in einer größern Erzählung verarbeitet, die dem Verfaſſer jedoch nicht zu Geſicht gekommen iſt.

In der Mitte des 14ten Jahrhunderts kam ein fremder Pilger nach Wyher im Thal und baute ſich eine Siedelei auf dem nahegelegenen Sonnenberg, da wo jetzt die Kapelle zum heiligen Kreuz ſteht. Niemand kannte ihn und wußte, woher er gekommen; allein ſein ganzes Betragen und die Hülfeleiſtungen, welche er den Armen gewährte, ließen auf eine vornehme Abkunft ſchließen. Als zu jener Zeit durch langanhaltende Regengüſſe der Sulzeren-See aus ſeinen Ufern trat und alle Gewäſſer anſchwollen und das ganze Thal überſchwemmten, ſah man den Alten vom Berge, ſo nannte ihn das Volk, überall, wo die Noth und Gefahr am größten war. Er rettete viele Menſchen vom gewiſſen Tode und pflegte ſie, ſo gut er konnte.

Nachdem er viele Jahre der Wohlthäter der ganzen Umgegend geweſen war, verließ er ſeine Zelle auf dem Sonnenberge und zog in die Schweiz, wo er zwei Klöſter ſtiftete. Die erſten Brüder und Schweſtern derſelben ließ er von Wyher kommen, wo ihn noch jetzt Alt und Jung als den Schutzgeiſt des Thales verehrt.

Wyher oder Wihr, mit dem Zunamen im Thal, um es von dem Dörfchen Wihr in der Ebene, bei Horburg, zu unterscheiden, ist eines der ältesten Dörfer des Ober-Elsaßes; in der fränkischen Periode hieß es Bonifacii Villare; im Jahr 1279 steckten es die Herren von Girsperg in Brand; unter Kaiser Adolf von-Nassau, 1293, wurde es abermals sammt seinem stattlichen Schlosse zerstört. Die Kapelle auf dem Sonnenberg, welche der Alte vom Berge erbaut haben soll, wurde ein häufig besuchter Wallfahrtsort; nachdem sie aber zur Zeit der ersten Revolution zerstört worden, baute die Gemeinde eine größere an ihre Stelle, wo sich an den Festen des heil. Kreuzes (3. Mai und 14. September) zahlreiche Pilger einfinden. Der Gottesdienst wird alsdann auf dem Berge unter freiem Himmel gehalten.

78.

Die Wallfahrt Dreien-Aehren.

1.

Nach Ichtersheim, Gantz new Elsassische Topographia, Regensburg 1710. 4. Aehnliche Sagen sind in Würtemberg (Anna Vögtly, von J. Kerner) und in Thüringen (das geraubte Sakrament, von L. Bechstein) bekannt.

Ein frecher Geselle, dem nichts heilig war, hatte sich eines Tages in die Kirche von Nieder-Morschwyher geschlichen und daselbst die silberne Monstranz gestohlen. Er floh damit den Berg hinauf und warf die Hostie im Vorübergehen in ein nahes Aehrenfeld. Sie blieb an drei dicht neben einander stehenden Halmen hangen, und siehe, alsobald flog ein wilder Bienenschwarm mit melodischem Summen herbei und umgab die Halmen, als wollte er dieselben schützen und dem Leibe des Herrn Ehre erweisen.

Die Leute, welche vorüberzogen, sahen dem seltsamen Treiben der Bienen zu, und fielen vor der wundervollen Hostie nieder und priesen die göttliche Macht, welche sich daran offenbarte.

Bald wurde das Wunder nah und fern bekannt. Man baute an der heiligen Stätte ein Kloster und eine Wallfahrtskirche, Dreien-Aehren genannt, und wenn die Landleute in derselbigen Gegend ihr Getreide säen wollen, so versäumen sie

nicht, ein wenig Staub aus der Kirche unter ihre Aussaat zu mischen, damit sie desto besser gedeihe.

2.

Nach der Ortsüberlieferung, welche auf einem in der Kirche aufgehängten Täfelchen aufgezeichnet ist.

Ein reicher Bauer von Nieder-Morschwyher, der nach Kolmar auf den Markt fahren wollte, um daselbst Getreide einzukaufen, zu einer Zeit, da es sehr wohlfeil war, hörte plötzlich eine Stimme aus dem Walde heraustönen, die ihm zurief, er solle eine Kirche auf einem nahe gelegenen Berge erbauen lassen. Unbekümmert um den geheimnißvollen Zuruf fuhr er weiter und kam in die Stadt, wo er seinen Handel schloß. Als er aber das gekaufte Getreide aufladen wollte, waren die Säcke so schwer, daß er sie nicht auf den Wagen zu bringen vermochte, und je mehr helfende Arme er dazu rief, desto schwerer und unbeweglicher wurde die Last.

Nun gedachte er plötzlich der Stimme, die er im Walde vernommen, und erzählete auch den Umstehenden, was ihm begegnet, und faßte den Entschluß, den Wunsch des Himmels zu erfüllen. Sogleich bekamen die Säcke wieder ihr natürliches Gewicht. Er hielt Wort und baute die Kirche Dreien-Aehren und lebte noch lange in großem Reichthum und großer Frömmigkeit.

79.

Das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren.

S. Gebweiler Dominikaner-Chronik, Anm. des Herausgebers, S. 288.

Als die Schweden den 28. Jänner 1636 die alte Abtei Dreien-Aehren zu Asche niedergebrannt hatten, wurde das wunderthätige Muttergottesbild unbeschädigt aus dem Schutt hervorgezogen.

Unter dem Bilde selbst, das übrigens höchst unschön ist, steht eine Inschrift, welche die wundervolle Erhaltung desselben bestätigt.

80.

Das Riesengrab auf dem Hohenack.

Mündlich.

Unter dem Kopfe des großen Hohenack liegt ein ungeheurer Riese begraben, dessen Athmen und Stöhnen man oft weithin über die Berge und in die Thäler herab hören will. Das Volk nennt den Gipfel dieses Berges deßwegen auch das Riesengrab.

Nördlich vom großen Hohenack, welcher eine Menge Alpenpflanzen darbietet, liegt auf einem hochaufstrebenden Kegel das Schloß Hohenack, welches abwechselnd den Grafen von Egisheim, Pfirt und Rappoltstein gehörte, bis es 1635 von den Franzosen besetzt und endlich auf Befehl Ludwigs XIV. zerstört wurde. Das aus zahlreichen, in der Hochebene zerstreuten Hütten und Sennereien bestehende Dorf La Baroche ist das erste Grenzdorf des Ober-Elsasses, in welchem französisch gesprochen wird.

Ueber die Riesen im Elsaß vergl. Nr. 70.

81.

Das weiße Mädchen an der Fecht.

Mündlich.

1.

Auf dem Allmendrain zwischen der Fecht und dem Mühlwasser von Ingersheim sieht man oft schon in der Dämmerstunde ein weißes Mädchen im Grase und am Ufer des Baches spielen. Ein Kind aus dem Dorfe, welches nichts von dieser Erscheinung wußte, sollte eines Abends Enten, die sich am Bache verspätigt hatten, nach Hause treiben, und sah plötzlich das weiße Mädchen immer einige Schritte vor ihm herhüpfen. Das Kind rief es an: „Komm, hilf mir die Enten suchen!“ Das weiße Mädchen wandte sich aber um und gab keine Antwort.

Da das Kind die Enten nicht finden konnte, lief es nach Hause und brachte seinen ältern Bruder mit, um ihm suchen zu helfen. Beide sahen das weiße Mädchen im Grase sitzen. Sobald sie ihm zu nahe kamen, sprang es auf, hüpfte über das Brückchen beim Stellbrett und verlor sich in den Reben. Nach einigen Augenblicken huschte es aber wieder hervor, hatte einen weißen Schleier über dem Kopfe und faltete die Hände über der Brust.

Nun wollte der Knabe sich ihm nähern und rief ihm zu: „Wem gehörst du denn, Maidel? Geh' doch heim, 's hat ja schon Nachtglock' geläutet." Da er aber keine Antwort erhielt und das Mädchen, seiner gleichsam spottend, vorwärts hüpfte, nahm er einen Stein und warf nach ihm, allein derselbe flog in einem Bogen über seinem Kopfe weg, und alsobald verschwand das Mädchen im Boden, und zweimal hörten die Geschwister an demselben Platze mit heller Stimme „Gäll! gäll!" rufen. Der Stein hatte aber eine der am Graben schlafenden Enten getroffen, welche nun flügelschlagend und schnatternd heimwärts eilten.

Nach der Aussage der Kinder hüpfte oder schwebte vielmehr in kurzen Sätzen das weiße Mädchen immer eine Strecke weit über der Erde hin.

2.

Ein andermal, zur Abendzeit, ging ein Mädchen über die große Fechtbrücke, wo's auch sonst nicht geheuer ist; da kam das weiße Mädchen an ihm vorüber, schlug ihm in's Gesicht und seufzte: „Ach, warum hast du mir nicht Gut Nacht gewünscht!" Darauf hat es ihm noch etwas gesagt, das aber das Mädchen um's Leben Niemanden anvertrauen will, und hat es gebeten, den folgenden Abend wieder zu kommen. Die Mutter, eine beherzte Frau, ging mit ihm. Als sie an der Stelle angekommen waren, wo sich die Erscheinung des vorigen Tages gezeigt hatte, fielen sie nieder und beteten drei Vaterunser und drei Ave Maria; es kam aber nichts. Allein von dieser Zeit konnte das Mädchen nichts Weißes mehr anblicken, ohne in Furcht zu gerathen und manchmal selbst die heftigsten Zuckungen zu bekommen.

Daß Geister dadurch erlöst werden, daß man sie grüßt oder ihren Gruß erwiedert, oder auch andere Bedingungen erfüllt, welche sie manchmal angeben, die man aber meistens errathen muß, kömmt öfters in Volkssagen vor.

32.

Der Geist im Ingersheimer Schlosse.

Mündlich.

Im Ingersheimer Schlosse geht ein Herr mit einem großen dreieckigen Hut und in alterthümliche Tracht gekleidet. Man hört ihn die Thüren auf- und zumachen, die Treppen und Gänge auf- und abgehen. Er zeigt sich besonders in einem der hintern, gegen den Berg stoßenden Zimmer, in welchem er oft Alles zusammenschlägt; und schon seit langer Zeit soll in demselben kein Fenster mehr ganz bleiben. Fremde Leute, welche den Spuck nicht kannten, mußten sich schon mitten in der Nacht aus diesem Zimmer flüchten, da sie keine Ruhe darin hatten. Bald legte sich Etwas schwer über sie; bald wurde ihnen die Bettdecke abgezogen; bald bewegte sich die Bettstelle selbst im Zimmer umher. Bei diesem Allem ging die Thüre immerwährend auf und zu.

Aus solchen Spuckgeistern, welche der Aberglaube in alten Schlössern und Häusern rumoren läßt, macht derselbe gewöhnlich treulose Verwalter, betrügerische Vormünder, Geizhälse oder andere Verbrecher. Ich führe die gegenwärtige Sage als bezeichnendes Beispiel für die ganze Gattung an.

33.

Die Wöchnerin.

Mündlich.

Vor nicht sehr langer Zeit starb zu Ingersheim eine Wöchnerin, der hatte man keine Schuhe mit in's Grab gegeben, wie

dies gewöhnlich geschieht. Da kam sie nun gleich in der ersten Nacht in ihrem weißen Todtenhemde, klopfte leise an's Fenster und sagte: „Warum habt ihr mir keine Schuhe angelegt? Ich muß durch Disteln und Dornen und über spitzige Steine.“ Nun stellt ihr der Mann ein Paar Schuhe vor die Thüre, und der Geist kehrte während sechs Wochen jede Nacht zurück, um den Säugling zu stillen.

Der Gebrauch, den verstorbenen Wöchnerinnen Schuhe anzulegen, und der Glaube, daß sie das Kind sechs Wochen lang stillen, ist im Elsaß, sowie in ganz Nord- und Süddeutschland verbreitet. Auch glauben Viele, daß bei einer zweiten Verehelichung des Mannes die erste Frau manchmal Nachts noch erscheine, um nach ihren Kindern und ihrem Hauswesen zu sehen.

Die Skandinavier, sowie die Celten, deren Priester an die Seelenwanderung glaubten, gaben auch andern Todten Schuhe mit in's Grab. „Es wurde den Leichen außer dem Fährgeld und dem Schiff auch ein besonderer Todtenschuh (altnordisch helsko) zum Antritt der langen Wanderung mitgegeben und an die Füße gebunden. Im Hennebergischen und vielleicht an andern Orten nennt man noch jetzt die dem Verstorbenen erwiesene letzte Ehre den Todtenschuh, ohne daß der Gebrauch selbst fortdauerte; ja das Leichenmahl wird so geheißen.“ J. Grimm, d. Mythol., S. 795. In Burgund schmiert der Tod selbst dem Menschen die Schuhe, bevor er ihn abholt. Seine Ankunft drückt man durch die Worte aus: »quan la Mor veuré graisse no bote,« d. h. „Wenn der Tod kommen wird, um unsere Stiefel zu schmieren.“ Ebendas. S. 803. Mit unserer Sage vergl. Wolf, niederdeutsche Sagen, Nr. 175 u. 326.

84.

Der Hungerbrunnen.

Mündlich.

Zwischen Ingersheim und Katzenthal, aber letzterer Gemeinde zugehörig, steht ein Brunnen, welcher nur dann reichlich

fließt, wenn im folgenden Jahr eine Hungersnoth ausbrechen soll. Man nennt ihn daher den Hungerbrunnen.

Aehnliche Brunnen gibt es in Deutschland und der Schweiz allenthalben. An der Straße von Eutin nach Oldenburg heißt einer derselben die theure Zeit; bei Schweinfurt fließt das Theuerbrünnlein; bei Hüfelrieth, im Hennebergiſchen, iſt ein Hungerborn. Ehemals war ein ſolcher bei Halle, an der Saale. Wenn die Bauern zur Stadt gingen, ſchauten ſie darnach, und lief er aus, ſo ſagten ſie: „Heuer wird es theuer.“ S. J. Grimm, d. Mythol., S. 557; Nork, Mythol. der Volksſ., S. 506 u. ff. A. Schnetzler, badiſch. Sagenb., II, S. 194.

83.

St. Deodat.

E. *Richer*, Chronique de Senones, Liv. I, chap. 5, franzöſiſche Ueberſetzung aus dem 16ten Jahrhundert, herausgegeben von *Jean Cayon*, Nancy, 1842, 4. *Jean Hugo*, Recherches sur les saintes antiquités de Vosge, 2 Part., chap. 5, p. 95. Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes, S. 92 u. ff.

St. Deodat hatte im Jahr 669 das Bisthum Nevers verlaſſen, um als Apoſtel im Elſaß zu wirken. Nachdem er ſich lange Zeit in den Bergen aufgehalten hatte, ließ er ſich in einem jetzt verſchwundenen Dorfe, Wilra, auf dem rechten Ufer der Weiß, in der Nähe von Mariaweiler, dem heutigen Ammersweiher, nieder.

Im Jahr 680 *) ſchenkte ihm ein reicher Mann beträchtliche Weinberge, die er im Sigolsheimer Bann beſaß. Darüber wurden die Bauern von Ammersweiher eiferſüchtig und fürchteten, der

---

*) Nach einer andern Mittheilung, deren Quelle mir unbekannt iſt, läßt die heil. Richardis im Jahr 900 den heil. Deodat nach Sigolsheim kommen, um daſelbſt eine Kirche einzuſegnen. Dieſe Angabe enthält einen doppelten Irrthum; da erſtens Deodat 200 volle Jahre vor Richardis lebte, und ſodann Letztere im Jahr 900 nicht in Sigolsheim geweſen ſein kann, da ſie bereits den 18. September 893, oder nach Andern 894, geſtorben war.

Fremdling möchte nach und nach ihre eigenen Grundstücke an sich ziehen, so daß sie den heiligen Mann unbarmherzig aus seinen Besitzthümern vertrieben [1]). Dafür bestrafte sie aber der Himmel damit, daß alle Kinder fortan mit Köpfen geboren wurden [2]). Bald bemerkte man jedoch, daß dieser Fluch nur diejenigen traf, welche diesseits des Baches geboren wurden; daher zogen die Frauen vor ihrer Niederkunft hinüber und brachten also gesunde Kinder zur Welt.

St. Deodat war im westlichen Frankreich von vornehmen Eltern geboren; er gab sein Bisthum in Nevers auf und stiftete die Abtei Ebersmünster. Das Städtchen St. Dié, St. Didel, und das Dorf Diedelshoffen leiten ihre Namen von St. Deodat her.

Ammersweiher liegt in demselben Bergbecken mit Kienzheim und Kaisersberg; sie sind eines der drei Wahrzeichen des Elsasses.

„Drey Schlösser auff einem Berge,
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe;
Drey Stätt in einem Thal,
Ist das gantz Elsaß vberall." (Merian, 1644.)

56.

Die Bilder der Muttergottes und des Evangelisten St. Johannes vergießen Thränen.

Gedrucktes Blatt in der Nähe des Hochaltars, in der Kirche von Kienzheim.

Als im Jahr 1466 das Feuer die Kirche von Sigolsheim verzehrte, vergossen die Bilder der Muttergottes und des Evangelisten St. Johannes reichliche Thränen.

---

[1]) „Ils l'expulsèrent d'illec." *(Richer.)*

[2]) „Car tous les enfants qui par après, venoient à naitre audit village avoient une certaine apostume au gosier." *(Richer.)* — *Jean Nuyr* sagt: „. . . . qu'en punition du meschief des habitants de Wilre, tous les enfants de son matins naissoient avec des écrouelles, ou d'affreux goitres et que ceux qui venoient au monde au-delà du ruisseau, n'avoient la mesdisance de grosses gorges."

Diese Bilder kamen später nach Kienzheim, woselbst sie sich noch jetzt befinden und wo besonders dasjenige der heil. Jungfrau, als wunderthätig, zahlreiche Pilger anzieht.

Im Jahr 1473 kam Kaiser Friedrich III. mit großem Gefolge nach Kienzheim, besuchte die Bilder und ließ als Opfergabe seinen ungarischen, mit Gold und Silber verbrämten Hut zurück.

87.

Kaiser Friedrich Barbarossa in Kaisersberg.

Mündlich.

Kaiser Friedrich Barbarossa, der das Schloß von Kaisersberg gebaut haben soll, begann auch den Bau der Stadtkirche; da ihm aber inmitten der Arbeit das Geld ausgegangen war, so wollte er die Krone seiner Gattin versetzen. Dieser fromme Entschluß rührte den Himmel; denn alsogleich erschienen zwei Engel, jeder mit einem vollen Beutel versehen, um die Krone der Kaiserin einzulösen und den Bau der Kirche zu befördern.

So erzählt das Volk. Den Schlüssel zu dieser Sage fand ich, als ich den 30. Juni 1850 in Begleitung des Herrn Oberförsters Kolb die Merkwürdigkeiten des alterthümlichen Kaisersbergs einsah, über dem großen Portal der Kirche. Ueber demselben befindet sich nämlich in einer halbkreisförmigen Nische eine in Stein gehauene Gruppe, bestehend aus einer männlichen Figur, welche eine Krone auf dem Haupte trägt, und einer weiblichen, ebenfalls bekrönten, deren Krone sie mit der rechten Hand also berührt, daß es zweifelhaft bleibt, wolle sie ihr dieselbe aufsetzen oder abnehmen. Zu beiden Seiten knieen zwei männliche Gestalten, welche angeblich Beutel in der Hand tragen. Bei näherer Betrachtung ergibt sich's aber bald, daß das Dargestellte die Krönung der Maria ist; die knienden Figuren, die Erzengel Gabriel und Michael, halten keine Beutel, sondern Rauchfässer in den Händen, deren Wurfbänder ob der Beschränktheit des Raumes zu kurz gerathen sind und zwei Beuteln nicht unähnlich sehen. Die über der Gruppe stehende lateinische Ueberschrift, welche noch beinahe

ganz leſerlich iſt, läßt übrigens keinen Zweifel zu. Auf dem gegenüberſtehenden Stockbrunnen ſteht dagegen das ſteinerne Bild Barbaroſſa's, welchen die ſpätere Tradition offenbar mit deſſen Enkel Friedrich II. verwechſelt hat. Dieſer erſt hatte durch den elſäſſiſchen Landvogt Wölfelin die Stadt und das Schloß Kaiſersberg erbauen laſſen, was ſomit in das 13te Jahrhundert fällt. Der Bau der Kirche wurde wahrſcheinlich zu derſelben Zeit begonnen, wenigſtens deutet das beſprochene Portal auf dieſen Zeitpunkt hin, wiewohl eine außerhalb an der ſüdlichen Mauerſeite des Schiffes ſtehende Inſchrift den Anfang der Erbauung deſſelben 200 Jahre ſpäter ſetzt. Dieſe Inſchrift lautet: Anno Domini MCCCCXLVIII ipso die scte (sanctae) Margarete virginis inceptum est istud edificium. — Ein Seitenaltar der Kirche iſt dem elſäſſiſchen Papſte Leo IX. gewidmet, welcher als Patron der Winzer eine blaue Traube in der Hand hält.

Vergl. Kaiſer Barbaroſſa unter dem Bibelſtein, S. 44, und weiter unten Kaiſer Barbaroſſa in Hagenau.

33.

Die rieſenmäßigen Holzſchuhe auf dem Rathhauſe von Kaiſersberg.

Mündlich.

Auf dem Rathhauſe von Kaiſersberg werden zwei alte, rieſenmäßige Holzſchuhe gezeigt, mit ſchweren eiſernen Schienen verſehen und gewaltigen Nägeln beſchlagen, deren jeder ſieben bis acht Pfund wiegen mag. Sie ſollen einem fremden Waldbruder zugehört haben, welcher vor ſechzig oder ſiebzig Jahren hier im Gebirge lebte, wo er ſich eine armſelige Klauſe von Baumſtämmen und Lehm erbaut hatte. Er war hieher gekommen, um ein ſchweres Verbrechen abzubüßen, und hatte das Gelübde gethan, dieſe beſchwerlichen Schuhe zeitlebens zu tragen. Man fand ihn eines Tages todt im Walde liegen und brachte die Schuhe als eine Merkwürdigkeit auf das Rathhaus.

Nach Andern mußte derſelbe Pilger in ſeiner unbequemen Fußbekleidung ein ungeheuer großes Kruzifix von einem Wallfahrtsorte zum andern tragen, ohne auszuruhen; er brach aber unter der Laſt deſſelben zuſammen und gab ſeinen Geiſt auf.

Eine andere Sage gibt den Holzſchuhen ein noch höheres Alter und macht aus dem Pilzer einen Grafen von Egisheim.

89.

Der Flieger.

[redacted].

In Kaiſersberg lebte vor etwa zehn Jahren ein Mann, K., der bis an ſein Ende in der Stadt und in der ganzen Umgegend unter dem Namen Flieger bekannt war.

Folgendes wurde mir von ihm erzählt und von ſeinem eigenen Sohne beſtätigt.

Als er eines Tages in ſeinen Reben mit der Weinleſe beſchäftigt war, reichte ihm eine Frau ſeines Alters, welche bei ihm als Taglöhnerin arbeitete, eine Traube hin mit den Worten: „Da, K., verſuch' doch einmal dieſen Süßling!“ Kaum hatte K. einige Beeren von der Traube gekoſtet, ſo fühlte er ſich emporgehoben, ſchwebte zuerſt längere Zeit über den Wipfeln der Bäume hin, flog ſodann über das Thal hin und ließ ſich endlich am linken Ufer der Weiß, bei einer Kapelle nieder. Er wurde dort gefunden und bewußtlos nach Hauſe gebracht, wo er mehrere Wochen lang auf den Tod krank lag. An dem Orte auf dem Weinberge, wo er aufgeflogen war, und da, wo er ſich niedergeſenkt hatte, ließ er ſpäter zwei Denkſteine ſetzen, in Geſtalt kleiner Kapellen, welche man noch jetzt ſieht.

Dieſe Geſchichte, welche von Alt und Jung, ja von der eigenen Familie des Fliegers, als eine wirkliche Begebenheit erzählt wird, iſt wohl nichts anders, als eine ſomnambule Viſion, deren Urſache nicht ſowohl in den genoſſenen Traubenbeeren, als in einem andern unbekannt gebliebenen Umſtande zu ſuchen iſt, und ſie hat dieſelbe Bewandtniß, wie die Züge der Hexen, welche ſich durch die Luft nach hohen Bergſpitzen zu begeben glaubten. „Das Opium,“ ſagt Ennemoſer in ſeiner Geſchichte der Magie (Leipzig

1844, S. 108), „erzeugt Viſionen von paradieſiſchen Freuden und Gegenden, ſo wie daſſelbe und andere Narcotica das Gefühl des Fliegens und des ſich Erhebens in die Luft verurſachen. Solche Narcotica wurden den Salben beigemiſcht, wornach die Hexen im Fluge oder auf einem Beſenſtiele, oder auf einem Bock reitend, dem Blocksberg zueilten.

10.

Die Teufelskutſche.

Elſaß.

Ein Mann von Kaiſersberg hatte ein Geſchäft in dem zwei ſtarke Stunden weiter im Gebirge gelegenen Schnierlach (La Poutroye) zu beſorgen und begab ſich, ſchon bevor der Tag graute, auf den Weg. Da kam plötzlich eine große, ſchwere Kutſche hinter ihm her gerollt. Auf die Einladung des Kutſchers ſtieg er hinein, war aber nicht wenig erſtaunt, da er ſich mit dem ganzen Fuhrwerke in die Luft gehoben fühlte. Der Kutſcher hatte kein Gehör für ſein lautes und wiederholtes Rufen. Als aber der erſte blaſſe Schein des Tages ſich am Himmel zeigte, fuhr der Schlag der Kutſche auf und der Luftreiſende wider Willen wurde auf dem Gipfel eines hohen, Schnierlach gegenüber liegenden Berges abgeſetzt.

Außer der gegenwärtigen, kommen, im Verlaufe dieſer Sammlung, noch drei andere Sagen von Teufels- oder Geſpenſterkutſchen vor, welche, bei Abweichung in einzelnen Umſtänden, den gemeinſchaftlichen Zug des in die Höhe ſchwebens haben. Die Bedeutung dieſer, auch anderswo verbreiteten Sagen gibt Daumer folgendermaßen: „Die Geſpenſterkutſche des Volksglaubens, die an vielen Orten zu beſtimmten Zeiten des Jahres und auf beſtimmten Wegen fährt und die zum Theil von gar nicht geiſterhafter, ſondern von ſehr plumper, materieller Beſchaffenheit iſt, entſtand aus einem alterthümlichen Opferwagen, den man zur Einſammlung und zum Transporte der zum Opfer dienenden Menſchen oder der ihre Stelle vertretenden Thiere gebrauchte. Es ſieht und hört ſelbigen in

viſionärer Weiſe noch immer zu der Zeit und an den Orten, wo er einſt wirklich zu ſehen und zu hören war, oder glaubt wenigſtens, daß er da noch fortwährend, wie ehemals, zu ſehen und zu hören ſei." Die Geheimniſſe des chriſtl. Alterth. II. S. 199 u. ff. Vergl. F. Nork, Myth. der Volksſagen, S. 398. 883. 1051. A. Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 485; II. S. 409 u. 649.

91.

Die Tſchäpläre.

Räppelesfelſen, rechts von der Straße, welche von Kaiſersberg nach Schnierlach führt, ſitzt die Tſchäpläre, eine geſpenſtige Frau von ungeheuerer Größe. Sie ſteigt manchmal von ihrem Felſenſitze herab und treibt die Kinder nach Hauſe, welche ſich nach dem Läuten der Nachtglocke im Walde oder auf dem Felde aufhalten.

Ueber kinderſchreckende Popanze vergl. Flögel, Geſch. des Groteskekomiſchen, Leipz. 1788. S. 13 u. ff.

92.

Der Einſiedler von Alſpach.

E. *Colbéry*, Antiquités du Haut-Rhin. p. 21. — Vergl. die rheiniſche Sage von Rolandseck und Nonnenwerth. S. A. Neument, Rheinl. Sagen, Köln 1844, S. 96, und Schiller's Ritter Toggenburg. Pfeffel hat die elſäſſiſche Sage zu ſeiner Erzählung Ghariberi und Adelgunde benützt. S. Proſ. Verſuche, III. S. 169 u. ff.

Ein junger fremder Rittersmann hatte ein elſäſſiſches Fräulein liebgewonnen, und ihre Eltern hatten ſie ihm in die Ehe verſprochen, unter der Bedingung, daß er auch ſeinerſeits die elterliche Einwilligung einholen müſſe. Unter vielen Thränen nahm er Abſchied von der Geliebten und verſprach zu einer beſtimmten Zeit wieder zurückzukehren; erſchiene er nicht, ſo ſei dieß das gewiſſe Zeichen, daß ſeine

Eltern die nachgeſuchte Erlaubniß verweigert hätten, oder daß er ſelbſt nicht mehr am Leben ſei.

Voll der ſüßeſten Hoffnungen, und ſeine Liebe wie ein Heiligthum im Herzen tragend, zog er von dannen. Beiden Liebenden kamen die Tage der Trennung wie Jahrhunderte vor. Endlich aber erſchien die feſtgeſetzte Zeit, und der Ritter war noch nicht zurückgekehrt; Tage, Wochen, Monate verſtrichen, ohne daß er auch nur die geringſte Kunde von ſich gegeben hätte.

Das arme Fräulein verging vor Sehnſucht und Schmerz und da die Welt ihr keinen Troſt für ihr entſchwundenes Glück zu bieten vermochte, trat ſie als Novize in das Frauenkloſter Alſpach und wurde, noch bevor das Probejahr abgelaufen war, als Nonne eingekleidet.

Einige Tage nach dieſer Feierlichkeit erſchien der fremde Rittersmann wieder im Thale. Unvorhergeſehene Hinderniſſe hatten ſeine Rückkehr verzögert, und die Botſchafter, die ſeine Geliebte davon in Kenntniß ſetzen ſollten, waren durch einen mächtigen Nebenbuhler gewonnen worden und hatten ſeine Briefe nicht überbracht.

Vergeblich rang der Unglückliche die Hände; die Pforten des Kloſters blieben ihm verſchloſſen und trennten ihn für dieſe Erde auf immer von der geliebten Braut.

Nun baute er ſich im nahen Walde eine Einſiedelei und verbrachte daſelbſt, im Gebet und Andenken an die Geliebte, die übrigen Lebenstage. Jedesmal, wenn die Glocken des Kloſters, unten im Thale, zum Gebete riefen, antwortete das Glöckchen ſeiner Kapelle, und Morgens und Abends, wenn die Geſänge der heiligen Schweſtern ertönten, ſaß er auf einem vorragenden Felſen und lauſchte, ob er nicht darunter die Stimme der Braut erkennen möchte.

Eines Tages aber ſchwieg das Glöckchen auf dem Berge und man fand den Einſiedler todt vor der Thüre ſeiner Klauſe ſitzen.

Die Trümmer des ehemaligen Klariſſenkloſters Alſpach liegen eine ſtarke Viertelſtunde weſtlich von Kaiſersberg und ſind jetzt zum Theil in Fabrikgebäude umgewandelt. Das Kloſter wurde ſchon zu Ende des 10ten Jahrhunderts von einem Grafen von Egisheim geſtiftet und den Benediktinern übergeben; im Jahre 1282 kauften es ſodann die Klariſſinnen von Kienzheim. Es wurde 1525 im Bauernkriege zerſtört.

12.

Der weiße See.

Mündlich.

Die Waſſer des weißen Sees, im Urbisthale, waren zu einer Zeit von wüſter, grauſchwarzer Farbe überzogen und am Ufer ringsumher ſtanden die Blumen und Bäume welk und dürr; die Fiſche trieben todt auf der Oberfläche hin; kein Vogel kam ſich am Strande zu baden, kein Wild ſeinen Durſt daſelbſt zu löſchen, und eine bösartige Seuche wüthete im ganzen Lande.

Da hieß es nun, dies Elend ſei eine Strafe des Himmels und deſſen Zorn könne nur beſänftigt werden, wenn man ein unſchuldiges Kindlein im See ertränkte und zum Opfer brächte. Allein keine Mutter wollte eines der ihrigen hergeben.

Es begab ſich nun, daß auf einer benachbarten Burg die Wärterin mit dem jüngſten Knaben ihres Herrn auf dem grünen Raſen im Garten ſpielte. Da ſie aber das Kind auf einen Augenblick verließ, ſtürzte ein gewaltiger Geier auf daſſelbe herab, wollte es auf ſeinen Horſt tragen und ließ es, im Darüberfliegen, in den weißen See fallen. Und ſiehe, alſobald hörte der böſe Fluch auf. Das Waſſer des Sees wurde wieder kryſtallhell, ſeine Ufer bedeckten ſich wieder mit friſcher Blüthe und Krankheit und Elend wichen einem frohen, gedeihlichen Leben.

Sehr verbreitet im Elſaß iſt der Glaube von Flüſſen und Seen, welche entweder zu unbeſtimmten Zeiten, meiſtens aber zu gewiſſen Tagen, alljährlich einen Menſchen zum Opfer verlangen. An den meiſten Orten gilt der St. Johannistag als ein ſolcher. Bei außergewöhnlichen Begebenheiten iſt das Opfer eines unſchuldigen Kindes am angenehmſten. „Dies weiſt auf wirkliche, dem Nichus in uralter heidniſcher Zeit gebrachte Menſchenopfer hin.“ J. Grimm, d. Myth. S. 462. — „Es iſt einleuchtend, daß dieſe Sagen ihren Grund in alten, religiöſen Gebräuchen haben, nach welchen man Menſchen in die Gewäſſer verſenkte und damit der negativen Gottheit, die man verehrte, die ihr zukommenden Opfer brachte.“ Daumer, die Geheimniſſe d. chriſtl. Alterth. II. S. 231 u. ff.

94.

Die heilige Hunna.

Mündlich. Vergl. Hunkler, Leben der Heiligen d. Elſ. S. 45 u. f.

Die h. Hunna war eine Anverwandte des Herzogs Attich und bewohnte, im 7ten Jahrhundert, mit ihrem Gemahl Huno oder Hunnus, ein Schloß zwiſchen Zellenberg und Rappoltsweiler. Beide gaben dem Dorfe Hunaweiher ſeinen Namen. Huno war jener reiche Mann, welcher dem h. Deodat (S. N. 85) die beträchtliche Schenkung im Sigolsheimer Gemeindebann gemacht hatte. Der h. Deodat, welcher mit beiden Eheleuten in freundſchaftlicher Verbindung ſtand, taufte ihren Sohn, der ihm zu Ehren ebenfalls Deodat genannt wurde und den er ſpäter in das Kloſter Ebersheimmünſter aufnahm.

Die h. Hunna war eine der reichſten Edelfrauen des Landes; allein trotz ihres Reichthums, bewohnte ſie nur ein beſcheidenes Kämmerlein auf ihrem Schloſſe. Sie war die Freundin und Tröſterin der Armen und Hülfsbedürftigen und ließ ſich oft ſogar herab, ihnen die Kleider zu waſchen, weßwegen ſie das Volk die heilige Waſcherin nannte. Oft ſah man ſie auch auf einem Eſelein in's Gebirge reiten und daſelbſt die armen Leute aufſuchen, welche in den zerſtreuten Hütten wohnten.

Sie verrichtete Zeichen und Wunder, und noch jetzt wiſſen die Umwohner Vieles von ihr zu erzählen.

Ein reichlich fließender vierröhriger Brunnen iſt ihr geweiht und heißt der Hunnabrunnen. Da traf ſich's einmal in einem weinarmen Jahre, daß, als man Abends die Pferde und Kühe tränken wollte, aus allen Röhren Wein herausfloß. Man ſtrömte herbei mit Zubern und Legeln und Fäſſern, und Jeder verſorgte ſich damit für's ganze Jahr, und der Wein war beſſer als der beſte, der noch je in der Gegend gewachſen war.

Abwärts vom Dorfe liegt die Hunnawieſe, früher ein Eigenthum der Heiligen, die ſie noch immer in treuem Schirme hält und durch ihre Diener hüten läßt. Man erzählt, daß ein Bauer ſich einſt zur Nachtzeit vermaß, Bandweiden auf derſelben zu ſtehlen. Als er ſie aber in ein Bündel geſchnürt hatte und auf dem Rücken forttragen wollte, wurden ſie ihm ſo ſchwer, daß er unter ihrer Laſt zuſammenbrach und auch nach mehreren wieder-

holten Versuchen war es ihm unmöglich, sie von der Stelle zu bringen. Er mußte also leer nach Hause zurückkehren, und es wurde noch dazu mit unsichtbaren Händen tüchtig auf ihn losgehauen, bis er athemlos vor seiner Hütte niederfiel.

95.

Das Wappen der Grafen von Rappoltstein.

E. Bernh. Hertzog, Elsässer Cronik, Buch V. S. 130. — *Golbéry*, Antiq. du Haut-Rhin, p. 2. — *Radius*, Dissertatio de comitum Rappoltsteinensium origine, p. 19.

In der Zahl der elsässischen Ritter, welche im Jahr 1147 mit Kaiser Konrad III. in das gelobte Land zogen, um die Ungläubigen zu bekämpfen, befand sich Herr Konrad oder Kuno von Rappoltstein. Daß er ebenso handfest als muthig war, bewies er, als das Heer der Kreuzfahrer in Syrien lag und Damaskus belagerte. Da trat plötzlich aus dem feindlichen Heere ein riesenmäßiger Sarazene hervor und forderte, mit frechem Hohngelächter, den beherztesten unter den christlichen Streitern zum Zweikampfe auf.

Nach kurzem Bedenken bot sich Herr Konrad von Rappoltstein als Gegner an, und nachdem er einigemale die gewaltigen Streiche des Riesen kampfgewandt von sich abgeleitet hatte, führte er selbst einen so derben Hieb, daß er den Sarazenen von oben bis unten in zwei Stücke spaltete.

Der Kaiser, in dessen Gegenwart der Rappoltsteiner den Kampf siegreich bestanden hatte, verlieh nun ihm und seinem ganzen Geschlechte die Befugniß, das Bild des erlegten Sarazenen als Helmzierde zu tragen.

Bernhard Hertzog schildert, in der oben angeführten Stelle, das Wappen folgendermaßen: „Es führen die Herren von Rapolstein, drey rote Schiltlein in weißem Feldt, auff dem Helm ein Männlin ohn Arm in weisser Kleidung, an der Brust drey rote Schiltlein, hat auff ein gelben Türkischen spitzhut, Helmdeck rot vnd weiß."

Hertzog irrt sich, wie ihm dieß manchmal geschieht, in der Angabe des Jahres, in welchem der Kampf geschah, er setzt ihn in

das Jahr 1145, da doch Kaiser Konrad erst zwei Jahre später den Kreuzzug antrat. Er zog durch Ungarn nach Griechenland und kam im Mai 1147 zu Konstantinopel an.

96.

Die Brüder von Rappoltstein.

Mündlich. — Vergl. G. Dürrbach's epische Dichtung Rappoltstein, Zürich 1836, S. 481 u. f. — Verwandt mit unserer Sage ist eine rheinische, welche sich an die beiden Burgen Sternberg und Liebenstein knüpft: nur daß in letzterer die Katastrophe als die Rache des Himmels erscheint. S. K. Simrock, Rheinsagen, 2te Aufl. Leipz. 1837, S. 277.

In den beiden untern Rappoltsteiner Schlössern, welche, in kurzer Entfernung von einander, jedes auf einem hohen Felsen liegen, wohnten zwei Brüder. Der eine war Herr von St. Ulrich, der andere Herr von Girsberg. Beide, rüstige Jäger, wollten einst Morgens frühe auf die Jagd ziehen und verabredeten sich Abends zuvor, daß derjenige, welcher zuerst erwachen würde, dem andern einen Pfeil an den Fensterladen schießen sollte, um ihn zu wecken.

Schon bleichte der Tag, da stieß der Graf von St. Ulrich den Laden auf und griff nach der Armbrust, um das verabredete Zeichen zu geben; aber in demselben Augenblicke schwirrte des Bruders Pfeil durch die Morgenluft herüber und durchbohrte ihm das Herz.

Nach einer andern Sage sollen beide Brüder zumal, jeder von des andern Geschoß, getroffen worden sein.

97.

Die Jungfrau auf St. Ulrich.

Mündlich.

In der Christnacht jedes Jahrs zeigt sich, auf dem Rappoltsteinischen Schlosse St. Ulrich, ein weißes Fräulein, welches einigemale um das Schloß herumwandelt; sodann bleibt es am Thore stehn, dessen Schlüssel es in der Hand hält. In demselben Augen-

blicke kömmt vom Zellenberger Schloſſe ein Ritter angeſprengt, welcher das Fräulein erlöſen will; allein er vermag es nicht, da dies nur von einem Lebenden geſchehen kann.

So wie ihn die Jungfrau kommen ſieht, ſchlägt ſie den Schleier um's Geſicht und ſchließt das Thor hinter ſich zu.

Wenn aber einmal ein Lebender es wagte, und die auf dem Banne haftenden Bedingungen erfüllen könnte, ſo würde die Jungfrau erlöst werden, und all' die reichen Schätze, die in dem Schloſſe verborgen ſind, würden ihm zufallen.

Die Jungfrau auf St. Ulrich, obgleich ſie ebenfalls in weißer Kleidung erſcheint, gehört dennoch nicht in die Familie der ſchon mehrmals beſprochenen weißen Frauen. Das weiße Gewand wird überhaupt gerne den geiſterhaften Frauen oder Kindern beigelegt. Als Grund unſerer Sage gab man mir eine Brautgeſchichte an, deren Betheiligte ein Ritter von Zellenberg und ein Fräulein von Rappoltſtein geweſen ſein ſollen; nähere Umſtände darüber konnte ich jedoch nicht erhalten.

VII.

Die drei Schweſtern von Rappoltſtein.

Mündlich.

Auf den drei Schlöſſern Rappoltſtein haben zu einer Zeit drei Schweſtern gewohnt, jede in einem derſelben. Jede Nacht riefen ſie ſich den Abſchied durch ein Waldhorn zu, und ebenſo begrüßten ſie ſich allmorgentlich.

Eine derſelben ſoll immer prächtige Kleider getragen haben und recht eitel geweſen ſein. Man ſieht ſie noch oft im oberſten Schloſſe (Hoh-Rappoltſtein) vor einem großen Spiegel ſtehen, der an der Mauer hängt, und ſich feſtlich ſchmücken.

99.

Herni's Kreuz.

Mündlich.

In Rappoltsweiler lebte, vor etwa hundert Jahren, ein Bürger mit Namen Herni, der ein Jedermann mißfälliges, wüstes und gottloses Leben führte und besonders als Holzdieb und Wilderer übel berüchtigt war.

Als nun einst, am Patronstage, alle katholischen Bewohner des Städtchens mit der Prozession gingen, und er sich deßhalb um so sicherer glaubte, schlich er mit der Art auf den Schwarzenberg, wo er sich schon längst eine schöne Eiche ausersehen hatte, und dachte sie zu fällen und die Stücke auf dem Holzschlitten nach und nach in's Haus zu schaffen.

Schon hatte er den ersten Streich gethan, als er sich beim Namen rufen hörte. Er hielt inne, und da er Niemandes ringsumher gewahr wurde, fuhr er in seiner Arbeit fort.

Aber es rief nochmals dieselbe Stimme. Wieder hielt er einen Augenblick inne, und als sich wieder nichts zeigte, hieb er, unter lautem Fluchen, die Wurzeln des Baumes zusammen.

Und ein drittes Mal rief es seinen Namen. In demselben Augenblicke aber stürzte ein mächtiger Felsblock vom Gipfel des Berges herab und zerschmetterte ihn unter seiner Wucht.

Zur Erinnerung an das Strafgericht des Himmels setzte man ein Kreuz auf den Felsen, das noch bei Jung und Alt Herni's Kreuz genannt wird. Viele haben ihn da schon mit seiner Art sitzen sehen, wenn sie in der Dämmerung den Berg hinabstiegen.

100.

Das Silberglöcklein und die Schloßhunde.

Mündlich.

Die Herren von Rappoltstein hatten der evangelischen Kirche von Rappoltsweiler ein silbernes Glöckchen geschenkt, von feinem, höchst durchdringendem Tone. Jedesmal, wenn dasselbe angezogen wurde, fingen sämmtliche Hunde auf den drei Schlössern an zu bellen und zu heulen. Und noch in spätern Zeiten, als die

Schlöſſer ſchon längſt nicht mehr bewohnt werden konnten und in Trümmern lagen, hörte man, ſobald das Glöckchen im Thale geläutet wurde, das Bellen und Heulen der Hunde, die dadurch ſelbſt unter der Erde aufgeſtört wurden.

Die erſte franzöſiſche Revolution machte dem Silberklang und ſomit auch dem Hundegebell dadurch ein Ende, daß ſie aus dem Glöckchen blanke Münzen ſchlagen ließ.

101.

Die Geſpenſterkutſche von Hoh-Rappoltſtein.

Mündlich.

In der Chriſtnacht, um die Mitternachtſtunde, fährt jedes Jahr eine große mit vier Rappen beſpannte Kutſche den jähen Berg herab, auf welchem das Schloß Hoh-Rappoltſtein liegt. Sie rollt durch die Hauptſtraße der Stadt, am Schützenhauſe vorbei, auf der Straße nach Gemar hin. Niemand ſitzt darin und kein Kutſcher lenket die Roſſe. Nach zwei Uhr kehrt ſie jedesmal wieder denſelben Weg zurück und weckt die Schläfer durch ihr unheimliches Raſſeln auf.

Ein Knabe, der einſt noch ſpät einen Auftrag in dem benachbarten Gemar zu beſorgen hatte, traf die Kutſche auf ſeinem Rückweg an, und da er müde war und ihn gewaltig fror in der kalten Nacht, bat er, man möchte ihn doch einſitzen laſſen. Er bekam zwar keine Antwort, allein die Pferde hielten ſtille; der Schlag ging auf und wieder zu, nachdem der Knabe in die Kutſche geſtiegen war. Er mag wohl eingeſchlafen ſein. Nachdem ihn aber die Eltern die ganze Nacht hindurch vergeblich geſucht hatten, fand man ihn des folgenden Morgens in den Aeſten einer hohen Pappel ſitzend und vor Froſt klappernd. Wie er da hinaufgekommen war, konnte er Niemanden ſagen.

S. die Anmerkungen zu der Teufelskutſche von Kaiſersberg, Nr. 80.

102.

Der Hirzsprung.

Mündlich. — Vergl. *Golbéry*, Antiquités du Haut-Rhin, p. 4.

Auf der Straße von Rappoltsweiler nach Mariakirch, unfern des Wallfahrtsortes Dusenbach, liegt der vierzig Fuß hohe Fels, Hirzsprung genannt. Folgender Begebenheit verdankt er seinen Namen.

Als Graf Anselm von Rappoltstein (gest. um's Jahr 1314), ein leidenschaftlicher Jäger, eines Tages einen prächtigen Hirsch verfolgte, kam er plötzlich mit seinem Pferde an den Rand des über den Abgrund ragenden Felsens. Er konnte das Pferd nicht mehr zurückhalten, und mit dem Rufe: „Maria, hilf!" schwang er sich in die Tiefe. Er kam unversehrt an, und baute, zum Dank für seine wundervolle Rettung, eine der beiden Kapellen von Dusenbach.

103.

Die Gründung von Dreikirchen oder Dusenbach.

S. Ichtersheim, Gantz new Elsaß. Topographia. Theil Ober-Elsaß, S. 16. — *Golbery*, Antiq. du Haut-Rhin, p. 11 u. ff.

Ein Herr von Rappoltstein hatte, mit dem Marquis Balduin von Montferrat und dem blinden Dogen Dandolo von Venedig, den Kreuzzug mitgemacht, der den Lateinern Byzanz und den dortigen Kaiserthron auf einige Zeit zusicherte.

Mehr noch als die reichen Schätze an Gold und Kleinodien, welche den Siegern bei der Eroberung von Konstantinopel zu Theil wurden, lockten sie die zahllosen Reliquien und Heiligthümer, welche die Kaiserstadt aufbewahrte. Auch dem Herrn von Rappoltstein war es geglückt, in den Besitz eines solchen Heiligthums, eines uralten wunderthätigen Marienbildes, zu gelangen.

Sorgsam verwahrte er den theuern Schatz, um ihn unversehrt in seine Heimath zu bringen. Allein bevor er die Reise dahin antrat, zog es ihn nach Jerusalem, der heiligen Stadt, um die Orte alle zu

ſehen, wo der Heiland gewandelt, und an ſeinem Grabe um Gnade und Vergebung ſeiner Sünden zu beten.

Das heilige Grab und der Kalvarienberg hatten einen beſonders tiefen Eindruck auf die Seele des frommen Ritters gemacht. Kaum war er in das Schloß ſeiner Väter zurückgekehrt, als er in dem felſigen Thale ein Kloſter und Kirchlein erbauen ließ, welches dem heiligen Grabe getreu nachgebildet war. Er ſtellte hier das theure Marienbild zur öffentlichen Verehrung auf. Ohnfern erhebt ſich ein rauhes, mächtiges Geſtein. Dort ließ er ſodann einen Kalvarienberg aufrichten mit den Bildern des betrübten, betenden Heilandes und der ſchlafenden Jünger.

Das Marienbild wirkte bald zahlloſe Wunder und von nah und fern zogen Schaaren von Pilgern herbei, es zu verehren. In kurzer Zeit wurde das Kloſter Dreikirchen, von dem ſanft toſenden Wäldbache Duſenbach genannt, einer der beſuchteſten Wallfahrtsorte im ganzen Lande.

Der Stifter von Duſenbach war Herr Egenolf von Rappoltſtein. Vor der Gründung der erſten Kapelle hatte bereits ein Klauſener einen Kalvarienberg daſelbſt aufgerichtet, wozu jedoch erſt Mariminus oder Schmaßmann II von Rappoltſtein im Jahr 1498, nach ſeiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, die Bilder malen ließ. Es ſollen dieſe Bilder dieſelben ſein, welche ſich noch jetzt auf dem Kirchhofe von Rappoltsweiler befinden. Im Jahre 1260 hatten Egenolfs Söhne, Ulrich II und Heinrich I, neben der von ihrem Vater geſtifteten Kapelle, noch eine zweite bauen laſſen.

Die h. Maria von Duſenbach war die Patronin der oberelſäſſiſchen Muſikanten, welche eine Zunft bildeten und Lehensleute der Grafen von Rappoltſtein waren; dieſe führten daher den Titel Pfeifferkönige und hatten das Recht, beim Gerichte und öffentlichen Feierlichkeiten, eine vergoldete Krone zu tragen. Die Muſikanten feierten alljährlich mit großem Pompe ihr Zunftfeſt, Dienſtags nach Mariä Geburt, und noch jetzt heißt der um dieſe Zeit gehaltene große Jahrmarkt: der Pfeifferstag. S. des Verf. Aufſatz: Das Pfeiffergericht im Elſaß, in deſſen Alſabildern, S. 81 u. ff.

104.

Das Dorf Thannenkirch.

Mündlich.

Am Fuße des Tännchels, nördlich von Rappoltsweiler, liegt das Dorf Thannenkirch. Früher ſtand nur ein Kirchlein daſelbſt, mitten im Walde. In daſſelbe flüchtete ſich einſt eine ſchöne Jungfrau vor der wilden Zudringlichkeit eines ſie verfolgenden Ritters. Allein auch in das ſtille Heiligthum drang der Wüſtling. Da wußte ſich die Jungfrau nicht mehr zu helfen und ſchrie laut: „Herr hilf! Herr hilf!“ Siehe da wurden die Mauern des Kirchleins immer enger und enger, und bald verwandelten ſie ſich in eine ungeheure Tanne, welche das Mädchen in ihrem Stamme verſchloß, bis der Verfolger von ihr gewichen war. Später wurde wieder ein Kirchlein an dieſelbe Stelle gebaut, und das Dorf Thannenkirch erhielt ſeinen Namen von der wunderſamen Tanne.

Auf ähnliche Weiſe nimmt, nach der Volksſage, der Himmel oft die Unſchuld gegen ihre Verfolger in Schutz. Nachdem die heil. Odilia vor ihrem Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam über den Rhein geflohen war, und der ſie verfolgende Troß der Ritter und Knechte ſchon hart bei ihr war, warf ſie ſich vor einer Felſenwand auf die Kniee nieder und bat Gott ſie zu ſchützen; alſobald that ſich der Fels auf und verſchloß ſie ſo lange, bis ihr Vater von ſeinem Vorhaben, ſie zu einer irdiſchen Verehlichung zu zwingen, abſtand. — Sieben Jungfrauen von Achern, im Badiſchen, hatten ſich, um der Verfolgung einer Schaar von Hunnen zu entgehen, in die Kirche geflüchtet und die Thüre hinter ſich geſchloſſen.

„Die Hunnen fällen die hohe Tann
Und rennen wider die Thüre an.

Die Fräulein zu Maria ſchrei'n —
Die Kirche wird ein Felſenſtein.

Der Wanderer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.“

A. Kopiſch.

103.

Die ſilberne Roſe.

Mündlich.

Der Berggeiſt, der in den Silberwerken von Mariakirch waltet, verkehrte einſt viel mit den Menſchen und that ihnen Liebes und Gutes, erntete aber dafür nichts als Undank.

Als er eines Tages die ſchöne Tochter eines Bergmanns geſehen hatte, bat er ſie um ihre Liebe; allein ſie verſchmähte ihn, und ſeit jenem Tage verſchloß er ſich in's Innere des Berges und verſchüttete alle Gruben; ſo daß die Bergwerke ſtille ſtanden.

Nur ein einziges Mal zeigte er ſich noch, gab dem Mädchen eine künſtlich in Silber gearbeitete Roſe und verſchwand ſodann für immer.

Die ſilberne Roſe, welche bis auf den heutigen Tag im Beſitze der Nachkommen des Mädchens ſein ſoll, von ihnen aber als ein Geheimniß verwahrt und Niemanden gezeigt wird, öffnet ſich jedesmal, wenn der Familie ein Glück zu Theil werden, und ſchließt ſich, wenn ſie ein Unglück treffen ſoll. Es wird hinzugeſetzt, daß man den Geiſt noch oft im Berge hämmern höre, und daß er einſt die reichen Silberadern wieder öffnen werde.

An das Daſein der Berggeiſter glaubte nicht nur das Volk, ſondern auch gelehrte Männer, und zwar noch vor kaum 250 Jahren, wie aus folgender, Seb. Münſters Cosmographey (Buch I, F. XII) entnommener Stelle hervorgeht: „Das hat man auch oft erfahren, daß in etlichen Erzgruben kleine Teufelein oder Bergmännlein gefunden werden, deren etliche den Menſchen kein Schaden thun, ſondern lauffen hin vnd wider, gleich alß weren ſie gar geſchefftig, vnnd thun doch nichts. Sie laſſen ſich ſehen alß grüben ſie in den Gängen, vnd ſchöpfften die Matery in die Trucken, treiben den Haſpel vmbher, vnd verieren die Arbeiter, vnnd am aller meiſten thun ſie das in den Gruben da viel Silber verborgen ligt. Sie werffen etwan Schollen von Erdrich nach den Arbeitern, verletzen ſie aber gar ſelten, dann allein wann man jhren ſpottet, verlachet oder jhnen fluchet. Die Bergwerker ſehen ſolche Bergmännlein nicht ungern in den Klüfften: dann es iſt ein zeichen, daß Sylber am ſelbigen ort iſt.“ — Vergl. Nork, Myth. der Volksſagen, S. 201 u. ff.

Nachtrag und Anhang

zu den

Sagen

aus dem Sundgau und Ober-Elsaß.

106.

St. Morands Ruhe [1]).

S. Der h. Morand, von F. J. Fues, Straßb. 1850. S. 46 u. ff.

Der h. Morand, Apostel und Patron des Sundgau's und der Stadt Altkirch, welcher in der Mitte des 11ten Jahrhunderts lebte und viele Zeichen und Wunder verrichtete, war eines Tages aus seinem Kloster mit entblößtem Haupte, wie er zu thun pflegte, nach dem benachbarten Dorfe Wahlheim gegangen, um daselbst die Messe zu lesen und andere gottesdienstliche Handlungen zu verrichten. Bei seiner Rückkehr überraschte ihn aber ein heftiges Gewitter und nöthigte ihn, sich unter einen über den Weg hinragenden Felsen zu flüchten, um wenigstens sein entblößtes Haupt vor dem Sturme zu schützen. Und siehe, „wie weiches Wachs gab der harte Stein seinem Haupte nach, um eine Vertiefung zu bilden, die demselben einen sichern Schirm gegen den Ungestüm des Gewitters darbot."

---

[1]) Ich muß diese Legende hier nachträglich beigeben, da sie mir erst bekannt wurde, als die ersten Bogen schon gedruckt waren: sie gehört vor Nr. 6, S. 10. D. Verf.

Man errichtete später an dieser Stelle, welche sich einige hundert Schritte nordwärts von der Wallfahrtskirche des h. Morandus befindet, an der Landstraße, die von Altkirch nach Mülhausen führt, eine freundliche Feldkapelle; in der in derselben stehenden Felswand bemerkt man eine Vertiefung von der Gestalt und Größe eines Menschenkopfes. Das Volk nennt diese häufig besuchte Kapelle St. Morands-Ruhe.

Morandus stammte von vornehmen Eltern aus der Gegend von Worms her. Er ist auch der Patron der Winzer im Sundgau, wie Leo IX. als derjenige der oberelsässischen gilt. „Die Sitte, unsern heiligen Morand als einen besonderen Patron der Rebleute zu verehren, scheint in Steinbach ihren Ursprung genommen zu haben, und dieß ohne Zweifel nachdem diese Gemeinde auf seine Fürbitte mit einem unverhofft ergiebigen Herbste beglückt worden war. Auch sah man den h. Morand in der Kirche von Steinbach auf zwei verschiedenen Gemälden, wovon eines einen ziemlich gewandten Pinsel verrieth, mit einer Traube in der Hand vorgestellt, den Saft aus derselben drückend." Fues, a. a. O. S. 106 und 107.

107.

Der Milchbrunnen.

Diese von Fr. Otte abgefaßte Sage wird in Illzach erzählt, ohne jedoch an einem bestimmten Orte zu haften.

Es steht auf irgend einer Wiese ein schöner steinerner Brunnen, woraus Milch statt Wasser fließt. Ringsum blühen große Blumen, die bergen Honig in den Kelchen. Dahin trägt die Muttergottes in stillen Nächten die mutterlosen Kindlein und letzt und tränkt sie. Sie lächeln dann in der Wiege und am Morgen haben sie ein „Milchschnäuzchen" am Munde.

Den Grund des Milchbrunnens bildet vermuthlich eine Feensage. Der Volksglaube kennt ebenfalls milchtropfende Felsen

und macht ſie zu Aufenthaltsorten von Feen, an deren Stelle ſpäter dann meiſtens Maria tritt.

100.

Die geſpenſtige Kriegsſchaar.

G. Dan. Specklin, Collectanea, I, fol. 63 a.

„Anno 1123 alß die Jar her groſſe ſterbott, vil zu Rom geſtorben, vnd vil vnſchuldigs blutt vergoſſen worden vnd der teuffel gar außgeloſſen was vnder den Geiſtlichen, da ſahe man ahn allen Enden, auch zu Straßburg, Molsheim, Freiburg, Colmar, vnd im gantzen Elſaß grauſame geſpenſt bei dag vnd nacht, Etwan 10. 20. 50. 100 auch 4 oder 500 zu mollen (zumal), In harniſchen, waren auch zerhawen, wie ſey (ſie) Im krieg wahren um kommen, hatten auch das man mit meſſen ſingen betten vnd almuſſen ſolte zu hilff komen, lieſſen auch durch die ſtett vonn vil leutt ſturben. Graff Emich von Leiningen ſo kurtz zuvoren Im worunger (?) erſchlagen, ließ ſich mit vil 100 pferden ſehen, do wahr einer der beſchreie ſey vnd ſegnet ſich, ging zu In fragt wehr ſey wehren, do ſagten ſey wehren kein geſpenſt, ſunder der erſchlagenen ſellen (Seelen), harniſch vnd alles wahr Itel (eitel, ganz) feurin (wie wol mans nit ſohe), hatten heftig das man mit meſſen, opfer, betten vnd allmuſſen wolte zu heilff (Hilfe) kommen, Inſonderheit hatt graff Emich ſelb ſehr mit ſeufftzen.

Doruff bawte man vil Clußen, Capelen, Kirchen vnd Cloſter vnd ſtifft vil meſſen, pfrunden vnd priſter, ſpital vnd anders one zall.“

Vergl. die Geſpenſterheere im Nordfeld, S. 17.

Der Volksglaube läßt häufig große Unglücksfälle, als anſteckende Krankheiten, Erdbeben, Kriege u. dgl. durch ſeltſame Zeichen am Himmel oder ungewöhnliche Erſcheinungen auf der Erde anzeigen oder begleiten. Unſere Chroniken laſſen beinahe kein bedeutſames Unglück ohne ſolche Vorzeichen vorüber. Schon Dio Caſſius (Röm. Geſch. B. LXVI) theilt ein ſolches mit, welches

den Ausbruch des Vesuvs, im Jahr 79 nach Chr. Geb., vorausverkündigte: „Aber was sonst sich zu dieser Zeit zugetragen, wenn schon es selbst denen, die es immer sehen, über das Gewöhnliche groß erschien, es möchte doch, auch Alles in Eins zusammengenommen, gering zu achten sein im Vergleich mit dem, was damals sich begab. Es verhielt sich nämlich so: Viele große Männer, alle menschliche Art überragend, wie die Giganten gemalt werden, schienen bald auf dem Berge, bald in dem umliegenden Land und in den Städten, bei Tag und bei Nacht auf der Erde zu wandeln und in der Luft zu schweben. Und darauf kam erschreckliche Dürre und plötzlich heftige Erschütterungen, so daß die ganze Ebene aufwallte und die Höhen emporsprangen." S. W. Wackernagel, Vemveji, Basel 1849. S. 18.

103.

Die Erscheinung auf dem Rain in Illzach.

Mündlich.

(Siehe Seite 28.)

Der Wächter von Illzach machte eines Nachts, im Gefolge der Patrouille, die Runde im Dorf. Als er an dem Rain, nicht weit von dem ehemaligen Weiher, angelangt war, erblickte er eine weiße Frauengestalt, welche ihm zuwinkte. Er blieb eine kurze Weile stehen, ging ihr sodann einige Schritte entgegen; allein kehrte sogleich wieder, von unheimlichem Grausen erfaßt, zu seinen Gefährten zurück. Die Frau verschwand. Der Rain ward plötzlich von einem matten, höchst eigenthümlichen Lichte erhellt, in welchem die Scharwächter um sich her nichts als Gräber, Kreuze und Kapellen gewahr wurden. Die Erscheinung dauerte nur wenige Sekunden. Auch andere Leute aus dem Dorfe wollen sie schon gehabt haben.

110.

Das Kolmarer Nachtkalb.

Mündlich.

(Siehe Seite 66.)

Einer hörte das Kolmarer Nachtkalb schnaufen und hätte es gerne einmal gesehen. Er wohnte in einem kleinen Dachzimmer und streckte den Kopf zum Fensterchen hinaus. Da schwoll ihm derselbe so mächtig an, daß er ihn so lange nicht hereinbrachte, bis die Sonne an den Himmel kam.

Ein ähnlicher Spuk widerfuhr auch einmal Einem, der das wilde Heer sehen wollte: „Der Weber Günther, Zolleinnehmer, wohnte im letzten Haus in Heidenheim, in Baiern. Als einst das wilde Heer vorüberbrauste, sah er zum Fenster hinaus und rief: Alles zam nei in markt! (Alles zusammen in den Markt hinein!) Er konnte aber den Kopf nicht zurückziehen, weil ihm der wilde Jäger Hörner aufgesetzt hatte; so mußte er eine Stunde harren." S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, S. 133. — Dieses treffliche Werk, welches mir jetzt erst zu Handen kömmt, enthält auch Aufschlüsse über die drei Schwestern von Rappoltstein, S. 113, die der verehrte Verfasser wohl in den reichen Kreis schließen wird, welchen er von S. 1 bis 209 seines Buches gebildet hat.

II.

Unter-Elſaß.

A.

Die Gebiete des Rheins und der Ill umfaſſend, von Schlettſtadt bis Brumat (mit Ausſchluß von Straßburg), und den Waſgau vom Weilerthale bis an die Gränzen des ſogenannten Deutſch-Lothringen.

III.

Vogesus.

E. Schöpflin, Alsat. illustr., Ueberseß. von Ravenez, I, S. 29 u. II, S. 603

Vosegus, oder beſſer Vogesus, iſt der lateiniſche Name des Gebirgzuges, welcher von Langres herüber nach Oſten dem Rheine ſich zuwendet und ſodann nach Norden läuft, Lothringen und Elſaß ſcheidend, bis zu dem Gebiete von Trier und dem Ardennerwalde.

Vosegus wurde, wie es ſcheint, von den Celten ſchon als eine beſondere Gottheit verehrt, der ſpäter ein Römer, Mariminus, zu Bergzabern einen Altar errichtete, mit der Inſchrift: Vosego Maxii minus v. s. l. l. Derſelbe ſtand noch im 6ten Jahrhundert.

Der ältere celtiſche Name iſt Waſſichin, das Auerochſengebirge; das Nibelungenlied nennt ihn den Wasgenwald; ſpäter nannte man ihn allgemein Wasgau, eine unrichtige Benennung, da Gau einen Landſtrich bedeutet. Der alte Name Waſſichin ſollte wieder zu Ehren kommen.

Zu meiner großen Freude fand ich (im September 1850) dieſen älteſten und ächten Namen unſeres ſchönen Gebirges in der Kirche von Enſisheim, im Ober-Elſaß, noch auf folgender Grabſchrift: „Wilhelm her zu Rappoltſtein zu Hohenack vnd Gerolzeck am wahſichin. 1538 [1]).“

Scherz leitet den Namen irrig von Woze, Wase, Moorgrund, ab. Glossar., fol. 2061.

Die Sage bevölkert den Waſſichin mit einem gewaltigen Rieſengeſchlechte und nennt unter denſelben Schrat, welchem einſt Tempel und Bäume geweiht waren. Vergl. S. 88.

---

[1]) Auch Herzog, Edelſaſſer Cronik, 1593, Buch V, Fol. 120, nennt die Herrn von Gerolzeck im Waſichgin.

Uebrigens bezeichnet in den ältern Heldengedichten der Name Schrat auch Riesen und andere übermenschliche Wesen überhaupt.

So ruft der Sachse Eckefried dem kühnen Walther vom Wasgenlande, mit dem er für seinen König, Gunther von Worms, am Wasgenstein, im Breuschthale, um den Heunenhort kämpft, die Worte zu:

„Bist du kein leiblich Wesen, das man berühren kann?
Ein eitel Luftgebilde, das jedem Hieb entschlüpft?
Ein Schrat willst du mir scheinen, der in den Wildnissen haust."

Darauf entgegnet ihm Walther:

„Und kommst du jemals wieder nach Sachsenland zurück,
So melde den Listphalen, was für ein prächtig Stück
Von einem Schrat erwittert du hast im Wasgenwald."

E. K. Simrocks Uebertragung des Liedes Walther und Hildegunde, im Kleinen Heldenbuche, Stuttgart und Tübingen, 1844, S. 44 und 45. Ueber diesen Kampf am Wasgensteine vergl. weiter unten Nr. 159.

Der riesige Schrat, mit welchem auch das schweizerische Schrätteli zusammenhängt (S. Elsäss. Neujahrsblätter f. 1848: „D's Schrätteli", von Fr. von Tschudi, S. 224), ist, bei uns, in das im Münsterthale als Alp bösartig spukende Schrätzmännel zusammengeschrumpft. Vergl. S. 92. — Auch die Bemerkungen über die Schrätzenlöcher bei Arnsschwang, in der Oberpfalz, in Fr. Panzer's Beitrag zur deutschen Mythologie, S. 111, sind hier zu berücksichtigen.

112.

Rhenus.

S. Schoepflin, Alsat. illustr., II, S. 605. — Anthologia, Lib. I. Cap. 43; I

Der Rhein wurde von den Celten als Gottheit verehrt. Sie hielten ihn für orakelgebend. Der Mann legte den neugebornen Säugling auf einen Schild und warf ihn in den Fluß. Verschlang ihn dieser, so wurde das Kind als unächt angesehen; trug er es aber ruhig auf seinen Fluthen fort, so war die Treue der Gattin bewährt.

Daſſelbe thaten auch die Germanen, wie Fiſchart, Gargantua, Kap. X, bezeugt: „Badet das arm Kindlein auff Spartaniſch im Wein ab, nicht wie die Teutſchen auff eim Tieffen Schilt im kalten Rhein, Wein, Wein, das kan ein Bad ſein.“

Das Baden der kölniſchen Frauen im Rheine, in der Johannisnacht, fand noch zu Petrarcha's Zeiten ſtatt (De rebus familiar. epistolæ, Lib. I, ep. 4), alſo im 14ten Jahrhundert und hieng mit alten germaniſchen Reinigungsgebräuchen und Opfern zuſammen.

Daß der Gott Rhenus auch bei den Römern, während ihres Aufenthaltes in Helvetien und im Elſaß verehrt wurde, beweiſt folgende Inſchrift: Flum. Rhen(o) pro salute Q. Spici Cru.; d. h. „Dem Fluſſe Rhein zum Heile des Quintus Sulpitius Carinus.“

113.

Schlettſtadt's Urſprung.

S. *Dorlan*, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar. 1843, I. S. 25. — Th. *de Morville*, Voyage pittoresque en Alsace. Mulh. 1844, S. 134.

Die Sage führt den Urſprung von Schlettſtadt auf die Zeit der Rieſen zurück. Einer der mächtigſten unter ihnen, Schletto, grub mit eigenen Händen das Leberthal; er riß Bäume und Felſen aus den Bergen und ſchleuderte ſie in die Ebene. Damit bauete er ein ungeheures Schloß auf der Stelle, wo ſich jetzt Schlettſtadt erhebt.

Unter dem Thore des Spitals zeigt man noch das Bruchſtück eines rieſenmäßigen Gerippes, welches auf eine Geſtalt von wenigſtens 20 Fuß hinweiſt, und welches das Volk dem Rieſen Schletto zuerkennt. Bei genauerer Unterſuchung findet man aber, daß daſſelbe keinem Menſchen, ſondern einem ungeheuern Seethiere angehört haben müſſe.

Es war übrigens in alten Zeiten Sitte ſolche rieſenmäßige Gerippe, als Denkzeichen, in Kirchen oder an Rathhäuſern und ſonſtigen öffentlichen Gebäuden aufzuhängen. Dieß bezeugt Fiſchart, Gargantua, Kap. 111: „ſagt man von Riſen vnnd Hau-

nen (Hünen), zeigt ihr Gebein in den Kirchen, vnter den Rothheuſern, ihre Nimrotiſche Spieß, Stälin Stangen, Goliatiſche Weberbäwm u. ſ. w." — Anderweitige Beiſpiele führt Grimm an, Deutſche Myth., S. 522, Anmerk. 2.

Ueber die Rieſen im Elſaß vergl. S. 88.

Der Urſprung des Namens Schlettſtadt iſt in Ladhof, Ladſtatt zu ſuchen, wie *Dorlan*, I, S. 26 u. ff. nachgewieſen hat. Die erſte Erwähnung der Stadt geſchieht in einer Urkunde des Grafen von Elſaß, Eberhard, vom Jahr 728; ſie heißt daſelbſt Selatſtatt.

114.

Die Kirche und das Kloſter St. Fides.

Ueberſetzung der lateiniſchen Legende aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert, wovon ſich eine Abſchrift auf der Schlettſtadter Bibliothek befindet. S. *Dorlan*, I, S. 48 u. ff. — Die architektoniſche Beſchreibung gibt *Schweighäuſer*, Antiquit. du Bas-Rhin. Fol. 11 u. ff.

„Die Kirche der heiligen Fides hatte früherhin eine Menge von Gläubigen aus den nahen, ſo wie aus den entfernteſten Gegenden angezogen; ſo daß man glauben konnte, ihre Einkünfte wären auch für längere Zeiten zum Unterhalt der Mönche hinreichend; allein nach und nach nahm der Eifer der Pilgrime ab, und das Kloſter war genöthigt ſich ſeinen Bedarf zu erbetteln.

„Da nun die beiden Brüder (Benediktiner, Bertram und Stephan, welche das Kloſter beſorgten) während zwei Jahren Hunger und Durſt und oft ſtrenge Kälte gelitten hatten, ſo gedachten ſie den Ort zu verlaſſen und in ihre Heimath zurückzukehren; als die heilige Fides ſie plötzlich mit ihrem Troſt erquickte, ſie einer unerträglichen Armuth auf wunderbare Weiſe entriß und mit unerwarteter Freude übergoß.

„Walter von Tubelsheim[1]), ein kühner, kriegserfahrner Ritter, erfüllte hier zu dieſer Zeit ein Gelübde. Im härenen Bußgewande, baarfuß, verbrachte er ſeine Nächte, vor der Kirche liegend, im Gebete, bis die Mönche ihren Morgengottesdienſt geendigt hatten.

---

[1]) Wahrſcheinlich Diebeldsheim, im Kanton Markolsheim.
Anm. des Herausgeb.

„Eines Nachts, nachdem Walter abermals der Frühmette beigewohnt hatte und ſich erheben wollte, blickte er zufällig nach dem Orte hin, an welchem ſich heut zu Tage das Kloſter und die dazu gehörigen Gebäulichkeiten befinden; da ſah er den Platz angefüllt mit Männern in weißen Gewändern; die meiſten derſelben ſchienen, nach Pilgrimsweiſe, Taſchen auf den Schultern und Stäbe in den Händen zu tragen. Auf der Straße aber, welche ſich etwas weiter unten hinzieht, erſchienen viele Ritter in rothen Kleidern, auf Roſſen von derſelben Farbe reitend.

„Da er ſie für Pilgrime hielt, ſo ſchickte er ſich an, ihnen den Eingang zum Kloſter zu zeigen; als einer der weißgekleideten Männer ihn beim Namen rief, ihm befahl da zu bleiben und aufmerkſam zuzuhören und zu beachten, was er ihm zu ſagen hätte.

„Der Ritter aber, in zornigem Erſtaunen auffahrend, fragte, wer derjenige ſei, der ihm ſo frech zu gebieten wage. „Ich bin Graf Konrad," antwortete die Geſtalt; „ſo lang ich lebte, genoſſeſt du, glücklicher als deine Ebenbürtigen, am meiſten meiner Wohlthaten und meines Reichthums."

„Bei dieſen Worten ſtürzte, beſinnungslos und wie vom Tode berührt, der betroffene Ritter zu Boden; als ihn der Geiſt mit folgenden Worten aufrichtete:

„Dieſe ungewöhnliche Erſcheinung, o Walter, erſchrecke dich nicht; fürchte dich nicht vor mir, als vor einem Geſpenſte; ſondern erkenne ſicherlich, aus folgendem Zeichen, daß ich derjenige bin, als den ich mich dir genannt habe: Eines Wintertages kamen wir von der Jagd zurück. An der Ill angelangt, welche hier vorüberfließt, befürchtete ich die Kälte möchte den Hunden ſchädlich ſein, wenn ich ſie über den Fluß ſchwimmen ließe; ich ſchleppte ſie alſo, trockenen Fußes, über eine Brücke; während du die Pferde, ohne alle Gefahr, durch die Furt triebeſt. Wiſſe, daß es Gottes Wille iſt, der mir's vergönnt, mit dir zu reden, und ſo zweifle ich nicht, daß auch meine Brüder meinen Worten Glauben beimeſſen werden.

„Ich beſchwöre dich alſo, bei der Heiligkeit der Treue, die dich mit mir verbunden, bei den vielen Wohlthaten, die ich dir erwieſen: ſage meinem Bruder, dem Biſchof, er möge mich, von der Welt Geſchiedenen, durch Gebet und Almoſen retten, beſonders aber dadurch, daß er den Antheil des Vermögens, der mir, wenn ich noch leben würde, zufiele, zur Wohlfahrt der Kirche St. Fides verwende, damit ich, durch die Fürbitte der Heiligen, von

den Qualen des Feuers befreit werde. Damit er dich aber nicht des Betruges zeihe und dir unbezweifelten Glauben ſchenke, ſo erinnere ihn an folgende Thatſachen: Als ich mit ihm und mit dem Herzoge in Concha[1]) war, ſtreckten wir unſere Arme durch ein Armband, welches Karl[2]) angehört haben ſoll; ich allein konnte es, zu ihrem Erſtaunen, mit der Dicke meines Armes ausfüllen. Erzähle ihm auch folgenden Umſtand, der, außer ihm, keinem Sterblichen bekannt iſt: Eines Nachts, er war damals noch ſehr jung, hatten wir beide beſchloſſen, ohne Begleitung, ein gewiſſes Haus zu beſuchen; diejenigen, welche ſich darin befanden, wollten aber nicht glauben, daß der Biſchof da ſeie und verwehrten uns den Eingang, bis mein Bruder, als Zeichen ſeiner Würde, den Biſchofsring zum Fenſter hineinreichte. Dieſe Zeichen wird er als wahrhaftig erfinden. Er wiſſe demnach, daß er, vor ſeinem Tode noch, eine Reiſe nach Jeruſalem antreten werde; daſelbſt wird er zwei Jahre lang verweilen, und wenn er ſeinen Vorſätzen getreu bleibt, wird ſein Herz ſich von Liebe zu den himmliſchen Dingen entflammen, und er wird Alles, was er jetzt mit ſo vieler Begierde an ſich zieht, als vergänglichen Tand verachten. Thut er dieß nicht, ſo wird er nicht nur aller Früchte ſeiner Bemühungen beraubt werden, ſondern früher ſterben als er glaubt.

„Meinen Bruder Walter mahne ich daran, daß er ſich wohl vorſehe, wohin er zu wandern habe und wie viel Zeit ihm noch vergönnt ſei, ſich des Glanzes ſeiner koſtbaren Kleider zu rühmen, ſich des Schmuckes ſeiner Pferde und Waffen zu erfreuen. Er wird mir, unter meinen Brüdern, zuerſt nachfolgen.

„Sage auch dem Herzog Friedrich, als Wahrzeichen meiner Rede, daß, als ich ihn auf ſeiner Reiſe nach dem kaiſerlichen Hofe bis vor die Thore der Stadt begleitete, er mir einige Geheimniſſe, die ihm allein bekannt waren, in's Ohr flüſterte. Er wiſſe, daß er unter allen meinen Brüdern als alleiniger Erbe übrig bleiben werde; daß er das reichſte Mitglied unſerer Familie ſein werde; daß ſeine Nachkommen von der Zeit an, wo ſie die Zügel des römiſchen Kaiſerreiches ergriffen haben, ununterbrochen bis zu deſſen Sturze

---

[1]) Ein altes Kloſter, welches von den Sarazenen zerſtört und von Pipin wieder aufgebaut, aber erſt durch Karl den Großen und Ludwig den Frommen vollendet wurde.

[2]) Karl der Große war bekanntlich von mächtigem Körperwuchſe.

regieren werden: wenn er und die Seinigen diese Kirche, welche wir gemeinsam der heiligen Fides geweiht, aus allen Kräften, unter ihren Schutz nehmen und sie ihre friedlichen Freiheiten genießen lassen werden. Ihn besonders flehe ich darum, die Gefahr zu bedenken, in welcher ich mich befinde; er schenke unsere gemeinschaftlichen Güter der heiligen Fides; wenn er will, daß sich seine Nachkommen, von jedem Unglücke befreit, dauernden Gedeihens erfreuen sollen; so wie auch ich alsdann, aus den Flammen der Hölle erlöst, ewige Glückseligkeit genießen werde.

„Während diesen Worten hatte sich der Ritter ermuthigt, und fragte nun den Geist, wer die Gestalten seien, welche wie Pilgrime in diesen heiligen Räumen umherwallen.

„Diejenigen, antwortete er, welche du in weiße Kleider gehüllt siehst, sind die Seelen solcher, die in Reinheit auf Erden gelebt und ihre Bußzeit vollendet haben; sie hatten sich, durch ihre frommen Besuche in der Kirche der heiligen Fides und durch ihre Gaben, der Hülfe derselben zu erfreuen. Allein obgleich sie den höllischen Qualen entronnen sind, so haben sie doch die Ruhe noch nicht erlangt, nach welcher sie streben, und bis sie diese vollkommene Glückseligkeit erreicht haben werden, befinden sie sich im Gefolge der heiligen Fides, deren leuchtende Gestalt, mit der jungfräulichen Krone geschmückt, sich an der Pforte zeigt, durch welche jetzt die Klosterbrüder eingehen.

„Diejenigen aber, deren Körper du gleichsam in rothen Flammen glühen siehst, sind die Seelen solcher, welche, göttliche und menschliche Rechte verachtend, im Kampfe erschlagen oder ohne Buße gestorben, der strengsten Strafe verfallen sind. Mit diesen würde ich gequält werden, da ich die Gesellschaft der Frommen nicht so oft besuchte als ich sollte; wenn mich nicht St. Fides aus dem Grunde ihres Schutzes gewürdigt hätte, daß ich ihr mit Andern diese Kirche gestiftet habe. Obgleich sie in diesem Augenblicke ihrer Strafe ledig zu sein scheinen, so brennen sie doch und leiden in einem gewissen Berge die Qual der höllischen Flammen."

„Bei diesen Worten hatte der Ritter sich etwas abgewandt; siehe, da waren die Gestalten, welche die Räume erfüllt hatten, alle verschwunden. Er befand sich wie früher allein und bezeichnete mit einem doppelten Steinschnitte den Ort, an welchem der Geist mit ihm geredet.

„Da nun die Tage seiner Büßungen vorüber waren, so verließ er den Ort und offenbarte die Erscheinung keinem Menschen.

„Einige Zeit darauf kamen die überlebenden Brüder (des Grafen Conrads) in die Stadt, um sich in ihr Erbe zu theilen. Die Mönche, welche nichts verlangten als eine Mühle, einen Garten, eine Wiese und ein Wäldchen, mußten leer ausgehen.

„Schon hatten die Brüder ihre Söldlinge und Bauern versammeln lassen, um ihnen den Eid der Treue abzunehmen; als plötzlich der Krieger (Walter von Tubelsheim) unter sie trat und ihnen seine Erscheinung und seine Aufträge kund gab. Er nahm Conrads Brüder bei Seite, erzählte ihnen den ganzen Vorgang und bewies die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung durch die gegebenen Zeichen.

„Von diesem Allem auf's heftigste betroffen und des Bruders Tod bitter beweinend, gehn sie lange unter sich zu Rathe. Endlich vereinigen sie das schon vertheilte Erbe wieder und schenken es, zum Seelenheile ihres Bruders und ihrer andern Vorfahren, zur Vergebung ihrer eigenen Sünden, zu des Herrn Ehre und der Menschen Heile, der heiligen Fides.

„Also geschah es, daß diese Mönche, welche früherhin ein höchst armseliges Leben geführt und nicht einmal einen bescheidenen Theil dieses Vermögens erhalten konnten, durch den Beistand ihrer Patronin plötzlich reich wurden und in den vollständigen Besitz des großen Erbes gelangten. Sie priesen den Allmächtigen, welcher in die höllischen Abgründe verweist und wieder daraus erlöst, welcher straft und wieder belebt, arm macht und bereichert, demüthigt und erhebt, nach seinem verborgenen und unerforschlichen Rathe, den Gott, der in seiner vollkommenen Dreieinigkeit lebt und regiert in alle Ewigkeit. Amen!"

115.

Die Kapelle Maria-Hilf.

E. *Dorlan*, Notices historiques sur l'Alsace. I, S. 223.

Eine halbe Stunde von Schlettstadt, am Saume des Illwaldes und unweit der Rheinstraße, steht eine der h. Maria im Schnee geweihte Kapelle, welche Maria-Hilf oder auch Maria zur Eiche genannt wird, da das Bild der h. Jungfrau in einem Eichbaume gefunden worden sei.

Die vielen Wunder, welche hier verrichtet wurden, zogen eine Menge Pilgrime aus der Nähe und Ferne herbei; ſo daß Pabſt Clemens XII., in einer Bulle vom 28. Juli 1732, allen denjenigen, welche nach erhaltener Abſolution und dem Genuſſe des Abendmahls, den 5. Auguſt, der h. Maria im Schnee ihre Huldigungen bringen, vollſtändigen Ablaß ertheilt.

S. über die Marienbilder in Eichen, S. 32. — Die Entſtehung von Maria Schneefeier erklärt Fr. Nork. S. Feſtkalender, Stuttgart, 1847. S. 511.

116.

Die drei Kröten in Chlodwigs Wappenſchild.

S. Silbermann, hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des ehem. Elſaſſes, Straßburg 1804, S. 74. — *Schweighæuser*, Antiq. du Bas-Rhin, fol. 17. Nach Specklin's Collectaneen, handſchriftl. 1, Fol. 18.

Nachdem der Frankenkönig Chlodwig ſich des Elſaſſes bemächtigt hatte, baute er ein feſtes Schloß auf einer zwiſchen dem Leber- und dem Weilerthale gelegenen Bergſpitze und nannte es Frankenburg, dazu auch eine Kapelle, in welcher Specklin das alte fränkiſche Wappen Chlodwig's, „drey ſchwarze Krotten im weißen Feld", in Stein gehauen und auch auf den Kirchenfenſtern, in dickes Glas gemalt, geſehen haben will.

Im Mittelalter war die Sage ſehr verbreitet, daß Chlodwig drei Kröten, vom Volke als teufliſche Thiere angeſehen, im Schilde geführt und ſie nach ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthume in drei Lilien umgewandelt habe.

Frankenburg war früher dem hohen Stifte Straßburg zuſtändig und jenes Wappen gehörte wahrſcheinlich irgend einer adeligen Familie zu, welche das Schloß als Lehen getragen und Bauten in demſelben ausgeführt haben mochte. Ich fand daſſelbe im Sommer 1850 auch in Kaiſersberg, über der Thüre eines Hauſes, auf der Südweſtſeite des Städtchens, in Stein ausgehauen, und ſchwarz gemalt, über der mit altem ſchönem Schnitzwerk verſehenen

Thüre des Rathhauses, im ersten Stockwerke. Die Familie, welcher das Wappen zugehörte, ist mir unbekannt. — In Hoffstedts Trachtenbuch des Mittelalters befindet sich das Grabmal eines pfälzischen Ritters Frosch, auf dessen Wappenschild drei Fröschе abgebildet sind.

117.

Hans Marx von Eckwersheim.

S. Straßburgische Geschichten, Sagen u. s. w. S. 20. — Diese Aufsätze erschienen in einem Straßburger Wochenblatt und sind gesammelt nur in wenigen Exemplaren für Freunde abgedruckt worden; der eben so tüchtige und gelehrte als bescheidene Verfasser sollte sie, gesichtet und vermehrt, einem größern Publikum nicht länger vorenthalten. — *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 22. — Specklin, Collectaneen, Handschrift der Straßb. Stadtbibliothek.

Der tapfere Ritter Hans Marx von Eckwersheim, Herr zu Bilstein, hatte, unter Straßburgs glorreichem Banner, den Sieg der Eidgenossen gegen Karl den Kühnen vor Nanzig's Thoren mit erfochten. Mit eigener Hand nahm er den Grafen Ludwig von Nassau, den man nur den reichen Grafen von Nassau nannte, gefangen, und, ein gutes Lösegeld erwartend, schleppte er ihn auf sein festes Schloß Bilstein, in einem Seitenthale des Weilerthals.

Da jedoch Herr Marx in Straßburgs Sold und Dienste stand, so verlangte die Stadt, wie recht und natürlich, die Auslieferung des reichen Gefangenen, und da sie Weigerung erfuhr, sandte sie den weisen und kraftvollen Ammeister Peter Schott, an der Spitze eines Fähnleins Reißiger nach Bilstein, um ihn mit Gewalt abzufordern.

Marx saß eben mit seinem gezwungenen Gaste am wohlbestellten Imbiß, als der Ammeister mit seinem Trosse über die Zugbrücke in den Hof ritt. Er drang sofort, ohne den geringsten Widerstand, bis in den Speisesaal; so daß ihm der erstaunte und verblüffte Ritter entgegenrief: „Hat Euch der Teufel hereingetragen?" — „Nein, Herr Marx," entgegnete kurz entschlossen der Ammeister, „unser Herr Gott hat mich hereingetragen."

Der Ritter wußte gar wohl, daß Meister und Rath von Straßburg nicht lange mit sich spaßen ließen, und ergab sich übel oder wohl

in Herrn Schott's unwiderrufliches Begehren; lud ihn und sein Gefolge zur Tafel und ließ auftragen, was Küche und Keller vermochten.

Des andern Morgens stiegen sämmtliche Herren zu Pferde, nebst dem Grafen von Nassau und Marx von Eckwersheim, und ritten in Begleitung der Reiterschaar nach Straßburg.

Der Graf von Nassau wurde nun in ein sicheres Zimmer, im dritten Geschosse des Pfennigthurms, gesetzt und daselbst während mehr denn fünfzehn Wochen behalten. Endlich ließ ihn die Stadt frei, gegen ein Lösegeld von dreißig, oder gar, wie Andere behaupten, von fünfzig tausend Gulden, ohne die Gebühr „für Atzung."

Derselbe Hans Marx von Eckwersheim hatte einen langwierigen Prozeß mit dem Junker Anton Wilsperg, bischöflichem Amtmann in Zabern.

Dieser hatte ihm tödtliche Rache geschworen. Als er nun eines Tages zu Dambach im Bade gesessen, und, nach damaligem Gebrauche, in ein langes Hemd gehüllt, die Stube verlassen wollte, um sich anzukleiden, stürzte Wilsperg auf ihn zu und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertstreiche beide Hände ab.

Vergebens suchte sich Marx an seinem Feinde zu rächen, und als er Jahre lang nach dieser grausamen Frevelthat auf dem Schmerzenslager hingestreckt war, hob er die verstümmelten Stümpfe gen Himmel und lud den Junker von Wilsperg vor das jüngste Gericht im Thale Josaphat; dort solle er ihm Red und Antwort stehen und Gottes gerechtem Strafgerichte nicht entweichen.

Er starb mit dieser Drohung.

Desselben Tages aber starb auch jählings zu Zabern, nach Andern im Gasthof zum Hohenstег zu Straßburg, der Junker Anton von Wilsperg.

Zinkgref, der Verfasser der „Scharfsinnigen Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt," (Anfang und Mitte des 17ten Jahrhunderts) erzählt Marx von Eckwersheims Verstümmelung also: „Als ihm in einem feindlichen Treffen beyde Händ mit einem Schlachtschwert, so die Schweizer Zweyhändler nennen, in einem Streich abgehauen worden, und man ihn befragte, weil ein Bote zu

ſeiner adelichen Hausfrauen abgeordnet worden, was er ihr entbieten wolle? hat er mit friſchem Muth geantwortet: Man ſoll meiner Hausfrauen ſagen, daß ſich's hinfort nicht mehr bedürfen wird, daß ſie mir ein Handbecken vorhalte! Und hat nach dieſem ſolch adelich Geſchlecht zwo abgehauene Händ im Schild geführt!" Ausg. von Dr. Guttenſtein, Mannheim 1835, S. 156.

118.

Die Glocke von Keſtenholz.

G. Silbermann's Merkwürdigkeiten des ehem. Elſaſſes, S. 76.

„Da, wo die neue Kirche ſtehet, ſiehet man noch die Trümmer einer alten Burg, auf welcher ein Zwingherr hauſete, von welchem die Bürger erzählen: daß er unter einer daſelbſt geſtandenen Linde mit jeder Braut den erſten Reihen getanzt, hernach aber, nach ſeinem Gefallen, ſich mehrere Freiheiten angemaßt und ſo viele Ausgelaſſenheiten verübt hätte, daß ſich endlich die Bürger zuſammen verſchworen und auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke, an einem Morgen vor Tag, das Schloß angegriffen und ihren Tyrannen ermordet haben.

„Ich habe dieſe Glocke geſehen, ſie hängt noch im Kirchthurm, ſiehet uralt aus, hat keine Inſchrift, und zum Andenken dieſer Begebenheit wird ſie noch jetzt alle Morgen vor der Thorglocke angezogen und ſonſt zu nichts gebraucht."

Keſtenholz, Castinetum, am Fuße des mit trefflichen Reben bepflanzten Hanenbergs, iſt ein ſehr altes Städtchen; zwiſchen demſelben und dem nahe gelegenen Scherweiler, erlitten die Bauern 1525 eine ſchreckliche Niederlage. Auf dem Wahlplatze errichtete man eine Todtenkapelle, woſelbſt die Gebeine der Erſchlagenen aufbewahrt wurden. Auf einer Wand derſelben las man die Inſchrift:

Iſt es nicht ein ſonderr Klag
Dreyzehn tauſend an einem Tag.

119.

Die treue Gattin.

S. *Schweighaeuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 29.

Ein Herr von Bernſtein, dem feſten Schloſſe, deſſen Trümmer oberhalb des Städtchens Dambach ſtehen, hatte böſen Argwohn gegen ſeine Gattin gefaßt. Um ſie zu prüfen, gab er eines Tages eine Reiſe vor; verbarg ſich aber nur in der Nähe, und, um ſie zu überraſchen, ſtieg er Nachts, verkleidet, vermittelſt einer Leiter vor das Fenſter ihres Schlafgemachs. Die treue Gattin erwachte plötzlich bei dem Geräuſche und da ſie der vermummten Geſtalt an ihrem Fenſter anſichtig wurde, faßte ſie ein Schwert und brachte derſelben einen tödtlichen Streich bei.

Kaum war ſie ihres Irrthums gewahr worden, ſo gerieth ſie in Verzweiflung, welche ihrem Leben bald ein Ende machte.

Jetzt noch, erzählt das Volk, fahre das unglückliche Paar in ſtillen Nächten in einer kryſtallenen Kutſche längs des Römerweges hin und ein Rudel hölliſcher Hunde jage ihnen bellend nach.

Die kryſtallene Kutſche weiſt auf germaniſchen Mythus hin, der als eine Erinnerung aus einer älteren Zeit als die, welcher die Sage zugehört, ſpäter mit derſelben vermengt worden iſt. — Gläſerne Kutſchen kennen die Thüringer Sagen. S. L. Bechſtein, der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringer Landes, II, S. 124 und IV, S. 181.

120.

Das Muttergottesbild in Neunkirchen.

S. *Ruguet*, l'Alsace ancienne et moderne. S. 90.

Im Walde von Frieſenheim fand einſt ein Hirte eine die Muttergottes vorſtellende Statuette, welche er der Pfarrkirche ſeines Dorfes zum Geſchenk machte. Allein den folgenden Tag war das Bild aus der Kirche verſchwunden und derſelbe Hirte fand es wieder an demſelben Orte im Walde wo es zuvor geweſen. Er nahm es

alſobald und brachte es in die Kirche zurück. Es blieb jedoch nicht da, ſondern wurde zum neunten Male im Walde gefunden. Dies ſah man als ein Zeichen des Himmels an und baute an dem Gnadenorte, den ſich das Bild ausersehn, eine Kirche, Neunkirchen genannt, wohin, ob der vielen hier vollbrachten Wunder, zahlreiche Pilger zogen. Noch heut zu Tage iſt Neunkirchen eine ſehr beſuchte Wallfahrt.

Daß Marienbilder und andere Heiligthümer ſelbſt den Ort angeben, wo ſie der Verehrung ausgeſtellt ſein wollen, kommt häufig in der frommen Sage vor. Vergl. das Muttergottesbild in Seven, S. 35, und die Stiftung des Kloſters St. Valentin zu Ruffach, S. 56. Ebenfalls S. 41, 65 und 134.

121.

Das verſunkene Kloſter zu Rheinau.

Mündliche Ueberlieferung. — Königshoven, Chronik, S. 239 u. 1139 u. f. — Strobel, Geſchichte der Kirche zum alten St. Peter, Straßb. 1824. S. 7.

Auf einer zwei Stunden unterhalb Straßburg gelegenen, zuvor öden Rheininſel, Honau genannt, hatten ſich zu Anfange des 8ten Jahrhunderts ſchottiſche und irländiſche Mönche niedergelaſſen, und hier unter Anleitung des Abts Benedikt eine Kirche erbaut, welcher ſie den Namen St. Michael gaben. Sie beſchäftigten ſich anfänglich theils mit Handarbeiten, theils mit Bekehrung der Heiden. (Strobel, mit Zuziehung einer Stelle von *Grandidier*, histoire de l'église de Strasbourg. I, S. 398.)

Eine von Schilter, im Anfang zu Königshoven mitgetheilte Urkunde führt jedoch die Stiftung auf Chlodwig, im Anfang des ſechsten Jahrhunderts zurück. Es heißt daſelbſt: „Zum erſten iſt zu wiſſen das zu den ziten do Clodoveus der erſte Criſten Künig von Frankrich regieret, das iſt do man zalte von Chriſti geburt 504 jor, do zoch derſelb Künig in Schottenlant und gewann das. Und diwile daſſelbe lant noch nit Criſten was, do warent aber vil guter und göttlicher lüte darinne, die zugent mit Clodoveo und ſinem volck in dis lant uff das ſie mochtent Criſten glouben behalten, Alſo

unter andern do kommt derselben etwie vil in die insel Honouwe und woltent do ihr wesen haben und buweten do ein Kirch und wonungen, und hies do vil jore und lange zitt der Schotten Münster."

Die Söhne des elsässischen Herzogs Attich, Odilias Vater, beschenkten das Kloster reichlich, sie gaben demselben „die ganze Insel, wunne, weide, wälde, wasser, grunt, bodeme, acker, matten, huser, gebuwe, lüte, und alle herlicheit, also das uswisent ir giffte briefe (Schenkungs-Akte), und dieselbe giffte hant sie geton in eren Sant Michel der Stifft Patron und Herre."

Das Kloster wurde dadurch sehr reich; die Zahl der Mönche nahm immer mehr zu, und unter der Regierung des Abts Beatus wurden mehrere Kolonien abgesandt, welche andere Klöster stifteten. Gegen Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Abtei in ein Domherrenstift umgewandelt.

Allein im 13ten Jahrhundert riß der Rhein nach und nach das Dorf Honau, so wie einen Theil der Güter des Stiftes weg; so daß die Domherren, mit Erlaubniß des damaligen Bischofs Conrad von Lichtenberg und mit Beibehaltung aller ihrer bisherigen Gerechtigkeiten, ihren Sitz nach Rheinau im Elsaß verlegten.

Auch hier ließ sie der Rhein nicht ruhig. „Donoch aber über vil jor also men zalte noch Gottes geburte Mcc und lxxxxij. jor. do as der Rin dasselbe Closter und stifft gerwe (ganz) abe. und wart von Honowe gezogen gein Rinowe do dasselbe stift und dumherren nu sint. und tut in der Rin aber gar we und bet ein gros teil von der stat gessen und isset in kurzer zit gerwe abe, das villichte nüt geschehe, werent sü selige münch blieben also ir vordern."

Lange Zeit nachher, noch im Jahr 1749, sah man bei niedrigem Wasserstande die Gemäuer, Thür- und Fenstergestelle und Thürmlein emporragen. Und noch jetzt sollen zu nächtlicher Zeit lange Züge von geisterhaften Mönchen, Bußlieder singend, am Ufer des Flusses hinwandeln.

Schiller (Königshovens Chronik, S. 1140) leitet den Namen Honau von „hii oder Jona, Honau, das ist die Au der Hün oder Hon genennet", ab, welchen die Mutterkirche in Schottland geführt haben soll.

132.

Die Legende des h. Maternus, Apoſtels des Elſaſſes.

Aus Schilter-Königshoven's Chronik, S. 358 u. f. Vergl. darüber: *Schœpflin*, l'Alsace illustrée, II, S. 230 u. f.; beſonders aber: *Abbé Grandidier*, Dissertation sur l'apostolat de St. Materne en Alsace; ebendaſ. abgedruckt, S. 271 u. f. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes, p. 102

„In den Zeiten auf 60 Jahr nach Gottes Geburt, da Sankt Peter, der oberſte unter den zwölf Boten, den päbſtlichen Stuhl hielt zu Rom, da kam Sankt Paulus zu ihm und beide predigten zu Rom und in der Umgegend den chriſtlichen Glauben. Die andern zwölf (?) Boten predigten ebenfalls den chriſtlichen Glauben in andern Landen, alſo ſie der heilige Geiſt wies.

„Da nun Peter erkannte in dem Geiſt, daß die Zeit ſeiner Marter zu nahen beginne; da verſammelte er alle ſeine Jünger, die ebenfalls Begierde hatten, das Evangelium zu verkünden, zu Rom, und ſprach zu ihnen: „Lieben Brüder, unſer Herr Jeſus Chriſtus hat mich und ſeine andern Jünger geſandt in die Welt, wie Schafe unter die Wölfe, um zu wirken und zu mehren die Frucht und den Samen, den er geſäet und gepflanzet hat. Alſo will ich euch auch ſenden in die Welt, alle die ihr es begehret."

„Und er gab ihnen Gewalt zu binden und zu entbinden und Zeichen zu thun, und er ſandte ſie aus in manches Land. Er ſchickte St. Apollinar gen Ravenna, und St. Marcial gen Aquitania, und St. Clemens gen Metz, und die andern in andere Lande. Alſo ward St. Maternus mit ſeinen zwei Geſellen Eucharius und Valerius, die Prieſter waren, von St. Peter geſandt in die deutſchen Lande, zu dem Rhein.

„Da nun St. Maternus und ſeine zwei Geſellen von Rom kamen bis in das obere Elſaß, da fiengen ſie an dem Volke den chriſtlichen Glauben zu predigen.

„Da nun das Volk, welches heidniſch war, die Zeichen und die Wunder ſah, die St. Maternus und ſeine Begleiter vollbrachten, — denn ſie machten Todte auferſtehn, erledigten Beſeſſene und befreiten manchen Menſchen von ſeinen Siechtagen, — da ließ es ſich taufen und nahm Chriſtenglauben an.

„Da nahm St. Maternus das Volk zu ſich, der es bekehrt hatte, und kam zu dem heidniſchen Tempel zu Ebersheimmünſter[1]) und zerbrach der Abgötter Bildniſſe und machte aus dem Tempel den Chriſten eine Kirche; und machte aus dem Volke, das er bekehret hatte, einige zu Prieſtern und Pfaffen, die ſollten zu derſelben Kirche gehören und ſollten das Volk in der Gegend darum erweiſen und belehren im Chriſtenglauben; ſo wie ſie auch thaten.

„Hierauf gieng St. Maternus in die Stadt zu Straßburg und predigte da Gottes Wort und Chriſtenglauben, und kehreten ſich die Bürger nicht daran und hatten es für ein Geſpötte, „wan in den ſtetten let ſich das volk nüt alſobalde underwiſent alſo in den dörfern, do das volk einvaltig iſt.“ St. Maternus ſtrafte die Bürger um ihres Unglaubens und ihrer Härtigkeit und wollte aus den heidniſchen Tempeln zu Straßburg Kirchen machen, alſo er in Ebersheimmünſter gethan hatte. Da wurden die Bürger zornig und ſchlugen ihn mit ſeinen Geſellen und vertrieben ihn mit großer Schmach.

„Dieß litten ſie gar geduldig und kehrten wieder gen Ebersheimmünſter, zu ihrer Kirche, die ſie neulich gebaut und zu dem Volke, das ſie bekehrt hatten.

„Und ſo ſie unterwegs waren und nahe zu Benewelt (Benfelden) kamen, ſo ſtieß St. Maternus ein großer Siechtag an, daß er an der Stätte ſtarb. Da wurden ſeine zwei Geſellen Eucharius und Valerius ſehr betrübet, und ſie nahmen den todten Leib und trugen ihn über die Ill an eine heimliche Stelle da niemand wohnete, und begruben den Leib mit großem Wehklagen („mit großem ſchrigende“); davon heißt dieſelbe Stätte Eley, das heißt „ein groß Geſchrei.“

„Da nun die zwei ihren Meiſter und Herrn begraben hatten, da fürchteten ſie ſich vor der Grimmigkeit der Heiden zu Straßburg und flohen, und giengen wieder gen Rom zu St. Peter, und ſagten und klagten ihm, wie ihr Meiſter St. Maternus todt wäre, und alle Dinge, wie es ergangen wäre.

„St. Peter ſah ſie fröhlich an und ſprach zu ihnen: „Wiſſet ihr nicht, was ich euch etlimals vorhergeſagt habe, als ihr von mir ſchiedet, daß ihr müßtet viel erleiden um Chriſti Namen und damit

[1]) Das römiſche Novientum, woſelbſt ein Tempel der Diana und ein anderer von Julius Cäſar dem Merkur gebauet Tempel geſtanden haben ſoll; was jedoch Beatus Rhenanus, Rer. Germanic. Lib. I, S. 148, für Fabeln erklärt

kommen in das ewige Reich? So wisset auch, daß unser Bruder Maternus schlief. Nehmet darum meinen Stab und gehet bald wieder zu der Stätte da ihr ihn begraben habt, und leget ihm den Stab in seine Hände und sprechet zu ihm: Bruder Materne, St. Peter, der Zwölfbote, entbietet dir, daß du in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes aufstehest und das Amt, das dir befohlen ist zu predigen, vollführest."

„Da nahmen die zwei St. Peters Stab und seinen Segen, und schieden fröhlich, und kamen in fünfzehn Tagen von Rom wieder in's Gras. Und sie versammelten hierauf die gläubigen Menschen und zeigeten ihnen St. Petri Stab und sagten ihnen, was St. Peter sie geheißen. Sodann giengen sie zu St. Materni Grabe und mit ihnen eine große Schaar Christenvolkes, die St. Maternus vorher bekehret hatte. Auch kamen dar etliche Heiden von Straßburg, die sehen wollten wie es ergienge. Da sie alle zum Grabe kamen, da gruben („fodiebant") die zwei, Eucharius und Valerius, das Grab auf und fanden St. Materni Leib noch da, frisch und „weißmachende". Und sie legten ihm St. Petri Stab in die Hände und sprachen, wie ihnen St. Peter zu thun befohlen hatte. Da that St. Maternus die Augen auf und erstand, und gieng mit dem Stab aus dem Grabe. Da schrie das Volk vor Freude und lobeten alle Gott ob dieses Zeichens. Da hieß St. Maternus das Volk schweigen und sprach: „Ich war, wie ihr wohl wisset, von diesem elenden Leben geschieden und in die ewige Ruh gesetzet. Nun bin ich aber durch St. Peters Gebet wieder in das Leben gekommen und soll noch *so viele Jahre* leben und bei euch sein, als ich *Tage* in diesem Grabe gelegen." Er war aber wohl *dreißig Tage* im Grabe gelegen.

„Nach dieser Rede war groß Lob und Freude unter dem Volke, und was Heiden da waren, die ließen sich alle taufen.

„Diese Kunde kam bald nach Straßburg und in andere Städte und Oerter, und viele Leute begehrten gläubig zu werden. Deßwegen sandte St. Maternus nach Straßburg und that große Zeichen und bekehrte die Bürger zum Christenglauben. Mit ihrer Hülfe baute er eine Kirche auswendig der Stadt, zu St. Peters Ehre, dieweil St. Peter noch lebete. Und dieselbe Kirche heißt *zum alten St Peter* und ist die erste Kirche, die zu Straßburg erbauet ward . . . .

„So ward Straßburg von St. Materne und von seinen Ge-

sellen bekehret zu Christenglauben, da man zählte nach Gottes Geburt vierundsechzig Jahr.

„Darnach, auf Bitten des Volkes in den Dörfern, bauete St. Maternus eine Kirche bei Molsheim¹), auch in St. Peters Ehre und nannte die „noch Welscher sprochen Dompeter, das ist gesprochent in Tütsche Peters hus" ....

„Hierauf ordnete St. Maternus Priester und Pfaffen dem Volke zu Strasburg und in dem Lande, damit sie das Volk unterwiesen und in dem empfangenen Christenglauben bestätigten, und ordnete alle Dinge auf's beste; und fuhr da weg gen Trier mit seinen Gesellen; denn es war die Hauptstadt in deutschen Landen; und bekehrete sie auch zum Christenglauben, und die von Köln und von Jungern, und war in diesen dreien Städten Bischof, dreißig Jahre, bis an seinen Tod. „Und was zeichen er do det und in wele wise er sü bekerte, das losse ich do durch der kürz willen underwegen."

In den Supplementen, welche Schilter seiner Ausgabe von Königshoven, nach dem Codex Konrads von Dunzenheim, beigefügt hat, wird aus St. Maternus sogar der Sohn der Wittwe von Naim: „Dirre (dieser) sant Materne was der witwen sun, den unser Herre erkickete (erweckte) von dem tode ... Also wart sant Materne erkicket einmol von Got selber, das ander mol mit sant Peters stab."

Nach den Geschichtsschreibern der Kirche von Lüttich hätte St. Maternus auch Huy, Mastricht, Namur und Lüttich zum Christenthume bekehrt; in Jungern (Tongres, im belgischen Theil von Limburg) hätte er die den heidnischen Gottheiten Jupiter, Juno und Venus geweihten Tempel niedergerissen; der damals noch lebenden Jungfrau Maria eine Kirche und außerdem noch zweiundsiebenzig Klöster gestiftet.

Nach dem Tode des h. Maternus, welcher ihm von seinen beiden Vorgängern im Traume angezeigt worden war, begaben sich die Bewohner von Trier und Jungern nach Köln, um den Leib ihres geistlichen Oberherrn in Besitz zu nehmen. Da aber

---

¹) An der Straße [illegible] zwischen Molsheim und Dorlisheim. Sehr [illegible] eine sehr alte Kirche.

jede der drei Städte auf die heilige Reliquie Anſpruch machte und keine nachgeben wollte, ſo erſchien plötzlich ein Engel in Geſtalt eines Greiſes; derſelbe ſchlug vor, den Heiligen auf ein Schifflein zu legen und daſſelbe den Wellen des Rheins preis zu geben: würde das Schifflein unbeweglich bleiben, ſo gehörte der Leib des heil. Maternus den Kölnern zu; würde es dem Laufe des Fluſſes nachfolgen, ſo hätten ihn die Bewohner von Tungern in Anſpruch zu nehmen; würde es aber gegen den Strom ſchwimmen, ſo ſollten die Trierer in deſſen Beſitz kommen. Dieſer ziemlich ungleiche Vertrag wurde jedoch angenommen, und — o Wunder! das Schifflein trieb mit der koſtbaren Ladung rheinaufwärts und hielt eine Stunde oberhalb Köln; ſo daß die Trierer den Sieg davon trugen und die Reliquie in Empfang nahmen.

Nach dem Berichte dieſes Wunders ſetzt Abbé *Grandidier* hinzu: »Ces fables, qu'on appelait pieuses, s'étaient mises à la mode dans les siècles d'ignorance, effet d'une dévotion stupide qui pourrait servir à l'erreur, mais qui déshonore une religion divine établie sur les fondements inébranlables de la vérité et pleine de mépris pour l'imposture.«

Derſelbe gelehrte und einſichtsvolle, vaterländiſche Geſchichtſchreiber beweiſt auch in der oben angeführten Diſſertation, daß St. Maternus nicht dem erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, ſondern dem vierten angehört habe; womit denn die Poeſie der Legende ziemlich verſchwindet. Auch Abbé Hunkler iſt dieſer Meinung; er ſagt: „Das Leben des Erſteren (St. Maternus) iſt nicht bis auf uns gekommen; denn was die Legendenſchreiber des zehnten Jahrhunderts von ihm gemeldet haben, verdient keinen Glauben.“ (S. 162.)

Es braucht beinahe der Berichtigung nicht, daß, wie unſer ehrlicher Königshoven meint, das Dorf Ell ſeinen Namen nicht von Elex, d. h. „ein groß Geſchrei“ gezogen habe. Es iſt geſchichtlich erwieſen, daß daſſelbe das celtiſche Helvetus war und iſt, vielleicht von Al, El, welches Rand, Saum (auch Augenbraune) bedeutet, abzuleiten; da Ell am Rande der Ill liegt. Die Celten hatten daſelbſt ausgedehnte Metallfabriken, welche ſpäter die Römer benützten. Es werden hier noch jetzt, wiewohl ſeit mehreren Jahren ſeltener, celtiſche und römiſche Alterthümer gefunden, ſo wie einzelne Chriſtus-Monogramme; auch trifft man manchmal auf unverarbeitete Bronzemaſſen von vielfacher Kompo-

sitien. Vergleiche darüber: Dr. H. Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Freiburg 1839, S. 191 u. ff. — *Schöpflin*, Alsatia illustrata, I. S. 123 u. ff.

123.

Die Gräfin von Geroldseck und Schwanau.

1333.

Bernhard Herzog, Chronik, V. Kol. 111 u. 112. Vergl. Schilter-Königshoven's Chronik, S. 321 und 328.

„Es hat ein Herr von Geroltzeck vnd Schwanaw, genant Herr Walter, einen trefflichen langwirigen Kriege mit den Reichsstetten gehabt. Anno 1333 seind die von Straßburg an dem grünen Donnerstag vor Ostern vor Schwanaw gelegen, aber wider abgezogen. Aber hernach, auff S. Marx tag, seind sie mit Hilf der Statt Bern, Lucern, Basel, auch Fryburg (im) Vchtland, vnd Herren Rulman Schwarbern, dem Haubtman, lang darvor gelegen, vnd nit gewinnen mögen. Hat der Herr von Geroltzeck vnnd andere so inn dem Schloß gewesen, vermeindt die Stett wüßen, daß sie in dem Schloß mit Proviandt vnd anderer Notturfft so wol versehen weren, darumb wurden (würden) sie abziehen. Auff solches haben sie mit den Stetten sprach gehalten, vnd unter andern angezeigt, damit die Stett beständen, daß sie im Schloß kein sorg oder mangel hetten, so wolten sie verwilligen, vnd etliche verglleitten das Schloß inwendig irens gefallens zu besichtigen. Solches die Stett mit großem begeren vnnd gefallen annamen, verhoffend, daß auch beschahe, iren vortheil dardurch zu erholen, verordneten darauff zwen, darunter der ein ein Büchsenmeister was. Als nun solche zwen das Schloß, wie es gestalt vnd versehen, genugsam vnd ihres gefallens besichtiget hatten, hat der Herr von Geroltzeck sie befraget, ob sie vermeinten das Schloß zu erobern. Darauff der Stett verordneten nit vil antwort gaben. Doch sprach der ein wider inen[1]): „Herr, was die Handt kan machen, das kan sie auch wider zerbrechen.“ Vnd sein damit auß dem Schloß

[1] Antworten der Eine sprach wider [illegible]

in das Läger gezogen, vnd (haben) den Stetten angezeigt, daß bemelt Schloß nicht wol, sonder schwerlichen, zu gewinnen sey, es were dann, daß denen im Schloß die Proviandt verderbet werden möchte. Haben auch die zwen so vil berichts geben, daß die Stett aufbrachen vnd sich auff die anderen seiten Lägerten, vnd die gemach vnnd behaltnissen, darinnen deren im Schloß Proviandt verwaret lage, zu oberst zerschossen, damit die Proviandt zum theil verfallen, vnnd gegen dem Himmel bloß lage. Es hat auch in dreyen Monaten nicht geregnet, deßhalben sich die Stett viel näher haben mögen Lägern. Doch hat solches dem Schloß keinen schaden mögen pringen; dann daß sie auff der bemelten zweyer bericht, so in dem Schloß gewesen, die Proviandt verselten vnnd öffneten. Darnach haben sie die heimlichen gemach zu Straßburg außräumen lassen, den Vnrhat[1]) in Thonnen vnd Fesser gethan, vnd solches mit schlaudern vnd werckzeug[2]) in's Schloß genötiget, daß sie sich nit lenger mögen erhalten, vnd sich mit den Stetten in sprach gegeben. Nach vieler rede vnnd handlung ist bethediget[3]), daß den Stetten das Schloß Schwanaw vnd alle die darinnen waren, sich auff genade vnd vngenade ergeben solten, außgenommen was die Fraw von Geroltzeck, so der zeit in dem Schloß was, vber die fallbruck tragen mochte, das zu jrem Leib gehörte, das solt ihr zu stohn, vnd sie gesichert sein. Da nam sie jhren gemahl, den alten Herren auff den Rucken, vnd einen jungen Sohn auff den Arm, vnd truge sie vber die Fallbrucken; das gehörte zu jhrem Leib. Des beschwerten sich die Stett, vnnd vermeinten die Fraw solte Kleinotter, gelt oder ander geschmuck nemmen, vnd nicht jhren Herren oder Sohn, vnnd wolten mehrertheil der Stett, wiewol es doch versprochen was, nicht halten.

„Nach dem aber dieser zeit der Adel in den Stetten, vnd insonderheit zu Straßburg vnd Basel regierten, vnd die vom Adel

---

[1]) Königshoven, Chronik, S. 321, nennt diesen Unrath eibergreten; anderswo auch alberagien oder ulmergrün (von ulmen, faulen), ein in Straßburg noch bekannter Ausdruck. S. Scherz, Glossar. Vol. II p. 1813.

[2]) Bei Königshoven werden dieselben antwercke genannt, was Schilter, Note 4, „eine art eines Geschützes nennt, damit die Mißthäter umbkommen".

[3]) Hausser und beider beitheidingen, vor Gericht bringen, beschließen; bereden.

solche thedigung[1]) gemacht, geschworen vnd besigelt hetten, darumb sie sich dessen hart vnd viel annahmen, daß der Frawen die thedigung gehalten wurde, ist sie mit ihrem gemahl vnd Sohn vber Rhein in die Herrschafft Geroltzeck geführt, vnnd begleitet worden, vnnd sein noch vier Herren von Geroltzeck vnnd fünfftzig vom Adel in dem Schloß Schwanaw ergriffen vnnd endthaubt worden."

Die jetzt völlig verschwundene Burg Schwanau lag zwischen Erstein und Gerstheim, am Rheine, rings von Sümpfen umgeben und deßwegen um so fester.

Den eigentlichen Grund, warum Straßburg, im Bunde mit den genannten schweizerischen Städten, das Schloß belagerte und glücklich eroberte, gibt B. Hertzog erst im achten Buche seiner Chronik, Fol. 124 an, und zwar nach Königshoven, dessen Erzählung weit gewissenhafter ist. Derselbe sagt: „Do men zalte M. ccc. xxxiij. jor, do hette her Walther von Tuwingen, herre zu Geroltzecke, verphendet und in hendes die stettlin Erstein . Schutter . und Swanowe die burg . und den von Strosburg und dem lande geschah großer schade mit roubende abe der burg Swanowe. derumbe an dem grünen dunrestage zu obende do zogetent die von Strosburg uz vor Erstheim das stettlin . und an dem carfritage früge gewunnent sü es mit stürmende und besatzetentz mit lüten untz (bis) das Swanowe gewunnen wart . donoch brochent sü es."

Die von Königshoven gegebene Erzählung von der Eroberung der Burg Schwanau gehört vollständig in das Bereich der Geschichte; er weicht auch am Schlusse von Hertzog darin ab, daß er sagt: „die von Strosburg gundent[2]) dem hencker das er ein altes mennelin das do unschadeber[3]) was zehende[4]) nam und ein junges rennerlin wart ledig gelossen, wan es ein kint was." Hertzog hingegen rückt die Geschichte am Schlusse in das Gebiet der Sage, indem er das den Weibern von Weins-

---

[1]) Thedigung, älter thaiding, gerichtlicher Vertrag. S. Schern, Glossar. Fol. 1634.

[2]) Vergönnten, erlaubten.

[3]) Unschädlich.

[4]) Man nannte dieses Recht den Henker Zehenten. Der dem Henker Verfallene konnte sich vielleicht vom Tode loskaufen, vielleicht auch fiel jenem ein Theil von dem Vermögen des Hingerichteten zu.

berg (1140) zugeschriebene und wahrscheinlich ebenfalls sagenhafte Faktum auf die Gräfin von Geroldseck und Schwanau überträgt.

Merkwürdig ist es, daß sich dieselbe Sage auch im badischen Hegau wiederholt, welcher im fünfzehnten Jahrhundert von einem 12,000 Mann starken Heere von Schweizern verwüstet wurde: „Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schlosse daselbst (d. h. im Städtlein Blumenfeld) mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdieß gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke und auf dem Rücken tragend ihren Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen; ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt, um dieses Frevels willen, abzuschlagen." Schönhuth, die Ritterburgen des Hegau's, II. S. 66 u. ff. Vergl. Schnezler, Badisch. Sagenbuch, I. 108.

Auch der in Nordbrabant noch jetzt gefeierte Koppelmontag (Koppel-Maandag) verdankt seinen Ursprung einer ähnlichen Sage: „Es wurde einmal eine Stadt belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerstande zur Uebergabe. Der Feind war so wüthend gegen die Belagerten, daß er alle sammt und sonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor in's feindliche Lager und erwarben sich durch inständiges Bitten die Gunst, ihre theuersten Pfänder auf dem Rücken mit sich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken und die übrigen folgten erfreut dem schönen Beispiel. So gelangten die Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet. Zur dankbaren Erinnerung beschlossen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugestehen und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß

Koppel-Montag." Wolf, Niederländiſche Sagen, Nr. 343 Vergl. Mork, Mythologie der Volksſagen u. ſ. w. S. 994 u. ff.

134.

Wie der Name der Edeln von Matzenheim ſeinen Urſprung dem Wirthshaus zu verdanken habe.

Nach einer Familienſage der Kletten von Utenheim, von dem alten Heraldiker Gall Luck nacherzählt. S. Straßburger Geſchichten, Sagen u. ſ. w. S. 102 u. f. Vergl. Bernh. Herzog, Edelſaſſer Gremick, VI, Kol. 193 u. 284.

„Es hatt die alte Zornin von Bulach, Fraw Vrſula, geborne Klettin von Vtenſtein, die leiſte dieſes Stammens der Kletten von Vtenheim, geſagt daß ſie glaubwürdig von ihren Eltern berichtet, vnd dieſelbigen auch ſolches von ihren Vorfahren gehöret, das einer des Geſchlechts von Utenheim ſtets zu Matzenheim im Würtshauß geſeſſen, vnd ſein Gutt mehrertheils alda verzehret, daß auch ſein Pferd alſo gewohnet, wan er zu dem Würtshauß kommen, das ſelbig nicht weitters zu bringen geweſen vnd hatt man Ihne den von Vtenheim nur den Matzenheimer genandt. Dahero ſein Nachkommen die von Matzenheim gleicher geſtallt genennet, haben gleichwohl das altt Vtenheimiſch Wapen behaltten, aber den Nammen Vtenheim fahren laßen, dahero auch ſie kaum zu den Vtenheimiſchen Lehen zugelaſſen worden."

Der Urſprung des Namens der Matzenheimer reicht jedenfalls über das 14te Jahrhundert hinauf. Im Jahre 1304 treffen wir ſchon auf einen Herrn Walther von Matzenheim, Ritter; 1315 auf einen Edelknecht Nikolaus von Matzenheim, wohnhaft zu Erſtein; 1319 auf Herrn Otto von Matzenheim, Bürger zu Straßburg. Bernhart von Matzenheim war 1403 Stättmeiſter zu Straßburg.

Der Utenheim geſchieht, nach Herzog, zuerſt 1261 Meldung, in welchem Jahre Hans von Utenheim in dem Regiment zu Straßburg war.

135.

Die Hülfe der Todten.

Nach der mündlichen Familien-Ueberlieferung, poetiſch bearbeitet von L. Schneegans, in den Elſäſſiſchen Neujahrsblättern für 1847, S. 274.

Niklaus Zorn von Bulach, welcher ſeinen Siz in Oſthauſen, unweit von Matzenheim hatte, war ein braver Rittersmann, der es mit der Welt recht gut konnte, aber darüber den Himmel nicht vergaß. Bei Spiel und Tanz, bei Trinkgelag und Turnier fehlte er ſo wenig als bei Glockengeläute und Chorgeſang. Er gieng ſelten an einer Kirche vorüber ohne einzutreten und wenigſtens ein Paternoſter oder ein Ave zu ſprechen. Auch verſäumte er es nie, wenn er über einen Friedhof gieng, für das Heil der Seelen zu beten, deren Leiber hier ruhten.

Eines Nachts, als er ſpät vom Humpenklang zurückkehrte, erblickte er das Licht der ewigen Lampe in einer Kapelle und wollte eben über den darum liegenden Kirchhof treten, um ſein Gebet daſelbſt zu verrichten; als plözlich zwei vermummte Geſtalten mit blinkenden Waffen auf ihn losſprangen. Aber noch ehe er ſelbſt zum Schwerte greifen konnte, regte ſich's auf dem ganzen Kirchhofe. Eine Menge von Todtengerippen richteten ſich aus ihren Gräbern empor und ſtürzten über die beiden Mörder her, welche eiligſt die Flucht nahmen.

Der Junker wußte nicht, wie ihm geſchah. Aber ein Gerippe trat zu ihm und ſprach: Fürchte dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Todten, für deren Seelen du ſo fleißig beteſt, ſind dir dankbar und werden es nimmer dulden, daß dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde.

Die Familie der Zorne war eine der älteſten und vornehmſten im untern Elſaſſe; bekannt ſind ihre Streitigkeiten mit denen von Mülheim, welche Königshoven weitläufig erzählt. Die verſchiedenen Verzweigungen des Zorniſchen Geſchlechts, nebſt ihren Wappen, gibt Herzog, VI. Fol. 295 — 309.

126.

Maria zur Eich.

Mündlich — P. Hertzog, Elsässer Chronik, III, Fol. 12.

Ein Ritter jagte einst im Walde bei Plobsheim. Da sah er plötzlich zwei wilde Tauben, welche zuerst einigemale im Kreise über seinem Haupte hinflogen, sodann ihren Flug in einer gewissen Richtung hin fortsetzten. Blieb er stehn, so kamen sie zurück und flogen, wie Anfangs, um ihn herum; gieng er weiter, so verfolgten sie dieselbe Richtung, die sie schon früher genommen. Da sie dies nun mehrere Male wiederholt hatten, so war es dem jagenden Ritter auffallend. Er folgte ihnen eine Zeit lang durch das Gebüsche und sah, daß sie sich endlich auf einer großen Eiche niederließen. Als er näher hinzutrat, erblickte er im hohlen Stamme derselben ein Marienbild mit dem Jesusknaben. In dieser wundersamen Begebenheit erkannte er sofort ein Zeichen des Himmels; fiel andächtig auf die Knie und gelobte der heil. Maria an der Stelle eine Kapelle bauen zu lassen. Also entstand die nachmals berühmt gewordene Wallfahrtskapelle Maria zur Eich oder bloß zur Eich genannt, welche bis in die neueste Zeit von einem Waldbruder bewacht und von dem Pfarrer von Plobsheim bedient wird.

Die mündliche Sage nennt den Erbauer der Kapelle nicht mit Namen; Bernhard Hertzog thut es in nachfolgender merkwürdiger Stelle, in welcher wir hinsichtlich des Ortes auf eine uralte celtische Tradition hingewiesen werden:

„Zur Aych, also von den Teutschen (celtischen) Priestern, die Druyden genannt, welche gemeinlich bey geheyligten vnd gebauten Eychen geyflegt sich auff zu halten, vnd jhre opffer vnd Gottes dienst zu verrichten, ist etwan vor Zeiten allein mit einer Hütten bedeckt gewesen, vnd war der Altar in den Eychbaum geschnitten, hernach hat Herr Adam Zorn, Ritter, ein Kirchlein dahin gebawen, vnd seind vor zeitten vil Walfarten dahin gangen, wie dann auch die Beckenzunfft von Straßburg etwan mit fliegendem Fanen järlichs dahin gezogen sein sollen."

Auch Keysler, Antiquitates septentrion. et celticæ, S. 68,

ſpricht von dieſer Kapelle, als auf einem, früher dem druidiſchen Kultus geweihten Orte ſtehend.

Ueber die Marienbilder in Eichen vergleiche S. 32 u. 134.

137.

Das Kloſter Eſchau.

(803.)

Schiller-Königshofen, Chronik, S. 286.

„Do men zalte noch Goz geburte dccc. und drü jor. do was Remigius, der biſchof zu Strosburg, by dem bobeſte ze Rome und erwarp das ime der bobeſt gap ſant Sofien lip und ire drie dochtere libe. Fides. Spes und Caritas. die furte der biſchof von Rome vnz (bis) gen Eſchowe (Eſchau) in das dorf und buwete do in ire ere ein herlich kloſter das ignote (jetzt) do iſt. donoch über iiij. halb hundert jor was ein biſchof zu Strosburg Hetzel genant, der gap gros gut an dasſelbe kloſter und machte es gar riche: Aber die biſchoue (Biſchöfe) nement ignote den kloſtern lieber denne fü in gebent. ouch worent die kloſter in den tagen vil heiliger denne fü nu ſint.“

Die drei Schweſtern Fides, Spes und Charitas ſind auch in Tyrol (Meranſen) und in Baiern bekannt; kommen aber daſelbſt auch unter den Namen: Cubet, Aubet und Guerre[1]) oder Aubetta, Bilpetta, Gwerbetta vor; in Worms unter denjenigen: Einbede, Warbede, Willebede; ſie erſcheinen unter der Zahl der eilftauſend heiligen Jungfrauen, welche St. Urſula auf ihrer Romfahrt begleiteten und kamen endlich, in Begleitung der heil. Aurelia, nach Straßburg, wo ſie ſtarben: „Die h. Urſula ließ der h. Aurelia, welche auf ihrer Rückreiſe von Rom nach Cöln Schiffbruch erlitt, zu ihrem Troſte

---

[1]) „Man kennte ſie beſſer Fides, Spes und Charitas nennen, wie ſie im Martyrologium, am 1. Auguſt, genannt werden.“ Protokoll einer Kirchen-Viſitation im J. 1650 zu Meranſen. Fr. Panzer, Beiträge zur deutſchen Mythologie, S. 6

und Unterſtützung die Jungfrauen Einbetta, Worbetta und Wilbetta zurück. Sie überlebten die h. Aurelia, führten ein frommes Leben und wurden in der alten Peterskirche in Straßburg begraben. Lange Zeit hernach, als ihr Andenken im Volke beinahe ſchon erloſchen war, wurde durch göttliche Gnade ihre Grabſtätte zufällig wieder gefunden. Sie lagen ganz unverſehrt nebeneinander. Die beigeſetzte Inſchrift enthielt ihre Namen, und wie ſie aus der Geſellſchaft der Jungfrauen der h. Urſula mit der h. Aurelia, nachdem dieſe Schiffbruch erlitten hatte, nach Straßburg gekommen ſind. Hierauf wurde ihnen eine würdigere Grabſtätte neben einem Altare in derſelben Kirche angewieſen, wo ſie auch heute noch ruhen."

S. *Crombach*, vita et martyrium s. Ursulæ et sociarum undecim millium virginum. P. II, S. 508.

Auf dieſe drei Schweſtern nun beziehen ſich in Baiern eine Menge von Legenden und Volksſagen, deren erſte Fäden ſich bis in die Zeiten des Heidenthumes ziehen und die ſich auf die ſeltſamſten Weiſen umgeſtaltet haben, wie dieß Fr. Panzer in den 230 Sagen darſtellt, die er über ſie geſammelt.

128.

Der Krantzen von Geiſpolsheim Wappenſchild.

S. Bernhard Hertzog, Edelſaſſer Grenck, VI, Fol. 234.

„Die Krantzen vnd die von Dürckheim ſollen von einem geſchlecht herkommen, deroſelben einer von ſeiner Linie im Mönch Orden geweſen, als er aber ſich als der letſt Stammens vnd Namens herauß begeben müſſen, zu erholung des geſchlechts, ſoll der die Mönchskappen zur gedächtnuß in ſeinem Wappen geführt haben."

Es war dies ſcheint's zu Hertzog's Zeiten eine bloße Familienſage; er ſetzt dazu: „doch befinde ich hieuon kein beſtendigen grund."

Hier die vollſtändige Beſchreibung des Wappens:

„Die Krantzen von Geiſpoltzheim, die führen ein weiſſe Mönchskappen in rotem feld, auff dem Helm ein Jungfrawen Bild

mit Zöpfen, auff dem Haupt ein Kreutzlein in roter vnd weisser Kleidung getheilt, Helmdeck rot vnd weiß."

129.

Der gespenstige Feldmesser.

Mündlich.

Zwischen St. Peter und der obern Mühle von Stotzheim sieht man oft, sobald es Abend wird, einen gespenstigen Mann über die Wiesen und Felder gehen und dieselben abmessen; sodann geht er an den Bach hinab und schlägt mit seinem Stabe in das Wasser, daß man's weithin plätschern hört.

Er soll bei seinen Lebzeiten Feldmesser gewesen sein und viele Leute um's Geld gebracht haben.

Vergl. die Feldmesser auf dem Bölchen, S. 46.

130.

Der rauschende Baum.

Mündlich.

Einer der frühern Müller auf der Obermühle, zu Stotzheim, ritt in einer Sommernacht von Benfelden nach Hause zurück. Die Luft war still und lau und der Mond schien gerade sehr hell. Als der Müller an einer seiner Wiesen vorüber kam, stieg er ab, um sein Pferd eine Weile grasen zu lassen und lehnte sich an einen großen Birnbaum, welcher beinahe mitten auf der Wiese steht. Der Müller freute sich eine geraume Zeit der Stille der Nacht und des schönen Mondenscheins. Da fieng es plötzlich in den Aesten des Baumes an zu rauschen, wie wenn sie ein heftiger Sturmwind schütteln würde. Er glaubte anfangs, es sei ein starker Schwarm Vögel, welche in ihrem Schlafe aufgestört, auf einmal miteinander aufschwirrten; allein er konnte im Mondlicht deutlich sehen, daß sich kein lebendiges Wesen weder im Baume selbst noch über demselben

befinde. Da die Luft ſonſt überall ruhig war und an den übrigen Bäumen ſich kein Blättchen rührte, kam den Müller ein Grauſen an; er ſtieg eiligſt zu Pferd und ritt der Mühle zu.

Der Volksglaube nimmt an, daß ſich geſpenſtiſche Weſen manchmal durch unheimliche, bald leiſe, bald grelle, ſcharfe Töne, oder durch Rauſchen in Bäumen und Gebüſchen kund geben, „erzeigen.“ Bei den Celten und Germanen offenbarte die Gottheit ihre Nähe im Geräuſche der ihr geheiligten Bäume; ſo wie auch Dodona's Eichenwald, durch das Brauſen ſeiner Wipfel, Jupiters Orakel verkündigte.

131.

St. Richardis, Kaiſerin, Stifterin der Abtei Andlau.

S. Schiter-Königshoven, Chronik. S. 106 u. 288. — B. Herrgott, Adelsſaßer Grenick, III, 18 u. 19. — Specklin, Collectanea, I, 3 (Anſpt. der Straßb. Stadtbibliothek). — *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 30 u. f. — *Hanver*, Dict. de l'Alsace, S. 175 u. f. — Hunkler, die Heiligen des Elſaßes, S. 166 u. ff. — Strobel, Geſchichte des Elſaßes, I, 162 u. ff.

Die h. Richardis, eine Tochter des Herchengarius, Grafen des Nordgaus im Elſaß, aus Attichs Geſchlechte, hatte ſich, im Jahr 862, mit dem ſpäter zur Kaiſerwürde gelangten Karl dem Dicken verehlicht. Sie zeichnete ſich nicht nur durch hohe Weisheit und Frömmigkeit, ſondern auch durch eine für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung aus und galt für eine der ſchönſten Frauen des Reichs. Nach einer fünfundzwanzigjährigen Ehe gab der in jeder Hinſicht unfähige Kaiſer den böſen Einflüſterungen einiger ränkevollen Hofleute Gehör, welche die edle Frau einer ſchändlichen Verbindung mit Luitward, Biſchof von Vercelli, anklagten, „der des Keyſers ſonderlicher, geheimer Rhat was.“ Luitward wurde vom Hofe verbannt und der ſchwache, von finſterm Mißtrauen erfüllte Kaiſer beſchied ſeine Gemahlin vor eine Verſammlung von Biſchöfen und Herren nach Kirchheim, einer ſeiner drei Pfalzen, die er im Elſaß hatte, damit ſie ſich verantworte. Die Kaiſerin erbot ſich ihre Un-

ſchuld durch die Feuerprobe zu beweiſen, über glühende eiſerne Stangen zu wandeln und einen glühenden eiſernen Handſchuh anzulegen.

Ob ſie dieſe Probe in der That beſtanden, iſt nicht erwieſen. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſchweigen darüber; ſpätere erſt bezeugen es. Königshoven: „das ſü noch eine reine maget (Jungfrau) were, das bewerte ſü domitte das ſü ein gewihſſet hemede (ein mit Wachs beſtrichenes Hemd) ane det und domit in ein für ging und bleip unverſehrt von dem füre.“ Hertzog läßt ſie über „glühende Schermeſſer[1]) (Pflugſcharen) ſchreiten vnnd damit ihre Reinigkeit vor Gott vnd der Welt bezeugen.“ Jedenfalls trennte ſich, nach dem auf dem Kirchheimer Landtage gehaltenen Gerichte, Richardis von ihrem Gatten und zog ſich in das von ihr geſtiftete Kloſter Andelahe (Andlau) zurück, wo ſie ihre letzten Lebensjahre unter Gebet und Wohlthun, in Erfüllung ihrer Amtspflichten und mit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zubrachte. Sie machte ſelbſt lateiniſche Poeſien.

„Das Todesjahr der Heiligen iſt ungewiß. Wahrſcheinlich fiel ihr Hinſcheiden auf den 18. September 893 oder 894. Sie ſtarb zu Andlau und wurde in einer Kapelle neben der Abteikirche beigeſetzt. Der Biſchof von Straßburg wohnte ſelbſt der Beerdigung bei. Ihr Grab wurde bald durch Wunder verherrlicht. Als daher der Papſt Leo IX. im Jahr 1049 durch das Elſaß reiste, begab er ſich nach Andlau, weihte die Kirche, welche die Aebtiſſin Mathilde, Schweſter des Kaiſers Konrad des Saliers, ſo eben hatte erbauen laſſen, ein, erhob den Leichnam der h. Richardis und ſetzte ihn der öffentlichen Verehrung aus; auch ſoll er verſchiedene Lobgeſänge und Gebete zu Ehren der Dienerin Gottes verfertigt haben. Seit dieſer Zeit wurde der Name Richardis in verſchiedene Martyrologien eingereiht. Der Biſchof Ruprecht von Baiern ertheilte 1469 einen Hirtenbrief, in welchem er den Kirchen ſeines Bisthums und den Einwohnern von Andlau befahl, ihren Feſttag zu feiern. Die Abtei Eſtival, welche jener von Andlau lange Zeit unterworfen war, erhielt das Haupt der Heiligen, welches in Gold und Edelſteine eingefaßt wurde.“ (Hunkler).

Die Volksſage, welcher Specklin gefolgt, und welche

[1]) Von sehar, althochdeutſch scaro, Pflugſchar; im Mittelhochdeutſchen auch schar sahs, Pflugmeſſer.

noch jetzt in Andlau und in der Umgegend verbreitet iſt, wie ich mich deſſen im Oktober 1849 verſichert habe, macht aus Richardis die Tochter eines Königs von England (Herzog: „des Königs auß Schotten Tochter"). Sie war ſo weiſe und ſo fromm, daß ſie von allem Volke geliebt ward. Aber die Höflinge hatten des Kaiſers Ohr bethört und ſie der Untreue gegen ihn angeklagt. Dieſe ſchmachvolle Verleumdung gieng Richardis ſo ſehr zu Herzen, daß ſie darob erkrankte.

Da trat eines Tages ein junger Rittersmann hervor und erbot ſich, nach der Sitte jener Zeiten, für die Unſchuld der Kaiſerin, gegen deren Verleumder zu kämpfen. Allein keiner wagte es den Kampf anzunehmen. Aber die Kaiſerin wollte die Schmach nicht länger tragen. Sie zog ein weißes ſeidenes Hemd an, das mit Wachs beſtrichen war, und wandelte alſo bekleidet durch die Flammen; und da Hemd und Körper unverſehrt geblieben, ward ihre Unſchuld vor der Welt erwieſen und ſie in Ehren erhalten, ihre Widerſacher aber zu Schanden gemacht.

Nun war Richardis ihres ungerechten, finſterſinnigen Gemahles müde, ſo wie alles Glanzes, der ſie in ihrer hohen Würde, als Kaiſerin, umgeben. Sie gelobte Gott allein bis zum Ende ihrer Tage zu dienen und zu ſeinem Dienſte ein Kloſter zu bauen. Daſſelbe ſollte ſich aber in einer recht wilden Gegend erheben; damit ſie der Welt ganz entfremdet leben könne.

Sie ſchickte daher den jungen Ritter, der ſie ſo muthig vertheidigt hatte, hinaus in's vogeſiſche Gebirge, damit er ihr tief in der Wildniß, wo noch keine menſchliche Wohnung wäre, eine Stätte als Zufluchtsort aufſuche. Unterdeſſen zog ſie ſich in das Kloſter St. Stephan in Straßburg zurück, und wies alle Aufforderungen, welche der Kaiſer an ſie machte, wieder am Hof zu erſcheinen, mit Entſchiedenheit zurück.

Dem Befehle ſeiner Herrin getreu, hatte der Rittersmann das Gebirge durchſtreift und kam von dem St. Odilienkloſter herab, über die niederen Abdachungen der Berge, in ein einſames, tannenbewachſenes Thal, durch welches ein wildes Bächlein brauste. Am Waſſer trank ein Bär, der ſeine Höhle in der Nähe hatte und in derſelben mehrere Junge. Das däuchte ihn nun Einſamkeit und Wildniß genug, und er kehrte mit ſeiner Kunde zu Richardis zurück. Auch ihr gefiel der Ort wohl, und ſie ließ an demſelben ein fürſt-

liches Kloſter erbauen, in welchem nur Fürſtinnen, Gräfinnen und Freifrauen aufgenommen wurden.

Der junge Ritter, von Andelo genannt, wurde des Kloſters Schirmvogt und der Stammvater der Herren von Andlau. Darum zeigt ſein Wappen ein Kreuz auf goldenem Feld und darüber einen Helm mit einem Diadem.

Richardis liegt in der Kirche begraben. Auch zeigt man noch die Vertiefung, in welcher die Bärin mit ihren Jungen lag, in einer unterirdiſchen Kapelle. Dieſe Stelle wird als heilkräftig gegen Beinſchaden angeſehen. Man unterhielt lange Zeit lebendige Bären in der Kirche und ſchaffte ſie erſt ab, als einer derſelben einmal ein Kind gefreſſen hatte. Seitdem ſteht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchthüre und das zum Unterhalte des lebendigen Bären beſtimmte Geld wird an einem beſtimmten Tage unter die Armen vertheilt.

Bis in die neueſte Zeit erhielt auch jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brod und drei Gulden.

In der Kirche ſelbſt befinden ſich mehrere Bildwerke in Stein, welche ſich wahrſcheinlich auf die Gründung des Kloſters beziehen und welche verſchiedene Scenen darſtellen: Ein Ritter zu Fuß kehrt ſein Schwert gegen einen ruhig daliegenden Bären; Ungeheuer fallen über ſchwächere Thiere her; zwei Ritter zu Pferde ſind im Kampf begriffen; zwei andere kämpfen zu Fuß; zwei ungeſtalte Figuren ſitzen auf zweifüßigen Fiſchen; ein Teufel ſitzt auf einem Fäßchen, aus welchem andere Geſtalten Wein herauslaſſen; endlich ſteht neben einem Pilger eine andere Mannsgeſtalt mit einer Wage in der Hand, ein Teufel ſetzt den Fuß auf ihn und ſcheint ihm etwas in's Ohr zu raunen.

122.

Die Bären in der Kirche von Andlau.

Mündlich.

Die lebendigen Bären, welche man zur Erinnerung an die Stiftung der Abtei Andlau in der unterirdiſchen Kapelle daſelbſt

fütterte, wurden zur Zeit der ersten Revolution abgeschafft und später durch steinerne ersetzt, welche sich noch dort befinden.

Eine Frau von Betschweiler, bei Andlau, von etwa vierzig Jahren, erzählte mir, den 6. Oktober 1849, daß ihre Mutter die letzten lebendigen Bären noch gesehen habe. Früher schon hatte man dieselben abthun wollen, aber da sei ein solches Gepolter hinter dem Altare entstanden und haben die Gläubigen, die in der Kapelle beten wollten, keine Ruhe gehabt, bis man wieder lebendige Bären angeschafft hatte.

132.

Die Reliquien des hl. Lazarus in der Kirche von Andlau.

E. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 135 u. Hunkler, Geschichte der Heiligen des Elsasses, S. 325.

„Am 17. Dezember feiert die Kirche von Straßburg das Andenken des hl. Lazarus, den der Heiland in's Leben zurückgerufen hat [1]).

„Nach einer alten Tradition der Abtei Andlau und einer Lebensgeschichte der hl. Richardis, deren Verfasser unbekannt ist, soll besagte Kaiserin auf einer Reise den Leichnam des hl. Lazarus erhalten haben, den sie in's Elsaß brachte und der Abtei Andlau den 17. Dezember zum Geschenke gab. Die nämliche Lebensgeschichte setzt noch hinzu, dieser Leib sei ihr durch den Kaiser Leo VI., der Weise genannt, verehrt worden, der ihn zu Konstantinopel aufbewahrt hatte. Um das Andenken dieser Uebersetzung (translatio) zu feiern, beteten an diesem Tage die Stiftsdamen von Andlau die Tagzeiten (horas) des hl. Lazarus, ließen am Vorabende alle Glocken läuten, wie bei großen Feierlichkeiten, und spendeten reichliche Almosen aus."

Hunkler, welchem Obiges entlehnt ist, setzt hinzu:

„All dies aber stimmt mit den Ansprüchen der Kirche von

[1]) Königshofen sagt: „Dennoch fur (der Kaiser) gen Andelo in das Closter und beschowete Lazarus heiltum den Got det erston von dem tode, wan er zu Andelo lit."

Marſeille, die ſich rühmt, das Haupt eben dieſes hl. Lazarus zu beſitzen, nicht überein; ſo wenig als mit denen der Kirche von Autun, die deſſen übrige Reliquien zu beſitzen glaubt. Das römiſche Brevier, in den Lektionen der hl. Martha, 29. Juli, ſagt mit ausdrücklichen Worten, der hl. Lazarus, Jünger Jeſu Chriſti, ſei der erſte Biſchof von Marſeille geweſen, welches mit der Geſchichte des Heiligen, deſſen Leib nach Andlau gebracht wurde, auch nicht übereinſtimmt, indem dieſer auf der Inſel Cypern Biſchof geweſen ſein ſoll. Wir wollen hierüber nicht entſcheiden."

134.

Der Müllerburſche und das Fräulein von Hoh-Andlau.

Mündlich.

Die Tochter eines Ritters von Hoh-Andlau hatte einen ſchönen Müllerburſchen im Thale liebgewonnen und kam oft zu nächtlicher Stunde, da alles im Schloſſe ſchlief, zu einem heimlichen Pförtchen herab und beſuchte ihn in der Mühle. Sie waren einander ſo zugethan, daß Keines ohne das Andere leben mochte und weinten oft ſtundenlang miteinander, wenn ſie daran dachten, daß ſie ſich einſt meiden ſollten.

Eines Nachts war die Jungfrau nun wieder den Berg herabgekommen und hatte die Mühle bereits durchwandert, ohne den Geliebten zu finden. Sie rief ihn ängſtlich beim Namen und da ſie keine Antwort erhielt, brach ſie in lautes Weinen und Jammern aus. Nachdem ſie alſo verzweifelnd umhergelaufen war, fand ſie ihn endlich zerſchmettert im Mühlbache. Die Sinne vergiengen ihr; ſie ſtürzte ſich ihm nach in die ſchäumende Fluth.

Jetzt ſieht man noch in gewiſſen Nächten die Geſtalten der beiden Liebenden, jede an einer andern Seite des Ufers hingehen, und ſodann im Getöſe der Wellen, die vom Mühlrade herabbrauſen, mit lautem Weinen verſchwinden.

135.

Das St. Ulrichsthal.

Mündlich.

Ein alter Mann, mit welchem ich den 16. Oktober 1849 von Mittelbergheim nach dem Schloß Hoh-Andlau zugieng, erzählte mir, daß vor vielen Jahrhunderten „die alten Leute" hier in Höhlen gelebt hätten. Sodann sei eine große Wasserfluth gekommen und habe die Berge eingerissen und das St. Ulrichsthal gebildet, an dessen Ausgange jetzt das Städtchen Barr liegt.

Derselbe sprach auch von einem unterirdischen Gange, der unter der zerstörten St. Annenkirche hin vom Andlauer Schlosse nach dem Landsperger geführt hätte.

Auf der Höhe, zwischen dem St. Ulrichsthale und dem Andlauer Thale, wo das „Försterhaus der fünf Gemeinden" steht, ist der Hunger- oder Hunnenplatz, wo einst Attila mit seinen Schaaren gelagert haben soll.

Auch der zwischen dem Andlauer- und dem Weilerthale gelegene kegelförmige Ungersberg oder Hungersberg soll seinen Namen von den Hunnen oder Hungern erhalten haben. Eben so heißt ein Hügel zwischen Gumprechtshoffen und Mietesheim, im Unter-Elsaß, der Hungerberg. Die Benennung ist wohl am besten von Unger abzuleiten, was noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands Lagerstätte für's Vieh, Viehweide bedeutet. Siehe Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, Ausgabe von Strobel, Straßb. 1835, S. 104, Anmerk. 2.

136.

Die Wepfermänner.

Mündlich. — Bernhard Herzog, Edelsasser Cronick, III, Fol. 23 u. VI, Fol. 215. — Annales Colmarienses, ad annum 1295.

Auf dem Platze, wo das heutige Gemeindehaus steht, befand sich im 13ten Jahrhundert ein großes, festes Schloß, die Klep-

pernburg genannt, welches der adeligen Familie der Wespermänner oder Wepfermänner zugehörte, die als böse Raubritter bekannt waren, weßwegen wohl auch das Schloß den Namen Kleppernburg erhalten hat.

Im Jahr 1234 warf der Teufel das Schloß auf einmal über einen Haufen. Nachher wurde es wieder aufgebaut, allein im Jahr 1295 riß es der Teufel zum zweitenmal nieder und litt nicht mehr, daß es wieder in Stand gestellt würde.

B. Hertzog: „Anno 1234 hat der böse Feind das Schloß, so die Wespenmann daselbst (in Barr) gehabt, eingeworffen."

Die Annales Colmarienses sagen: «In *Barra* villa *dæmon* castrum domini Wephimanni militis destruxit, a. 1295.»

Auch in dem an der Stelle desselben erbauten Gemeindehause soll es vor Zeiten gespukt haben und noch jetzt in dessen Umgegend nicht geheuer sein.

Die Wepfermänner blühten im 14ten Jahrhundert; sie nannten sich insgesammt Edle von Barr; kommen aber seit 1466 nicht mehr in der Geschichte vor.

Beim Aufbauen der neuen Pfarrkirche, im Sommer 1850, wurde ein Grabstein gefunden mit der Inschrift: Filius Heinrch Des Jvnior Wolfram . Wephermann., welche sich wahrscheinlich auf Heinrich, Waltram Wepfermann's Sohn und Enkel Walthers, bezieht, mit dem jene in Dokumenten aus den Jahren 1325 und 1334 vorkommen.

137.

Das Rothkäppel.

Mündlich.

In der Neugasse zu Barr lebte ein Mehlhändler, der von der rothen Mütze, die er gewöhnlich trug, im ganzen Städtchen und auch in der Umgegend nur das Rothkäppel genannt wurde. Er stand im Gerüchte, daß er schlechtes Maß und Gewicht halte und darum nach seinem Tode umgehen müsse. Auch soll er die Haus- und Nachbarsleute Nachts häufig beunruhigt haben. Um

ſich gegen ſeine unheimlichen Angriffe zu ſichern, ließ man Kapuziner kommen, die bannten ihn, ſteckten ihn in einen Sack und trugen ihn in den Wald am Rothmannsberg. Dort treibt er nun ſein Weſen; neckt die Vorübergehenden; führt diejenigen, die ſich Nachts verſpätet haben, irre und täuſcht die Förſter durch Axthiebe und Sägen, daß ſie meinen der Wald ſei voller Holzdiebe.

Ueber das Bannen der Geiſter durch den Hirten, den Meiſter, durch Kapuziner, vergl. S. 6.

Ganz ähnlich mit unſerer Sage, lautet folgende ſächſiſche (Sommer, I. S. 48): „Auf einem Landgute bei Halberſtadt ſtarb der Verwalter, der ein böſer Mann geweſen war und in ſeinem Leben viel Unrecht gethan hatte. Darum konnte er nach dem Tode keine Ruhe finden, ſondern kehrte alle Nächte auf das Gut zurück, ging in die Ställe und quälte das Vieh, daß es laut ſchrie und in den Ställen und im Hofe umherrannte. Da ließ der Gutsherr einen Kapuziner kommen; der bannte den Verwalter in einen Sack und trug ihn in einen benachbarten Sumpf. Dort treibt er noch heut ſein Weſen und erſchreckt oft bei Nacht die Vorübergehenden."

Vergl. auch weiter unten den Geiſt im Kiſſel, bei den Buchsweiler Sagen. — In Thüringen heißen die Geiſterbanner Popelsträger und ſind, ſo oft ſie vorkommen, Jeſuiten. S. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringer Landes, Meiningen und Hildburghauſen, 1837, III. S. 201.

138.

Die Erſcheinung auf dem Speicher.

Mündlich.

Ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, welcher in Barr mit ſeinen Eltern ein alterthümliches Gebäude bewohnte, hatte den Auftrag, täglich etliche Rebwellen vom Speicher herab in die Küche zu tragen. Eines Tages vergaß er über dem Spielen, ſeine gewöhnliche Arbeit zu verrichten und mußte nun ſpät

Abends noch, ohne Licht, auf den Speicher gehen, um ſein Rebholz zu holen.

Als er oben angelangt war, fiel ihm eine ungewöhnliche Helle auf, die zu einem Fenſter herein kam, an einer Stelle der Wand, wo er ſonſt niemals ein Fenſter wahrgenommen hatte. Die Neugierde trieb ihn zu demſelben hin, ohne daß ſonſt ein anderer Gedanke, geſchweige Furcht, in ihm aufgeſtiegen wäre.

Er blickte durch das Fenſter in eine helle, geräumige Stube, mit ſonderbar ausſehenden Mobilien ausgerüſtet, die er nachher alle beſchrieb. Am Tiſche ſaß, bei einer alterthümlichen, ſehr hell brennenden Lampe, eine alte Frau und las, wie es dem Knaben vorkam, in einem geſchriebenen Buche. Ein alter, ſeltſam gekleideter Mann ging die Stube auf und ab.

Der Knabe beobachtete dieſe Erſcheinung mehr als zwanzig Minuten lang. Endlich nahm er, in ſeinem jugendlichen Uebermuth, ſeine Mütze und warf damit nach der alten Frau, die von derſelben etwas geſtreift, verwundert in die Höhe ſchaute und den Knaben anſah. Darüber ging in dem erleuchteten Zimmer eine große Doppelthüre auf, und daſſelbe füllte ſich mit vielen Perſonen, die eben ſo altfränkiſch gekleidet waren, wie die beiden erſten. Das Zimmer ſchien dem Knaben immer heller und größer zu werden; ſo daß er von den Rebwellen, auf welchen er geſeſſen, herabſprang, um ſeine Eltern und Geſchwiſter zu rufen, damit ſie mit ihm die ſeltſame Komödie ſehen ſollten, die, ſeinem Dafürhalten nach, in einem Nachbarhauſe vor ſich gieng.

Als aber der Knabe wieder mit ſeinen Eltern und Geſchwiſter auf den Speicher gekommen, war Alles dunkel und ſchwarz. Die weggeworfene Mütze wurde weder denſelben Abend noch ſeitdem wieder gefunden. Auch war nie eine Spur von einem Fenſter auf dem Speicher zu finden.

Später ſah der Knabe nie mehr das Geringſte. Aber die Beſchreibung, die er von dem Zimmer und von ſeinen Mobilien, ſo wie von den Perſonen, die er in demſelben geſehen und von deren alterthümlichen Kleidung gegeben hatte, blieb ſich immer gleich.

139.

Der Hungerbrunnen.

Mündlich.

In Heiligenſtein befindet ſich ein Brunnen, welcher nur dann fließt, wenn es ein Hungerjahr geben ſoll.

Man nennt ihn daher den Hungerbrunnen.

Vergleiche die Erklärungen zum Hungerbrunnen bei Kazenthal, S. 100.

140.

Truttenhauſen.

C. Strobel, Geſchichte des Elſaſſes. I, S. 14.

Zwiſchen Heiligenſtein und dem Kloſter Niedermünſter liegt das zerſtörte Chorherrenſtift Truttenhauſen, welches Herrad von Landſperg, Odilia's gelehrte Aebtiſſin, im Jahr 1181 gründete.

An deſſen Stelle ſoll früher ein heiliger Hain geſtanden haben, und der Name Truttenhauſen ſelbſt von Druidenhaus herzuleiten ſein.

Ein ähnlicher heiliger Hain ſtand auch auf der Stelle, wo ſich ſpäter das Kloſter St. Leonhard, bei Börſch, erhob.

141.

Der Bocksfelſen.

C. G. Schweighäuſer, Erklärung des neuaufgenommenen topographiſchen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einſchließenden Heidenmauer u. ſ. w. Straßburg 1828. Franzöſiſche Ausgabe, S. 28.

Oberhalb des gegen Niedermünſter ſanft aufſteigenden Thales von St. Nabor ſtehen große Felsblöcke, von welchen einer der

Bocksfelsen heißt. Auf demselben hausen teufelische Geister, welche oft die Wanderer im Gebirge und die Bewohner der benachbarten Ortschaften beunruhigen. Auch spukt hier der wilde Jäger.

Der Name Bocksfelsen ist bedeutsam und weist auf germanischen Mythus hin. Der Bock, noch jetzt im Volksglauben ein teufelisches Thier, dessen Gestalt der Teufel selbst oft annimmt, war im Religionsglauben der alten Deutschen dem Donar oder Thorr, dem Sohne Wodans und der Erde, geweiht.

„Nach der Edda hat Thorr ein Gespann Böcke vor seinem Donnerwagen. Es ist ebenfalls wichtig, daß dem Teufel, d. h. des Donnergottes jüngerem Stellvertreter, auch die Erschaffung der Geisen und Böcke beigelegt wird, und wie Thorr die abgegessenen Knochen der Böcke bei Seite legen und aufheben läßt, damit er sie neu beleben könne; so hat nach dem Glauben der Schweizerhirten die Ziege etwas Teufliſches: sie ist vom Teufel erschaffen, namentlich gelten ihre Füße für teufliſch und werden nicht gegessen." J. Grimm, deutsche Myth., 2te Ausg. S. 168 u. 169. Weitere Beziehungen gibt des Herausgebers Aufsatz: Ueber die sogenannten Gespensterthiere im Elsaß. S. Neujahrs-Stollen für 1850. Mülhausen, S. 41 u. ff.

Ueber den wilden Jäger vergl. S. 29.

142.

Die Legende der heiligen Odilia, Patronin des Elsasses.

S. Aus der Heiligen Leben Lombardica historia, Mss. S. 101. — Schilter-Königshoven, Chronik, S. 237 u. ff.; und 515 u. ff. — B. Herzog, Edelsasser Cronick, I, Fol. 143 u. ff. — Silbermann, Beschreibung von Hohenburg, Ausgabe von Strobel. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 307 u. ff. — Ebendaſſ., Leben der h. Odilia, Straßburg.

Zu den Zeiten des Königs von Frankreich Hildericus oder Childerichs II. wurde (um das Jahr 666 oder nach Andern 670) das Elsaß zu einem Herzogthume erhoben, und wurde zum Herzoge ernannt Adalrich, gewöhnlich Attich, oder nach älteren Urkunden

Ettiche, ein austrasischer Edelmann. Zu seiner Verwaltung gehörte noch der Sundgau, der Breisgau, so wie ein Theil von Schwaben und der Schweiz. Er nahm seinen Sitz in Oberehrheim, und es stand sein Schloß auf der Stelle, wo späterhin die Stadt Werkhof erbaut wurde. Einige Stunden davon lagen die Pfalzen von Marlenheim und Kirchheim, wo die austrasischen Könige ihr Hoflager und ihre Gerichtssitzungen zu halten pflegten.

Herzog Attich vermählte sich mit Bereswinde, die, nach einigen Geschichtschreibern, Childerichs Schwägerin, jedenfalls aber die Mutterschwester des hl. Leodegarius oder Lutgars, Bischofs von Autun, war, der, während der Minderjährigkeit Chlotars III. und noch eine Zeit lang unter der Regierung Childerichs II., die höchsten Staatsämter inne hatte.

Mit ihr lebte Attich theils auf seinem Schlosse zu Oberehrheim, theils aber, und wie es scheint vorzugsweise, auf Hohenburg, Altitona, vom Volke ehemals Hohe Tonne genannt, woselbst, nach der Historia Lombardica, „keyser Maximianus vor langen ziten (zu) enthaltunge (Vertheidigung) vor den sigenden (Feinden) ein hus gebuwen."

Beide Gatten wünschten sehnlich einen Erben zu erhalten; Attich, ihm einst seine Würden und Güter zu hinterlassen; die fromme Bereswinde, um ihn zur Ehre Gottes zu erziehen.

Endlich gebar die Herzogin eine blinde Tochter. Als dies der Vater vernahm, ward er darüber so erzürnt, daß er das Kindlein begehrte zu tödten, und sprach zur Mutter: „Nun erkenne ich, daß ich sonderlich wider Gott muß gesündiget haben, daß er mir widerfahren läßt, was noch keinem meines Geschlechts geschehen ist."

Da sprach Bereswinde: „Herr, du sollst dich um diese Sache nicht so sehr betrüben, denn du weißt wohl, daß Christus von einem Blindgeborenen sprach: Dieser ist geboren blind nicht durch seiner Vordern Missethat willen; er ist blind geboren, daß Gottes Gewalt an ihm erscheinen solle."

Diese Worte beruhigten jedoch des Herzogs wilde Sinne nicht; alle seine Begierde gieng darauf, daß das Kind getödtet würde, und er sprach abermals zu seiner Frauen: „Schaffe, daß das blinde Kind von unsrer Freunde Einem getödtet werde oder also ferne von uns komme, daß wir sein vergessen, anders werde ich nimmer froh."

Dieses Gebotes betrübte sich Bereswinde gar sehr und bat Gott mit Andacht um Rath und Hülfe in dieser Sache. Also gab ihr

Gott in den Sinn, daß ſie gedachte an eine Frau, die war ihre Dienerin geweſen. Nach dieſer ſandte ſie und ſagte ihr des Herzogs Anſchlag wider das blinde Töchterlein. Da tröſtete ſie die Dienerin und ſprach: „Ihr ſollt euch nicht ſo ſehr darum betrüben; denn Gott, der dem Töchterlein dieſe Plage geſchickt, vermag es auch wieder ſehend zu machen.“

Die treue Dienerin brachte nun das Kind nach Scharnachtal, bei Schlettſtadt. Da aber Bereswinde befürchtete, ihr Gemahl möchte das Kind an einem ſo nahe gelegenen Orte entdecken, ließ ſie es nach dem Kloſter Palma (Baume-les-Dames), in Hochburgund bringen, woſelbſt ihre Schweſter Aebtiſſin war.

In dieſen Zeiten war ein heiliger Biſchof zu Regensburg im Baierlande, Erhardus genannt. Dem kam ein Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein fahren ſolle in das Kloſter Palma[1]), da ſei ein Mägdlein, von Geburt blind, das ſolle er taufen und Odilia[2]) nennen, ſo würde es durch die Taufe ſehend.

Erhardus folgte dem Rufe des Himmels und zog mit Hildulf, ſeinem Bruder, der den biſchöflichen Stuhl von Trier verlaſſen hatte, um ſein Leben in einem Kloſter zu beſchließen, über den Rhein nach Palma.

Als nun Erhardus das Kindlein taufte, ſchloß es ſeine Augen auf und ſah den Biſchof an. Da ſprach dieſer: „Nun begehr' ich, liebe Tochter, daß wir einander in dem ewigen Leben müſſen anſehn.“

Alſo offenbarte der Biſchof ſodann auch der Aebtiſſin und den Kloſterfrauen, wie ihm dieß Alles ſeie vom Himmel gekündiget worden, und er empfahl ihnen das Kind, und fuhr wieder heim in ſein Land.

Nun erzogen die Kloſterfrauen das Kind mit vieler Zärtlichkeit und unterwieſen es in der heiligen Schrift. Und das Mägdlein

---

[1]) „Belhemme, Geſchichtſchreiber der durch den h. Hildulf gegründeten Abtei Mittelmünſter, Moyen-Moûtier, das in den Vogeſen, eine Tagreiſe von Oberehnheim, gelegen war, behauptet, das Wunder habe in dieſem Kloſter ſtattgefunden, wohin ſich Attich und Bereswinda begeben hatten, um ihr Kind dem Gebet der heiligen Männer Erhard und Hildulf zu empfehlen und die Taufe ſei in ihrer Gegenwart vorgenommen worden. Er gründet ſeine Behauptung auf alte ſilberne Täfelchen, auf welchen die Begebenheit dargeſtellt war, und auf Schenkungen, die Attich der Abtei Mittelmünſter gemacht hatte.“ S. Hunkler, Geſchichte der Heiligen des Elſaſſes, S. 308.

[2]) Odilia oder Ottilia; wie Ode und Otto; Odile und Otile.

Odilia bot ſich mit großem Ernſt zu allen Tugenden und verſchmähte alle Hoffart, allein Dem zu dienen, der ſie erleuchtet hatte.

Da nun Sankt Erhardus wieder in ſein Land gekommen war, ſchrieb er dem Herzog Attich alle dieſe Geſchichten, und bat ihn, er möge das Kind wieder in ſeine Gnaden empfangen, das ohne ſeine Schuld in ſeine Ungunſt gefallen war. Darauf antwortete aber der Herzog nicht.

Nun erfuhr Odilia, da ſie zu einer eben ſo frommen als überaus ſchönen Jungfrau herangewachſen war, daß ſie einen Bruder mit Namen Hugo habe, der an ſeines Vaters Hofe in Hulden war. Dem ſchrieb ſie einen Brief und bat ihn, er möge ihr Gnade erwerben bei ihrem Vater, damit ſie ihn doch einmal mit Freuden anſehen dürfe.

Da der Bruder dieſen Brief empfieng, trat er vor ſeinen Vater und ſprach: „Gnädiger Vater, ich begehre, daß du die Bitte deines Sohnes wolleſt erhören.“ — Herzog Attich antwortete darauf: „Bitteſt du unziemliche Dinge, ſo iſt es unbillig, daß ich dich erhöre.“ — Da ſprach der Sohn: „Es iſt eine ziemliche Bitte; denn ich begehre nichts anders als daß deine Tochter, meine Schweſter, die in dem Elende lang ohne Troſt geweſen iſt, nun wieder zu deinen Hulden empfangen werde und deine gnädige Gegenwärtigkeit genieße.“ — Darauf gebot ihm der Vater zu ſchweigen.

Allein Hugo hatte großes Mitleiden mit ſeiner Schweſter und ließ heimlich ein Wäglein bereiten mit allem Nöthigen und ſandte es ſeiner Schweſter.

So geſchah denn eines Tages, daß der Herzog mit ſeinem Sohne und ſeiner Ritterſchaft auf Hohenburg ſaß, und einen gezierten Wagen daherkommen ſah. Als er nun fragte, wer da komme, ſagte ihm der Jüngling frei heraus, daß es ſeine Tochter Odilia ſei. Darüber ergrimmte Attich dergeſtalt, daß er rief: „Wer iſt ſo frevelhaft und thöricht, daß er ſie ohne mein Geheiß dahergerufen?“

Hugo, welcher wohl ſah, daß es nicht möchte verhohlen bleiben, antwortete: „Herr, ich, dein Sohn und Diener, hielt es für große Schande, daß ſie in ſolcher Armuth lebe, und habe ſie aus großem Mitleid hieher berufen, und bitte um deine Gnade.“

Da hub der Vater vor Zorn ſeinen Stab auf und ſchlug den Jüngling ſo ſehr, daß er ſiech ward und ſtarb.

Herzog Attich erſchrack alſobald über ſeine Miſſethat, ſchlug in ſich und ſandte nach ſeiner Tochter Odilia „und enpfalch (empfahl)

ſü einer ander cloſterfrowen und hieß ir nit me geben denne einer megde pfrune, do mitte lies ſü ſich wol benügen."

Zu dieſer Zeit ſtarb ihre Amme und ſie gedachte der Liebe und Sorgfalt, mit der ſie ihrer in ihrer früheſten Kindheit gepflegt „und begrub ſü ſelber mit iren henden;" und als man dreißig Jahre nachher einen andern Menſchen an dieſelbe Statt begraben wollte, fand man den Leib der Amme, der war ganz verweſt, nur die rechte Bruſt, damit ſie St. Odilia geſäuget, war unverſehrt geblieben.

Odilia wuchs immer mehr an Weisheit und Frömmigkeit, und der Ruf ihrer Schönheit, ſo wie des Glanzes, welcher an ihres Vaters Hofe herrſchte, drang nach allen Landen. Bald kamen angeſehene Freier von allen Seiten herbei, welche um die Hand der edeln Fürſtentochter warben. Allein, ſo ſehr auch ihr Vater und ſeine Höflinge in ſie drangen, daß ſie ſich vermähle; ſie blieb bei ihrem Gelübde allein Gott zu dienen und dem Bräutigam ihrer Seele, ihrem Heiland und Erlöſer Jeſu Chriſto. Dieſe Treue und Standhaftigkeit in ihrem Vorſatze erbitterte den Vater auf's neue wider ſie, und endlich wollte er ſie mit Gewalt zwingen, einem reichen und angeſehenen Fürſtenſohne aus Deutſchland ihre Hand zu reichen.

Da nun die fromme Jungfrau ſah, daß ihr Vater unwiderruflich auf ſeinem Willen beharre; gedachte ſie aus dem Schloſſe zu entfliehen. Sie entkam durch ein Pförtchen der Burg, ſtieg in's Thal hinab, legte ihre fürſtlichen Kleider ab und vertauſchte ſie mit einem ärmlichen Pilgergewande und floh zu Fuß bis an den Rhein, wo ſie ein Schiffer alſobald in ſeinem Nachen an's andere Ufer brachte. Von da floh ſie dem Gebirge zu.

Allein Herzog Attich hatte ihre Flucht bemerkt, und ſtieg mit dem jungen Fürſtenſohne, Odilia's Freier, und mit einem Gefolge von Rittern und Knechten, zu Pferde, um der Flüchtigen nachzueilen. Er hatte auch bald durch die Kundſchafter, die er im ganzen Lande umhergeſandt, erfahren, welchen Weg ſie eingeſchlagen, und folgte ihr in ſtarkem Ritte auf dem Fuße nach.

Von der beſchwerlichen Wanderung, in einer unbekannten, dicht mit Wäldern bedeckten Thalgegend, ermüdet, hatte ſich die heilige Pilgerin einige Augenblicke niedergelaſſen, um auszuruhen. Da hörte ſie von ferne das Getrabe von Pferden und Klirren der Waffen ihrer Verfolger. Eilig raffte ſie ſich zuſammen und eilte den Berg hinauf, einen Verſteck gegen ihre Dränger zu ſuchen.

Sie fiel aber endlich vor einem Felsstücke kraftlos nieder, als dieselben schon hart an ihr waren.

In ihrer Verzweiflung und voll lebendigen Glaubens an den Schirmer der Unschuld, breitete sie ihre Arme gen Himmel und flehte ihn um Erbarmen an. Siehe da öffnete sich die Felswand, nahm sie auf und schloß sich alsobald wieder zu.

Von diesem Wunder ergriffen, rief sie der reuevolle Vater bei ihrem Namen und gelobte ihr, daß er ihr nun vollkommene Freiheit verstatten wolle, ihrem heiligen Berufe zu leben.

Hierauf that sich der Fels auf und Odilia trat im Glanze ihrer Unschuld und Heiligkeit vor die Schaar der sie bewundernden Reiter.

Die Felsenhöhle blieb aber von Stund an offen und aus derselben sprang eine klare Quelle in's Thal herab, die noch jetzt heilkräftig auf kranke Augen wirkt. Ueber derselben erhebt sich eine der Heiligen geweihte Wallfahrtskapelle, welche der Stadt Freiburg zugehört und von den Gläubigen und von allen Freunden der Einsamkeit und der schönen Natur fleißig besucht wird.

Herzog Attich schenkte nun seiner Tochter sein Schloß Hohenburg und gab ihr alles, was sie zur Stiftung eines Klosters brauchte, deren erste Aebtissin sie wurde. Im Verlauf von mehreren Jahren stieg die Zahl der Chorfrauen, die sich, durch Odilia's Frömmigkeit und Weisheit angezogen, um sie versammelt hatten, auf hundert und dreißig.

Bald darauf starb der Herzog. Da erkannte Odilia in ihrem Geiste, daß ihr Vater im Fegfeuer in großer Pein wäre, um seiner Sünden willen, die er auf Erden noch nicht ganz abgebüßt hätte. Und sie empfand darob viele Schmerzen und hielt mit Wachen, Beten und Fasten so lange um die Seligkeit ihres Vaters an, bis sie einst einen lichten Schein gewahrte und eine Stimme vernahm, die sprach: „Odilia, du auserwählte Dienerin Gottes, peinige dich nicht mehr um deinen Vater, denn der allmächtige Gott hat dich erhört und die Engel führen mit deines Vaters Seele in den Himmel.“ Da rief sie dankbar und reichliche Thränen vergießend aus: „Herr, ich danke dir, daß du mich Unwürdige erhöret hast, durch deine milde Güte und nicht durch mein Verdienst!“

Die Kapelle im Klostergarten, in welcher Odilia Tag und Nacht um die Seele ihres Vaters geweint und gebetet hatte, heißt noch jetzt die Zährenkapelle: vor dem Altare auf dem Stein

war eine Vertiefung zu ſehen, welche, nach dem Vorgeben der gläubigen Pilger, die Spur ihrer Kniee zurückgelaſſen hatte.

Odilia war das Vorbild ihrer Kloſterfrauen, nicht nur durch ihre Heiligkeit, ſondern auch durch ihren einfachen und ſtrengen Wandel: „ire ſpiſe was girſten brot (Gerſtenbrod), jr bette eines beren hut, vnd jr küſſin ein herter ſtein.“

Da die Zahl der Pilger, namentlich auch der Kranken, die man daherbrachte, um ſie Odilia's Gebet und weitgerühmten Wunderkräften zu empfehlen, täglich zunahm; ſo ließ ſie, auf der halben Höhe des Berges, in einem friſchen Wieſenthale, welches ſich gegen St. Nabor, ſanft abſteigend, hinzieht, einen Spital für Kranke und Gebrechliche erbauen, denen es zu ſchwer würde, den hohen Berggipfel zu erſteigen. Ihre damals noch lebende, fromme Mutter Bereswinde gab zu deſſen Errichtung die ſämmtlichen Güter und Einkünfte her, welche ſie in dem Flecken Börſch beſaß, der in ältern Urkunden Berſa, Berſe hieß und ihr ſeinen Namen verdanken ſoll. Neben dem Spital wurde die Kapelle St. Niklaus gebaut, welche Odilia's Oheim, der h. Leodegar, ſelbſt einweihte.

Später, als die Zahl der Kloſterfrauen abermals zugenommen hatte, gründete Odilia in der Nähe des Spitals ein zweites Kloſter, welches ſie Niederhohenburg oder Niedermünſter nannte, und theilte ihm die Hälfte der zur obern Abtei gehörigen Güter mit, behielt aber, ſo lange ſie lebte, die Oberaufſicht über beide Stifte.

Da Odilia, ſo erzählt die Sage, um dieſen Bau bekümmert war, kam zu ihr ein Mann, der brachte ihr drei Zweige von einer Linde, damit ſie dieſelben vor das Kloſter ſetze, zu ihrem Gedächtniſſe.

Alſo hieß ſie drei Gruben machen und ſetzte, mit eigener Hand, den erſten Zweig im Namen Gottes des Vaters, den zweiten im Namen des Sohnes, den dritten im Namen des heiligen Geiſtes. Die drei Zweige wuchſen zu mächtigen Bäumen heran, deren Stämme ſtets geblieben ſeien und wieder von neuem ausgeſchlagen haben ſollen. Noch jetzt ſtehen drei uralte Linden an demſelben Orte.

Odilia hatte oft Geſichte, in welchen ſie mit den Geiſtern der Seligen verkehrte. So erſchien ihr einſt Nachts St. Johannes der Täufer, zu dem ſie eine große Andacht hatte, in der Geſtalt, in welcher er Chriſtus taufte.

Ihre Wunder waren nah und fern bekannt. Als ſie einſt

im Gebete lag, kam die Kellnerin und klagte, daß sie nicht Weingenug habe, den Frauen zu geben. Da sprach Odilia: Der Gott, der mit fünf Broden und fünf Fischen fünftausend Menschen speiste, der mag auch uns von dem wenig Weines tränken. Gehe hin und vollbringe deine Andacht in der Kirche, und nachdem Christus geboten hat, suchet zum ersten das Reich Gottes, so sollen euch zufallen alle zeitlichen Dinge nach eurer Nothdurft." Da nun die Zeit kam, da die Kellnerin das Essen aufstellen sollte, da fand sie das Faß voll Weines, so sie doch vorher leer gelassen hatte.

Einmal, während des Bau's der Kirche, fielen vier Ochsen mit einem mit Steinen beladenen Wagen über einen siebzig Fuß hohen Felsen hinab; die wurden aber durch St. Odilia's Gebet unversehrt erhalten, so daß sie zu derselben Stunde noch die Steine zum Bau der Kirche brachten.

Als sie einst von Hohenburg nach Niedermünster hinabsteigen wollte, fand sie an einem Felsen einen armen Pilger liegen, der mit der übeln Fallsucht behaftet war und vor Durst verschmachtete. Da schlug sie mit ihrem Stab an den Felsen und alsobald sprang daraus eine frische Quelle, woraus sie den Pilger erquickte.

Ueber dieser Quelle, die unter einem steinernen Kreuze heraus, in einen Trog läuft, erhebt sich ein Häuschen, in Form einer Kapelle, woselbst die Gläubigen beten, sich die Augen waschen und von dem heilkräftigen Wasser in Gefäße füllen und mit sich nehmen.

Da nun Odilia empfand, daß die Zeit ihrer Hinfahrt herannahe, begab sie sich in St. Johannis Kapelle und ließ alle ihre Frauen vor sich kommen und ermahnete sie, daß sie immerdar Gott vor Augen behielten und seinen Geboten treu lebeten, und daß sie für ihre Seele, so wie für ihre Verdern mit Fleiß beteten.

Hierauf hieß sie alle Frauen in eine andere Kapelle treten und daselbst im Psalter lesen. Inzwischen fuhr ihre selige Seele aus ihrem Leibe in die ewige Freude. Da verbreitete sich ein so süßer Geruch, daß ihn die Frauen in ihrer Kapelle empfanden. Und als sie kamen, fanden sie ihre selige Mutter Odilia, todt und auf den Knieen liegend. Darüber betrübten sie sich so sehr, besonders auch, daß Odilia ohne die hl. Sterbsakramente gestorben war, daß sie die Gnade des Herrn anriefen, er möge doch seinen Engeln gebieten, daß sie die heilige Seele in den Leichnam zurückführeten. Da ward Odilia wieder lebendig und sprach: „O ihr lieben Schwestern, warum habt ihr mir solche Unruhe gemacht,

„daß ich aus der ſeligen Geſellſchaft St. Lucia wieder in dieſen armſeligen Leib kommen?“ Alſo ließ ſie ſich einen Kelch reichen mit dem heiligen Sakrament, nahm es ſelbſten und ſodann fuhr ihre Seele wieder in den Himmel. Der Kelch, den ihr, nach einigen Legendenſchreibern, ein Engel des Himmels gebracht hatte, wurde lange Zeit in der Kirche aufbewahrt.

Odilia ſtarb wahrſcheinlich bald nach dem Jahre 720 und wurde in der St. Johannis-Kapelle begraben. Ihr Feſttag, 13. December, befindet ſich ſchon im alten Märtyrerbuche mit jenen aufgezeichnet, welche im 8ten Jahrhundert im Straßburger Bisthume feierlich begangen wurden. (Hunkler).

Der St. Odilienberg iſt, nicht nur wegen dem Andenken der hl. Odilia und wegen der reichen Naturſchönheiten, die er darbietet, ſondern auch wegen der vielen celtiſchen, römiſchen und mittelalterlichen Denkmäler, die ſich auf demſelben befinden, einer der merkwürdigſten und deßwegen beſuchteſten Punkte des Wasgau's. Die genauere Beſchreibung derſelben geben, außer Silbermann's trefflicher Schrift, die ſchon oben angeführt worden: Pfeffinger, Hohenburg, Straßburg 1828, und G. Schweighäuſer, Erklärung des neuaufgenommenen topographiſchen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs einſchließenden Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, Straßburg 1825.

Wie die ſpätere Volksſage einzelne Momente der Legende der hl. Odilia aufgefaßt, und auf eigenthümliche Weiſe verunſtaltet hat, beweiſt das nachfolgende Volkslied:

Die blinde Ottilia.

Ottilia war blind geboren,
Ihr Vater war ein gar grimmiger Mann,
Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

Er ſchlug dem Fäßchen einen Boden ein,
Und warf die arme Ottilia hinein,
Er warf ſie in das Waſſer, ja Waſſer

Sie ſchwamm drei Nächte und auch drei Tag,
Sie ſchwamm der Mühle wohl unter das Rad,
Das Rad, das geht ja ſtille, ja ſtille.

Die Mühle will nicht um's Mühlenrad gehn:
„Ach Gott! was iſt an meiner Mühle geſchehn,
Die Mühle geht ja ſtille, ja ſtille.“

Der Müller, der lief wohl zum Mühlenrad,
Und als er die arme Ottilia ſah,
Da zog er ſie aus dem Waſſer, ja Waſſer.

Der Müller erzog ſie bis zwanzig Jahr,
Bis daß Ottilia ein wackeres Mädchen war,
Da ging ſie über die Straße, ja Straße.

Da ſagten alle die Bürgersleut,
Ottilia wär ein gefundenes Kind,
Gefunden in dem Waſſer, ja Waſſer.

„Jetzt will ich nicht mehr heißen gefundenes Kind,
Viel lieber will ich ſuchen meinen Vater geſchwind,
Meine Mutter will ich beweinen, ja beweinen.“

Sie kniete ſich auf einen Marmelſtein,
Sie kniete ſich löcher in ihre Bein
Und betete für ihren Vater, ja Vater.

Und als ſie nun recht im Beten war,
Da ſtand der böſliche Satan da,
Der hatt' ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.

Das war nicht geſchehn mehr mein Lebenstag,
Daß ein Kind ſeinen Vater erlöſet hat
Aus den böſlichen Flammen, ja Flammen.

143.

Das hl. Kreuz in Niedermünſter.

S. Schweighäuser, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 53 u. f. — Silbermann, Beſchreibung von Hohenburg, S. 43 u. f.

Ein Graf, nach Andern ein Herzog von Burgund, Namens Hugo, hatte im Jahr 803 von Karl dem Großen koſtbare Reliquien zum Geſchenke erhalten und wollte dieſelben hinwieder einer

heiligen Stiftung zuwenden. Er ließ deßhalb ein mit ſilbervergoldeten Platten belegtes und reich verziertes Kreuz verfertigen, in welches er die Heiligthümer verbarg. Sodann lud er daſſelbe auf ein Kameel und befahl fünf von ſeinen angeſehenſten Rittern, dem Thiere freien Lauf zu laſſen und ihm zu folgen. Es hielt zuerſt in St. Nabor ſtille und man bezeichnete den Ort ſpäter durch eine Kapelle. Sodann ſtieg es das Thal aufwärts und gelangte nach Niedermünſter, welches ſomit in den Beſitz der Reliquien kam, unter welchen ſich ſogar die alte Krone der allemanniſchen Könige befunden haben ſoll.

Etwas rechts von dem Wege, der von Truttenhauſen nach Niedermünſter führt, ſteht die St. Jakobs-Einſiedelei, die, nach der Sage, von den fünf burgundiſchen Rittern erbaut worden iſt, welche den Reſt ihrer Lebenstage in der Einſamkeit zubringen wollten.

Nachdem Niedermünſter im Jahr 1542 durch eine Feuersbrunſt völlig zerſtört worden war, ließ der Biſchof von Straßburg das Kreuz nach dem Odilienkloſter bringen; allein, da auch dieſes, vier Jahre ſpäter, daſſelbe traurige Schickſal erlitten, wurde es den Jeſuiten in Molsheim zur Verwahrung anvertraut. Nach einem im Jahr 1663 gedruckten Büchlein, S. 122, ſtand auf dem Kreuze folgende Inſchrift: „Den 9. Heumonat iſt dieſes hochheilige Kreuz von Paris, durch Leitung der heiligen Engeln, auf einem Kameel an dieſes Ort gebracht worden, von dem berühmten Hugo und ſeiner Gemahlin Ada.“ — Seit der erſten franzöſiſchen Revolution iſt jede Spur deſſelben verſchwunden.

Der Umſtand, daß ein Thier (ein Kameel) den Ort bezeichnen ſollte, woſelbſt die heiligen Reliquien aufbewahrt würden, hängt mit uralten heidniſchen Sagen zuſammen. „Dem wandernden Heere pflegte ein göttlich geſandtes Thier den Weg und den Ort der Niederlaſſung anzuzeigen; Kolonien wurden nach dieſer Anführung gegründet, Städte, Burgen, Kirchen gebaut; den Beginn neuer Stiftungen und Reiche heiligen Thiere, die, menſchlichen Abſichten fremd, höheren Rathſchluß der Götter kund geben. Die griechiſche und römiſche Sage iſt voll ſolcher Beiſpiele: Ein Rabe führt des Battus Anſiedelung nach Cyrene; die Irpiner heißen von irpus, dem Wolf, der ſie leitete; Fiſki opferte um wegweiſende Raben.

Auch Hirſch und Hindin zeigen den Weg ... Eine Hirſchkuh zeigte den Franken die rettende Furt durch den Main." J. Grimm, deutſche Mythologie, S. 1093 und 1094.

So hatte ja auch eine Bärin mit ihrer Brut den Ort bezeichnet, wo St. Richardis die Abtei Andlau aufbauen ließ; Bienen denjenigen, wo ſpäter ſich das Kloſter Dreien-Aehren erhob, und wilde Tauben hatten die Stelle angedeutet, wo noch jetzt Maria zur Eich, bei Plobsheim ſteht u. a. m.

144.

Die unterirdiſchen Höhlen im Hagelſchloſſe.

E. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 58.

Unter dem auf der nordweſtlichen Seite des Odilienbergs gelegenen Hagelſchloſſe ſollen ſich, nach der Sage der Umwohner, unterirdiſche Höhlen hinziehen, aus welchen man oft lange Züge geſpenſtiger Weſen heraufwandeln ſieht. Auch behaupten die Förſter, daß ihre Hunde durch jene finſtern Gewalten in die Abgründe gelockt würden.

145.

Der Männelſtein.

E. *Pemel*, Statistique du Haut-Rhin, Colm. 1831, 4. S. 306 u. f. — Dr. J. Bader, Einleitung zu A. Schnezler's badiſchem Sagenbuche, I. XXI u. f. — Schweighäuſer, das Elſaß der Vorwelt, in C. Stöber's Alſa, Straßb. 1817, S. 24 u. f. — *Schweighæuser*, Explication du plan *topographique de l'enceinte antique, appelée le mur payen, heidenmauer* etc. Strasb. 1825, S. 8. — Schriftliche Mittheilungen von L. Schneegans und von Pf. Ringel. — Mündliche Ueberlieferungen.

Allgemein iſt die Sage auf beiden Ufern des Rheines, namentlich in den Vorgegenden verbreitet, daß vor undenklichen Zeiten das ganze Rheinthal, von den höchſten Gipfeln des Jura's an, zwiſchen dem Wasgau und ſeinen Verzweigungen und dem Schwarzwald, dem Odenwald und den übrigen Gebirgshöhen nord-

wärts, bis gegen Bingen, ein ungeheurer See sich erstreckt habe, dessen Ufer die höchsten Bergspitzen zu beiden Seiten gebildet.

Im Elsaß ist sie namentlich in Rappoltsweiler bekannt und schließt sich an die große Tännchel oder Tännichelmauer, und an die Felsenkette, welche sich oberhalb Gebersweiher und Pfaffenstein bis zu dem Wallfahrtsorte Schauenburg hinzieht. Da haben überall die alten Leute auf den Bergen von ihren Altvätern, und diese wieder von ihren Vorfahren, die Kunde von dem Vorhandensein starker Eisenringe [1]) vernommen, die an den Felsen befestigt waren, und die ihre Voreltern noch gesehen haben wollen, Ringe, an welchen einst die Schifftaue angebunden worden wären.

Ein verehrter Landsmann, Herr Metzger, Vater, in Kolmar, besitzt einen Untersuchungsakt, in welchem die Sache ganz ernstlich und in gerichtlichen Formen verhandelt wird: es kömmt darin ein Zeugenverhör vor, in welchem mehrere Personen feierlich erklären, die Ringe entweder selbst gesehen oder davon gehört zu haben.

Eben so fest haftet die Sage in der Umgegend des Odilienberges, wo sie einerseits von einer großen Wasserfluth spricht, der zufolge das St. Ulrichsthal, hinter Barr, entstanden wäre (vergl. S. 163); andererseits den Männelstein als einen der vorzüglichsten Landungsplätze in jenen längstentschwundenen Urzeiten bezeichnet.

Der Männelstein ist der höchste Punkt des St. Odilienberges, er besteht aus einer etwa vierzig Schritt langen starr sich erhebenden Felsenmasse und ist 833 Metres (2564 Fuß) über der Meeresfläche erhaben. Man gelangt dazu, wenn man beim Landsperger Schlosse über die sogenannte Handschab durch die Bruchstücke der Heidenmauer emporsteigt. Die Aussicht auf die nahgelegenen Schlösser und in die Thäler, sowie in die Ferne, bis zu den Gipfeln der Schweizeralpen, ist eine der bezauberndsten des ganzen Rheinthals.

„Im Jahr 1838, als ich dem Auftrage des Professor G. Schweighäusers, von Straßburg, gemäß einige von ihm angedeutete alte Denkmäler in der Umgegend vom Odilienberg be-

---

[1]) Einen solchen zeigt ein im Jahr 1800 verfertigter Plan des Odilienbergs. S. Pfeffinger, Hohenburg, Taf. IV.

suchte und aufnahm, erzählte mir eine Schwester des seitdem verstorbenen Inspektors J. Böckel Folgendes:

„Ich weiß mich noch ganz wohl zu erinnern, daß mein alter Lehrer, Pfarrer *** allhier, zu Barr, wo er ein Töchter-Institut hatte, uns Mädchen einmal mit sich auf den Männelstein nahm, um uns die Ringe zu zeigen, an denen, wie er sagte, die Schiffe befestigt wurden, welche hier landeten, zur Zeit, als das ganze Land ein großer See war. Er legte sich auf den Bauch, lehnte sich etwas über den Rand des hohen Felsens hinaus und berührte mit seinem spanischen Rohre die Ringe, so daß wir sie deutlich klingeln hörten. Ich meine sie noch zu hören, gesehen habe ich sie nicht; aber beherztere Mädchen als ich wollen sie sogar gesehen haben." (Pf. Ringel.).

Professor Schweighäuser behauptete auch, die Phönizier hätten auf ihren Seefahrten den Kanal benützt, der durch das Querthal am Fuße des St. Valentinberges führt, auf welchem das Schloß Girbaden liegt. Auf dem sogenannten Purpurschlößchen, wo sie eine Niederlage ihrer Waare gehabt haben mochten, hätten sie Rasttag gehalten und von da die Sternwarte besucht, die auf dem St. Valentinsberge gestanden, wo noch heutzutage (?) ein Orion, in Stein gehauen, zu sehen sei. Von dort seien sie in die Gegend von Dabo oder Dachsburg gezogen [1]).

Der Ursprung des Namens Männelstein, der auf einem Plane vom Jahr 1603 auch Einstein genannt wird, ist vielleicht in dem celtischen mean, maen, men zu suchen, das noch jetzt in der Bretagne Stein bedeutet; wovon dann men-hir, d. h. ein langer Stein, gebildet wurde, deren es ehemals im Dachsburgischen viele gegeben hat. Der Punkt eignete sich ganz zum druidischen Kultus, an welchen schon das am Fuße des Berges gelegene Truttenhausen, Druidenhaus (vergl. S. 167) erinnert; sowie (wenigstens nach mehrern Alterthumsforschern) die einst den ganzen Berg umgebende Heidenmauer.

---

[1]) Auch hier ist die Sage von den Schiffringen verbreitet, wie weiter unten gezeigt werden soll.

Später hätte das Volk die urſprüngliche Bedeutung des celtiſchen men vergeſſen und den Klang deſſelben im Männelſteine feſtgehalten.

Auch auf dem rechten Rheinufer, im Badiſchen, lebt, wie ſchon oben geſagt, die Ueberlieferung, daß das ganze Rheinthal einſt ein ungeheurer See geweſen: „Heute noch zeigt man längs der Vorhügel (des Schwarzwaldes) hin, hoch oben an Felswänden, die eingekeilten Eiſenringe, welche einſt ſtatt des Ankers zum Anhaken der Schiffe gedient. Z. B. an den Felswänden beim Kukuksbad, zwiſchen Bellöweil und Kirchhofen, im Breisgau. An den Thurmſteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls ſolche Ringe gefunden haben.“ S. J. Bader's Einleitung zu A. Schnezler's badiſchem Sagenbuche, I, S. XXII. Der Herausgeber fügt hinzu: „Uralte Sagen ſprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth in unſern Gegenden, und bis in den tiefſten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen tropiſchen Himmelsſtriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unſere Heimat geeignet war. Ueberreſte von Palmen [1]), Datteln und andern tropiſchen Erzeugniſſen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jetzt nur noch im Süden finden, ſind aus den Tiefen unſeres Bodens zu Tage geſchürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradieſiſchen Vorwelt, die auch von einem göttlichen Menſchengeſchlechte bevölkert geweſen ſei und erſt durch die von manchen Geologen angenommene Verrückung der Erdachſe ſich in die uns bekannte rauhere Welt umgewandelt haben mag.“

Auf den See im Rheinthale bezieht ſich ſchließlich auch folgende von B. Bader in Mone's Anzeiger, 1838, mitgetheilte Sage:

„Bei dem Heidenthurme, welcher auf dem Gipfel des

---

[1]) Auch bei Lahr, Colayo, in einem Seitenthale des Leberthals, findet man Abdrücke von Palmen. — Die eben ausgeſprochene Anſicht vertheidigt auch C. Schweighäuſer in dem bereits angeführten Aufſatze: „Das Glas der Vorwelt.“ dieſer gelehrte Alterthumsforſcher blieb derſelben bis an ſein Ende treu und ſammelte mit großem Fleiße und bedeutendem Geldaufwande Sagen und Dokumente zu einem großen Werke, in welchem er beweiſen wollte, daß das Paradies der Bibel im Weſten, zwiſchen der Schweiz und Italien, zu ſuchen ſei, und daß alle Kultur von Weſten herkomme und ſich nach Oſten hin verbreitet habe.

Berges (oberhalb Durlach) ſteht und ſo tief in den Grundboden hinabgeht, als er daraus emporragt, befand ſich vordem eine ſtattliche Burg. Darin hausten zur Zeit, als das unterliegende Rheinthal noch einen einzigen See bildete, Seeräuber, welche ihre Gefangenen in das finſtere, feuchte Verließ des Thurmes an Stricken hinabzuverſenken pflegten, um ſie nie mehr wieder das Licht des Tages erblicken zu laſſen. Einſt erbot ſich ein Gefangener, das Thal vom Waſſer zu befreien, wenn man ihm dafür die Freiheit ſchenkte. Nachdem dieſer Vertrag eingegangen war, begab ſich der Gefangene zu dem damals noch geſchloſſenen Bingerloche und ließ die dortigen Felſen durchbrechen, wodurch der Rhein ſeinen Abfluß erhielt und das Thal zu einem urbaren geſegneten Landſtrich wurde."

146.

Die Heidenmauer.

Vergl. außer den ſchon bei den beiden vorhergehenden Stücken angeführten Schriften von Silbermann, Schweighäuſer und Pfeffinger noch: Dr. H. Schreiber, Taſchenbuch zur Geſchichte und Alterthum in Südteutſchland, Freiburg 1841, S. 180 u. f., und die Verhandlungen des Congrès scientifique de France, 10. Session, Strasbourg, I, S. 405 u. II, S. 530.

Die Alterthumsforſcher ſchreiben den Bau der ſchon erwähnten großen Lagermauer, welche ſich um die Höhe des St. Odilienberges in einer Oberfläche von mehr als einer Million Metres in's Gevierte zieht, jetzt beinahe einſtimmig den Celten zu. Sie hätte nach Schweighäuſers ſpäterer Anſicht eine religiöſe Beſtimmung gehabt und mochte zur Sicherung der heiligen Schätze ſowie zur Weide des Opferviehes gedient haben. Dr. H. Schreiber dagegen ſagt: „Wir dürfen nicht anſtehen, dieſe Mauer als ein verſchanztes Lager für das ganze Volk, im eigentlich celtiſchen, alſo nationalen Sinne anzuerkennen; als einen Kriegsplatz, oppidum Mediomatricorum, in welchen ſich die geſammte Bevölkerung bei feindlichen Einfällen zum Schutze zurückzog."

Das Volk nennt dieſe Mauer die Heidenmauer oder auch Teufelsmauer, indem es den Bau derſelben dem hölliſchen Geiſte zuſchreibt; ſowie in der heidniſchen Vorzeit ähnliche groß-

artige Bauwerke den Riesen zugeschrieben wurden, die der christliche Volksaberglaube ja so häufig in Teufel übergehen läßt.

Zu Bauten holt man sich in der Umgegend gerne wenigstens einen Stein aus der Heidenmauer, da man denselben eine besondere festigende Kraft zuschreibt. Darauf spielt auch G. Dürrbach in seinem Gedichte „Der Stein der Heidenmauer" an:

Wer in der Gegend bauet,
Der nimmt zu seinem Haus
Von der zerfall'nen Mauer
Sich einen Stein heraus,
Und glaubt, der Stein ertheile
Dem Hause Festigkeit,
Und Allen, die's bewohnen,
Noch Heil in jeder Zeit.

S. des Herausgebers: Elsässisches Sagenbuch, Straßburg, 1842, S. 191.

147.

Die Geister auf dem Hochfeld.

Mündlich.

Auf dem Hochfeld oder Feuerfeld, Champ du feu, — welcher letztere Name wahrscheinlich davon herrührt, weil man auf demselben Allarm- oder Freudenfeuer anzündete, — gehen viele Geister, welche die Leute necken und irre führen. Kein Bewohner der Umgegend wird zur Nachtzeit oder bei nebeligem Wetter, selbst am Tage, auf diesen Berg gehen. Waldhüter, Köhler und Meiler, denen alle Stellen desselben bekannt, sind schon beim hellen Sonnenscheine von ihnen ganz vertrauten Wegen abgekommen und stundenlang in der Irre herumgeführt worden.

Ueber irreführende Geister vergleiche S. 46.

143.

Die Kirche zu St. Peter und Paul in Rosheim.

Vergl. L. Schneegans, in den Elsäß. Neujahrsblättern, Basel 1843, S. 180.

In seinem festen Schloße zu Rosheim saß der Graf von Salen, ein finsterer, hartherziger Mann. Dem hatte ein furchtbarer, im nahen Walde hausender Wolf nach und nach mehrere Kinder gefressen. Es war ihm zuletzt nur noch ein einziger Knabe übrig geblieben. Aber so sehr ihn der unglückliche Vater auch bewachen ließ, gelang es dem Wolfe dennoch, ihn eines Tages zu überraschen und seinen Jungen zum Fraß in die verborgene Felsenhöhle zu schleppen.

Anfangs brach der Graf in wilden Schmerz und Verzweiflung aus und klagte Gottes Unbarmherzigkeit und Härte wider ihn und sein Geschlecht an. Da schlug er aber einsmals in sich, erkannte seinen stolzen, gottentfremdeten Sinn und bat einen frommen Waldbruder, den er in der Nachbarschaft kannte, um Rath in seinem Elende.

Der Klausner tröstete ihn und versprach ihm Vergebung seiner Sünden, und machte ihm auch Hoffnung, daß ihm seine Gattin noch mehrere Erben schenken werde, die das schreckliche Schicksal ihrer anderen Geschwister nicht treffen sollte, — wenn er eine Kirche an dem Orte bauen lasse, den ihm ein Vogel im Walde anzeigen würde.

Der Graf gelobte es freudig, und als er durch die Wildniß schritt und zu einer einsamen Kapelle kam, flog plötzlich ein Vogel auf, umkreiste ihn einige Male und setzte sich sodann in der Nähe der Kapelle nieder.

Graf Salen erkannte darin das Zeichen des Himmels und ließ auf derselben Stelle die schöne Kirche zu Ehren St. Peter's und St. Paul's errichten, die sich noch jetzt in dem ehemaligen Reichsstädtchen Rosheim erhebt.

„Oben an der Vorderseite der Kirche hat der uns leider unbekannt gebliebene Künstler, der dies Meisterwerk vollbracht, auf beiden Seiten ein Unthier abgebildet, das einen Menschen in gewaltigen Tatzen unter sich hält. Auf dem First des Giebels stellte er den Vogel vor, welcher dem Grafen die Stelle für seine Kirche angewiesen. Dem gläubigen Christen erscheint dieser Vogel, ein königlicher Aar, zugleich als ein Sinnbild des reinen, vom Himmel stammenden Glaubens, der den Menschen adelt und ihn befreit von den thierischen Leidenschaften, von den irdischen Banden, deren Herrschaft weiter unten in den zwei den Menschen unterdrückenden Unthieren angedeutet ist. Weiter hinten an der Kirche, am Untersatze des Thurmes, sitzet eine männliche Gestalt, gen Himmel blickend, das Antlitz gegen den auf der Giebelspitze thronenden Adler gerichtet, vermuthlich den frommen Stifter des Gotteshauses darstellend. Und noch bestehen auf der Südseite des Querbaues die Ueberreste der alten Kapelle, bei welcher der Vogel sich zur Erde niedergelassen. Sinnreich hat sie der Werkmeister in seinen Wunderbau aufgenommen." (L. Schneegans.)

Der Wolf, in der christlichen Symbolik das Sinnbild des seelenräuberischen Satans, kömmt häufig in Sagen vor, welche sich auf den Bau von Gotteshäusern beziehen. S. Fr. Nork, Mythologie der Volkssagen, S. 370 u. ff. Ueber Vögel und andere weisende Thiere vergleiche die Bemerkungen zum d Kreuz in Niedermünster, S. 178.

149.

Engel behüten die Kirche vor der Wuth der Mansfeldischen Truppen.

§ Th. de Marville, Voyage pittoresque en Alsace, Mulh. 1844, S. 91.

Als im Jahr 1622 des Grafen von Mansfeld wüthende Kriegsschaaren das Städtchen Rosheim eingenommen und in Brand gesteckt hatten, blieb die Kirche zu St. Peter und St. Paul allein unversehrt. Es hatten sich nämlich himmlische Engel mit Brandfackeln in den Händen rings um das Gotteshaus aufgestellt und schwenkten dieselben immerfort hin und her; so daß die

Plünderer sie für Leute aus ihrer Mitte hielten und ihnen das Anstecken des Gebäudes überließen, um anderswo Raub und Mord auszuüben.

Daß geweihte Orte, Kruzifixe, Heiligenbilder aus den Flammen wunderbar gerettet werden oder unbeschädigt bleiben, ist viel verbreiteter Volksglauben. Vergleiche: „Das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren," S. 96. — So steht auch in Rorxheim, auf dem Platze vor dem Gebäude, in welchem die lateinische Schule gehalten wird, ein hölzernes Kruzifix, das einzige Ueberbleibsel einer hier völlig in Brand aufgegangenen Kirche.

180.

Die Geisenkapelle auf dem Glöckelsberg.

Mündlich.

Ein Geislein weidete vor vielen Jahren auf dem Glöckelsberg bei dem Dorfe Innenheim. Da kam plötzlich ein Wolf die Höhe herab auf es zugerannt; allein das Geislein hatte ihn noch zeitig genug erblickt und flüchtete sich hinter die Thüre der nahgelegenen offenstehenden Kapelle. Der Wolf stürzte ihm mit wilder Gier nach; da er aber an ihm vorübergerast war, dem Altare zu, so sprang das kluge Thier hurtig hinter seinem Verstecke hervor und riß mit seinen Hörnern die Thüre hinter sich zu, so daß der Wolf gefangen und nachher von den herzugeeilten Bauern totgeschlagen wurde.

Seitdem nennt man die Innenheimer Kapelle auch die Geisenkapelle.

Ueber der nördlichen Kirchenthüre im badischen Dorfe Eichel, bei Wertheim, ist ein Widder mit dem Kreuze in Stein gehauen, nach welchem ein Wolf den Rachen aufsperrt; auch ist in der Umgegend das Sprüchwort üblich: „In Eichel fängt das Schaf den Wolf."

Bild und Sprichwort finden ihre Erklärung in folgender von Mone (Anzeiger f. 1837) mitgetheilter Sage, die der unſrigen beinahe gleich iſt:

„Vor langer Zeit, als die Gegend bei dem Dorf Eichel am Main noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, die Maria zur Eiche heißt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, ſein Gebet zu verrichten. Mittlerweile kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieſes riß ſich los und ſprang in die Kirche, und der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingeſperrt und wurde umgebracht."

151.

Das Teufelsgebirg.

Mündlich.

Auf dem Wege vom Klingenthal nach dem Schloſſe Gr baden, in der Nähe des Dorfes Laubenheim, befindet ſich mitten im Walde, und mit Moos und niederem Geſträuche bedeckt, ein Haufe aufgethürmter Felſenſtücke, von welchen mehrere regelmäßige Formen darbieten und behauen worden zu ſein ſcheinen.

Ein Wegweiſer von Rosheim ſagte mir, der Teufel habe hier ein Haus bauen wollen, aber da es beinahe fertig war, ſchoſſen es ihm die Engel vom Himmel herab mit goldenen Pfeilen zuſammen.

Der Steinhaufe heißt in der Umgegend das Teufelsgebirg.

Daß der Teufel durch das Dazwiſchentreten himmliſcher Gewalten und Erſcheinungen oder durch von Menſchen ausgeſtoßene Ausrufungen — Helf Gott! Jeſus Maria! — in ſeinen Unternehmungen geſtört werde, iſt allgemein verbreiteter Volksglaube und kömmt häufig in den Sagen vor. Vergleiche z. B. die nachfolgende

---

152.

Die St. Valentins-Kapelle im Schloß Girbaden.

Mündlich

Der Teufel ſah eines Tages eine große Menge Menſchen, welche auf dem Berge, deſſen Spitze das Schloß Girbaden krönt, mit Errichtung eines Baues beſchäftigt waren. Nachdem ſich zur Abendzeit die Arbeiter in's Thal heruntergezogen hatten, nahte ſich der Teufel dem Gebäude und beſchloß daſſelbe zu vollenden und ein ſtattliches Wirthshaus, zu Tanz und Trinkgelag, daraus zu machen; und damit man um ſo bequemer den hohen Berg hinaufkommen könne, ließ er über Nacht durch die ihm unterthänigen Geiſter einen breiten gepflaſterten Weg machen.

Als des andern Morgens früh die Bauleute wieder zur Arbeit gehen wollten, ſahen ſie bald, daß der Teufel Hand an's Werk gelegt hatte. Einer von ihnen eilte aber voraus und ſteckte ein Kreuz auf das Gebäude, welches eine dem h. Valentin erbaute Kapelle war.

Als der Teufel, welcher im nahen Gebüſche verſteckt geweſen, dies ſah, griff er in ſeiner Wuth nach einem Felſenſtücke, um das Kirchlein damit zu zerſchmettern. Da erſchien plötzlich der h. Valentin, im Prieſterkleide, und ſtreckte ſeine Hände ſegnend über die Menge aus. Der Teufel ſtürzte fluchend davon.

St. Valentin, der nach der Sage im Jahr 1445 Gebweiler von den Armagnaken befreite und deſſen Reliquien fromme Mönche von Rom nach Ruffach gebracht hatten, was Veranlaſſung zur Stiftung des St. Valentinsklosters daſelbſt gab [1]), — iſt in den Thälern der Brenſch und der Magel in großer Verehrung. Der Berg, auf welchem Girbaden liegt, trägt von ihm den Namen St. Valentins- oder Veltenberg, und das Schloß ſelbſt heißt in der Umgegend das Veltenſchloß. Am Patronstage, 13. Februar, ziehen zahlreiche Prozeſſionen auf den Berg; iſt das

[1]) Vergl. oben S. 49 u. 50

Wetter gelinde, ſo bringen ſogar viele Pilgrime aus entfernten Ortſchaften die Nacht auf dem Berge zu und lagern ſich auf dem weichen Gras und Mooſe, namentlich auf dem nördlichen Abhange.

Von den Erbauern und Beſitzern des Schloſſes iſt wenig bekannt. Eine Familie von Girbaden, deren Geſchichte ebenfalls im Dunkeln liegt, erſcheint zuerſt im Jahr 1262, erliſcht aber im 15ten Jahrhunderte. Nach Hoh-Königsburg iſt Girbaden wohl die bedeutendſte Schloßruine auf den Vogeſen.

153.

Der luſtige Vogt auf Girbaden.

€ *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Pol. 65, nach alten Familien-Papieren des Geſchlechts der Rathſamhauſen.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts lebte ein Vogt oder Amtmann der Familie Rathſamhauſen auf dem Schloſſe Girbaden. Derſelbe war ein luſtiger Geſelle; er hatte im Keller die beſten Weine des Landes und liebte die Freuden der Tafel und fröhlicher Geſellſchaft.

Wenn Einer zum erſtenmale in Girbaden einſprach, ſo ſtellte man beim Gelage einen großen ſteinernen Krug auf, in Geſtalt einer Eule, und auch alſo genannt; während der Gaſt denſelben leerte, ſetzte man ihm einen reichgeſchmückten Filzhut auf, den er vor Keinem abnehmen durfte und hätten Fürſten mit zu Tiſche geſeſſen.

154.

Die Belagerung von Girbaden.

Mündlich — Vergl. Elſäſſiſches Sagenbuch, S. 199

Das Schloß Girbaden ward einſt von dem Feinde hart bedrängt und von allen Seiten ſo feſt umſchloſſen, daß es nicht lange hätte widerſtehen können, wenn die Belagerten nicht zu einer Liſt ihre Zuflucht genommen hätten. Im Schloſſe war aller Vor-

rath aufgebraucht, bis auf eine einzige Kuh und ein Säckchen voll Waizen. Diesen gaben sie nun der Kuh zu fressen und warfen sie sodann über die Mauer in's feindliche Lager hinab.

Als die Belagerer die frischen Waizenkörner in dem Magen der Kuh fanden, dachten sie, die im Schlosse hätten noch lange keinen Mangel zu erleiden, und hoben somit die Belagerung auf.

155.

Die Gerichtsnacht auf Girbaden.

Mündlich — Th. *de Morville*, histoire pittoresque de l'Alsace, S. 97.

Die Geschichte von der Zerstörung des Schlosses Girbaden liegt im Dunkeln. Von einigen Schriftstellern wird sie den Schweden zugeschrieben, die während des dreißigjährigen Krieges auch das Elsaß besetzt hielten und die meisten unserer alten Burgen zerbrachen; von andern einem Haufen lotharingischer Soldaten, die, von einem Knechte des Schlosses geführt, dasselbe zu Ende des 17. Jahrhunderts einnahmen, verwüsteten und alle Bewohner desselben mordeten.

Das Volk hat letztere Meinung festgehalten und knüpft daran die Sage von der schrecklichen Gerichtsnacht, welche alljährlich, am Haslacher Meßtage, von den Geistern des Schlosses gehalten wird.

Um Mitternacht, so erzählen die Bewohner der am Fuße des Veltenberges liegenden Ortschaften, erhebt sich der Burgvogt aus seinem Grabe und eilt durch alle Gänge und Zimmer des Schlosses, das Ingesinde aufzuwecken und zur Rache zu rufen. Vier Diener steigen sodann in ein jetzt zum Theil verschüttetes Gewölbe und tragen den Sarg der Gräfin von Girbaden herauf. Bald sammeln sich um denselben alle Geister der damaligen Bewohner des Schlosses. Der Burgvogt, mit hohlen, funkelnden Augen und frisch blutenden Wunden am Leibe, tritt an ihre Spitze. Nun wird der verrätherische Knecht, in ein rothes Hemd gehüllt, herbeigeschleppt. In seiner Hand trägt er den Schlüssel zur Pforte, durch welche er einst die lotharingischen Soldaten in's Schloß geführt hatte.

Nun beginnt das Gericht. Er wird verhört; sucht sich zu

vertheidigen und wird von der Versammlung für schuldig erklärt. Die Gräfin, die bis jetzt regungslos in ihrem Sarge gelegen, ruft mit heller Stimme dem Burgvogte zu: „Räche den Verrath!"

Alsobald wird der Knecht niedergerissen. Die Sturmglocke wird angezogen und alle Anwesenden fassen sich bei den Händen und fliegen in wildem Tanze um ihn herum, bis beim ersten Morgengrauen Alles verschwindet.

Dieses Gericht soll während einer ganzen Woche jede Nacht wiederholt werden, und mancher Förster behauptet, das fürchterliche Geschrei der Geister und dazwischen das grelle Läuten der Sturmglocke gehört zu haben.

146.

Der Feengarten und die Feenbrücken.

Mündlich. — Vergl. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 92. — Desselben: Enumération des monuments les plus curieux du département du Bas-Rhin, Strasb. 1842, S. 4. — Dr. H. Schreiber, die Feen in Europa, Freiburg i. B. 1842, 4°, S. 24 u. ff.

Auf der südlichsten Spitze des Langenbergs oder Katzenbergs, der sich im Breuschthale, oberhalb der Dörfer Lützelhausen und Viche hinzieht, befindet sich ein sogenannter cromlech [1]) oder Druidenkreis, eine jener Steinbegränzungen, welche bei den Celten die den Göttern geweihten Orte umgaben. Er beträgt etwa hundert Schritte im Durchmesser; auf der einen Seite wird er durch Platten und abgeflachte Felsstücke, auf der andern durch eine Steinmauer gebildet. Darin liegen unbehauene Felsstücke unter einander; einige von länglichter Form scheinen einst aufgerichtet gewesen zu sein. Die Umwohner nennen diesen Ort den Feengarten und machen ihn zum Mittelpunkte vieler Sagen.

Oberhalb des Feengartens, auf dem Bergkamme, welcher den Langenberg mit andern westlich gelegenen Bergen verbindet, ragt ein riesenmäßiger, aus Felspfeilern von der Natur gebildeter Dreifuß empor, der vom Thal aus gesehen als ein einzeln dastehendes

---

[1]) Kroumm, bogenförmig; lesc'h, Ort; kymrisch

Thor oder als das Ueberbleibſel eines Triumphbogens erſcheint und in den benachbarten Dorfſchaften unter dem Namen Thürgeſtell bekannt iſt.

Vom Feengarten aus, ſowie auch vom Thürgeſtelle, ſo erzählen die hier ſchon franzöſiſch ſprechenden Thalbewohner, wollten vor uralten Zeiten die Feen mehrere Brücken über das Breuſchthal hinbauen, wovon die vielen zerſtreut daliegenden Steine noch die Ueberreſte ſeien; allein ihre Macht habe aufgehört, bevor ſie mit dem Werke fertig geworden. Die Leute im Thal ſtreiten ſich ſogar noch jetzt über die Frage, ob die Feen wirklich verſchwunden, oder ob ſie nur eingeſchlafen ſeien und eines Tages wieder erwachen und ihre Macht von Neuem ergreifen werden.

Weiter ſüdlich, ebenfalls im Waſſichin-Gebirge und auf der Gränze zwiſchen Elſaß und Lotharingen, in der Umgegend von St. Dié, glaubt das Volk, die Feen ſeien in Maulwürfe verwandelt worden.

Eine von den oben erwähnten Sagen, die ſich auf den Langenberg beziehen, lautet alſo:

In dem Feengarten erſcheint bisweilen Nachts eine Schaar weiß gekleideter Jungfrauen, Feen, welche einen Reigen tanzen. Manchmal kömmt von dem entgegengeſetzten Berge ein Wagen, mit feurigen Roſſen beſpannt, durch die Luft nach dem Feengarten gefahren. Alſobald verſchwinden die Jungfrauen. Eine derſelben, heißt es, ſteige alsdann in's Thal herab und begebe ſich in die Kirche von Haslach, um zu beten. Sobald ſie ihr Gebet verrichtet hat, tritt ſie ihren Weg zum Berge wieder an. Bei ihrem Anblicke verſchwindet der Wagen, welcher unterdeſſen den Ort im Kreiſe umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erſcheinen wieder auf dem Berge.

Es iſt außer Zweifel, daß die im Volksglauben bekannten Feen celtiſchen Urſprungs ſind und Erinnerungen an die Druidinnen. Sie erſcheinen überall, wo einſt von dem celtiſchen Kultus geheiligte Stätten waren, und ihre nächtlichen Tänze gehen auf nächtliche myſteriöſe Ceremonien dieſes Volkes zurück.

Merkwürdig iſt es, daß die ſpäter eingewanderte deutſche Bevölkerung diesſeits der Vogeſen gar nichts von den Feenſagen

zu kennen ſcheint, womit ſich jenſeits derſelben die Nachkommen der Urbewohner, in der Seelenzahl überwiegend, ſo ſehr beſchäftigen. (Schweighäuſer.)

„Die Feenſagen, berichtet ebenſo H. Schreiber, ſind ſo eigenthümlich keltiſch, daß das Gebiet, in welchem ſie ſich bewegen, noch jetzt geographiſch umſchrieben werden könnte. Namentlich dürfte ſich gegen Deutſchland die Gränzmarke derſelben über die Vogeſen und den Jura und über die höchſten Firſten der Alpen hinziehen. Was diesſeits dieſer Linie liegt, kennt volksthümlich dieſe Sagen entweder gar nicht, oder nur ſekundär; hat ſie alſo nicht ſelbſt erlebt, ſondern nur gehört, oder geleſen. Wenn daher Grimm die Feen auch in die deutſche Mythologie einzuführen verſucht, ſo zweifelt er ſelbſt: ob es nicht vom keltiſchen Glauben nachhallende weibliche Weſen ſeien. Die Feen gehören dem untergehenden Druidenthume, jedoch noch innerhalb desſelben, — der Rieſenperiode des Volkes an."

157.

Der Rieſe auf dem Rollen.

Männlich.

Auf dem weſtlich vom Langenberge gelegenen hohen Rollen[1]) haust ein ungeheurer Rieſe, in der dortigen Mundart Räger, Reger[2]) genannt.

Vor dreißig Jahren ſoll unter einem gewaltigen Steinhaufen das Gerippe dieſes Rieſen gefunden worden ſein. Ein Förſter aus jener Gegend erzählte einem meiner Freunde, es ſei ſodann einige Jahre darauf eine Geſellſchaft auf den Berg geſtiegen, unter welcher mehrere Gelehrte aus Danzig, die hätten ſämmtliche Kno-

---

[1]) Rollen heißt im Berner Oberland und hie und da in der Schweiz eine ſteile Böſchung am äußerſten Ende eines Hochgebirges oder deſſen oberſter Gipfel; das Wort ſtimmt mit Otfried's nol und Tatians nollo, ſowie mit dem durch den Gaumenlaut vermehrten engliſchen Knoll, ſpitziger Hügel, zuſammen. Stalder, Schweiz. Idiotik II, 242.

[2]) Recke, aus dem altdeutſchen recko, ein Held, ein rieſenmäßiger Held, Rieſe; Zeitw. recken

chen des Riesen mit sich fortgenommen. Der Steinhügel ist noch jetzt da zu sehen.

Ueber die Riesen im Elsaß vergl. S. 88 und S. 129.

Als Zugabe zu unsern Zwergen- und Riesensagen folge hier eine Stelle aus der so naiven Vorrede des Heldenbuches (Ausg. Frankfurt, 1590), die von der Erschaffung dieser Ueber- und Untergrößen menschlicher Gestalt handelt:

„Zum ersten ließ Gott die Zwerglein werden, umb deß willen, daß das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin (Perlen) in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, daß sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle Dinge gut waren. Sie wußten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darumb gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel, daß sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn groß Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen ließ werden, das war darumb, daß sie solten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, daß die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden: darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böß und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

Das Verhältniß zwischen den Riesen, Zwergen und Helden tritt besonders anmuthig im hörnernen Siegfried (Kleines Heldenbuch) hervor, woselbst der Zwergenkönig Eugel dem Helden Siegfried im Kampfe gegen den Riesen Kuperan beisteht.

188.

König Pharamund's Grab auf dem Wasgenſtein.

Mündlich — Vergl. *Schöpflin*, Alsace illustr., I, S. 35. — L. Simrock, der Rhein, 2. Aufl., Leipz. 1847, S. 55.

Oberhalb Framont, in einer Verzweigung des Breuſchthals, auf einem der höchſten Gipfel des Waſſichin, an deſſen Fuße die alte Heerſtraße von Elſaß nach Lotharingen vorbeizieht, erhebt ſich ein mächtiges Felſenthor, der Wasgenſtein genannt, von dem die alten deutſchen Heldenlieder häufig ſprechen. Unter demſelben liegt der Frankenkönig Pharamund begraben, der auch dem Orte Framont, Pharamundi mons, den Namen gegeben hat.

So die Sage. Schöpflin ſpricht jedoch dieſe Ehre dem wahrſcheinlich fabelhaften Könige Pharamund ab; er weiſt desgleichen die Ableitungen von Frankenberg, von mons fractus, alſo Frakmont ab, und iſt der Meinung, der Name komme von ferratus mons, der Eiſenberg, her; da in dem Berge, an deſſen Fuße Framont liegt, viel Eiſenerz gegraben werde und zudem die Straße, die ſich daſelbſt hinzieht, Spuren von einer alten Römerſtraße aufweiſt; dieſelbe wäre nach ihm eine jener Straßen, welche die Römer eſt in ihren eroberten Provinzen anlegten, und welche im Mittelalter viæ ferratæ hießen, ſei es wegen ihrer Feſtigkeit und Ausdauer, oder wegen der Eiſenfarbe, welche ihnen die grauen Kieſel gaben, aus denen ſie gebaut waren.

159.

Der Kampf der Helden auf dem Waogenſtein.

Nach dem altern deutſchen Gedichte Walther und Hildegunde, in zwölf Abenteuern. In's Neudeutſche überſetzt von K. Simrock; in deſſen Kleinem Heldenbuche, Stuttg. u. Tubing. 1844. S. 3—79.

Die Kunde, daß der grimme Heunenkönig Etzel (Attila) ſich mit einem zahlreichen Heere vom Donauſtrande aufgemacht habe, um gegen den Rhein zu ziehen, erfüllte die Lande mit Schrecken.

Um die Gräuel der Verwüſtung, welche überall dem Zuge des Siegers folgten, von ihren Völkern abzuwenden, beſchloſſen die Könige, denen die Lande unterthänig waren, Etzeln Schätze und Geiſeln entgegenzuſchicken.

So ſchickte der Frankenkönig Gibich von Worms als Geiſel ſeinen Dienſtmann, den aus einem elſäſſiſchen Geſchlechte entſproſſenen Hagen von Tronje[1]); König Herrich von Burgund, der zu Chalons ſeinen Sitz hatte, ſandte ſeine Tochter Hildegund, und Alpker, der über die Gothen im Waskenlande gebot, gab ſeinen Sohn Walther als Geiſel dahin.

König Etzel nahm die Geiſeln nebſt den reichen Schätzen, welche ihm dieſelben mitbrachten, an, und zog wieder in ſein Reich zurück.

Die beiden jungen Recken, Walther und Hagen, hielten ſich an Etzels Hofe ſo wohl, daß ſie der Heunenkönig werth bekam und ſie zu Scharmeiſtern in ſeinem Heere machte. Auch wußte die ſchöne Hildegund, Herrichs blühendes Kind, die Gunſt der Königin Helke zu gewinnen; ſie wurde von ihr mit dem Amte einer Kämmrerin betraut und war als ſolche im Beſitz der Schlüſſel zu allen Gemächern und Schreinen.

Die Nachricht von dem Tode König Gibichs in Worms, dem ſein Sohn Gunther nachgefolgt war, hatte in Hagen von Tronje ein unwiderſtehliches Heimweh erregt. Er entfloh heimlich von Etzels Hofe mit Hülfe Walthers, ſeines Jugendfreundes und Bundesgenoſſen.

---

[1]) Tronje oder Trenya iſt das bei Marlenheim gelegene Kirchheim.

Auch dieſem wäre es ein Leichtes geweſen, ſeine Heimat wieder zu gewinnen, wenn ihn nicht die Liebe zu Hildegund, mit welcher er ſchon als Kind verlobt worden war, noch bei Etzel zurückgehalten hätte.

Trotz der Warnung ſeiner Gemahlin Helke, nun ein wachſameres Auge auf Walther zu haben, und dem Rathe, den ſie Etzel gibt, den jungen Königsſohn mit einer heuniſchen Fürſtentochter zu vermählen, um ihn alſo für immer an ſeinen Hof zu feſſeln, weiß Walther durch liſtige Rede und durch den Glanz ſeiner Waffenthaten Etzel zu bethören und alles Mißtrauen aus ſeinem Sinne zu verbannen.

Inzwiſchen verabredeten die Liebenden, als ſie ſich eines Tages nach einem Siege, den Walther über ein mächtiges Gränzvolk davongetragen hatte, allein im Königsſaale befanden, ihre baldige Flucht aus dem Heunenlande.

Die Gelegenheit dazu ſtellte ſich bald ein. Um Walthers glänzenden Sieg zu feiern, hatte Etzel ein großes Feſt veranſtaltet, wobei der liſtige Walther dem König und ſämmtlichen Gäſten ſo tüchtig einſchenkte, daß ſie „vom Uebermaße berauſcht, im Saale ſchnarchend lagen.“

Nun ſchlich ſich Walther davon, waffnete ſich auf's Beſte, belud den Leuen, ein herrliches Streitroß, mit Gold und Edelſteinen, die er in zwei Schreinen wohl verwahrte, und floh mit der Geliebten.

Sie ſuchten die einſamſten, wildeſten Gegenden auf und friſteten ſich das Leben mit wilden Vögeln und Fiſchen.

Nach zwei Wochen ſtanden ſie am Rheine, Worms gegenüber. Dem Fergen, der ſie übergeſetzt, gaben ſie einen Fiſch, den Walther noch in der Donau gefangen hatte.

Dieſer Fiſch kam des folgenden Tags auf König Gunthers Tiſch und erregte deſſen Erſtaunen, da dieſer Art Fiſche nicht im Rheine gefunden werden. Der Fiſcher wurde gerufen, und erzählte, wie er denſelben geſtern von einem ſtattlichen Helden, den er nebſt einer wunderſchönen Maid über den Fluß geſetzt, erhalten habe. Beide hätten ein mit zwei ſchweren Reiſeſchreinen beladenes Streitroß mit ſich geführt, und in dieſen Schreinen hätte es geklungen, wie eitel Gold und Edelſteine.

Hagen erkannte alſobald in den Reiſenden ſeinen Freund

Walther und deſſen Braut Hildegunde, die mit ihrem Horte aus dem Hunnenlande entflohen ſeien.

Kaum hatte der habſüchtige Gunther dieſen Bericht vernommen, als er ſich, vergebens von Hagen gewarnt, an die Spitze von zwölfen ſeiner beſten Helden ſetzte, um den Flüchtigen nachzueilen und ihnen ihre Schätze zu entreißen.

Hagen, der unter der Zahl der Zwölfe ſich befand, folgte ihnen mit dem Vorſatze, nicht gegen den Genoſſen ſeiner Jugend zu kämpfen, ſondern den König vom Kampf abzumahnen.

Der kühne Weigand [1]) war unterdeſſen mit ſeiner holden Jungfrau landeinwärts geflohen;

Da fand er eine Wildniß, der Wasgau genannt,
Der fehlt es nicht an Thieren, es iſt ein tiefer Wald,
Von Hunden und von Hörnern wird ſie ſchaurig durchhallt.

Da ragen in der Oede zwei Berge einander nah
Und eine enge Höhle liegt zwiſchen ihnen da.
Von zweier Felſen Gipfeln iſt überwölbt die Schlucht,
Anmuthig, grasbewachſen, doch oft von Täubern beſucht.

Hier, unter dem ſchützenden Felſenthor, der Wasgenſtein genannt, beſchloß Walther, von der langen beſchwerlichen Wanderung ermüdet, Raſt zu halten und neue Kräfte zu ſammeln, um gegen jeden Ueberfall gerüſtet zu ſein.

Die Stunde des Kampfes erſchien nur zu bald. Gunther war dem Helden auf die Spur gekommen und hielt mit ſeinen Kriegsleuten am Fuße des Wasgenſteins. Vergebens warnte Hagen; vergebens bot Walther dem Könige einen Theil der Schätze an. Gunthers Habſucht verlangte den ganzen Hort und ſchickte einen ſeiner Begleiter nach dem andern zum Kampfe.

Walther beſiegte und erſchlug, jedesmal auf andere Weiſe und gegen andere Waffen ſtreitend, eilfe dieſer Krieger.

Hagen, der ſich fern vom Kampfe haltend, auf ſeinen Schild gelehnt, demſelben zugeſehen hatte, ließ ſich endlich auf Gunthers dringende Bitten, beſonders aber durch den Fall ſeines Neffen, Patafried, von Schmerz und Wuth erfüllt, bewegen, gemeinſchaftlich mit dem Könige Walther zu bekämpfen.

---

[1]) Held, Kriegsmann; den wigen, eigentlich: ſich bewegen, ſodann: kämpfen

Der Streit begann mit Heftigkeit auf beiden Seiten. Neunmal griffen sie einander an, bevor ein entscheidender Streich gefallen war, bis endlich Walther Gunther's Schild wegschlug und dem König mit gewaltigem Schwerthieb den ganzen Schenkel ablöste. Nun sprang Hagen wider den Jugendgenossen auf und hieb ihm die rechte Hand ab. Mit der Linken kämpfend, spaltete dieser nun Hagen's Lippe, durchschnitt ihm die rechte Schläfe, hieb ihm sechs Backenzähne aus und entstieß ihm ein Auge.

Aber des Kämpfens war jetzt genug.

Die tapfern Helden schlossen Frieden. Auf Walthers Wink eilte die zitternde Jungfrau herbei, die Verwundeten mit linden Linnetüchern zu verbinden und kredenzte ihnen sodann, zur Sühne, den kühlen Labewein.

Trotz der blutigen Wunden und grausamen Verstümmelungen, welche die Kämpfer davongetragen, neckten sich Walther und Hagen, bevor sie schieden, noch mit heitern Scherzreden.

Hagen lud nun den hinkenden König auf sein Pferd und zog mit ihm wieder nach Worms, während sich Walther mit Hildegunde nach Langers an den Hof seines Vaters begab, um sich die geliebte Braut antrauen zu lassen.

Nach Alpfers Tode bestieg Walther den Thron und gebot während dreißig Jahren über das Volk der Gothen im Wasgenlande, und vollbrachte noch viele Thaten der Kraft und Tapferkeit.

Der Verfasser des ältern deutschen Gedichtes Walther und Hildegunde, eines der schönsten des deutschen Sagenkreises, ist unbekannt. Er war wahrscheinlich ein Elsässer. Das Gedicht selbst ist uns nur in einer lateinischen Uebertragung des Mönchs Ekkehart erhalten, welche J. Grimm in den gemeinschaftlich mit Schmeller, 1838, herausgegebenen lateinischen Gedichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert mittheilte und erläuterte. Nach dieser lateinischen Abfassung übersetzte es K. Simrock in's Neudeutsche.

Als ich im September 1846 den Sitzungen der deutschen Sprach- und Geschichtforscher in Frankfurt am Main beiwohnte, machte mich der ehrwürdige Präsident der Versammlung, J. Grimm, zuerst auf dieses Kleinod im elsässischen Sagenschatze

aufmerkſam, was ich ihm, und gewiß der Leſer mit mir, hier öffentlich zu Dank habe.

Eine vollſtändige Analyſe des Gedichtes, und Angabe ſeiner Beziehungen zu dem Nibelungenliede, befindet ſich in der Alſatia, einem Jahrbuche für elſäſſiſche Geſchichte, Sage, Alterthumskunde u. ſ. w.“ 1852, Mülhauſen.

160.

Der Teufelsgeiger.

S. Illustration, 1850, S. 104: „l'hiver dans les Vosges,“ von *A. Joanne*.

Bei der Hohen Tonne, Donon, liegt der Weiher von Lamair. An der Stelle desſelben erhob ſich vor vielen Jahren eine Wieſe, in deren Mitte ſich auf einer kleinen Erhöhung ein einzelner Baum befand, woſelbſt die jungen Leute des nahe gelegenen Dorfes ſich am Sonntage zu verſammeln pflegten.

Eines Tages erſchien ein fremder Spielmann beim Ausgang der Meſſe, der ſpielte auf ſeiner Geige ſo ſeltſame Weiſen, ſo luſtige Tänze auf, daß ihn die Burſche und Mädchen baten, ihnen zur Wieſe zu folgen. Er weigerte ſich nicht, und Paar an Paar zogen ſie hinaus und tanzten unermüdlich nach dem immer lockender tönenden Spiele des Fremden.

Als die Glocke zur Veſper läutete, hielten ſie wohl eine Weile an, als wollten ſie der Einladung zum Dienſte Gottes folgen; allein da begann der Geiger mit noch ſchönern Tanzſtücklein. Die Glocke war verhallt und raſcher flog die Runde um den Baum auf der Wieſe.

Der Geiſtliche, dem das Ausbleiben der ſämmtlichen erwachſenen Jugend des Dorfes auffiel, ließ nochmals die Glocke anziehen; allein in ihren immer leidenſchaftlichern Tänzen hörten ſie die Mahnſtimme des Himmels nicht und fuhren fort in ihrem ſündlichen Thun, ohne darauf zu achten, daß der Boden unter ihren Füßen zu ſinken begann.

Plötzlich ſchwieg das Geläute. Der Geiger hörte auf zu ſpielen und mit einem Male verſank die Wieſe mit Allen in den

Grund, aus welchem unterirdiſche Waſſer hervorſtrömten, die den Weiher von Lamair bildeten.

Der Geiger war in die Lüfte geflogen, nachdem er ſein Inſtrument an einem Felſen zerſchmettert; die Stücke deſſelben fuhren weithin, flammend und einen ſtarken Schwefelgeruch verbreitend.

Im Grunde des Waſſers hörte man noch das ängſtliche Rufen und Jammern der bethörten Jugend, welches jedoch durch das hölliſche Gelächter des Spielmanns übertönt wurde. Es war der Teufel geweſen.

Die Frevler, welche im Jahr 1012 auf dem Kirchhofe tanzten, während der Prieſter Rupertus in der Magnus-Kirche die erſte Chriſtmeſſe las, mußten ohne Unterlaß ein ganzes Jahr lang tanzen, dabei traten ſie die Erde ſo ein, daß ſie bis an die Knie und ſpäter ſogar bis an die Hüften darin ſtanden. *Trithemius*, Chron. Coenobii hirsaug., p. 47.

161.

Die Rieſentochter von Rideck.

Dieſe liebliche Sage, ſeitdem von mehrern deutſchen Dichtern (Rückert, Chamiſſo, Streckfuß, A. von Nordſtern, Langbein u. A.) bearbeitet, wurde von Frau Ch. Angelhardt, der Tochter des berühmten Straßburger Helleniſten, zuerſt aufgefunden und von ihr in Straßburger Mundart in Verſe gefaßt, deren Mittheilung ſie mir im Elſäſſiſchen Sagenbuche, S. 238, geſtattete. — Die Brüder Grimm theilen ſie auch in ihren Deutſchen Sagen, I. S. 24, mit.

Das zertrümmerte Schloß Rideck liegt in einem Seitenthale des Breuſchthals, auf einem hohen Felſen, zu deſſen Füßen ein wilder Waſſerfall herabtost.

Zu den Zeiten, da das mächtige Geſchlecht der Rieſen, welche einſt, nach allverbreiteten Sagen, das Elſaß bewohnten, ſchon begann in Verfall zu gerathen, lebte auf der Burg Rideck ein Ritter, der ein Rieſe war und dem das Thal und die zunächſt an deſſen Ausgange gelegene Ebene unterthänig waren.

Seine Tochter, welche noch nie zu dem verwachsenen finstern Thale herausgekommen war, wanderte an einem heitern Frühlingstage keklich aus ihrer Wildniß hervor und befand sich mit einemmale in der weiten, sonnigen Ebene, von der sie früher keine Ahnung hatte. Da gewahrte sie zu ihren Füßen winzigkleine Wesen, die sich hin- und herbewegten. Es war ein Bauersmann, der ein Paar muntere Rößlein vor seinem Pfluge hertrieb. Das däuchte die Riesin wunderbar. Sie bückte sich zu Boden, um sich die Dinger näher zu betrachten, und in ihrem kindischen Sinne, Alles zu haben, was ihr gefiel, breitete sie ihre Schürze aus und strich das zappelnde Gespann sammt dem Führer hinein.

Mit einigen Schritten war sie wieder im Schlosse, trat in des Vaters Gemach und leerte den Inhalt der Schürze auf den ungeheuern Tisch aus.

„Sieh, Vater," rief sie lautjubelnd, „was ich mir da unten für ein hübsch lebendig Spielzeug geholt habe!"

Der Vater zog die Stirne kraus, hob den Finger auf und sagte: „Thöricht Mägdlein, schnell trage mir den armen kleinen Mann mit seinem Pfluge und seinen Rößlein wieder zu seiner Arbeit hin, und laß dich nimmer gelüsten, die Menschen, seien sie auch noch so klein und schwach, als Spielwerk anzusehen. Denn wisse, wir mächtige Riesen wären in unsern Felsenschlössern übel daran, wenn diese kleinen Wesen uns nicht durch ihren Fleiß mit Geld und Brod versehen würden."

Ueber Riesensagen im Elsaß vergleiche S. 88, 97, 129, 183, 194.

Der Grund der Sage vom Schlosse Rideck wiederholt sich auch in einigen deutschen Sagen, die z. B. in Hessen, im Odenwalde, im Harz, bei Rudolstadt, im Badischen bekannt sind; auch in den wallachischen Mährchen (herausgegeben von den Brüdern Schott, Stuttg. und Tüb. 1845, S. 283) fand ich eine ähnliche Sage.

Gemeinsam ist ihnen der Zug, daß die Ausbildung des Ackerbaues bei den Menschen als die Hauptursache von dem allmähligen Verschwinden der Riesen angegeben wird. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist folgende finnische Volkssage:

Eine Rieſenjungfrau nahm in ihren Schooß Pferd, Pflüger und Pflug, trug ſie ihrer Mutter hin und fragte: „Was für ein Käfer mag das ſein, Mutter, den ich da fand in der Erde wühlen? — Die Mutter ſprach: „Thu's weg, mein Kind, wir müſſen fort aus dieſem Land, und ſie werden hier wohnen." S. J. Grimm, deutſche Mythol., S. 506 u. ff.

163.

Sankt Florentius.

Nach Schilter-Königshoven's Chronik, S. 235. Vergl. *Louis Schneegans*, l'église de St. Thomas à Strasbourg, 1842, S. 158 u. ff. — Fr. K. Heitz, die St. Thomaskirche in Straßburg, 1841, S. 5 u. 95 u. ff. — *(Louis)* histoire de la vie et du culte de St. Florent, Strasbourg 1772. — Hunkler, Leben der Heiligen des Elſaſſes, S. 272 u. ff.

Sankt Florentius fing jung an Gott zu dienen. Er verließ Schottland, ſeine Heimath, mit vier Geſellen: Arbogaſt, Fidelis, Theodatus und Hidolfus.

Als ſie nun in's Elſaß gekommen waren und in das ſchöne Thal, welches die Breuſch durchſtrömt, gefiel der Ort dem heil. Florentius ſo wohl, daß er zu ſeinen Geſellen ſagte, da wolle er bleiben. Sie ſchieden alſo von ihm.

Florentius aber nahm ſeinen Stab und ſchritt durch das Gewälde am Haſelbache hinauf, und da, wo ſpäter das Dorf Ober-Haslach gebaut wurde, machte er ſich eine Hütte, grub die Bäume aus und pflanzte Korn und Kraut zu ſeiner Nothdurft. Allein die wilden Thiere, ſo damals in der Gegend herum hauſten, Rößlein, Eber, Bären und Elenthiere, fraßen ihm ſein Korn und ſein Kraut ab. Da ſteckte er vier Gerten um ſein Feldſtück und gebot dem Gewilde, nicht über dies Ziel hinaus zu gehen, und ſie ließen davon ab. War er von der Arbeit erhitzt, ſo zog er ſeinen Linnenmantel aus und hängte ihn an einen Sonnenſtrahl auf.

Zu dieſen Zeiten hatte der fränkiſche König Dagobert II. (geſt. 716) eine Tochter, die war blind geboren und auch ſtumm. Da nun der König von Florentius hörte und von ſeiner Heiligkeit und ſeinen Wunderthaten, ſandte er ehrbare Boten zu ihm und ein Roß mit vergüldetem Gedecke, daß er zu ihm käme.

Aber St. Florentius war demüthig und wollte das Roß nicht nehmen, säumte sein Eselein und ritt zu dem Könige.

Und da er noch ferne von der Burg war, that die Königstochter die Augen auf und begann zu reden, und ihre ersten Worte waren: „Sehet Alle, wie St. Florentius dort herkommt; seiner Heiligkeit wegen hat mich Gott sehend gemacht."

Da erschracken der König und die Königin von Wunder und von Freuden, und alles Volk lief aus gegen dem heiligen Manne und empfingen ihn gar ehrwürdig und fielen ihm zu Füßen, von des Zeichens wegen, das Gott durch ihn gewirket hatte.

Und Dagobert schenkte dem Heiligen das Gelände und die Stätte, wo Florentius wohnte und nun Haslach gebauet ist, und gab ihm noch sein Besitzthum zu Kirchheim.

St. Florentius bat aber den König, er möge ihm sein Eigenthum begränzen, damit er wisse, wie weit und breit es ihm gehöre.

Da sprach der König: „Was du mit deinem Eselein magst umreiten, bis ich aus dem Bad komme und meine Kleider anlege, das soll alles zu dir und deiner Wohnung gehören."

Nun wußte Florentius wohl, wie lange der König Gewohnheit hatte im Bade zu sitzen, und eilte hinweg mit seinem Eselein und ritt über Berg und Thal, viel mehr und weiter, als Einer mit einem schnellen Pferde in zweimal so langer Zeit gethan hätte. Und kam nun wieder zum Könige in der Zeit, als es abgeredet war.

Und als nach dieser Zeit St. Arbogast, der Bischof zu Straßburg, gestorben war, da wurde St. Florentius einhellig von allem Volk, Laien und Pfaffen, zum Bischof erwählt, und vollbrachte viel guter Werke und richtete sein Volk zu aller Tugend. Und starb zuletzt in Straßburg, im Jahr 676 (7. November).

Abbé Grandidier setzt das Todesjahr des Heiligen auf 693.

Die Reliquien desselben befanden sich früher in der St. Thomaskirche, wurden aber von da nach der Kirche von Nieder-Haslach verlegt. S. die lateinische Urkunde darüber von Bischof Burkard, 1143; bei *Schneegans*, S. 300 u. ff.

Das Erscheinen der Boten Dagoberts bei Florentius, inmitten seines Gewildes, beschreibt sein Biograph Abbé *Lewis* also: »Dans

ce tems-là le roi Dagobert (second du nom), qui résidait alors dans son palais de Kirchheim, envoya ses gens chasser dans cette forêt; ils y allèrent avec leurs chiens, parcourant tous les bois et toutes les montagnes, sans que leurs chiens rencontrassent, ni lançassent aucune bête. Enfin ils arrivèrent à la cellule du Saint, où voyant un grand nombre de bêtes fauves ramassées devant sa porte, et aussi immobiles que si elles avaient été toutes enchaînées (S. 10).« . . . »les animaux sauvages ont non seulement quitté leur férocité devant le Saint, mais lorsqu'ils étaient poursuivis, ils se sauvèrent auprès de sa cellule, comme dans un asile, d'où les chasseurs du Roi ont pris occasion de le regarder comme un magicien et de le maltraiter (S. 13).« In der S. 321 folgenden Litanei des heil. Florentius heißt es: »St. Florent, à qui Dieu a soumis les animaux les plus féroces, priez pour nous.« Vergl. Heiß, S. 95 und 96.

Ein Basrelief, welches sich in der St. Thomaskirche, links vom nördlichen Portal und bei der ehemaligen St. Blasienkapelle befindet, stellt Florentius unter den Thieren vor. S. *Schneegans*, S. 158 u. ff.

Die Begränzung des Eigenthums durch Umreiten, oder auch Umgehen, Umackern mit einem Joche Ochsen, kömmt in der ältern Rechtsgeschichte öfters vor. Unserer Sage ganz ähnlich lautet folgende: „König Waldemar aus Dänemark schenkte dem heil. Andreas in Slagelse im Jahr 1205 so viel Land, als er auf einem neun Nächte alten Füllen, während er im Bade sitze, umreiten würde. Der Heilige ritt nun so scharf, daß die Hofleute den König ermahnen mußten, schnell aus dem Bade zu steigen, sonst umreite der Heilige das ganze Reich." — Als Gränze des Bremer Gebietes bestimmte eine Gräfin die Wegstrecke, welche ein hinkender Bettler mit seinem Stelzfuße in einem Tag umgehen würde. — Ebenso schenkte ein Herzog von Braunschweig einer außerordentlich dicken Burgfrau einen so großen Theil seines Forstes, als sie in einer bestimmten Frist würde umgehen können. Vergl. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen, S. 1172 u. ff.

163.

Das Grab der heiligen Petronilla.

E. Hunkler, Leben der Heiligen des Elsasses, S. 280. Vergl. Schöpflin, l'Alsace illustrée, II. S. 279 u. III, S. 124.

„Die sogenannte Dom-Peterkirche (oder Dompeter), zwischen Molsheim und dem Dorfe Avolsheim, ist eine der ältesten des Elsasses. In dieser Kirche war lange ein altes Grab zu sehen, welches man für das der heil. Petronilla, vorgeblichen Tochter des heil. Petrus, hielt, die daselbst, man weiß nicht durch was für einen Zufall, gestorben sein soll. Die mit dem Fieber behafteten Personen legten sich in dasselbe nieder, in der Hoffnung, ihre Genesung zu erhalten. Man hat aber endlich entdeckt, daß es der Sarg einer römischen Dame war, Namens Terentia Augustula. Der Kardinal Rohan gab ihn Schöpflin zum Geschenke, und hierauf nahm das Wallfahrten ein Ende."

Die ältern Schriftsteller schreiben die Erbauung dieser Kirche dem heil. Maternus zu. S. S. 142.

164.

Die Kapelle St. Armuth.

Nach der mündlichen Sage bearbeitet von D. Hirtz, im Elsaß. Sagenbuch. S. 238.

In Dachstein, an der Breusch, war ein Mord begangen worden und als Thäter ein Jüngling festgenommen, auf welchen starker Verdacht gefallen war. Vergebens betheuerte er seine Unschuld. Er wurde, in Begleitung einer großen Volksmenge, zu dem auf einem nahgelegenen Hügel errichteten Rabensteine geführt.

Nochmals bat er seine Richter um Schonung und rief zuletzt einen furchtbaren Fluch wider den eigentlichen Mörder aus, indem er Gott zum Zeugen seiner Schuldlosigkeit nahm.

Siehe, da stürzte ein Mann aus der Menge, der, in seinem

Gewiſſen getroffen, ſich des Mordes ſchuldig erklärte, ſich der gerechten Strafe bietend.

Zum Danke für ſeine Rettung ließ der Jüngling an der Stätte, wo er den unverdienten Tod erleiden ſollte, eine Kapelle bauen, welche, noch jetzt unter dem Namen St. Armuth bekannt, von den gläubigen Umwohnern häufig beſucht wird.

Es iſt ein erfreulicher und oft vorkommender Zug der Volksſage, daß ſie ſich als die Retterin der Unſchuld, als die Vertreterin der Gerechtigkeit Gottes erweiſt. Unſere Sammlung gibt davon ſchon mehrere Beweiſe und wird deren noch einige aufzuführen haben.

165.

Die Entſtehung des Sulzbades.

Nach einer mündlichen Sage bearbeitet von Adolf Stöber, im Elſäſſ. Sagenbuch, S. 263.

Vor langen Zeiten herrſchte in dem Lande eine böſe Seuche, welche alles Vieh wegnahm. Da war Wunders, daß eines armen Bauern einzige Kuh nicht von dem Uebel ergriffen wurde, ſondern in großem Gedeihen ſtand. Der Mann bewohnte ein armſelig Häuschen, auf einem Wieſengrunde, unweit dem Dorfe Sulz, am Moſſigbache.

Dieſe ſeltſame Erſcheinung bei dem allgemeinen Elende fiel den Umwohnern auf, und ſelbſt der arme Bauersmann wußte ſich's nicht zu erklären, warum die ſchlimme Seuche allein ſeine Kuh verſchonte.

Da folgte er derſelben eines Tages und ſah, wie ſie gierig Waſſer aus einer Ritze ſoff, welche der Blitz vor einiger Zeit in die Wieſe geſchlagen, und welche ſich ſeitdem vergrößert hatte und vom Volke nur das Donnerloch genannt wurde.

Kunſtverſtändige Männer fanden bald, daß dieſes Waſſer heilkräftiger Natur ſei, und es entſtand alſo ſpäter das Sulzbad.

Ueber weiſende Thiere vergleiche S. 90, 95, 153, 159, 178, 185.

166.

Petrus und die Bergknappen [1]).

Als eben in den Rebgegenden des Elſaſſes der neue Wein ausgeſchenkt wurde und überall alles voller Jubel war, gingen der Herr Jeſus und der Apoſtel Petrus einem Dörfchen zu, und ſchon von Weitem hörten ſie das Jauchzen und Singen, das aus der Schenke erſchallte. Da juckte es Petrus gewaltig, von dem neuen Tranke zu koſten und die frohen Geſichter der Leute zu ſehen, und er ſprach zu Jeſu: „Meiſter, ſo du es vergönneſt, ſo trete ich hier ein, um mich an einem Gläschen Neuen zu letzen, er ſoll heuer beſonders wohl gerathen ſein.“

Der Herr lächelte und gewährte ihm die Bitte; im Fortgehen drehte er ſich aber noch einmal gegen den Jünger um und ſagte, indem er den Zeigefinger in die Höhe hielt: „Siehe dich vor, zu wem du dich geſelleſt.“

Petrus hörte jedoch nur halber auf die Worte des Meiſters und eilte der Schenke zu.

An allen Tiſchen ſaßen Bergknappen, denn in der Umgegend des Dörfchens waren reiche Erzgruben. Sie zechten tüchtig, ſchwatzten und ſangen laut durcheinander und waren guter Dinge.

Als der Apoſtel Petrus nun auch gemüthlich hinter ſeinem Schöppchen ſaß, trat einer der Gäſte zu ihm hin und ſagte: „Du, mit deinem langen Barte, mach' uns doch Eins auf, damit wir tanzen können!“

---

[1]) Dieſe originelle Volkslegende wird in der Umgegend von Buchsweiler in einigen alt-hananiſchen Ortſchaften erzählt, ohne jedoch an einem beſtimmten Orte zu haften. Ich habe ſie vor die drei nachfolgenden Stücke geſetzt, welche in und um Wolxheim her bekannt ſind, um mit denſelben dieſe eigenthümliche Geſtaltung der Volksſage in unſerm Lande zu vertreten. Einige allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung und die Quellen derſelben ſollen nach der letzten Legende zuſammengeſtellt werden

Petrus, der eben gut gelaunt war, ſagte: „Wartet, ich will euch Eins aufmachen," und — machte ihnen die Thüre auf.

Die Bergknappen verſtanden ſich aber ſchlecht auf den Witz, griffen nach ihren Stöcken und ſchlugen auf den armen Petrus los, daß er ſein Heil in der Flucht ſuchen mußte.

Keuchend und jammernd kam er bei dem Herrn an, der ihn vor dem Dorfe, auf einer Steinbank ſitzend, erwartete.

Nachdem er ihm nun ſein Ungemach erzählt hatte, hob Jeſus den Zeigefinger wieder auf und ſagte: „Hab' ich dich nicht gewarnt: Sieh dich vor, zu wem du dich geſelleſt!"

— „Allerdings," erwiederte der Jünger, „hätte ich deinen weiſen Rath befolgen ſollen und bin tüchtig geſtraft worden, daß ich es nicht gethan. Allein, geſtehe, Herr, dieſe groben Geſellen, die meinen unſchuldigen Spaß nicht verſtehen wollten, verdienten wohl auch ihre Strafe."

„Nun," ſagte der Herr Jeſus, „ich weiß ſie nicht ärger zu ſtrafen, als daß ſie hinfüro des Sonntags vertrinken müſſen, was ſie die Woche hindurch mit ſauerm Schweiße verdient haben, und das ſoll ſo lange fortdauern, bis ſie wieder höflicher werden gegen fremde Leute."

Die elſäſſiſchen Bergknappen ſind aber nun ſchon lange höflicher geworden gegen die fremden Leute, und damit hat auch ihre Strafe aufgehört. Sie laſſen's jetzt am Sonntage bei einem oder zwei Schöpplein bewenden und ſparen das übrige verdiente Geld für Weib und Kind und für ihre alten Tage auf.

167.

Wie Petrus in die Ernte ging.

Nach der mündlichen Erzählung, mitgetheilt von Guſtav Ruhl, in den Elſäſſ. Neujahrsblättern für 1846, S. 24 u. f., ſowie die beiden nachfolgenden aus einer Sammlung von Elſäſſ. Volksmährchen und Volkslegenden des befreundeten Verfaſſers gezogen.

Dem Herrn Jeſu nahte einſt Petrus und ſprach: „Meiſter, wollteſt du mir nicht erlauben, auf zwei Tage mich von dir zu verabſchieden? bei uns zu Hauſe iſt jetzt Ernte, und da möchte ich doch auch wieder einmal dabei ſein." Der Herr Jeſus antwor-

tete ihm: „Geh', aber nach zwei Tagen sei wieder hier." Petrus ließ sich solches nicht zweimal sagen, machte so schnell, wie möglich, sein Bündel und lief seinem Dorfe zu.

Zwei Tage verzingen; wer aber noch nicht zurückgekehrt, war Petrus. Endlich nach fünf Tagen traf am Abend spät der Jünger wieder bei seinem Meister ein und war ganz müde vom Gehen, wie aber auch vom lustig und guter Dinge sein. Der Herr ließ ihn so lange sitzen, bis er etwas abgekühlt war, endlich aber wandte er sich zu ihm mit einem leichten Vorwurfe, doch sanft und versöhnlich: „Nun, Petrus, du batest mich bloß um zwei Tage, ich gestattete sie dir, und du kommst erst nach fünfen."

— „Ach, lieber Meister," hub jetzt Petrus an, „es war auch nicht möglich, früher fortzukommen. Wärest du mit mir gewesen, du hättest auch nicht eher fortgekonnt; ja, wenn du nur mitgegangen wärest! eine prächtige Ernte! und da war aller Orten ein Lachen, Jubeln, Springen und Tanzen, es war herrlich."

„So," erwiederte der Herr; — „haben sie da wohl auch meiner gedacht?"

— „Deiner? . . . deiner? . . . ." versetzte Petrus etwas verlegen, „das gerade nicht. — Aber das künftige Jahr, da mußt du mit, da wirst du sehen, was das für ein lustiges Leben ist!"

Der Herr Jesus lächelte wehmüthig und schwieg.

Des andern Jahres, als die Erntezeit wieder gekommen, war keiner flinker als Petrus, um wieder einen Urlaub — und zwar ebenfalls nur von zwei Tagen — zu begehren.

Der Herr antwortete auch jetzt wieder: „Geh', aber," fügte er dießmal hinzu, „vor fünf Tagen komme nicht zurück, so will ich's." — Petrus, innerlich froh, machte jedoch dabei ein recht gehorsames Gesicht. D'rauf schnürte er eiligst sein Bündel, nahm Abschied und — fort war er.

Aber dieses Jahr hatte es den ganzen Sommer über geregnet und gehagelt, und die Ernte fiel deßhalb gar kümmerlich aus, so daß der gute Petrus, wo er auch hinkam, auf's Feld, in die Scheuern, oder Abends in die Wohnstuben, immerfort nur klagen und beten hörte: „Ach Herr Jesus! Hilf, lieber Herr Jesus!" — Ungeduld und lange Weile machten ihn daher bald so verstimmt, wie er es zeitlebens noch nie gewesen.

Wie gerne würde er noch vor dem Ende des zweiten Tages die Gegend verlassen haben, hätte ihn nicht das ausdrückliche Ge-

bot ſeines Meiſters zurückgehalten, fünf ganzer Tage im Dorfe zu bleiben. — „Aber warum denn auch fünf Tage?“ frug er ſich zuletzt, „was mag wohl der Meiſter damit beabſichtigt haben?“ — Doch obgleich das Lachen und Jubeln dieſes Jahr ihm ſo ziemlich viel Zeit übrig ließ, dieſer Frage nachzuhängen, ſo gelang es ihm in der erſten Zeit keineswegs, eine geſcheidte Beantwortung derſelben herauszubringen.

Indeſſen aber ſtellte ſich das Unglück dieſer Leute mit jedem Tage auf eine traurigere Weiſe heraus, ſo daß es endlich auch dem guten Petrus recht nahe zu Herzen ging und er nun ſelbſt in die beſtändigen Ausrufungen des Namens Jeſu einſtimmte.

Da erwachte aber auch wieder in ſeinem Gedächtniſſe die Frage, welche der Meiſter bei ſeiner Rückkehr aus der glücklichen Ernte im vorigen Jahr an ihn geſtellt hatte, nämlich: „Haben ſie auch meiner gedacht?“ — und er verſtand jetzt die tiefere Bedeutung jener Worte und begriff, daß einzig, um ihn zu dieſer Erkenntniß zu bringen, der Meiſter ihn dießmal länger in ſeinem Dorfe bleiben hieß.

Als aber der ſechste Tag angebrochen war, nahm er ſein Ränzlein wieder auf den Rücken und kehrte ſtill zu ſeinem Meiſter zurück.

168.

Chriſtus und die beiden Weiber.

Mündlich mitgetheilt von G. Mahl. Elſaß. Neujahrbl. 1846. S. 22b u. 6

Auf einer ſeiner Wanderungen klopfte einmal ſpät am Abend der Herr Chriſtus ungekannt und als ein Bettler an die Thüre des Häuslein einer alten, armen Wittwe, welche am äußerſten Ende eines reichen und ſchönen Dorfes wohnte; er begehrte demüthiglich ein Obdach für die Nacht. Die Frau lag ſchon im Bette, aber ſie ſprang ſogleich auf, gewährte ihm ſeine Bitte, zündete ihr Oellämpchen wieder an und als ſie den müden Mann erblickte, nöthigte ſie ihn an den Tiſch, lief in die Küche, um Alles, was ſie an Speiſevorrath noch beſaß, zuſammenzuſuchen, und bereitete ihm in Eile ein kräftiges Mahl. Auch hatte ſie im Keller ein Fäßchen mit Wein, welchen fromme Leute ſchon vor längerer Zeit

ihr geſchenkt hatten, von dem ſie nur an Sonn- und Feſttagen ein Gläschen genoß; jetzt aber füllte ſie das Krüglein mehr als ſonſt und ſtellte es vor den Herrn Jeſum hin. Und während der Herr am Tiſche ſaß und ſich erlabte, zog ſie ein Matratzlein aus ihrem Bette hervor, trug es in die Nebenkammer, um daſelbſt dem Gaſte ein Lager zu bereiten, ſchaffte noch ein Kiſſen und eine wollene Decke herbei; dann aber ſetzte ſie ſich dem Fremdlinge gegenüber und ſuchte auf jedmögliche Weiſe ihn zu unterhalten.

Als der Herr ſich hinlänglich erquickt und noch allerlei ſchöne Reden mit der Frau geführt hatte, zog er ſich in die Kammer zurück.

Des andern Morgens früh nahm er Abſchied und dankte nochmals ſeiner frommen Wirthin, welche ihn inſtändig bat, noch ein Morgeneſſen anzunehmen, aber er ſchlug es freundlich aus, und ſchied zuletzt mit den Worten: „Das Erſte, was ihr thun werdet, liebe Frau, ſoll geſegnet ſein.“

Die arme Wittwe hatte ſich jedoch dieſe letzten Worte weniger zu Herzen genommen, als viele andere ſchöne, die der fremde Gaſt geſprochen hatte, und als derſelbe fort war, wußte ſie juſt nichts Beſſeres zu thun, als den Wein, den der Herr im Krüglein gelaſſen hatte, in den Keller zurückzutragen und in's Fäßlein zu gießen. Aber ſiehe! es war doch eigentlich nur wenig Wein im Krüglein geweſen und jetzt wollte daſſelbe nicht leer werden! Und es kam, daß der Wein durch ein Wunder des Allerhöchſten ſich noch immer im Krüglein erſetzte, als das Fäßchen bereits gefüllt war; ſo daß die gute Frau ſich zuletzt viele große Fäſſer verſchaffen mußte, welche ſie alle mit Wein auffüllte. Und da der wunderbare Segen des Krügleins nimmerdar ausgehen wollte, ſo gelangte die Frau in kurzer Zeit zu einem recht anſehnlichen Vermögen. Bei alledem blieb ſie aber treu auf Gottes Wegen und nie verſäumte ſie, dem Herrn Chriſtus — denn keinen Andern erkannte ſie jetzt in ihrem Gaſte — mit demüthiglichem Herzen zu danken und den größten Theil ihres Gutes ihren ehemaligen Schickſalsgenoſſen, den Armen und Bedrängten, zuzuwenden.

Unterdeſſen erregte dieſer Vorfall, wie man ſich leicht denken kann, weit und breit ungemeines Aufſehen, und was noch natürlicher iſt, großen Neid im Herzen mancher Menſchen.

Aber der reichen und eben ſo habſüchtigen Müllerin, welche eine Strecke außerhalb des Dorfes wohnte, war vollends gar, ſeit

diesem Ereigniſſe, der Schlaf aus den Augen gewichen, ſo daß ſie endlich zu der beglückten Wittwe hinüberging und ſagte: „Hör', wenn der Herr Chriſtus wieder zu dir kommt, ſo ſchick' mir ihn doch auch."

Die Wittwe verſprach es ihr, und bald traf es ſich, daß der Herr, aber diesmal nicht im Bettlerkleide, wieder bei ſeiner erſten Wirthin einkehrte. Die Frau warf ſich ihm zu Füßen und dankte ihm unter tauſend Thränen für alle die Wohlthaten, die er ihr, der unwürdigen Magd, zugewendet hatte, und erzählte ihm endlich auch, wie ſehr die Müllerin im Dorfe ſich nach ihm ſehnte, wie gerne ſie ihn in ihrem Hauſe aufnehmen möchte.

Chriſtus, der das Herz jenes Weibes wohl kannte, beſchied ſich jedoch alſobald zu ihr.

Das war eine Geſchichte, als er dort ankam! Die Müllerin lief die Stiege hinab, ihm entgegen, dann ſchnell hinauf in die Küche, und nun wurden Tauben, Hühner geſchlachtet, Kuchen gebacken, zehn Feuer auf einmal angezündet, kurz, da mußte herhalten: Herz, was begehrſt? — Und dann wurde ein großer Tiſch mit vielen köſtlichen Speiſen bedeckt, wie man das nur in den größten Städten, bei den reichſten Leuten ſieht. Was unſer Erlöſer bei alle dem dachte, kann man ſich freilich leicht einbilden, auch berührte er, trotz aller Aufforderungen, welche das Weib beſtändig an ihn ergehen ließ, nur Weniges, und verabſchiedete ſich nach kurzer Zeit.

In ängſtlicher Spannung begleitete ihn die Wirthin bis zur Schwelle der Hausthüre, wo er ſich endlich umwandte und die ſehnlich erwarteten Worte ausſprach: „Das Erſte, was ihr thun werdet, ſoll von reichlichem Uebermaße gefolgt ſein."

Wer war jetzt glücklicher als das Weib? ihr heißeſter Wunſch ſollte nun ja in Erfüllung gehen! Schnell ſprang ſie auf ihre Stube zurück, um dort aus einem Schranke ein Geldſäcklein herauszunehmen, welches ſie gleich nach der Ankunft Chriſti daſelbſt hingelegt hatte, damit ſie unmittelbar nach deſſen Entfernung Geld zählen könnte, im Falle der wunderkräftige Abſchiedsgruß auch an ſie ergehen würde.

Schon war der Schrank offen, das Geldſäcklein ergriffen, aber eben die Haſt, mit welcher ſie ſolches herausholte, war Urſache, daß ſie damit an eine daneben ſtehende Waſſerflaſche ſtieß und dieſelbe umwarf. Ungemein viel Waſſer lief alſobald auf den Boden! Die

Frau richtete ſchnell die Flaſche wieder auf, aber es war umſonſt; unaufhörlich ſprudelte und ſchäumte das Waſſer heraus. Verwirrt erfaßte das Weib zuletzt das Gefäß und ſtürzte verzweifelnd damit aus dem Hauſe, aber wo ſie hinlief, ſtrömte ihr alſobald ein mächtiger Waſſerguß nach. Alle ihre umliegenden Wieſen und Felder bedeckte und verwüſtete bald die grimmige Flut, und es wäre noch viel mehr untergegangen, hätte nicht endlich ein frommer Mann die Flaſche genommen, an's Meer getragen und dort verſenkt.

109.

Chriſtus und der Bauer.

Der Volkslegende nacherzählt von G. Mühl, S. Alsatia. Mülhausen 1861, S. 30 u. f.

Der Herr Chriſtus war auch wieder einmal draußen auf dem Lande und wurde von der Nacht überraſcht. Er ſah ſich daher auch dießmal genöthigt, im nächſten Dorfe um ein Nachtlager anzuſprechen. Dort angelangt, ging er wohl die breite Straße, wo die reichſten und größeſten Bauernhöfe lagen, auf und ab; aber da war Alles ſchon in tiefſter Ruhe; auch nicht ein ſchwaches Lämpchen brannte mehr hinter den geſchloſſenen Fenſtern. Endlich hörte er in der ſtockfinſtern Tiefe eines Seitengäßchens die taktmäßigen Flegelſchläge fleißiger Dreſcher, und er beſchloß, ſofort jene Richtung einzuſchlagen. Bald darauf hatte er den kleinen Bauernhof erreicht, auf welchem noch ſo ſpät gearbeitet wurde, und jetzt klopfte er am Thor.

Nach längerem Pochen, welches im Anfange wohl von den dortigen Dreſchern wegen des bedeutenden Lärms ihrer Flegelſchläge überhört worden, ward der Riegel inwendig aufgeſchoben und der Bauer des Hauſes trat heraus zu dem Herrn Chriſtus. Dieſer erzählte ihm nun, wie er plötzlich von der Nacht überfallen worden und jetzt um ein, wenn auch ganz beſcheidenes Nachtlager anhalten möchte. Er fügte auch bei, daß der alleinige Grund, warum er bis an dieſes Haus gekommen, in dem Umſtande läge, daß ſonſt überall Alles ſchlieſe und er nur hier noch Leben und Bewegung gefunden hätte. „Es ſoll euch übrigens nicht gereuen,"

fuhr der Erlöser fort, „und das gute Werk, das ihr an mir thut, wird euch vollen Segen bringen.“

Der Heiland drückte ihm jetzt sein Befremden über die späte nächtliche Arbeit aus. „Was soll ich sagen,“ antwortete da tiefunwillig und klagend der Bauer; „erst vorgestern erhielt ich von einem Schuldherrn aus der Stadt, der ein harter, unbarmherziger Mann ist, einen Mahnbrief, worin er mir mit gerichtlicher Verfolgung droht, wenn ich seine Forderung nicht bis übermorgen entrichtet habe. Ich war in allerletzter Zeit so mannigfach unglücklich in meinem Bauernwesen, daß ich zur Zeit die nothwendige Summe Geldes nicht besitze und auch Niemanden wüßte, der unter meinen heurigen Verhältnissen mir dieselbe vorstrecken wollte. Ich weiß nun kein anderes Mittel, als die wenige Frucht, die ich in der Scheune habe, und die meiner Familie über den Winter hinaus helfen sollte, mit meinen beiden Söhnen in möglichster Eile zu dreschen, um sie übermorgen, trotz der zur Zeit so überaus niedrigen Marktpreise, in der Stadt loszuschlagen. Aber wie ich alsdann, von allem Lebensbedarfe so ziemlich entblößt, im nahen Winter mit den Meinigen durchkommen werde, das weiß der liebe Gott!“ Und bei diesen Worten fuhr der Mann besorgt mit der Hand über die Stirne und wischte sich zuletzt eine Thräne aus dem Augenwinkel.

Da erbarmte sich der Herr des armen Bauern und sprach: „Seid nicht so verzagt, lieber Mann. Als ich so eben noch bittend vor eurem Hause stand, da sagte ich euch auch, wie meine Aufnahme euch zum Segen gereichen könnte, und jetzt schon bin ich bereit, euch selbiges zu beweisen. Führet mich hinaus nach eurer Tenne.“

Der Bauer schaute aber den Herrn mit verwunderten Blicken an, denn er glaubte, daß sein Gast im Sinne hätte, ihm an der Arbeit beizustehen, und doch konnte er solches nicht mit der hohen, machtvollen und heiligen Gestalt des fremden Mannes vereinen, die ihm jetzt erst recht auffiel. Der Heiland war aber schon herausgetreten zu den Dreschern auf die Tenne, wo ihn jetzt auch die beiden Söhne des Bauern mit großen Augen anstarrten. Und da ergriff der Herr eine Oellampe und trat mit derselben an den Haufen der in einem Winkel hoch aufgeschichteten Waizengarben, und unter dieselben hielt er jetzt das Licht. Die Bauern schrieen laut auf. Aber, o Wunder! in selbigem Augenblicke, weit entfernt, wie

zu erwarten ſtund, in Flammen aufzugehen, ergoſſen die Garben eine ſolch' erſtaunliche Menge ſchönſter und reinſter Waizenkörner über die Tenne, daß die drei Bauern tief betroffen, lautlos daſtunden.

„Stellt nun euer Dreſchgeräthe bei Seite," bedeutete zuletzt ſanftlächelnd der Herr, „und erkennet in dieſem Wunder ein Beiſpiel göttlicher Liebe und Erbarmung; da ihr den Armen nicht verſtoßen habt, der obdachlos und hungrig an euere Thüre klopfte. Einen verlaſſenen Bettler hattet ihr aufgenommen und jetzt iſt es Chriſtus, der Heiland, der euerer willfährigen Armuth mit Segen lohnet."

Solches ſagte ihnen der Herr und verſchwand vor ihren Augen.

Aber der Körnerguß aus den Waizengarben nahm während der ganzen Nacht kein Ende; überall ſchoß derſelbe jetzt hervor, daß es faſt rauſchte, wie ein großes Waſſer.

Des Morgens früh, als das Wunder aufgehört hatte, lag die Scheune und auch der Hof ſo hoch und weit mit dem ſchönſten Waizen bedeckt, daß die Bauern kaum wußten, wie ſie das viele Getreide aufbewahren könnten.

Und auf dieſe Weiſe war nicht blos der augenblicklich drängenden Noth abgeholfen, ſondern auch der Grundſtein zu einem bis jetzt nie gekannten Glückſtande gelegt.

Der nachmalige Erlös des unendlich vielen Getreides erlaubte dem Vater ein Bauernweſen mit manchen werthvollen Feldern und Wieſen anzukaufen, und da auch in den nächſtfolgenden Jahren das Gut, in völligem Gegenſatze zu allen umliegenden Grundſtücken, einen ganz ungewöhnlichen Ertrag abſetzte, ſo zählte der Bauer bald zu den reichſten Leuten, die weit und breit umher wohnten.

Aber dieſer ſchnelle Reichthum machte jetzt nach und nach die ſo ſehr Begünſtigten genußſüchtig und träg, und anſtatt die hohe menſchenfreundliche Lehre beſtändig vor Augen zu haben, die ihnen in jenem ſegensreichen Wunder ſo lieberoll und augenfällig gegeben war, erwuchs ihnen aus der Gnade des Heilandes nur ein maßloſer und finſter abſtoßender Stolz, denn ſie hielten ſich jetzt, in Folge ihrer Bevorzugung, für weit beſſer als alle übrigen Menſchen. Vater und Söhne verſchleuderten ihre Zeit in üppigem Praſſen und Vornehmthun; ihr jetziges Betragen gegen Untergeordnete und Unbemittelte ließ ſie ganz vergeſſen, daß ſie ſelbſt ein-

mal in kümmerlichſter Mühſeligkeit hindarbten, bis der Herr ſich ihrer Noth erbarmte.

Darum geſchah es aber auch, daß ſchon nach wenigen Jahren ihr Glücksſtand bedeutend zur Neige ging. Doch ihre Hoffart und ihr Hang zur frechen Luſtbarkeit nahm noch immer zu.

Da kam auch einmal die Zeit wieder heran, wo die eingebrachten Garben gedroſchen werden ſollten. Aber die Söhne und ihrerſeits die Knechte, längſt einer guten Hauszucht entwöhnt, zogen in den Wirthshäuſern herum und dachten an Alles eher als an die Arbeit.

Und hinter'm häufig gefüllten Weinkruge zu Hauſe ſaß der ſtolze Vater. Er war allein; er beſonders verſchmähte ſeit jener ſegensvollen Nacht den Verkehr mit andern Leuten. Der Wein hatte ihm aber diesmal nicht bloß den täglichen Rauſch beigebracht, ſondern mittelſt deſſelben das längſt feſtgewurzelte Gefühl ſeiner Bevorzugung zu der frechſten und ſinnloſeſten Höhe hinaufgetrieben. Und ſo kam's, daß er in plötzlicher Verrückung ſeiner Geiſtesfähigkeiten den wahnwitzigen Gedanken faßte, Chriſtus gleichzuthun, und, wie er, ein Licht unter die Garben zu halten, damit durch ein neues preiswürdiges Wunder die Dreſcher ihrer Arbeit überhoben blieben! Gedacht, gethan.

Eine kleine Viertelſtunde darauf ſtand der ganze reiche Bauernhof des ſinnverwirrten Frevlers in hellen Flammen, und ehe noch wirkſame Hülfe herbeigekommen, war Alles ein glühender Schutt. Aber auch der größere Theil der Felder und der Wieſen war längſt verpfändet, und da weder Vater noch Söhne zu einer andauernden und angeſtrengten Arbeit fähig waren, ſo ſanken ſie bald zu einer Armuth herab, die weit tiefer und bitterer als die frühere war.

* * *

So weit die Geſchichte vom übermüthigen und beſtraften Bauern. Aber auch viele der übrigen Dorfgenoſſen hielten ein tadelhaftes Betragen ein.

Eben zur Zeit des Brandes jauchzten laut alle Diejenigen auf, die immer ſcheel und neidiſch nach jedem Glücke hinſchauen, ſelbſt da, wo es noch ſo ehrlich erlangt und vom lauterſten Fleiß, von der frömmſten Hauszucht bewahrt wird. Als die Flammen hoch über dem Hauſe ſtunden, da ſtellte ſich Mancher unter die

Thüre, oder hinter das Fensterchen, lachte tief in seinem Herzen und dachte kaum daran, Hülfe zu bringen. Der Maurermeister des Dorfes fühlte sich der Glücklichste bei diesem Anblicke. Er kam eben mit seinem Kumpan, dem Barbier, aus der Stadt zurück und beide befanden sich noch auf der Landstraße, als das Feuer ausbrach. „Ha, ha," lachte der Maurer laut auf, „sieh, Brüderchen, wie dort meine Ernte blüht!" — Aber bei diesen Worten, des Weges nicht achtend, fiel er in einen Seitengraben und brach ein Bein. — „Was gilt's, meine Ernte ist schon reif!" versetzte jetzt der Barbier, des neuen Verdienstes froh, und eilte zu dem kläglich Schreienden hinunter.

O Weltgeschichte, dachte ich, als mir das Alles vom tollen Frevler und von seinen Neidern erzählt wurde, wenn einmal die Zeit kommt, wo auch die Bauern dich studiren, so werden sie finden, daß sie im Grunde doch schon Manches davon gewußt haben! — aber noch viel klarer, unverhüllter, hübscher und faßlicher.

Das Herabsteigen der Götter auf die Erde, wobei dieselben menschliche Gestalt annehmen, um die Menschen zu prüfen, die Guten mit allerlei Segen zu erfreuen, die Bösen zu strafen oder in Güte zu besserem Wandel zu ermuntern, ist in den religiösen Mythen der meisten Völker des heidnischen Alterthums bekannt. Abgesehen davon, daß die Götter Homer's öfters unsichtbar oder doch nur von denjenigen bemerkt, denen sie beistehen, mitten im Kampfe erscheinen oder sich unter der Gestalt einer bekannten menschlichen Persönlichkeit verbergen (Poseidon als Kalchas, Hermes als myrmidonischer Krieger, Athene als Mentor), oder auch sonst in Thiergestalten sich hüllen (Jupiter als Schwan, Stier) — erscheinen sie oft einzeln, zu zweien oder dreien, als verirrte oder verspätete Wanderer, welche um Gastfreundschaft bitten, wie Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis. Ebenso reisen bei den Indern Brahma und Vischnu; bei den Skandinaven Odinn, Hönir, Thôrr und Loki.

Die christliche Volkslegende, welche sich auch hier, sowie in vielen andern Sagen, an heidnische Mythen anlehnt, indem sie irgend eine biblische Persönlichkeit an die Stelle der alten Götter setzt, hat sich in einer Menge mittelalterlicher Dichtungen ausge-

prägt, deren Nachklänge noch jetzt im Volke forthallen, die aber nach und nach von demſelben, je nach ſeines Herzens Bedarf, ihre tiefpoetiſche Bedeutung beibehaltend, meiſtens auf das praktiſche Lebensgebiet übergetragen worden ſind.

Manche derſelben führen die darin handelnden höhern Weſen in der ihnen entſprechenden Würde und Heiligkeit vor; andere dagegen rücken ſie dem Menſchen näher und entblöden ſich nicht, den oder jenen Himmelsbewohner als Typus irgend einer menſchlichen Schwachheit vorzuführen, den Heiligenſchein, der um ſeine Stirne ſchwebt, wegzuhauchen und ihn menſchlich redend, handelnd, fehlend darzuſtellen. Die naive Weiſe, in welcher dies meiſtens geſchieht, der geſunde Humor, der kecke Witz, ja oft die derbe Schalkheit erſcheinen dabei dem Unbefangenen keineswegs als Herabwürdigung des Heiligen, als Blasphemie, ſondern eben als rohe Folien köſtlicher Edelgeſteine. Des Volkes kindlicher Glaube bleibt dabei unverloren.

Diejenigen himmliſchen Weſen, welche in dieſen Legenden, die von den eigentlich kirchlichen völlig verſchieden ſind, am häufigſten vorkommen, ſind: Gott Vater ſelbſt, der nicht nur manchmal ein Fenſter des Himmels aufmacht, um auf die Erde herabzuſchauen, ſondern auch in menſchlicher Geſtalt zu den Menſchen tritt, um ſie zu prüfen, zu belehren, zu belohnen oder zu beſtrafen. Bedeutungsvoll iſt in dieſer Hinſicht das wallachiſche Märchen „die drei Wundergaben" (Gebr. Schott, S. 204), wo ein armer, unzufriedener Bauer mit dem Vorſatze auszieht, an Gott Rache zu nehmen und von Gott dadurch gedemüthigt wird, daß er ihm Gaben verleiht, die ihm Reichthümer bringen können, die er aber nicht zu gebrauchen verſteht.

Aus dem alten Teſtamente erſcheinen auch Hiob und vorzüglich Elias, der in deutſchen Sagen unverkennbar aus Donar hervorgegangen iſt[1]) (J. Grimm, D. M., S. 157 u. ff.).

---

[1]) Die heutigen Wallachen ſehen in Elias noch jetzt eine Art von Donnergott, wie nachfolgendes Märchen erweiſt: „Elias iſt durch eine Lüge des Teufels verleitet worden, ſeinen Vater und ſeine Mutter zu erſchlagen. Gott geſtattet ihm nun Rache zu nehmen; er aber haust mit ſeinen Feuerwaffen, Blitz und Donner, ſo furchterlich, daß die ganze Welt verginge, wenn Gott nicht ſeinen rechten Arm lähmte. Katzen und Hunde werden während eines Gewitters nicht im Hauſe geduldet, weil der Teufel ſich gerne in ihnen birgt, und Elias daher ſeine Blitze nach ihnen ſchleudert." (Gebr. Schott, Wallach. Märchen, S. 281 u. 375.)

Maria, die Muttergottes, der strahlende Mittelpunkt vieler epischen und lyrischen Dichtungen des Mittelalters, erscheint ebenfalls tröstend und hülfeleistend in vielen ältern Volkslegenden; später wird jedoch ihre Wirksamkeit mehr auf das Gebiet der kirchlichen Legende und Wunderthätigkeit gezogen.

Christus und sein Apostel Petrus treten jedoch in den Legenden der meisten Völker von allen Himmelsbewohnern am häufigsten auf. Wenn der erstere in denselben, sowie namentlich in unsern vier obigen elsässischen Volkslegenden, seine ganze göttliche Macht und Erhabenheit beibehält und nur der Gestalt nach in menschlicher Erscheinung auftritt, so wird dagegen der Jünger des Herrn seiner Würde gänzlich entkleidet und zeigt sich mit menschlicher Schwachheit, mit menschlichem Gelüste. Es ist, als ob das Volk die dreimalige Verläugnung des Apostels, ungeachtet der völligen Vergebung derselben durch den Erlöser, noch immer nicht vergessen, noch immer fortstrafen möchte [1]). Dazu kommt aber auch noch der rasche, oft unbedachte Charakter Petri in Betracht, dessen Persönlichkeit dem Volke am nächsten gerückt und daher am begreiflichsten erscheint.

Mit der Erzählung Petrus und die Bergknappen hat das wallachische Märchen Gottes Wanderung mit dem heil. Petrus in soferne Aehnlichkeit, daß Gott hier einen Bauern ebenfalls um seiner Grobheit willen bestraft. Derselbe hatte nämlich auf die Frage: „Wirst du heute mit deiner Arbeit fertig wer-

[1]) Wenn manche Volkssagen und Volkslieder Petrus als herrschsüchtig, ungeschickt, tränmerisch verstellen (so auch: Hans Sachs, St. Peter mit der Geis; Göthe's sogenannte Legende u. a.), so machen ihn andere sogar zur Zielscheibe eines oft plumpen Witzes. Um auch diese Gattung nicht zu übergehen, folge eine von den gelindern Sagen derselben, welche in der Nähe von Buchsweiler bekannt ist: Christus und Petrus kommen zur Erntezeit zu einem reichen Pächter und bieten sich an, ihm sein Getreide dreschen zu helfen. Sie werden angeworben, und Abends wird ihnen ein Bett zur Ruhe gewiesen. Da sie jedoch von der Wanderung müde sind, so versäumen sie, des andern Morgens frühe aufzustehen. Der Pächter kommt mit einem Stecke und schlägt den vorne im Bette liegenden Petrus tüchtig durch. Des Abends bittet dieser Christus, er möge ihm doch erlauben, sich heute an die Wand zu legen, was ihm gestattet wird. Des folgenden Morgens verspätigen sie sich abermals und der Pächter erscheint wieder mit seinem Prügel. „Gestern, sagt er, hat der da vorne Schläge erhalten, nun ist die Reihe am Andern," und schlägt damit abermals auf Petrus los, der diesmal der Strafe des hartherzigen Bauern zu entwischen geglaubt.

den?" geantwortet: „Was geht dich meine Arbeit an?" worauf der liebe Gott erzürnte und den Grobian mit einem heftigen Grimmen ſchlug, ſo daß er acht Tage lang nicht arbeiten konnte; erſt als er nach dieſer Zeit wieder freundlichen und höflichen Beſcheid gab, hörte die Strafe auf. (Gebr. Schott, S. 204.)

In der zweiten Legende erſcheint Petrus als Typus der durch die Wolluſt von Chriſtus abgewichenen, durch Unglück aber ihm wieder reuevoll zugeführten Menſchen.

Die beiden letzten Stücke mögen wohl, abgeſehen von ihrer tiefen, ſinnvollen Bedeutung, aus der Erinnerung an die Weinverwandlung zu Cana und die Speiſung der Tauſende in der Wüſte hervorgegangen ſein. Sie gehören gewiß zu den herrlichſten Erzeugungen der Volkspoeſie.

Ueber die Wanderungen der Götter und ihre Beziehung zu denjenigen chriſtlicher Perſönlichkeiten vergl. J. Grimm, Deutſche Mythol., Vorrede S. XXXIV u. ff.; 312; 1195.

Anmerk. des Herausgebers.

170.

Der feurige Mann.

Mündlich.

In Ballbronn ſaßen Burſche und Mädchen beiſammen in der Kunkelſtube und ſpielten Pfänder. Da wurde einem Knaben zur Auflöſung ſeines Pfandes aufgegeben, er ſolle einen feurigen Mann auffordern, ihn zu küſſen. Der Knabe ließ ſich nicht lange necken, riß das Fenſter auf und rief mit lauter Stimme hinaus: „Feuriger Mann, küſſe mich!" Da hörte man's plötzlich mit ſchwerem Tritte die Treppe heraufkommen und einen heftigen Schlag an die Thüre thun. Und als man ſich nach einiger Zeit vom Schrecken erholt hatte und hinausging, um zu ſehen, was vorgefallen, bemerkte man die Spuren zweier Hände, welche in die Thüre gebrannt waren.

Ballbronn hieß früher Balbrun und bei Königshoven Baldeburn, Balders Broun, und kann den von J. Grimm aufgezählten Ortschaften, welche sich auf diesen germanischen Gott beziehen, füglich beigezählt werden.

Auch in Mietesheim befindet sich an dem äußersten Hause gegen die Griesbacher Mühle zu ein Laden, an welchem zwei schwarze Hände eingebrannt sind, die von einem feurigen Manne herrühren sollen; der Eigenthümer hat später ein hölzernes Schieberchen davor gemacht, um sie zu bedecken.

Feurige Männer*) sind im Volksglauben die Seelen Solcher, die in ihrem Leben Wittwen und Waisen betrogen, Bannsteine versetzt oder dem Nachbar abgepflügt haben; sie müssen, wie gesagt wird, nach dem Tode feurig gehen. Die Irrlichter werden also genannt und auch als solche Seelen gehalten. Hebel nennt sie füürige Marcher. Bei Fischart, Gargantua, S. 231, heißen sie Zunfelgespenster.

Eine andere Art derselben, die nur an den Fronfasten umgehen und nur von Fronfastenkindern (S. 30) gesehen werden, sind ganz schwarz und haben nur an der Stelle des Herzens einen leuchtenden Fleck. Es sind Geister, die erlöst sein wollen, und diejenigen, die sie nicht beachten, durch Schläge auf ihre Gegenwart aufmerksam machen. (Nach der Mittheilung eines in den Advents-Fronfasten Geborenen.)

Feurige Männer können erlöst werden, wenn ihnen derjenige, dem sie zur Nachtzeit leuchten, Dank sagt. Wer jedoch die von ihnen dargereichte Hand ergreift, dem brennt sie schwarze Male in die seinige.

S. J. Grimm, Deutsche Myth., S. 869 u. ff. — Sagen zur Vergleichung geben u. A. Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 159; II. 337; 404. — Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. S. 135; 231. — A. Kuhn, Märkische Sagen, S. 98; sie heißen hier Lichtemännekens. — H. Harrys, Sagen Niedersachsens, I. S. 33.

*) Im Münsterthale heißen die rothen Klatschrosen (papaver rhoeas) fyrigi Männer.

171.

Der Rohracker.

Märchen.

Der Rohracker iſt ein unfruchtbarer, feuchter Riedplatz, mitten in den Wieſen bei Weſthoſſen. An der Stelle desſelben ſoll vor alten Zeiten ein Kloſter geſtanden haben, deſſen Mönche ein gottloſes Leben geführt. Nachdem ſie nun einſt an einem Freitage einen Kloſterbruder, nach Andern eine Magd, ausgeſchickt hatten, um Fleiſch einzukaufen, verſank plötzlich das Kloſter in den Grund, nur hörte man noch tief unten den Hahn krähen.

S. das verſunkene Kloſter zu Rheinau, S. 141. Der Sagen von verſunkenen Klöſtern, Schlöſſern, Dörfern, Städten gibt es unzählige; beinahe ſämmtliche halten dies Verſinken für Strafe des Himmels, wegen zügelloſem Leben oder Trotz und Läſterung gegen Gott.

Vergl. namentlich: A. Schnezler, Bad. Sagenbuch, I, S. 237. — Trenne, Sagen von Pommern und Rügen, S. 205, 206; 210 u. 211. — A. Kuhn, Märkiſche Sagen, S. 81, 140, 166, 209, 221. — H. Harrys, Sagen Niederſachſens, I, 1, 26; II, 11, 81. — K. Simrock, Rheinſagen, 2te Aufl., S. 183. — Die badiſche Sage, welche mit der unſrigen am meiſten Aehnlichkeit hat, lautet alſo: „Nach der allgemeinen Volksſage der Umgegend (Nonnenmattweiher im Wieſenthal) ſoll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher iſt, ein Nonnenkloſter geſtanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchskloſter. Die Bewohner des letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienſtlichen oder ökonomiſchen Geſchäften zu beſuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, ſo daß das Nonnenkloſter einſt mitten in einer üppigen Schwelgernacht plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde verſank und ein kleiner See dafür an deſſen Stelle trat, auf dem ſich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Mooswerk beſtehende grüne Inſel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte.“ Kreisrath Gyſſer, Freiburger Unterhaltungsblatt 1819, S. 816 u. ff.

172.

Die weißen Katzen.

Mündlich.

Auf der Gartenmauer des ehemaligen Freihofs zu Wangen bemerkt man vom Nachtläuten an bis zur Morgenglocke zwei große weiße Katzen, welche einander gegenübersitzen und außerordentlich hell in die Nacht hinein glänzen.

Die Erzählerin fügte hinzu, daß nicht wohl eine ältere Person in Wangen sein dürfte, welche diese Katzen nicht gesehen hätte.

Wangen liegt am Fuße des Wangenberges, der als Sammelplatz der Hexen und Aufenthalt irreführender Geister berüchtigt ist.

173.

Der Dorfhammel.

Mündlich.

Das Stadtgespenst von Wangen heißt der Dorfhammel, obgleich es nicht die Gestalt eines Hammels hat, sondern eine unbestimmte, plumpe Thierform, „mit langen Schlappohren" darbietet. Es kauert am häufigsten in engen Gäßchen, zwischen Gartenmauern.

Ueber Gespensterthiere vergl. S. 15, 28, 30, 46, 86, 124.

174.

Das Weinbrünnlein.

Mündlich.

In einem Keller in Wangen iſt eine Quelle, die jedesmal fließt, wenn der Wein das folgende Jahr gerathen ſoll. Sie heißt deßwegen das Weinbrünnlein.

Vorzeichen eines guten oder ſchlechten Herbſtes kennt die Volksſage des Elſaſſes viele. Vergl. die Bemerkungen zum Weingeigerlein von Brunnſtatt, S. 14.

Die Hungerbrunnen, die nur dann fließen, oder wenigſtens viel mehr Waſſer geben, als gewöhnlich, wenn ein Fehljahr bevorſteht, ſind ſchon S. 100 und 167 beſprochen worden.

175.

Der König Dagobert und Neu-Troja.

Nach Schilter-Königshoven's Chronik, S. 233; vergl. 593 u. 609. Vergl. P. Herzog's Elſaſſer Chronik, 1, S. 8.

Nach König Lothars Tode folgte ihm ſein Sohn Dagebrecht oder Dagobert der Große, gewaltiger König über die Lande Burgund, Auſtraſien und Frankreich (Francia occidentalis, Neustria).

Dieſer Dagobert war ein „furchtſamer", d. i. furchtbarer, mächtiger König, und machte guten Frieden in allen Landen. Er bezwang die Sahſſen (Sachſen) und tödtete alle Knaben, die länger waren als ſein Schwert.

Dagobert wohnete viel in deutſchen Landen und allermeiſt im Elſaß, zu Ruffach, in einer Veſte, genannt Iſenburg.

Zu Kirchheim, bei Marlei (Marlenheim) bauete er aber eine ſchöne Burg, die nannte er Neu-Troja, die ſollte ſo feſt und gewaltig werden, als vordem Troja war, aus welcher die Sage nicht nur ſein königlich Geſchlecht, ſondern auch das Volk der Franken herleitet.

Des Schwertes Länge galt oft als Maß für die Gefangenen, die der Sieger hinrichten lassen wollte. So sehen wir später in umgekehrtem Verfahren, als dasjenige Dagobert's, Karl den Großen, 792, zu Regensburg sein Schwert in die Erde stoßen, um alle Sachsen, die an der von seinem Bastardsohne Pipin dem Höcker angesponnenen Verschwörung Theil genommen hatten und dasselbe überragten, dem Tode zu weihen.

Unsere alten Chronikschreiber leiten beinahe sämmtlich das Volk der **Franken von den Trojanern** ab. So sagt auch B. Herzog: „Demnach vber viel hundert jar als man ward zahlen nach Gottes Geburt CCCCXX. da fiengen die Römer ab an gewalt vnnd Reichthumb, also daß die Francken oder Frantzosen, das waren die geschlecht, die von Troia als dieselb zerstöret, kommen waren in diß Land, auff mit jhren Königen an Ehren, gewalt vnnd Reichthumb, also daß der Franken König den man jetzt nennet auß Franckreich, mehr Land vnnd Leut in Teutschen Landen hatte, als der Keyser, oder die Römer, darumb zogen die Francken wiederumb auß, bezwungen Cöllen, Meintz, Wurmbs, Straßburg vnd Basel, vnnd alles Teutschland mit einander von Aquitanien biß in Baiern, vnd liessen sich in den Stätten nieder, sie bezwungen, erschlugen vnd vertrieben auch die Vögt vnd Amptleut die von der Römer wegen, vber diese Land waren gesetzt. Also wurden die Teutschen Francken vnnd Edlen Troyer vnter einander vermischet, daß man alle Teutschen bei dem Rhein heisset billich Francken, Also hat das Elsaß vnd gantz Land bei dem Rhein seinen vrsprung vnd anfang, erstlich von den von Trier, vnd wurden hernach mit den Trovanern vnd Francken vermischet."

Wimpheling, ohne sich weiter über diese in älterer Zeit allverbreitete Sage einzulassen, bestätigt wenigstens die noch zu seiner Zeit bekannte Benennung Kirchheims als Trovia quasi Troja nova: »Deinde Rex (Dagobertus) locum istum, quem primo sibi in helvetia (sc. Alsatia) inhabitandum elegit, et aedificium quod amoenitate loci captus apud *Troviam* quasi *Trojam novam*, nunc *Kirchheim* dictam, miris impensis construxerat, et (Florentio) in retributionem donavit.« Catal. Episcop. Argent. cap. VII.

Auch J. Gebwiler spricht von Dagobert's Sitze: »in arce *Troje* quam vulgo Kirchheim .... vocant.« In ältern deutschen Dichtungen führen auch die Rheinfranken ihre Abkunft auf

die Trojaner zurück; ſo heißt es im Kleinen Heldenbuche (Walther und Hildegund, VII) von Werinhard, „er ſei trojiſcher Art entſtammt.“ — Desgleichen die Oſtfranken, die Nachbarn der Thüringer. S. Bechſtein, der Sagenſchatz des Thüringerlandes, II, S. 4, und desſelben: Fränkiſcher Sagenſchatz, I, S. 21.

In den Anmerkungen zu Königshoven's Chronik weist jedoch Schiller nach, daß Kirchheim nicht Troja nova, ſondern, wie dieß auch Wimpheling bezeugt, *Trovia* oder Trowe genannt wurde, „das iſt eine Burg der Treue, castrum fidelitatis gleich wie das Geſchlecht von Trojen im Ertzſtifft Cölln, nicht von dem alten Troja, ſondern von der Treue genennt worden.“ S. 593. — Nach Beatus Rhenanus endlich ſoll der Ort ſchon unter den Römern beſtanden und *Tronium* geheißen haben. Rerum Germ. Lib. III, pag. 314.

176.

Die weißen Schafe.

Wenn die Mädchen in Marlenheim Nachts aus den Kunkelſtuben gehen, ſo ſehen ſie oft weiße Schafe vor ſich. Wenn ſie denſelben nachfolgen, ſo laufen ſie an den Bach und blöcken auf eine ſeltſam lockende Weiſe herauf. Wer den Spuk nicht kennt und ſich verleiten läßt, der wird in's Waſſer gezogen.

S. über die Geſpenſterthiere im Elſaß Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 34 — 68.

Vergleiche in dieſer Sammlung S. 15, 28, 30, 46, 86, 124, 225.

Wir haben hier auch einen letzten, unklaren Nachhall von Sagen, die ſich an Waſſergeiſter knüpfen.

177.

Das Marienbild in der Kapelle zu Marlenheim.

Mündlich.

Ein frecher Dieb war Nachts in die Kapelle gedrungen, welche auf dem Rebhügel oberhalb Marlenheim steht, um das kostbare Halsband zu stehlen, welches die heil. Maria schmückt. Als er aber den Arm darnach ausstreckte, um es zu ergreifen, blieb ihm derselbe in der gehobenen Richtung stehen, bis des andern Morgens Leute kamen, den Uebelthäter festnahmen und dem Gerichte überlieferten.

Frevel an dem Heiligen, Kirchenraub, Spott und Lästerung läßt die Volkssage oft sogleich am Thäter bestrafen. Ein schwedischer Fähndrich, welcher 1631 in die Klosterkirche von Amorbach einbrach, um daselbst das kostbare blaue Damastkleid des Madonnenbildes zu stehlen, um es seiner Geliebten als Kriegsbeute mitzubringen, erblindete plötzlich mit derselben; beide erhielten das Licht der Augen erst dann wieder, als der Frevler das gestohlene Gut reuevoll der heil. Jungfrau zurückbrachte. S. Schnezler, Bad. Sagenb. II, S. 624. — Ein Amtmann von Stettin vergaß sich, während eines über acht Wochen anhaltenden Regens, wobei seine Felder litten, drei Schüsse nach dem lieben Gott gen Himmel zu schießen; beim dritten aber versank er bis mitten an den Leib in die Erde hinein und mußte jämmerlich sterben. S. Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen, S. 311. — Ein muthwilliger Bube, der im Bernrainischen Walde bei Konstanz Reisig gesucht, ging mit andern in eine Kapelle, griff dem Bilde des Erlösers am Kreuze unter die Nase und sagte: „Herr Gott, laß dir die Nase schneuzen, so küss' ich dich desto lieber!" Augenblicklich erstarrte ihm die Hand und dieselbe blieb unbeweglich an der Nase des Bildes angewachsen und konnte nur durch Fürbitte vieler geistlichen und weltlichen Personen, die sich in Prozession zur Kapelle begaben und Gottes Barmherzigkeit für den jungen Verbrecher anflehten, wieder vom Bilde abgelöst werden. Bad. Sagenb. I, S. 21.

178.

Die Spukthiere im Kronthal.

Mündlich.

Im Kronthale, zwiſchen Marlenheim und Waſſelnheim, aus deſſen ſchönen Steinbrüchen der größte Theil der zum Baue des Straßburger Münſters nöthigen Steine genommen wurde, ſpuken allerlei Thiere.

Ein ſchwarzer Hund ſitzt in einem Steinhohl und hütet einen Schatz.

Am Moſſigbache, welcher durch's Thal fließt, hört man in ſtillen Nächten oft ein leiſes, feines Singen. Es rührt von den ſchönen Schlangen her, welche am Ufer liegen, und man kann ihre goldenen Krönchen aus dem Graſe hervorſchimmern ſehen.

Ein weißes Rößlein läuft zur Nachtzeit durch's Thal; manchmal allein, zuweilen aber ſteht ein Mann auf demſelben, der einen Säbel in der Hand hält. Er ſoll einſt vor vielen Jahren den Eingang des Kronthals ganz allein gegen ein großes Kriegsheer vertheidigt haben, aber wegen einer dabei begangenen Sünde hieher gebannt ſein.

Thieren in Steinbrüchen, auf Bergen, in Thälern, beſonders Drachen, werden oft vom Volke Krankheiten und Seuchen zugeſchrieben, welche durch das Errichten eines Kreuzes, den Bau einer Kapelle u. drgl. ein Ende nehmen.

Vergleiche die Bemerkungen zu Nr. 176.

Auf der nördlichen Seite des Kronthals ſtand vor Alters das Schloß Kronenburg, welches, der Sage nach, von Dagobert erbaut wurde.

179.

Die Spille.

E. *Schœpflin*, Alsatia illustrata, I, Fol. 530. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 104. — H. Schreiber, die Feen in Europa, S. 20.

In dem an römiſchen und celtiſchen Alterthümern ſo reichen Lande Dabo oder Dachsburg, etwa eine Stunde von den Schlöſſern Ochſenſtein, erhebt ſich ein einundzwanzig Fuß hohes Felsſtück, in der Mitte viel dicker, als an den Enden, welches wegen ſeiner Geſtalt die Spille oder Kunkel genannt wird und welches einſt von den Feen hier aufgepflanzt wurde.

Die Spille iſt wahrſcheinlich ein aus der Druidenzeit herrührender menhir. Aehnliche Steine gibt es viele in der Bretagne und in Burgund, wo ſie quenouille de la fée, quenouille à la bonne femme genannt werden und ebenfalls vom Volke behauptet wird: »c'était la *Fau* (fée) qui l'avait porté sous son bras et qui l'avait plantée là.« — Ein Spilſtein, Spindelſtein, eine Spiel ſteht auch bei Rendriſch; eine andere bei Bliesraſtel (beide im baieriſchen Rheinkreiſe), welche letztere jedoch Goldenſtein genannt wird. Den Spilſtein in einem Walde weſtwärts vom Schloſſe Lichtenberg nennt Schweighäuſer unrichtig Spitzſtein, pierre pointue.

Das Land Dabo oder Dachsburg hat ſeinen Namen von dem alſo genannten Schloſſe, welches die Grafen von Egisheim-Dachsburg von der Abtei Andlau zu Lehen trugen, bis es, nach dem Ausſterben dieſer Familie, an die Grafen von Leiningen kam. Die älteſten Beſitzer von Dachsburg bewohnten aber gewöhnlich ein anderes, zwei Stunden weſtlicher gelegenes Schloß, welches auch das St. Leoberger Schloß heißt, da aller Wahrſcheinlichkeit nach Papſt Leo IX., aus der Familie Egisheim, daſelbſt geboren wurde (S. 73). Das Land iſt durchaus gebirgig und Freunden wildromantiſcher Gegenden zur Durchwanderung anzuempfehlen. In den dichten Waldungen bemerkt man hie und da Mauerreſte, celtiſche Grabhügel, ſowie Felsſtücke, welche ebenfalls auf den celtiſchen Kultus hinweiſen und worunter außer der merkwürdigen Spille noch die Druidenkanzel und die Frohn-

kanzel, sowie die auf Caſſini's Karte château égyptien, von den Bewohnern aber Heidenſchloß genannten Burgtrümmer. Jetzt zählen beinahe alle zur ehemaligen Grafſchaft gehörigen Dörfer, Höfe und Waldungen zum Murthe-Departement; ſie gehörten in frühern Zeiten zum untern Elſaſſe.

100.

Die eiſernen Ringe und die Schätze bei Wudenthal.

Schriftliche Mittheilung von Pf. Ringel.

„Ein alter Förſter aus dem Dachsburger Gebirge erzählte mir, als ich für Profeſſor Schweighäuſer die römiſchen und celtiſchen Alterthümer dieſer wilden Gegenden aufnahm, Folgendes: Auf Befehl meiner Vorgeſetzten ließ ich nebſt meinem Sohne, der gleichfalls Förſter iſt, im Wudenthale, das von ſehr hohen Felſen eingeengt iſt, einen Holzweg aushauen, der ſich längs einer ſteilen Felswand hinzieht. Die Arbeiter fanden daſelbſt, etwa vier bis fünf Fuß tief in dem ſandigen Boden, zwei große Klumpen roſtgelber Erde, von denen der erſte in Stücke zerſchlagen wurde, der andere aber im Mittelpunkte die etwas verwitterten Ueberreſte eines ſtarken eiſernen Ringes zeigte und der für weniges Geld an einen Juden verkauft wurde; dieſer ließ ſich ihn wieder von einem Alterthums-Liebhaber in Saarburg theuer bezahlen. Auch an andern Felſen ſind zur Zeit ſolche Ringe geſehen worden, an welchen einſt, der hier allverbreiteten Sage zufolge, „reiche Kaufleute“ ihre „goldenen“ Schiffe befeſtigten, wenn ſie durch's Wudenthal fuhren.

„In der Nähe befindet ſich eine Ruine, hart am Rande des Felſens, von der man erzählt, ſie enthalte große eiſerne Kiſten, die mit Gold und Silber angefüllt ſind.“

Der Name Wudenthal oder Wodanthal, wie es auch genannt wird, erſchien Prof. Schweighäuſer als ein Nachhall aus den altgermaniſchen Mythenzeiten (Wodan).

Ueber die Schiffringe auf den Vogeſen vergl. S. 180, der

Männelſtein und des Verfaſſers Aufſatz: Temps fabuleux de l'Alsace, d'après la tradition populaire, im Februarhefte 1851 der *Revue d'Alsace*.

181.

Die weißen Jungfrauen bei Haſelburg.

Mittheilung von Pf. Ringel.

Haſelburg, nach Schweighäuſer ehemals Aſenburg, iſt ein auf einem Berge gegen Pfalzburg zu gelegenes Dorf. Daſelbſt geht die Sage, daß man kurz vor einem großen Unglück im Lande ein lautes Wehklagen im Berge vernehme. Jungfrauen in weißen Kleidern treten ſodann Nachts aus demſelben hervor und fliehen ſingend in die nahen Waldungen. Oefters jedoch hört man ſie jetzt jammern. Sie ſollen ſchon ſeit undenklichen Zeiten ein Kleinod im Walde, aber immer vergeblich, ſuchen.

Die Sage knüpft ſich unverkennbar an den einſt in dieſem Theile des Landes beſonders verbreiteten Dienſt der Druidinnen und ihre nächtlichen Ceremonien; ſpäter ſind aus denſelben Feen und endlich weiße Jungfrauen geworden. Vergl. die Bemerkungen zum Feengarten und der Feenbrücke im Breuſchthale, S. 192.

182.

Die Belagerten vom Schloß Dachsburg.

S. Ch. C. Klein, Saverne et ses environs, Strasb. 1849, S. 166.

Zur Zeit der Kriege zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, in den Siebziger Jahren des 17ten Jahrhunderts, war das alte Schloß Dabo oder Dachsburg, das auf dem St. Leoberge liegt, von ſeinem damaligen Beſitzer, dem Grafen Emmich von Leinin-

gen, beinahe ganz verlassen und diente herumstreifenden Truppen zum Aufenthalte.

Im Jahr 1677 schickte General Monclas eine Abtheilung Soldaten aus, um das Schloß zu erobern. Allein bei ihrer Annäherung zog sich ein Häuflein Wilddiebe in dasselbe, welche es während mehrern Tagen vertheidigten.

Dieser Erfolg machte die Belagerten so kühn, daß sie in muthwilligem Selbstvertrauen eine todte Ziege auf die Feinde herabwarfen. Sie hatten derselben eine Spindel zwischen die Vorderfüße gebunden und folgenden Reim darein geschoben:

So wenig ihr die Geis lehrt spinnen,
So wenig werdet ihr Dachsburg gewinnen.

Durch diesen Spott aufgereizt, nahmen die Franzosen die Belagerung mit größerem Ernste vor, und es gelang ihnen, sich des Schlosses zu bemächtigen.

104.

Ein Müllerknecht wird in einen Esel verwandelt.

Mündlich. Mittheilung von Herrn Professor Obleyer.

In der Nähe von Zabern steht eine Mühle, die vor noch nicht sehr langer Zeit einer Wittwe angehörte. Ein junger Bursche, der darin als Müllerknecht diente, fand Gefallen an der Meisterin einziger Tochter und glaubte, daß das Mädchen auch ihm zugethan sei, da es manchmal in die Mühle kam und ihm bei der Arbeit zusah oder von ferne seinen Liedern lauschte.

Nun hatte der Müllerknecht schon seit einiger Zeit bemerkt, daß Mutter und Tochter oftmals während der Nacht abwesend waren und sich erst in der Morgenfrühe wieder in der Mühle befanden, ohne daß er wußte, wie sie hinaus- und wieder hereingekommen.

Von Neugierde und Eifersucht getrieben, versteckte er sich eines Nachts unter das Bett der Müllerin und gewahrte bald, daß die Meisterin einen Wandschrank öffnete, einen kleinen Topf daraus

nahm, mit deſſen Inhalt ſie das Mädchen und ſich ſelbſt beſtrich und dazu einige Worte murmelte. Hierauf gingen beide in die Küche und er hörte nichts mehr von ihnen. Eiligſt ſchlich er aus ſeinem Verſtecke hervor, unterſuchte den Topf und fand eine graue Salbe darin, womit er ſich die Hände rieb und dazu ſprach: „Obenan und nirgends wider,“ die einzigen Worte, die er verſtanden hatte. Er begab ſich nun ebenfalls in die Küche und wurde plötzlich mit Gewalt zum Schornſtein hinausgezogen, fort durch die Lüfte, in Sturmesflug, daß ihm Hören und Sehen verging.

Als er wieder zu ſich kam, befand er ſich auf dem Gipfel des ihm wohlbekannten, oberhalb Buchsweiler ſich erhebenden Baſtberges, der als Verſammlungsort der Hexen im ganzen Lande berüchtigt iſt. Unter der Menge derſelben, die in dieſer Nacht eben ihren Sabbat begingen, bemerkte er auch ſeine Meiſterin und ſeine Geliebte. Wild fuhren die teufeliſchen Weiber über den zitternden Burſchen her, und die allgemeine Stimme war, ihn auf der Stelle zu tödten, damit er ihr Geheimniß nicht verriethe.

Nur mit Mühe gelang es der Müllerstochter, Gnade für ihn zu erhalten; jedoch zur Strafe verwandelten die Hexen ihn in einen Eſel.

Bevor die Verſammlung ſich trennte, flüſterte ihm das mitleidige Mädchen zu, daß er die Verwünſchung aufheben könne, wenn es ihm gelänge, Weihwaſſer zu trinken.

Des andern Morgens fand ein Bauer den Eſel und führte ihn nach Hauſe. Er mußte nun in zwei Kotten Miſt tragen, Rebpfähle und Gras. Oftmals wollte er ſeinem Herrn und andern Leuten ſeinen Jammer klagen, allein, obgleich ihm ſeine menſchlichen Gedanken geblieben waren, ſo ſchrie er doch eben wie ein rechter Eſel und bekam dafür tüchtige Schläge.

Beinahe ein Jahr verblieb er unter dem Zauber der Hexen; da gelang es ihm endlich, nach manchem vergeblichen Verſuche, zur offenſtehenden Thüre einer Kirche hinein nach dem Weihkeſſel zu kommen, woraus er auch ſogleich einen tüchtigen Schluck nahm und wieder zum Menſchen ward.

Nach dem Berichterſtatter lebte der Müllerknecht in der That, erkaufte ſich ſpäter eine Mühle und erzählte ſeine Geſchichte oftmals in vollem Ernſte bei Familienfeſten. Jedenfalls war er, wann er dies that, immer wieder in ſeine frühere Eſelsverwandlung zurückgekommen.

Im Märchen vom Krauteſel, Grimm, Kinder- u. Hausmärchen, II, N. 122, wird ein junger Jäger in einen Eſel verwandelt, wenn er von einem gewiſſen böſen Salate ißt, und wieder entzaubert, wenn er von einem andern, guten, genießt.

In einem ſächſiſchen Märchen hört die Verwünſchung auf, ſobald der in einen Eſel Verwandelte Lilien ißt. Grimm, ebendaſelbſt, III, Anmerk. zu N. 122.

Verwandlungen in Eſelsgeſtalt ſind ſchon durch den goldenen Eſel des Apulejus bekannt. Der heil. Auguſtin, De civitate Dei, Lib. XVIII, Cap. 18, franzöſ. Ueberſetz. 1818, III, S. 205 u. ff., berichtet, daß er, während ſeines Aufenthaltes in Italien, gehört habe, es gebe in dieſem Lande Wirthinnen, die ihre Gäſte in Saumthiere verwandeln und ſie zu allerlei Dienſten verwenden. Er ſetzt jedoch hinzu, daß dieſe Erzählungen entweder falſch, oder daß die vorkommenden Fälle ſo ſelten ſeien, daß man wohl daran thue, ihnen keinen Glauben beizumeſſen. — Andere Beiſpiele findet man in Philo's Magicon, Augustæ Rauracorum, 1675, S. 581 u. ff.

Ueber Thierverwandlungen ſ. Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 34 u. ff., und Curiosités des Traditions etc. S. 4 u. ff.

184.

Die gebannten Helden im Schloß Groß-Geroldseck.

G. Meſcheroſch, Geſichte Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, Th. II, S. 32.

„In dem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald, auff die Matten kommen, erkante ich mich alſo bald, daß wir nicht weit, vnd nechſt bey Geroltz Eck, einem alten Schloß auf dem Waßgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören: daß nemblich die vralte Teutſche Helden, die Kö-

nige Arioviſtus, Arminius, Witichindus, der Hürnin Siegfried vnd viel andere, in demſelben Schloß zu gewiſſer Zeit deß Jahrs geſehen werden; welche, wan die Teutſche in den höchſten Nöthen vnd am vndergang ſein werden, wider da herauß, vnd mit etlichen alten Teutſchen Völckern denſelben zu hülff erſcheinen ſolten."

In einer ſpätern Stelle, S. 769, nennt Moſcheroſch die Burg abermals: „Bey Elſaßzabern ligt ein zerſtört alt Schloß zwiſchen zweyen andern, das wird genant Geroltz Eck am Waſſigin, vnd das Land ſo hinder ſelbigem Gebürg vnd im Gebürg ligt, bis auf Weiſſenburg, wird geheyſſen das Waßgaw."

Ueber gebannte Helden und Kriegsheere vergl. S. 17, 43, 44, 122.

185.

Chronik-Sage von den Schlöſſern Groß-Geroldseck und Lützelhart.

S. W. Herzog, Edelläff. Cronick, Buch V, S. 120 u. 121. Von Pfeffel benützt und erweitert in ſeiner Erzählung Walther von Geroldseck, Proſaiſche Verſuche, V. — Dramatiſch bearbeitet, unter dem Titel: Schloß Lützelhardt, von C. Fr. Hartmann, Straßb. 1838.

„Es melden die Hiſtorien vnd Geroltzeckiſchen Chronicken, es hab ein Herr bei Geroltzeck auff dem Schloß Lützelhart gewohnet, welcher vom ſtammen vnd Geſchlecht Geroltzeck herkommen, der ſey dem Herren von Geroltzeck, ſo derſelben Zeit Hohengeroltzeck bewonet gehabt, heimlich neidig vnnd auffſetzig geweſen, der ließ den Herren von Geroltzeck auff einer Jagt vnverwart, heimlich fahen, vnnd jhnen etlich Tag vnnd Nacht mit verbundenen Augen inn dem Wald hin vnnd wider führen, zu nacht inn verborgenen Hülen vnd Felſen legen, und da gemelter Herr von Geroltzeck lang vmb geführet worden, das er vermeynt er were einen fernen Wege auß dem Land geführt worden, da wurde er alſo mit verbundenen augen, inn das Schloß Lützelhart geführt, vnd in einen

Thurn gelegt, vnd wuste das Gesinde inn dem Schloß nicht anderß, dann dieser Herr von Gerolzeck were weit hinweck geführt.

„Nun lag gedachter Herr von Gerolzeck zwey Jar inn dem Thurn, daß er nie darauß kame, vnd wußte auch nit, wo er was. Als aber etlich mal das Loch ob dem Thurn offen stunde, damit der gestanck zum theil auß dem Thurn gehn möchte, hat der gefangen Herr zuzeiten ein groß Horn hören blasen, darumb ließ er sich bedunckeu, er hette deßgleiche zuuor mehr gehöret, vnnd auff ein Zeit fragt er den Knecht, so des Thurns hüter was, vnnd jhme zu essen brachte, wo das groß Horn geblasen wurde, vnd wie wol der Thurnhüter solches nit sagen wolte, verstunde der Herr von Gerolzeck, so viel auß des Hüters reden, vnd auß anderen zufelligen vrsachen, daß er sich bedunckeu ließ, er wußte, wo er gefangen lege. Vnd auff ein andere Zeit fragt der gefangen Herr mit geschickten worten, den Thurnhüter, von wannen er doch were, vnd wie er hieß. Vnnd noch vielen worten sagt der Thurnhüter, er were auß dem Lützenthal, so gehn Gerolzeck gehörig, vnnd wurde er vnnd sein Vatter genent die Rubeln. Da erkant der Herr von Gerolzeck, wo er gefangen lege, vnnd daß gemelter Rublin sein leibeigen Mann was. Darumb gab sich der gedacht Herr von Gerolzeck zu erkennen, vnd vermanet jenen bei seiner pflicht vnd eyde, mit vieler vertröstung, daß er jhme außhülffe, welches auch jhme vnnd seinen nachkommen gehalten worden, dann jhnen besondere Freyheiten geben wurden.

„Als nun gedachter Thurnhüter vernamc, das er seines Herrn, so lang inn gefängnuß doch vnwissent gehütet hatte, sprach er zu seinem Herrn, dieweil er sein natürlicher Herr were, so wolt er jhme außgeholffen, wo das nit were, wolt er sonst kein gut nemmen, das er jme auß hülffe. Vnd auff einen heyligen tag vnd Fest, da der mehrer theil auß dem Schloß Lützelhart gehn Selbach in die Kirch gangen waren, auch der Herr von Lützelhart nicht anheimisch was, da half Rublin seinem Herren auß dem Thurn. Vnnd stigen beide an Hasengarnen vber die Mauren hinauß, vnd kamen für die Porten zu Hohengerolzeck.

„Dieser Herr von Gerolzeck hett vier Söhn, vnd sein Ehlich Weib in leben. Da beschickt bemelter Herr seine Sön, er hett mit jnen allein zu reden. Als nun die Sön zu jrem Vatter für die Porten kamen, eröffnet er jhnen, daß er jhr Vatter were, vnnd wie es jhme inn gemelter Zeit ergangen. Er was aber inn den

zweien Jaren in der gefängknus so gar vngestalt, vnd verandert worden, das jnen seine Sön nicht kanten, vnnd vermeinten er gieng mit betrug vmb, vnnd sagten jhr Vatter were lengst todt. Als nun der Vatter sahe, daß jhn seine Sön nicht erkanten, da begert er das jr Mutter, sein Gemählin, zu jhm keme, als auch geschahe; vnd wiewol sein gestalt sich gar geändert, das jnen sein Gemahl an der Gestalt nit erkennen konte, sagt er doch jr so viel heimliche warzeichen, das sie jnen erkant, vnnd fiel jhme vmb den Halß, mit grossen Freiden, dann sie nit anderst vermeinte, er were lengest todt gewesen. Darnach wandte sich die Fraw zu iren Sönen, vnnd sprach, ir sollent warlich wissen, das diser ewer leiblicher Vatter vnnd mein Gemahl ist.

„Als nun solches die Sön vernamen, fielen sie jrem Vatter zu füssen, vnd baten vmb verzeihung, vnd nach etlichen tagen, schriben die gemelten Herren jrer Freundtschafft, Lehemannen, verwandten vnd zugehörigen, erzehlten vnd klagten jnen, wellher gestalt der Herr von Lützelhart gehandlet, vnd den alten Herren von Geroltzeck in gefängknus gehabt, in meinung das er nimmermehr ledig werden, sonder inn gefängknus sterben solte. Darumb zogen die Herrn von Geroltzeck mit jren verwandten für das Schloß Lützelhart, gewonnen vnnd zerbrochen das, wie man solches noch an der Burgstall, so die Herrn von Geroltzeck inhaben, sicht."

Die meisten elsässischen Geschichtschreiber (Specklin, Silbermann, Friese, Schweighäuser, Strobel) führen diese Sage als eine den Schlössern Groß-Geroldseck und Lützelhart, bei Zabern, zugehörige an. B. Herzog, nach dessen Chronik sie mitgetheilt ist, versetzt sie nach den gleichnamigen Burgen bei Lahr, wo auch das in seinem Berichte vorkommende Dorf Selbach liegt. Schöpflin und nach ihm Schweighäuser bezweifeln sogar die Verwandtschaft des elsässischen Geschlechtes der Geroldsecker mit dem überrheinischen; jenes hätte seit der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, dieses schon einige Jahrhunderte früher geblüht.

Herzog, dem jedoch nur mit grosser Vorsicht zu folgen ist, leitet beide Geschlechter von Gerold, Herzog von Schwaben, dem Bruder von Karls des Großen Gemahlin, Hildegardis, ab, und

zählt folgende sechs Hauptſtämme: „1. Die Herren von Geroltzeck im Walgaw. 2. Die H. von G. im Waſichgin. 3. Die H. von G. vnd Lare. 4. Die H. von G. vnd Schwanaw. 5. Die H. von G. Graffen zu Veldenz. 6. Die H. von G, vnd Sultz.

Vom elſäſſiſchen Schloſſe Lützelhart fand Silbermann im Jahr 1757 noch einige wenige Ueberreſte.

156.

Der Brudermörder.

Dieſe Sage iſt getreulich nach der mündlichen Erzählung des zu dieſer Zeit älteſten Mannes von Zabern abgefaßt. Gefällige Mittheilung von Herrn Profeſſor Ohleyer.

Auf den drei Schlöſſern bei Zabern hausten vor alten Zeiten drei Brüder: der älteſte ſaß auf Hoh-Barr, der zweite auf Groß-Geroldseck, der jüngſte auf Klein-Geroldseck. Der älteſte war ein wilder, habgieriger Geſelle, der nach dem Gut ſeiner Brüder trachtete, und was er nicht durch böſe Liſt an ſich bringen konnte, durch Gewalt zu erringen ſtrebte.

Er beſchloß, damit zu beginnen, ſeinen zweiten Bruder aus dem Wege zu räumen, doch alſo, daß er jeden Verdacht von ſich entfernte. Als ſie nun eines Tages mit einander auf der Jagd waren, brachen plötzlich einige im Dickicht verborgene Kriegsknechte hervor, ſtürzten auf den Herrn von Groß-Geroldseck los, banden ihm die Augen zu und führten ihn gefeſſelt nach Hoh-Barr. Hier ließ ihn der grauſame Bruder vermittelſt eines Haſpels in einen tiefen, waſſerleeren Brunnen verſenken. Der Koch des Schloſſes hatte den Auftrag, ihm da jeden Tag ein Stück verſchimmeltes Brod und einen Trunk ſtinkenden Waſſers zu bringen.

Die Gattin des unglücklichen Gefangenen, eine Edle von Wangen, fragte umſonſt nach ihm bei ihren Schwägern, ließ umſonſt, ſowohl auf den benachbarten als auf den entfernten Burgen des Landes, nach ihm forſchen, und hielt ſich endlich für eine betrübte Wittwe.

Der älteſte Bruder wurde unterdeſſen ſchleunigſt in das kaiſerliche Heerlager berufen, um wider die Ungläubigen zu kämpfen.

Während der Abweſenheit ſeines Herrn wurde der Koch von Gewiſſensbiſſen gequält und fühlte ein tiefes Erbarmen mit dem armen Gefangenen. Er reichte ihm beſſere Koſt und friſches Waſſer, auch ließ er ihm einen mit Laub gefüllten Korb in den Brunnen hinab, damit er ſich ein weicheres Lager bereiten könne.

So friſtete er ihm ſein elendes Leben während dreier Jahre. Da lief die Nachricht ein, daß das Heer, in welchem ſein Herr diente, bald zurückkehren werde, und er beſchloß, den ſchon ſo lange unſchuldig Leidenden zu befreien. In einer finſtern Nacht ließ er einen ſtarken Korb in den Brunnen und rief dem Gefangenen zu, ſich in denſelben zu ſetzen. Glücklich brachte er ihn an die ſo lang entbehrte freie Luft, ſcher ihm Haupt und Bart und ließ noch in ſelbiger Nacht ſeine Gattin auf das Wiederfinden ihres Mannes vorbereiten, und bald lag er, wiewohl von Gram und Leiden geſchwächt und entſtellt, in ihren Armen.

Das ſiegreiche Heer war zurückgekehrt und mit ihm der Ritter von Hoh-Barr.

Seine Rückkehr zu feiern, ließ er gleich des folgenden Tages ein großes Mahl veranſtalten, wozu er Nachbarn und Freunde, ſowie auch ſeinen jüngſten Bruder einlud.

Nachdem nun über dem Imbiß viel von dem glücklich beſtandenen Kriege, ſowie von den auf der Reiſe vorgefallenen Abenteuern geſprochen worden war, kam die Rede auch auf das Verbrechen des Brudermordes, und ein Ritter, der um des Herren von Hoh-Barr's böſe That wußte, fragte ihn, welche Strafe er einem Brudermörder zuerkennen würde. „Ich würde ihn auf der Stelle durchbohren," ſagte dieſer. — „Ihr habt Euch ſelbſt gerichtet," rief der Ritter, zog ſein Schwert, ein Gleiches thaten auch die andern Gäſte, und der Unglückliche fiel von allen Seiten verwundet todt zur Erde nieder.

Dieſe Sage klingt ſowohl an die vorhergehende, als beſonders auch an eine nachfolgende Sage „Die Bruderrache" an, welche ſich auf das Schloß Lichtenberg bezieht, und iſt vielleicht aus beiden entſtanden. Daß der ſich unentdeckt glaubende Uebelthäter ſelbſt die Strafe angibt, die ſein Verbrechen verdient, iſt ein Zug, welcher in vielen Volksſagen vorkömmt.

187.

Die Horn-Bruderſchaft auf Hoh-Barr.

E. Ch. G. Klein, Saverne et ses environs, S. 116 u. f.

Im Jahre 1586 ſtiftete der Biſchof Johann von Manderſcheidt auf dem Schloſſe Hoh-Barr eine Zechergeſellſchaft, welche den Namen Horn-Bruderſchaft führte. Als Mitſtifter geſellte er ſich zu: Heinrich von Bobenhauſen, Großmeiſter des deutſchen Ordens, Friedrich, Herzog von Sachſen, die Grafen von Salm, von Rellenburg und einige andere. Später kamen noch dazu: die beiden Pfalzgrafen Reinhard und Georg Johann, Leopold von Oeſterreich, der Biſchof von Straßburg, die Grafen von Fürſtenberg, Ortenberg, Lichtenſtein, Limburg.

Wer in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte ein großes Ur-Horn voll Wein in einem Zuge austrinken. Dieſes Horn, welches, nebſt dem Namensverzeichniß der Mitglieder der Geſellſchaft, noch bis zur erſten Revolution in Zabern aufbewahrt wurde, war mit drei künſtlich gearbeiteten kupfernen Ringen umgeben.

Auf dem erſten derſelben ſtand folgende Inſchrift: India remota cornu dedit, da Deus præsens præsidium huic arci, tuoque favore cornu illius evehe.

Auf dem zweiten: Reperi destitutum, reliqui munitum, maneat tibi tuta custodia.

Auf dem dritten: Non minor est virtus, quam quærere, parta tueri.

Der Herzog von Baſſompierre berichtet in ſeinen Memoiren, daß ihm die Bruderſchaft auf Hoh-Barr dergeſtalt mit ihrem Horne zugeſetzt, daß er fünf Tage lang in Zabern krank darniederliegen mußte und während zwei Jahren keinen Wein trinken, ja nicht einmal den Geruch desſelben ertragen konnte. Später ſcheint ihm jedoch dieſer Abſcheu vor dem edeln Getränke wieder vergangen zu ſein, denn er erzählt ſelbſt, daß er wieder auf dem Schloſſe war und mit den Brüdern tüchtig zechte.

Die letzten Mitglieder der Horn-Bruderſchaft wurden den 19. September 1635 aufgenommen.

188.

Die Panduren auf Hoh-Barr.

E. *Klein*, Saverne et ses environs, S. 120.

Der Tod Kaiſer Karls VI. (20. Oktober 1740) verurſachte einen Nachfolgekrieg, an welchem mehrere europäiſche Staaten betheiligt waren. Es handelte ſich darum, ob Maria Thereſia, Karls Tochter, oder Karl Albrecht, Churfürſt von Baiern, den Thron von Oeſterreich beſteigen ſollten. Frankreich gewährte dem letztern Hülfe an Geld und Truppen und wurde ſomit in den Krieg verwickelt.

Das Elſaß wurde nun mit Kriegsſchaaren beſetzt. Marſchall Coigny zog ſich im Jahr 1744 mit ſeinem Heere nach Hagenau und von da nach Straßburg.

In demſelben Jahre kamen der berüchtigte Panduren-Obriſt, Baron von Trenck, und General Nadaſti, welche Zabern einnahmen.

Die Panduren beſetzten den Hoh-Barr, welchen die Franzoſen hatten verlaſſen müſſen. Alles war bei ihrem Erſcheinen entflohen; nur der Sohn des Pächters, ein junger, beherzter Mann, blieb zurück. Er hatte den höchſten Felſen vermittelſt einer Leiter erſtiegen und dieſelbe nachher hinaufgezogen. Eine Ziege, welche er mitgenommen, nährte ihn mit ihrer Milch. Er war auf ſeiner Felſenhöhe vor den Geſchoſſen der Feinde geſchützt und konnte doch mit Steinwürfen mehrere derſelben verwunden.

Nach einigen Tagen hielten es die Panduren für unnöthig, den kecken Jüngling länger zu bekämpfen und verließen das Schloß.

Die Zeit der Beſetzung des Elſaſſes durch die Panduren iſt noch jetzt unter dem Namen des Panduren-Lärms bekannt. Auch iſt die Benennung „wilder Pandur!“ im Volke geblieben, und ſowie man die Kinder früher mit den Hunnen, den armen Gecken, den Schweden einſchüchterte, ſo ſchreckte man ſie ſpäter mit der Drohung: „Wart, der Pandur kömmt!“ Vergl. weiter unten Trenck's Mantelſack, Nr. 199. — Eine Stelle auf der ſogenannten Zaberner Steige, wo gewöhnlich die Vorſpannpferde zurückgeſchickt werden, heißt noch jetzt der Pandurenſchlag.

169.

Der St. Veits-Tanz.

G. Schilter-Königshoven, Anmerk. zur Chronik, S. 1085. — Vergl. Gunemoser, Geſch. der Magie, Leipz. 1844, S. 874 u. ff. — Daumer, die Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums, I, S. 229. — L. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz, III, S. 131.

Der ſogenannte St. Veits-Tanz, eine heftige Nervenkrankheit, deren Entſtehung dem Einfluſſe des Teufels zugeſchrieben wurde, zeigte ſich bei einzelnen Eremiten und in Klöſtern ſchon nach dem 5ten Jahrhundert.

Den 15. Juni 1237 wurden zu Erfurt bei tauſend Knaben und Mädchen plötzlich von dieſer ſeltſamen Tanzwuth ergriffen, daß ſie vier Stunden weit von der Stadt unaufhaltſam forttanzten und am andern Tage von ihren Eltern auf Wagen zurückgebracht werden mußten.

Im Jahr 1374 brach die Tanzluſt in den Niederlanden aus und zeigte ſich 1417 und 1418 auch im Elſaß.

Die Kranken geriethen dabei in krampfhafte Zuckungen und bekamen eine ungewöhnliche Schnellkraft in Arme und Beine, welche ſie unwillkürlich zum Springen und Tanzen antrieb, was ſie ſo lange fortſetzten, bis ſie erſchöpft niederfielen.

In Straßburg überfiel dieſe Krankheit im Jahr 1518 beſonders die Weiber. Sie nahm ſo ſehr zu, daß mehrere Hunderte davon befallen wurden. Der Magiſtrat öffnete ihnen einige Säle, damit ſie darin ihre Luſt deſto bequemer büßen konnten. Sodann führte man ſie auf großen Wagen nach der St. Veits-Kapelle bei Zabern. Hier tanzten ſie um den Altar und erwarteten davon ihre Heilung.

Noch jetzt pilgern Perſonen, welche an der fallenden Sucht leiden, zu dieſer Kapelle. Manche derſelben ſtellen, nachdem ſie zu St. Veit gebetet und ihm geopfert haben, ihre Stöcke an den Weg, in der abergläubiſchen Meinung, daß Derjenige, der den Stock wegnimmt, auch die Krankheit mit ſich fortnehme. (Vergl. auch weiter unten Hürtigheim.)

Hyſteriſche und unfruchtbare Weiber opfern dem Heiligen eiſerne Kröten.

In ſeinen Deutſchen Sprichwörtern, Nro. 497, erklärt es Agricola folgender Weiſe, wie St. Veit der Patron der von der Gicht befallenen Tänzer wurde.

„In deutſchen Landen ſind der Plagen viel geweſen, ſo wurden etliche Leute geplagt, daß ſie tanzen mußten oft Tag und Nacht aneinander, oft zween und drei Tag und Nacht. Es iſt nun eine Fabel, St. Veit, der 14 Nothhelfer einer, habe (bei ſeinem Martertode) Gott gebeten, da er jetzt den Hals ſolle hinreichen, ſo wünſchte er, daß die an ſeinem Abend faſten und ſeinen Tag feiern, vor demſelben Tanz bewahrt ſeyn möchten, und alsbald iſt eine Stimme vom Himmel kommen: Vite, du biſt erhört!“

Fr. Nork, Feſtkalender, S. 397 u. ff., bringt St. Veit, Sankt Vitus, mit dem ſlawiſchen Sonnengotte Swantewit (Swanto-wit, das heilige Licht) zuſammen und ſetzt hinzu: „Wie die ſchwindelnden Rundtänze der Druiden den Kreistanz der Sterne um die Sonne verbildlichen ſollten, und ſchon bei den Gallenen die Tänze zu Ehren der Sonne oft in „heilige Raſerei“ ausarteten, wovon die Mänaden im Bacchuscult den Namen erhielten, ſo dürfte es nicht übertrieben ſein, den Veitstanz von den Tänzen zu Ehren Wit's abzuleiten.“

Reime aus Kleinlawels über den Veits-Tanz; Straßb. Chronik, S. 130:

Ein Seltzam ſucht iſt zu der Zeit
Vnder dem Volck umb gangen,
Dan viel Leut auß Vnſinnigkeit
Zu Dantzen angefangen,
Welches ſie allzeit Tag vnd Nacht
Ohn unter laß getrieben,
Biß das ſie fielen in ohnmacht,
Viel ſind Todt drüber blieben.

Eine andere handſchriftliche Straßburger Chronik hat folgende Reime:

Viel hundert fiengen zu Straßburg an
Zu tantzen und ſpringen, Fraw und Mann,
An offnem Marck, Gaſſen und Straſſen,
Tag und Nacht ihren viel nicht aſſen,
Bis in das Wüten wieder gelag.
Sankt Vits Tanz ward genant die Plag.

Die Verwünschungsformeln: „Daß dich der St. Veitstanz ankäme!“ — „Gott geb' dir St. Veltlinsplag!“ kommen in den elsässischen Schriftstellern des 15ten und 16ten Jahrhunderts häufig vor, oft mit denjenigen: „Daß dich der Ritt oder Rito (das böse Fieber) schütt' oder angehe!“ Der Barfüßer Joh. Pauli verwechselt oft beide mit einander: „Daß Got dem kurzen Scheim den Rito gebe, und er nicht um den Altar gehe.“

Die Schilderung des St. Veitstanzes in den Niederlanden gibt Schiller in der XXI. Anmerkung zu Königshoven, nach dem Chronicon Belgicum Magnum, pag. 319. Sie scheint mir merkwürdig genug, um sie dem Leser nicht vorzuenthalten:

„Im Jahr 1374 unter Bischofflicher Regierung des Ehrwürdigen Herrns Johansen von Arckel Bischoffs zu Lüttich, im Monat Julio, am morgen des Fests der Apostelntheilung sind gesehen worden Tänzer am Reihen, die hernach auf Mastricht, Lüttich, Tongern und andere Orte dieser Lande im Herbst-Monat kommen seyn. Diese Teuffelische Pest hat an gemelten und benachbarten Orten Mann- und Weibspersonen, vornehmlich aber die armen und Leuthe von schlechtem Ruff zu aller grossen Schrecken anfahen zu plagen, wenig aber von Geistlichen und Reichen. Sie trugen Kräntze auf den Köpffen, umb den Leib und Nabel bunden sie sich mit einem Tischtuch, und ein Backel, da sie dann nach dem Tanzen hinfielen und hefftig gemartert wurden, und damit sie nicht zerborsten, wurden sie mit den Füssen getreten, oder bunden sich mit dem Backel in das Tischtuch gantz harte, und liessen sich mit der Faust stossen, Etliche schrien, sie scheuten sich vor den Schnabeln an den Schuhen, dahero dieselben zu Lüttich verboten wurden. Sie nahmen mit ihren tantzen die Kirchen ein, und nahmen an der Zahl vom Herbst-Monat biß in Oktober sehr zu. Es wurden überall Umbgenge und besondere Messen gehalten. Zu Lüttich fienge ein Schuljunge zum heiligen Creutz am Abend der Kirchweih, mit dem Rauchfaß an zu spielen, und nach der Vesperzeit hefftig zu tantzen, als er von vielen ermahnt wurde, ein Vater Unser zu beten, wolte er nicht. Desgleichen den Glauben hat er gesagt: Ich glaube an den Teuffel. Als der Caplan solches gesehen, hat er sich seinen Habit lassen langen, und beschworen mit der Tauffs-Formul, da hat er alsbald gesagt: Siehe der Schüler weicht mit dem kurzen Rock und den Schnabelschuhen. Da sagt

jener: Sprich das Vater Unser, und den Glauben. Das hat er beedes gesprochen, und ist vollkömmlich zu recht wieder worden.

„Bey dem Harstalle sind des morgens vor Aller Heiligen ihrer viel zusammen kommen, und berathschlaget, daß sie zugleich kommen und alle Thumherren, Priester und Geistliche zu Lüttich niedermachen wolten. Ein Thumherr Simon im Kloster zu Lüttich in der Capell zur Seligen Jungfrauen, hat sich in Gott gestärket und einem eine Leiter auf den Halß geworffen, und das Evangelium: Im Anfang war das Wort, über ihn gesprochen, und ist dadurch davon wieder befreyet, und wegen solchen Wunderwercks die Glocke alsbald geleutet worden.

„Zu St. Bartholomei zu Lüttich hat in beysein vieller Leuthe der Satan einem Beschwerer geantwortet: Ich wil gern ausfahren. Warte, sagt der Geistliche, ich wil mit dir reden. Und nachdem er etliche andere curiret gehabt, hat er zu ihm gesagt: Nun rede leibhafftig und antworte mir. Da hat der Satan allein geantwortet: Unser waren zwe, allein mein Gesell, der schlimmer ist als ich, ist vor mir außgefahren, ich habe so viel leiden müssen in diesem Leibe, wenn ich drauß were, wolte ich nimmermehr in ein Christen-Leib fahren. Da hat ihn der Geistliche gefragt, Warumb bist du in die Leiber dieser Menschen gefahren? Er geantwortet: Die Geistlichen und die Priester sprechen so schöne Wort, und so viel Gebete, daß wir in ihre Leibe nicht fahren können. Wann man noch fünff oder vier Wochen gewartet hätte, so wären wir in der Reichen Leiber gefahren, und darnach in der Fürsten, und über die hätten wir die Geistlichen niedergeworffen. Dieses haben daselbst ihrer viel gehört und hernach erzehlt. Diese Pest hat in einem Jahre ziemlich über hand genommen, hernach aber in drey oder vier Jahren gäntzlich auffgehört."

Daß hier auch religiöser Aberglaube, religiöse Schwärmerei mit unterliefen, liegt außer Zweifel und könnte durch eine Menge einzelner Beispiele genugsam bestätigt werden. Wer aber dabei den christlichen Moloch erkennen will, der möge sich bei Daumer (I, S. 231) Raths erholen, der in den Sagen von diesen und ähnlichen Tänzen „die Notiz von alt-christlichen Menschenopfern und damit verbundenen heiligen Tänzen" aufbewahrt wissen will, „sowie sie auch im Kultus der alten Mexikaner, der wunderbarer

Weiſe ſo viel Aehnliches mit dem des chriſtlichen Alterthums hatte, gebräuchlich waren."

190.

Die Dame von Greifenſtein.

Mündlich. Mittheilung von Herrn Profeſſor Obleyer.

In Zabern lebt noch jetzt ein Glaſer, welcher ſeit langen Jahren gewohnt war, jeden Sonntagmorgen auf das weſtlich von der Stadt, am Eingange des ſchönen Zornthals gelegene Schloß Greifenſtein zu gehen. Er ſetzte ſich dort auf einen Felſen, zog ein Flaſchenett heraus und fing an ein Liedchen zu ſpielen. Siehe, da erſchien mehrere Male gegen ihm über auf dem zertrümmerten Thurme eine weißgekleidete Dame, die ihn auf der Flöte begleitete.

Der Glaſer war wohl Anfangs über dieſe ſeltſame Erſcheinung betroffen, allein er gewöhnte ſich nach und nach daran, ſo daß er einmal, als er die Dame wieder am ſchwindelnden Rande des Thurmes erblickte, den Muth faßte, derſelben zuzurufen: „Gebt doch Acht, daß Ihr nicht herunterfallt!" — „Wollte Gott," ſeufzte die Dame, „ich könnte mich in die Tiefe des Thales ſtürzen, um meinem Leiden ein Ende zu machen." — „Seid Ihr denn ſo unglücklich?" fragte der mitleidige Glaſer. — „Mehr als Ihr Euch's vorſtellen könnt," entgegnete die Geſtalt, „ich habe im Grab keine Ruhe. Als ich noch auf der Welt war, war ich eitel und habgierig; ich häufte Schätze auf Schätze und verbarg ſie in dieſer Burg; auch brachte ich auf ungerechte Weiſe die Wieſe an mich, die man von meinem Namen Helena noch jetzt Helematt nennt. Allein meinem Leiden kann ein Ziel geſetzt werden. Der Fluch des Himmels verwandelt mich um meiner Sünden willen jeden Freitag in eine häßliche Kröte; wer den Muth hat, mich in dieſer Erſcheinung zu küſſen und den goldenen Schlüſſel, den ich im Mund habe, zu nehmen, der erlöſet mich; ihm gehört ein Drittheil von den reichen Schätzen, die in den Felſenhöhlen verborgen ſind; die beiden andern muß er zu milden Stiftungen verwenden." — Dieſe Worte und der ängſtlich flehende Blick, welchen die Dame auf ihn warf, bewogen den Glaſer, ihr zu verſprechen, den nächſtfolgenden Freitag ihre Erlöſung zu unternehmen.

Er erſchien auch in der That zur angezeigten Stunde. Als er aber die häßliche, ungeheure Kröte mit ihren funkelnden Glotzaugen auf dem Felſen erblickte, verlor er allen Muth und lief in ängſtlicher Eile den Berg hinab.

Seit jenem Tage ging er nicht wieder auf das Schloß Greifenſtein, und ſpielte auch nicht mehr auf ſeinem Lieblingsinſtrumente.

Ueber die Erſcheinungen weißer Damen vergl. S. 11, 21, 28, 36, 89. — Die Kröte als Teufelsthier oder Verwünſchungsgeſtalt, ſ. Neujahrs-Stollen f. 1850, S. 51 u. ff. u. 63 u. ff. — Der Kuß eines Lebenden kömmt häufig als Erlöſungsbedingung vor. Vergl. Grimm, Deutſche Myth. S. 921.

101.

Der Karls-Sprung.

E. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 117.

Auf der Berghöhe der Zaberner Steige, unweit der Gränzſcheide zwiſchen Elſaß und Lotharingen, befindet ſich ein ſteiler Fels mit einer Grotte. Man nennt denſelben den Karls-Sprung, von einem lotharingiſchen Herzoge, welcher in der Hitze des Jagens mit ſeinem Pferde über den Fels hinabgeſprungen und unverletzt im tiefen Abgrunde angekommen iſt. Noch zeigt man am Felſen die Spuren der Hufeiſen des Pferdes.

Dom Calmet, hist. de Lorraine, II, S. 1163, nennt den Herzog Anton.

197.

Die Gräfin von Lützelburg.

Mündlich und *Schweighæuser*. Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 125. — Vergl. Kathol. Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß, 1847, S. 173 u. f.

Frau Itta, die Gattin des Grafen Peter von Lützelburg, war eine böse Hexe, die ihrem Manne das Leben sauer machte. Des vielen Uebels müde, das sie ihm schon angethan hatte, ließ sie Peter endlich in das tiefe, finstere Burggefängniß sperren. Allein es gelang ihr bald, sich aus demselben zu befreien. An einem Sommertage war plötzlich eine solche schwüle, drückende Hitze ausgebrochen, daß Menschen und Thiere lechzten, die Blätter an Bäumen und Blumen verdorrten. Herr Peter wollte verschmachten. Da ließ ihm Frau Itta sagen, sie wolle ihm Kühlung verschaffen und einen frischen Luftzug herbeizaubern, wenn er sie einige Augenblicke aus ihrem Verließ in's Freie treten lassen wollte.

Der Graf war es zufrieden und gestattete ihr, sich auf den Schloßsöller zu begeben. Kaum war sie aber daselbst angekommen, so ließ sie einen so gewaltigen Sturm und furchtbares Hagelwetter entstehen, daß die ganze Umgegend davon verheert wurde.

Auf die Klage der benachbarten Ortschaften, deren Felder dabei gelitten hatten, mußte ihnen der Graf bedeutende Rechte in seinen Waldungen einräumen.

Für das Seelenheil seiner Gattin stiftete er später, im Jahr 1126, die Abtei St. Johann.

Wir haben hier wieder eine jener Erklärungs-Sagen, welche das Volk so gerne gibt, wenn es die Entstehung eines Gebäudes, eines Ortes, eines Gebrauchs, eines Rechtes nicht kennt und darüber kein Dokument vorhanden ist. Letzteres ist (wahrscheinlich) der Fall hinsichtlich der Waldrechte, welche einige Ortschaften in den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Lützelburg genossen. Die Geschichte gibt keine andere Veranlassung zu der Sage. Die Stiftungs-Urkunde der Abtei St. Johann hat Frau Itta mitunterschrieben. Allein im Volksglauben gilt sie noch

immer als Here und ſogar als Meiſterin derjenigen Heren, welche ſich bald in einer Felsvertiefung unweit der St. Michaels-Kapelle, bald auf dem Gipfel des Baſtbergs bei Buchsweiler verſammeln.

193.

Das Muttergottesbild in Monsweiler.

Mündlich. — Vergl. *J. Baquol*, l'Alsace ancienne et moderne, p. 161.

Die Wallfahrtskirche zur Muttergottes von Monsweiler oder Munolsweiler bei Zabern iſt weltberühmt. Nachdem ſie von den Schweden in Brand geſteckt worden war, fand man mitten im Aſchenhaufen, unverſehrt, das hölzerne Muttergottesbild, welches ſich noch jetzt in der, an die Stelle der ältern getretenen, neuen Kirche befindet.

An allen Marienfeſten kommen hier zahlreiche Wallfahrer zuſammen, beſonders aber am Samſtag zwiſchen Pfingſten und dem Dreifaltigkeitstage, wo eine Prozeſſion, der große Kreuzgang genannt, gehalten wird.

Vergl. das Muttergottesbild zu Dreien-Aehren, S. 96. — Aehnliche Sagen kreiſen in Menge. Auch den Römern waren ſie nicht unbekannt. Julius Obſequens, ein römiſcher Schriftſteller, welchen Einige in den Anfang des 1ſten, Andere in's 4te Jahrhundert n. Chr. Geb. ſetzen, erzählt in ſeinem unvollſtändig erhaltenen Buche De Prodigiis, daß im Jahr 604 der Erbauung Rom's unter dem Konſulat des Spurius Poſtumius und des L. Piſo eine große Feuersbrunſt in Rom ausgebrochen ſei, welche ſelbſt den alten Königspalaſt verzehrte. Nur die Kapelle (sacrarium) und einer der beiden heiligen Lorbeerbäume ſeien unbeſchädigt geblieben (Kap. 78). — Unter den Konſuln L. Sylla und Q. Pompejus (664 — 667 d. St. R.) ſteckte C. Fimbria die Stadt Ilium in Brand, wobei auch der Tempel der Minerva in Aſche verwandelt wurde. Da man aber nachher das alterthümliche Bild der Göttin unverſehrt in dem Schutte fand, knüpfe

ten die Einwohner an dieſes Wunder die Hoffnung der baldigen Wiedererbauung ihrer Stadt (Kap. 116).

194.

Die redenden Bilder Chriſti und Mariä.

Nach einem alten Volksliede auf fliegendem Blatte, mitgetheilt in Scheible's Schaltjahr, Th. IV, S. 220.

In der Kapelle zu St. Johann, nördlich von Zabern, unweit dem Dorfe Eckartsweiler, befand ſich vor Zeiten ein hölzernes Chriſtusbild, auf dem Schooße der Jungfrau Maria ruhend. Nun geſchah es im September des Jahres 1626, daß man mehrere Nächte nach einander in der Kirche, die doch leer und verſchloſſen war, reden hörte. Endlich faßte man den Entſchluß, die Thüre zu öffnen, und nun hörte alles Volk mit Erſtaunen, wie die heiligen Bilder Chriſti und Mariä ein Geſpräch mit einander führten, wobei der Erlöſer ſagte, daß er die ſich immer mehr anhäufenden Sünden der Welt mit Krankheiten und andern Plagen ſtrafen müſſe. Darauf fieng das Bild an Blut zu ſchwitzen. Das Volk, ſo in die Kirche getreten war, fiel aber auf die Knie nieder und betete. Die folgenden Tage bekehrten ſich Alle, zogen in die Kirche, beteten und beichteten ihre Sünden, um das angedrohte Unheil von ſich abzuwenden.

Vergl. die Sage von den Bildern der Muttergottes und des Evangeliſten Johannes in Sigelsheim. S. 102.

Das Reden, Blutſchwitzen, Thränenvergießen, ſowie andere ſichtbare oder hörbare Zeichen, welche an den Bildſäulen ihrer Götter oder Helden bemerkt wurden, nahmen die Griechen und Römer für warnende Vorbedeutungen. „Kurz vor der Schlacht von Leuktra bekamen die Lacedämonier eine wichtige Vorbedeutung. In dem Tempel des Herkules fiengen die Waffen von ſelbſt an zu erklingen und das Bild des Herkules von vielem Schweiß zu triefen. Zu derſelben Zeit ſind auch zu Theben, wie Kalliſthenes erzählt, die Schlöſſer und

Riegel in dem Tempel des Herkules aufgesprungen, und die Waffen, welche fest an den Wänden hielten, sind auf dem Boden gefunden worden." S. Cannemoser, Geschichte der Magie, S. 143.

Hier, zur Vergleichung, noch einige Stellen aus Valerius Maximus, Lib. I, Cap. VI: De Prodigiis quæ evenere Romanis, und Cap. VIII: De Miraculis quæ contigere Romanis; sowie aus dem oben angeführten Buche De Prodigiis, von Julius Obsequens. Auch bei Livius sind eine Menge hieher gehöriger Stellen zu finden.

Reden von Götterbildern: „Nach der Eroberung der Stadt Veji, durch Furius Camillus, befahl dieser Feldherr seinen Soldaten, die Bildsäule der Juno Moneta, welche von den Vejern besonders verehrt wurde, nach Rom zu bringen. Als man nun damit beschäftigt war, dieselbe von ihrem Fußgestelle herabzunehmen, fragte ein Soldat die Göttin im Spaße (per jocum), ob sie nach Rom wandern wolle (an Romam migrare vellet); darauf antwortete das Bild: Ja (velle se respondit). Dieses Wort verwandelte den Scherz in Bewunderung. Nun glaubten sie, nicht das Bild, sondern die aus dem Himmel herabgestiegene Juno selbst mitzunehmen. Mit großer Freude stellten sie das Bild an demjenigen Theile des Berges Aventinus auf, wo wir noch jetzt der Göttin Tempel erblicken." V. Max. I, 8.

„Man versichert, daß das Bild der Fortuna Muliebris, in der via latina, viertausend Schritte von Rom, wo es nebst dem Tempel, in dem es aufgestellt ist, zu der Zeit eingeweiht wurde, als die Thränen seiner Mutter Coriolan von der Zerstörung Rom's abhielten, — nicht einmal, sondern zweimal — folgende Worte gesprochen habe: Matronen, Ihr habt nach heiligem Religionsgebrauche gesehen und eingeweiht!" V. Max. I, 8.

Auch das Reden der Thiere, namentlich der Opferthiere kommt häufig als vorbedeutend und orakelgebend vor. „Während der Kriege unter dem Konsulat des P. Volumnius und des Ser. Sulpicius begann ein Ochse zu reden. Dieses Wunder erfüllte Alle, die dies hörten, mit Entsetzen." V. Max. I, 6.

„Im zweiten punischen Kriege rief der Ochse des Cn. Domitius: Nimm dich in Acht, Rom! (Cave tibi Roma!)" V. Max. I, 6.

„Im Jahr d. St. R. 618, unter dem Konſulat des P. Africanus und des C. Fulvius, redete ebenfalls ein Ochſe und wurde von Stund' an auf öffentliche Unkoſten ernährt. Jul. Obs. Cap. 86.

Merkurs Bild ſchwitzte im Jahr 659 n. St. R. Jul. Obs. Cap. 112.

Zwei Schilde ſchwitzen Blut. Val. Max. I, 6. Vergl. Jul. Obs. Cap. 86.

Thränenvergießen: „In Lanuvium vergießt das Bild der Juno Sospita Thränen, J. 570 d. St. R.“ Jul. Obs. Cap. 90.

„Im Jahr d. St. R. 622, unter dem Konſulat des Appius Claudius und des M. Perpenna, weinte das Bild Apollo's vier Tage lang. Die Wahrſager verkündeten den Untergang Griechenlands, woher das Bild gebracht worden war. Die Römer opferten und brachten Geſchenke in den Tempel.“ Jul. Obs. Cap. 87.

Andere Zeichen: Der Kopf einer Bildſäule des Apoll fällt von ſelbſt ab. Val. Max. I, 6.

Götterbilder drehen ſich um. Val. Max. I, 6.

Waſſer fließt aus einer ehernen Bildſäule. Jul. Obs. Cap. 71.

In Cephalonia erſcheint am Himmel eine Schaar ſingender Perſonen. Jul. Obs. Cap. 73.

In einem während zwei Tagen verſchloſſenen Tempel der Juno Regina hört man eine Kinderſtimme [1]). Jul. Obs. Cap. 86.

Das Bild der Göttin Iſis ſchleudert Blitze. Jul. Obs. Cap. 112.

---

[1]) Vergl. in den Straßburger Münſterſagen: Der ſingende Knabe auf der Uhr, von L. Schneegans.

195.

Die Hexenschule.

C. Schweighäuser, Antiquités du Bas-Rhin, Vol. III. — Kathol. Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß. 1847, S. 173 u. f.

Oberhalb der Abtei St. Johann liegt auf einer hervorragenden Bergspitze, wo man eine der herrlichsten Aussichten auf die gesegneten Gefilde des Elsasses hat, eine dem heil. Michael geweihte Wallfahrtskapelle. In einiger Entfernung davon befindet sich in der Felsenplatte, auf welcher sie steht, eine kreisförmige Vertiefung von vierzehn Fuß im Durchmesser, mit einem bis zwei Fuß Tiefe. Manche wollen darin einen Druidenkreis sehen, Andere halten dieselbe für jüngern Ursprungs und einfach deßhalb gemacht, um den zahlreichen Pilgern, welche auf den Berg wallen, bequemere Ruheplätze zu verschaffen. Unter dieser Felsplatte befindet sich eine Höhle, in welcher sich früher Einsiedler aufhielten: vor derselben ist ein in den Felsen gehauenes Grab von alterthümlicher Form. Den letzten Einsiedler fand man vor mehr als achtzig Jahren im Walde ermordet.

Der Volksglaube macht diese Stelle zu einem Versammlungsort der Hexen und nennt den Kreis die Hexenschule oder das Hexenloch. Die Hexenmeisterinnen und ihre Schülerinnen setzen sich im Kreise der Felsvertiefung herum; die strafbaren Hexen werden in die Höhle eingeschlossen. Von hier aus fliegen sie, Frau Jetta an der Spitze, zu dem gegenüberliegenden Bastberge.

Schweighäuser bezweifelt, daß die Vertiefung in der Felsplatte dem druidischen Kultus ihren Ursprung verdanke. Die einfache Betrachtung der ganzen Oertlichkeit, sowie die geschichtliche Entwicklung des religiösen Volksglaubens, sprechen unbestreitbar gegen ihn. Zuerst bot die Lage: Berghöhe gegen die Ebene zu, Felsplatte, Nähe einer Felsgrotte, dem druidischen Kultus hier eine Stelle dar, wie sie ihm die ganze Umgegend nicht wohl bieten konnte. Der Kreis im Felsen war offenbar eine Opferstätte, ein nächtlicher Versammlungsort der Druidinnen; die Höhle bot die Natur; das alterthümliche Grab mag spätern Ursprungs sein. Bekanntlich entwickelte sich nach dem Verschwinden des celti-

ſchen Religionsglaubens aus den Druidinnen im Mittelalter der Glaube an Feen, aus welchem ſodann, als deren Zerrbilder, die Hexen entſprangen *). Dr. H. Schreiber hat in ſeiner Monographie: Die Feen in Europa und in ſeinem Hiſtor. Taſchenbuch für 1846 unbezweifelbar nachgewieſen, daß beinahe ſämmtliche ſogenannte Feendenkmäler (Schlöſſer, Hütten, Höhlen, Hügel, Kreiſe, Steine u. ſ. w.) ſich an Orten befinden, wo früher druidiſcher Kultus im Schwung war. Auch die Druidinnen waren, wie die Hexen, Zauberinnen; „Pomponius Mela weiß von einem Orakel auf der Inſel Sena (Sein, gegenüber von Quimper), mit neun wunderſam begabten Jungfrauen als Vorſteherinnen. Dieſe verſtänden es, durch Zaubergeſänge Meer und Stürme aufzuregen, ſich in jedes beliebige Thier zu verwandeln, zu heilen, was anderswo unheilbar ſei, und die Zukunft zu verkünden u. ſ. w. Auch auf dem Belenus-Berge bei Dol, Departement Ille und Vilaine, geht bis auf den heutigen Tag die Sage, daß daſelbſt ein Kollegium von Druidinnen auf ähnliche Weiſe, wie auf der Inſel Sena, beſtanden habe. Später wurde der Berg mit einer Kapelle des Erzengels Michael, des Siegers über die hölliſchen Mächte, gekrönt und derſelben eine Benediktiner-Abtei beigegeben ... Allenthalben in Armorica führen Denkmale und Sagen auf die Druidinnen und deren edlere und verſchönerte Form, die Feen, und zwar in Verſammlungen zurück." Schreiber, die Feen in Europa, S. 13.

Nach all' dieſem iſt hoffentlich der alte Druidenkreis bei St. Johann wieder in ſein Recht eingeſetzt. Er und die nach dem Volksglauben auf ſeiner Stelle gehaltenen Hexenverſammlungen erklären demnach auch bei uns, wie auf dem Belenus-Berge, den Grund des Daſeins einer St. Michaels-Kapelle.

---

*) In Frankreich werden Feen und Hexen häufig verwechſelt: „Die auf Zauberei angeklagte Jungfrau von Orleans wurde gefragt: Si elle sçait rien de ceux qui vont avecq les fées!" Grimm, D. Myth. S. 1013, Note

190.

Entweihe das Brod nicht!

Mündlich.

„Ein altes, gebrechliches Bettelmenſchel" (ſo drückte ſich die Berichterſtatterin aus), welches zur Zeit von Dettweiler herüber nach Buchsweiler und den umliegenden Ortſchaften kam, erzählte oftmals folgende Geſchichte:

In Dettweiler lebte ein reicher Bürger, welcher großen Ackerbau trieb und viel Vieh in den Ställen hatte. Er war aber hart und geizig, gönnte dem Geſinde den ſauer verdienten Biſſen kaum, und gab den Armen nicht das Geringſte von ſeinem Ueberfluſſe. Wenn ſie halb verhungert an der Thüre ſtanden und nur von den übrigen Brocken Brodes vom Tiſche begehrten, ſo wies er ſie mit Fluchen ab und gebot, die Reſte des Brodes in den Schweintrog zu werfen.

Nach ſeinem Tode nun war es im Hauſe nicht geheuer. Oft hörte man auf der Treppe und im Vorhauſe ein Grunzen und ein ſchweres Auf- und Ablaufen, wie von einem Schweine. Wenn die Hinterbliebenen am Tiſche ſaßen, vernahmen ſie ein Schlürfen und Schmatzen am „Saukübel"; kam aber Jemand in die Küche, ſo war weder ein Schwein noch irgend ein anderes Thier zu ſehen.

Dieſer unheimliche Spuk ängſtigte die Familie ſo ſehr, daß ſie einen in der Umgegend berühmten Geiſterbeſchwörer kommen ließ. Derſelbe beſchwor den Geiſt, welcher bekannte, daß er der verſtorbene Hausherr ſei, und einen neuen Trog im Schweinſtalle haben müſſe, wenn er nicht mehr im Hauſe gehen ſolle. Dieſer Trog wurde ſogleich gemacht. Allein nun hatten die Schweine keine Ruhe mehr im Stalle und tollten wild in demſelben herum. Man ließ den Beſchwörer abermals kommen, welcher den Geiſt nun an einen entlegenen Ort im Feld bannte, wo er noch bis zu dieſer Stunde die Vorübergehenden durch ſein Schmatzen und Grunzen ängſtigt.

Brod iſt Gottesgabe; es darf nicht entweiht werden. Krumen darf man den Hühnern vorwerfen; Stücke Brods den Pferden geben; nicht aber den Schweinen, die ein unreines Thier

sind; dies ist Sünde. Brodentweihung wird in den Volkssagen immer gestraft: das Brod des Hartherzigen, der es im Ueberfluß hat und nicht mit dem Darbenden theilen will, wird in Stein verwandelt; — Buben auf dem Unterharz verfluchten ihr Brod, traten es mit Füßen und peitschten es, da floß Blut aus demselben, die Erde öffnete sich und verschlang die Gottlosen allzumal. E. L. Bechstein, Thür. Sagensch. III, S. 23.

197.

Der spukende Mönch bei der Kirche von Bischheim am Saum [1]).

Zu gewissen Zeiten sieht man um die Mitternachtstunde einen gespenstigen Mönch die Stufen des Kirchhofes von Bischheim am Saum herabsteigen. Sein Gang ist schwer; wenn er um die Kirche herumwandelt, so hört man den Kies unter seinen Füßen knarren. Manche sahen ihn baarfuß und ein Lämpchen in der Hand tragend, mit trauriger Miene. Andere Male ruft er die spät nach Hause Gehenden bei Namen und wirft ihnen Steinchen und Sand nach.

Bischheim, eine halbe Stunde unterhalb Straßburg gelegen, trägt den Zunamen am Saum zum Unterschied von Bischheim am Berg, bei Rosheim.

---

[1]) Der geographischen Lage nach hätten die Straßburger Sagen hier gleich auf diejenigen von Wasselnheim und der Umgegend folgen sollen; ihre Zahl ist aber so bedeutend, daß diese zweite Lieferung verhältnißmäßig zu stark geworden wäre; sie sollen daher die dritte Lieferung beschließen. Von Bischheim a. S. ab wenden wir uns nun wieder nord-westlich und gelangen so an die auf dem Abtheilungstitel angegebene Sagengränze.

198.

Die St. Veits-Kirche in Hürtigheim.

Nach schriftlicher Mittheilung von Herrn Pfarrer Schneider.

Die Kirche, klein und baufällig, steht auf einem runden Hügel. Ueber dem Thurme ist ein viereckiges Häuschen, das Zeichen eines Wallfahrtortes. Vielleicht hat diese Anhöhe auch, sowie der dicke, feste Thurm, als Zufluchtsstätte gedient bei plötzlichen feindlichen Ueberfällen.

Die Kirche stammt aus dem 11ten oder 12ten Jahrhundert; sie ist dem h. Veit oder Valentin gewidmet und besaß dreißig Acker, die später zu Erbliehen verfielen.

In einer Nische im kleinen Chor stand ehemals eine hölzerne Statuette des Heiligen, welche zur Zeit der ersten Revolution vom Thurme herabgestürzt und sodann, nach Einigen, vergraben, nach Andern, verbrannt wurde.

Nach dem Glauben der umwohnenden Katholiken soll seine Fürbitte sehr wichtig sein gegen die Gichter der Kinder. Man brachte, wenn ein Kind in Gichtern lag, eine schwarze Henne, die unter Gebet vor den Altar gesetzt wurde. Früher wurden auch Zwiebeln auf den Altar gelegt und einige Sols. Das Geld nahmen die Kinder, welche in die Schule läuteten; die Zwiebeln wurden weggeworfen, die Henne gewöhnlich von dem Schullehrer nach Straßburg verkauft. Er selbst wollte sie nicht verzehren, weil man glaubte, daß derjenige, welcher dieselbe esse, die Krankheit überkomme. Es ist jetzt sehr selten, daß Hennen gebracht werden, doch geschieht es noch manchmal; der Wächter nimmt sie in diesem Falle und verkauft sie. Geld und Zwiebeln werden nicht mehr geopfert.

„St. Vitus, in Heiligenbildern als Kind oder Jüngling in fürstlicher Kleidung dargestellt, hat den Hahn in der Regel neben sich, und noch bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts brachte das böhmische Landvolk diesem Heiligen alljährlich an seinem Gedächtnistage (15. Juni) in dem Dom zu Prag einen Hahn. S. Panzer, Beitrag z. deutsch. Myth., S. 317. Vergl. S. 124.

Auch dem böhmischen Swantewit war der Hahn heilig.

ſowie er bekanntlich dem Sohne Apollo's, dem Aeskulap, beigegeben wurde.

Vergl. oben S. 244, der St. Veits-Tanz.

Ueber das in Hürtigheim gefeierte Sommerfeſt Lundibol ſ. des Verfaſſers Aufſatz: Volksthümliche Gebräuche u. ſ. w. im Elſaß, in der Alſatia für 1852.

199.

Trenks Mantelſack.

Nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Konſiſtorial-Präſidenten Heiß in Mentenheim. Abgedruckt in der Alſatia, 1851, S. 62 u. f.

Zu Mittelhauſen, im Schloſſe des Herrn von Weitersheim, befand ſich Trenk mit mehrern ſeiner Panduren. Plötzlich kam Befehl zum Aufbruch. Es war eine ſtockfinſtere Nacht. Die Pferde wurden geſattelt, mit ſchweren, meiſt Raub und Kriegsbeute enthaltenden Mantelſäcken beladen.

Dies bemerkte ein Knecht des Herrn von Weitersheim; er benützte die durch den eiligen Befehl zum Aufbruche verurſachte Verwirrung und machte ſich etwas an Trenks Mantelſack zu ſchaffen. Unbeachtet lockerte er die Riemen, welche den ſchweren Mantelſack hinter dem Sattel befeſtigten, ſo daß dieſelben ſich bei der erſten raſchen Bewegung vollends löſen mußten.

Im Galopp ſprengte Trenk mit ſeinen Panduren davon. Der Knecht folgte dem Troß zu Fuße nach und fand gar bald den verlornen Mantelſack, den er ſogleich in einen Sumpf verſenkte, und kehrte ſodann wieder unbemerkt zum Schloſſe zurück.

Allein Trenk, deſſen gemeine Raubſucht und Habgier bekannt iſt, gewahrte bald den Verluſt ſeines reichbeladenen Mantelſacks und kam wieder mit einigen ſeiner Panduren und einem ſeiner Reitknechte in's Schloß geritten. Haus, Hof, Stallung, Alles wurde durchſucht, aber der vermißte Mantelſack blieb unentdeckt. Da fiel Trenks Verdacht auf den Reitknecht, welcher ihm das Pferd geſattelt hatte, und er gebot, ihn ohne weiters an einem im Schloßhof ſtehenden Baum aufzuhängen.

Vergebens betheuerte der arme Reitknecht ſeine Unſchuld, und ſprach in ſeiner Todesangſt den ſchrecklichſten Fluch gegen den unbekannten und unbeſtraften Thäter aus. Das ſtrenge Urtheil des Oberſten wurde vollzogen und der eigentliche Dieb wohnte der Hinrichtung des unſchuldigen Reitknechtes bei.

Nachdem ſich der Kriegslärm verzogen hatte und wieder Frieden und Ruhe im Elſaß hergeſtellt waren, verließ der ſchuldige Knecht ſeinen Dienſt bei Herrn von Weitersheim und kaufte ſich nach und nach im Laufe der Jahre 1745 und 1750 mehrere Grundſtücke in der Gemeinde an, ohne daß Jemand ahnen konnte, woher ihm das Geld dazu geworden war.

Später verheirathete er ſich auch, und ſein äußerlicher Wohlſtand ſchien immer mehr zuzunehmen. Allein es war, als ob der Fluch des unſchuldig Hingerichteten in Erfüllung gehen ſollte. Seine Kinder mißriethen und verurſachten ihm viele Sorge. Sie verſchwendeten Hab und Gut, und ſtarben alle arm und verachtet.

Vor ſeinem Tode bekannte der Knecht, wie er ſelbſt ſagte, um Ruhe zu bekommen, ſeine Schuld.

Der Baum, an welchem der Reitknecht ſeinen Tod gefunden, ſtand noch vor einigen Jahren im Schloßhof.

Ueber Trenk und den Panduren-krieg im Elſaß vergl. oben S. 243: Die Panduren auf Hoh-Barr.

Ueber die Macht der Verwünſchung und Verfluchung hat Nork merkwürdige Thatſachen zuſammengeſtellt in den Sitten und Gebräuchen der Deutſchen, S. 523 u. ff. Vergleiche auch unten Nr. 228.

200.

Stiftung des Kloſters Stephansfelden, bei Brumat.

E. Silbermann, Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des Elſaßes. S. 149 u. f. — Schilter-Königshoven's Chronik. S. 164. b.

Silbermann erzählt die Geſchichte der Stiftung des Kloſters Stephansfelden mit folgenden Worten:

„In der Mitte des zwölften Jahrhunderts reiste Stephan, Graf von Egisheim, und damals Landvogt von Elsaß, nach Rom, um seinen Sohn, der unter dem Namen Leo IX. die päbstliche Krone trug, zu besuchen. Während seinem Aufenthalt daselbst fand ein Fischer zwey neugeborne Kinder in der Tiber und brachte sie dem Pabst mit der Bitte, der heilige Vater möchte doch Sorge tragen, daß nicht mehr so viele arme Kinder von gottlosen Müttern zu Grunde giengen, wie man sie jetzt lebendig und todt auf den Gassen der Stadt und im Wasser fände. Durch diesen Vorfall gerührt, baute Landgraf Stephan nach seiner Zurückkunft das Kloster Sterhansfeld bey Brumat zu einem Spital für Findelkinder, und begabte es mit großen Einkünften. Die Pfleger und Vormünder dieser Kinder waren Geistliche aus dem Hospital- oder Heiligen Geistes-Orden, und die Grafen von Lichtenberg, auf deren Grund und Boden das Kloster lag, waren Kastenvögte."

Dieser Bericht ist durchaus irrig, denn der Vater Leo's IX. lebte nicht um die Mitte des zwölften, sondern schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts; auch hieß er nicht Stephan, sondern **Hugo IV.**, Graf des Nordgau's oder des untern Elsasses und Herr von Egisheim. Der Sohn Bruno, später Leo IX., wurde im Jahre 1002 entweder auf dem Schlosse Drei-Egisheim geboren, wovon ein Thurm den Namen Dagsburg trägt, oder, nach neuern Forschungen, auf dem an der nordwestlichen Gränze des Elsasses gelegenen Schlosse Dagsburg oder Dabo, und starb zu Rom den 19. April 1054. Das erzählte Ereigniß hatte nicht unter seiner Regierung, sondern unter derjenigen des Papstes Innocenz III., 1216, statt.

In frühern Zeiten scheint die Einrichtung des Findelstiftes zu Stephansfelden eine höchst mangelhafte gewesen zu sein. Für alle Kinder, denen nicht wenigstens hundert Thaler hinterlegt werden konnten, war die Aufnahme sehr schwer. Vor dem Thore stand eine steinerne Wiege oder Triller, in welche man solche Kinder legen konnte; allein sobald die Schelle klingelte, ließ man große Hunde los, ein Knecht schwang sich auf's Pferd und verfolgte die, welche das Kind hingelegt hatten; holte er sie ein, so gab man ihnen das Kind zurück oder sie mußten die bestimmte Taxe bezahlen.

Das jetzige Gebäude entstand im Jahr 1768. Das Findel-

haus beſtand daſelbſt bis 1821; ſeitdem wurde es in eine Irrenanſtalt verwandelt.

201.

Störe die Ruhe der Todten nicht!

Mündlich.

In Mommenheim war eine Jungfrau begraben worden und die Burſche und Mädchen, die ihr das Grabgeleite gegeben hatten, ſaßen desſelben Abends beiſammen in der Spinnſtube. Da kam das Geſpräch auf das Fürchten, und vor Allen that ſich ein Mädchen hervor, das behauptete, ſich vor nichts zu fürchten, es ſeie, was es wolle. Die Andern fragten es, ob es ſich wohl zu dieſer Zeit getraue, allein auf den Kirchhof zu gehen. Warum nicht, ſagte es, und ich will Euch, zum Zeichen, daß ich dort geweſen, das Kreuz mit den Kränzen bringen, das wir heute der Jungfer auf's Grab geſteckt haben. Die Andern waren über dieſe Keckheit erſtaunt, und das Mädchen ging auch in der That ohne Licht und ohne Begleitung fort. Allein, da es immer und immer nicht wiederkam, wurde man unruhig. Einige Burſche nahmen eine Laterne und begaben ſich auf den Kirchhof. Da fanden ſie nun das Mädchen auf dem Grabe ſitzend, eine Hand am Kreuze; es war todt, und der Kopf war ihm nach dem Nacken gedreht.

Das Umdrehen des Kopfes nach dem Nacken wird gemeiniglich dem Teufel zugeſchrieben oder dem wilden Jäger, wenn man ihm ruft oder auf ſein Rufen Antwort gibt.

202.

Das Schellenmännlein von Ettendorf.

Mündlich.

Zur Zeit der Rebenblüte hört man oft, in der warmen Sommernacht, auf den Ettendorfer Hügeln ein Klingen, bald leiſer,

bald lauter. Es rührt vom Schellenmännlein her, das mit hellen Silberglöcklein durch die Rebgelände wandelt und guten Wein verheißt. Man hat es wohl auch schon gesehen, wie es, an eine Weinlaube gelehnt, eine Traube in der Hand hielt und sie in eine Schale preßte. Geräth der Wein nicht, so hört man nur ein seltenes, leises Klingen und das Schellenmännlein sitzt mit leerer Hand und trauriger Miene auf dem Raine und blickt die Vorübergehenden schüchtern an.

Vergl. S. 14: Das Weingeigerlein von Brunnstatt und S. 226: Das Weinbrünnlein in Wangen.

103.

Die Gespensterkutsche.

Ein ehemaliger Maire von Zäbersdorf, Namens Wendling, kam eines Nachts vom Buchsweiler Markte zu Fuß zurück und setzte sich, vom Gehen ermüdet, an einem Rebstaden nieder, in geringer Entfernung vom Riegerischen Garten und von der Stelle, wo sich die Wege von Buchsweiler, Geisweiler, Prinzheim und Vosselshausen kreuzen. Als er eine geraume Zeit dagesessen hatte, kam eine große, schwerrollende Kutsche die Buchsweiler Straße daher und hielt ihm gegenüber stille. Sie schien ganz voller Personen. Sowie sie sich wieder in Bewegung setzte, sprang Wendling hintenauf, in der Meinung, eine Strecke weit gegen seinem Dorfe mitzufahren. Allein plötzlich fühlte er, daß die Kutsche vom Boden aufgehoben wurde. Er rief über den Kutscher, daß er herabspringen wollte, allein er erhielt keine Antwort, blieb wie festgenagelt auf seinem Sitze und verlor alles Bewußtsein. Als er wieder zu sich kam, lag er mit zerrissenen und kothbedeckten Kleidern mitten im Bewald oder Bienenwald, acht Stunden von dem Orte entfernt, wo er sich auf die Kutsche gesetzt hatte.

Wendling, setzte der befreundete Erzähler hinzu, war einer der größten Männer der Gegend, und so stark, daß er mit jeder Hand

ein Viertel Waizen aufheben und eine Zeitlang emporhalten konnte. Es wurde einst eine Glocke im Dorfe selbst gegossen, und nachdem mehrere der stärksten Bursche vergebens versucht hatten, dieselbe miteinander in die Höhe zu heben, sagte Wendling: „Weg, Ihr Lecker, Ihr könnt Nichts!" Er nahm sie mit einer Hand am Henkel, nachdem er sich auf das Gerüste gestellt, und schwenkte sie mehrere Male hin und her.

Ueber Teufels- und Gespensterkutschen vergl. S. 106, 115 und 267.

Noch weiter als Wendling läßt eine badische Sage einen Schneider aus Wössingen, im Kraichgau, durch eine solche Kutsche versetzt werden. Als derselbe nach seiner unwillkommenen Fahrt wieder zu sich gekommen war, befand er sich an einem öden Meeresufer, woselbst ihn Schiffe nach Ostindien brachten. Dort lebte er, von den Seinigen todt geglaubt, während zwanzig Jahren; kam sodann wieder in sein Dorf zurück, kehrte aber, da er seine Frau an einen seiner frühern Lehrjungen verheirathet fand, mit zwei Söhnen nach Ostindien zurück, von wo er nichts mehr von sich hören ließ. Mone's Anzeiger für 1839.

201.

Der Riegerische Garten.

Mündlich.

Der sogenannte Riegerische Garten, von welchem schon in der vorigen Sage die Rede war, ist eine große, von hohem Dornzaune und hundertjährigen Eichen umgebene Wiese, welche zwischen den Dörfern Vosselshausen, Geisweiler und Prinzheim liegt. Auf dieser Stelle hatte vor dem dreißigjährigen Kriege ein Bauer einen großen Hof, zu welchem viele Aecker, Wiesen und Rebstücke gehörten. Alles war mit einer großen Mauer umgeben, wovon jetzt nur noch hie und da einzelne Steine übrig geblieben sind, sowie auch eine starke Vertiefung den weitläufigen

Keller andeuten soll. Der Bauer war so reich, daß er mit einer silbernen Pflugschar zu Acker fuhr. Er selbst wird oft in seiner altenhäuslichen Bauerntracht, auf der Wiese hin- und hergehend, oder über den Zaun blickend, gesehen. Auch andern Geistern dient die Wiese zum Sammelplatz; sie schrecken die Leute, wenn sie Nachts vorübergehen, und führen sie irre.

205.

Das Gänsbrückel.

Mündlich.

Zwischen Bosselshausen und Kirrweiler führt ein Fußweg über ein Brückchen, welches von den Umwohnern das Gänsbrückel genannt wird; weil man daselbst eine große weiße Gans, nach Einigen eine Schneegans, sehen will, welche den Leuten nachgeht und sie zur Nachtzeit irre führt. Manche sind hier schon irre gegangen, selbst ohne daß die Gans ihnen erschienen wäre.

Ein Mann von Kirrweiler hatte eine kranke Frau in Bosselshausen besucht und wollte gegen Abend wieder zurückkehren. Es war im Winter und gerade frischer Schnee gefallen. Er war zu Pferde gekommen, und als man ihm dasselbe vorführte, begann die Kranke unruhig zu werden in ihrem Bette und fragte ihn endlich beim Abschied, welchen Weg er denn einschlagen wolle. „Ei, den nächsten," entgegnete er, „über's Gänsbrückel, denn es ist schon spät!" — „Ach," sagte die Frau, „thut mir doch den Gefallen und reitet der Straße nach, Ihr wißt ja, daß es dort nicht geheuer ist und die Leute oft die ganze Nacht in der Irre herumgeführt werden." Sie hielt so inständig und so lange an, bis der Freund es ihr versprach und davon ritt.

Als er an eine Stelle kam, wo es sich zu entscheiden hatte, welchen Weg er nehmen wolle, dachte er: ich habe mich nun länger aufgehalten, als ich sollte; meine Leute daheim sind vielleicht in Angst über mein Ausbleiben. Er gab dem Pferde die Sporen und ritt unangefochten über das Gänsbrückel.

Obgleich die Nacht finster war, so geleitete ihn doch das Schneelicht eine Strecke weit auf dem wohlbekannten Pfade hin.

Plötzlich aber kam er an einen Graben, den er noch nie daselbst wahrgenommen hatte. Er setzte hinüber; es kam ein zweiter Graben; er sprengte auch über diesen; es kam ein dritter, ein vierter und noch mehrere, so daß der einsame Reiter zu stutzen begann und sein Pferd über und über mit Schweiß bedeckt war. Es kam ihm vor, als ritte er immer im Kreise herum, von einem Graben zum andern. Endlich trieb er das Pferd stärker an, so daß es geradeaus lief. Er sah bald Häuser vor sich liegen; Alles war aber bereits stille und kein Licht brannte mehr. Er klopfte an's Fenster des ersten Hauses, und auf seine Frage, wo er sei, antwortete man ihm, — in Bosselshausen. Er war aber eben von Prinzheim oder vom Riegerischen Garten, also in ganz entgegengesetzter Richtung, hergekommen.

Er ließ sich nun von einem Manne mit einer Laterne auf die rechte Straße vorleuchten. Als er gegen Kirrweiler kam, schlug es auf der Kirche Zwei, und es kamen ihm, ebenfalls mit Laternen versehen, Leute entgegen, welche seine Frau ausgeschickt hatte, um ihn zu suchen.

Die Gans kömmt in manchen Volkssagen als gespenstig spukendes Thier vor.

Ueber irrfahrende Geister vergl. S. 46 und 184.

206.

Die Gespensterkutsche.

Mündlich.

Auf dem Spitzling, einem Hügel, über welchen die Straße von Kirrweiler nach Buchsweiler führt, sieht man oft zwischen zwölf und ein Uhr Nachts eine große, mit zwei Rappen bespannte Kutsche hin- und herfahren; Niemand sitzt darin. Zwei Bürger, die einst zu dieser Stunde nach Buchsweiler gehen wollten, trafen sie an und setzten sich darein. Alsobald wurde die Kutsche in die Höhe gehoben und die Beiden sprangen noch mit Mühe heraus. Sie sahen ihr nach, wie sie immer höher und

höher ſtieg und endlich in der Luft verſchwand. Auch behaupteten ſie, es ſei eine wunderſchöne Muſik aus derſelben erklungen, die ſie noch hörten, als die Kutſche längſt verſchwunden war.

Vergl. S. 106, 115 und 264.

Auch in Gruſſenheim, im Kanton Andolsheim, und in Biesheim, bei Neu-Breiſach, fahren Geſpenſterkutſchen, wie ich ſeitdem vernommen. Diejenige des letztgenannten Ortes iſt mit Herren und Damen in alterthümlicher Tracht angefüllt.

207.

Wandelndes Feuer auf dem Spitzling.

Mündlich.

Ein junger Mann von Kirrweiler kam an einem Herbſtabende, gegen acht Uhr ungefähr, von Buchsweiler zurück. Als er eben den Spitzling hinaufſteigen wollte, bemerkte er, rechts von einigen Steinhaufen, auf dem ſchmalern Theile der Straße, welchem die Fußgänger gewöhnlich folgen, in einiger Entfernung vom Boden ein großes, hellflackerndes Feuer hin- und herſchweben. Er hoffte, Leute dabei anzutreffen, ſah aber Niemanden und wandte ſich, unwillkürlich von einem unheimlichen Gefühle ergriffen, auf die andere Seite der Straße. Allein das Feuer ſchwebte ihm auch da entgegen und als es an ihm vorüberpraſſelte, war es ihm, als ob ſich alle Haare auf ſeinem Kopfe aufrichteten und von Jemanden in die Höhe gezogen würden.

Gleich dem Waſſer galt das Feuer für ein lebendiges Weſen: τὸ πῦρ ζῳον ἔμψυχον, bei den Aegyptern, Herodot, III, 16; ignis animal, Cicero, De Nat. Deor. III, 14 ... Nach der Edda iſt das Feuer Bruder des Windes und des Meeres, darum ſelbſt belebt und göttlich. S. Grimm, Deutſche Myth. S. 567 u. ff.

Einſam flackerndes Feuer, glühende Kohlen, zeigen gewöhnlich Schätze an; um ſie zu gewinnen, muß man ein Kleidungsſtück oder ein weißes Tuch daraufwerfen und ſie, ohne zu reden und unbeſchrieen, nach Hauſe tragen.

Von-ſelbſt aus der Erde brechendes Feuer galt den nordiſchen Völkern als feindſelig.

203.

Die geſpenſtigen Kinder im Dunzenbruch.

Mündlich.

Wenn man von Obermodern herauf nach Kirrweiler geht, ſo kömmt man an eine wannenartige Vertiefung in dem mit Feld bedeckten Hügel, welche der Dunzenbruch heißt. Ehemals war daſelbſt eine Wallfahrtskirche, nach Andern ſoll ein Kloſter da geſtanden haben. Jedenfalls war die Stelle früher mit Laubholz bewachſen, und auf den noch nicht lange Zeit ausgereuteten Wurzelſtöcken alter Eichen wurden Opfergaben niedergelegt; einmal eine Henne mit ihrer Brut; anderemale Kaninchen; oft auch Geldſtücke.

Der Ort iſt in der ganzen Umgegend als unheimlich verſchrieen. Man will ſchon Mönche da geſehen haben, welche einen blutriefenden Sarg trugen. Am bekannteſten ſind aber die beiden geſpenſtigen Kinder, welche von da aus bis gegen die Anhöhe von Kirrweiler wandeln und auch ſchon auf dem Spitzling geſehen worden ſind.

Nachfolgendes Begebniß, das ich ohne alle Erklärung und ohne Urtheil darüber treulich mittheilen will, iſt mir von einem der beiden Augenzeugen, einem verſtorbenen Freunde und Verwandten, und von dem älteſten Sohne des Andern, ebenfalls Heimgegangenen, erzählt worden.

Die beiden Männer, der Eine bereits an Jahren vorgerückt, der Andere ein Dreißiger, beide durch Verwandtſchaft verbunden, hatten den Schwager des Letztern in Zutzendorf beſucht und waren gegen Abend auf dem Heimwege nach Kirrweiler begriffen.

Es war im Hochſommer und die Luft äußerſt warm. Zwei Knaben des ältern Mannes, welche ſich in der Moder gebadet hatten und deßhalb früher von Zutzendorf aufgebrochen waren, wollten unterwegs auf ſie warten, um mit ihnen nach Hauſe zurückzukehren.

Nachdem die Männer zuweilen ſtille geſtanden waren, um zu athmen und ſich nach den Knaben umzuſehen, bemerkten ſie endlich, eben auf einer der Biegungen des Hügels, zwei dunkle Geſtalten. „Das ſind die Buben!“ rief der Vater, „ſie ſind ſcheint's des Wartens überdrüſſig geworden und ihres Wegs allein fortgegangen.“

Die Wanderer giengen weiter, im Geſpräche über Dies und Jenes, und hatten darüber die Knaben vergeſſen; als ſie plötzlich die vorhin bemerkten Geſtalten, von der Höhe von ſechs- bis achtjährigen Kindern, auf derſelben Stelle, wie zuerſt, hin- und hergehen ſahen. Kaum hatten ſie aber dieſe Stelle erreicht, als ſie die Kinder laut und lebhaft mit einander reden hörten, wie wenn ſie ſich zankten; ſie konnten aber kein Wort verſtehen und es kam ihnen vor, ihr Gezänke führten ſie in einer ganz fremden, ihnen unbekannten Sprache. Nun gewahrten ſie auch, daß die Kinder nicht giengen, ſondern, etwa fußhoch, über der Erde hinſchwebten. Einsmals fuhren aber beide, mit einem Geräuſche wie von den Flügelſchlägen eines Raubvogels, in die Höhe, fuhren fort ſich zu zanken und um und über einander hinzubrauſen; bis ſie endlich im Dunzenbruch, hinter einigen aufgeſchichteten Wellen von Bohnenſtroh verſchwanden.

Die beiden Männer hatten während dieſes ſonderbaren Vorfalls kein Wort mit einander gewechſelt und waren immer fortgeſchritten. Als ſie endlich auf der letzten Höhe angelangt waren, blieben ſie ſtehen, athmeten auf und Einer erzählte dem Andern ſogleich, was er geſehen, wie ihm die ganze Erſcheinung vorgekommen und was er dabei empfunden. Beide ſtimmten in den Hauptpunkten mit einander überein und kamen ziemlich blaß und verſtört nach Hauſe, wo ſie im Familienkreiſe das ſeltſam unheimliche Ereigniß bis in die ſpäte Nacht beſprachen.

Viele Leute wollen die Kinder ſchon geſehen haben. Sie ſind blaß und tragen Bauernkleider. Nach Einigen ſind es zwei Knaben, nach Andern ein Knabe und ein Mädchen. Ein alter, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückter Offizier, von

Hochfelden, mit welchem ich vor etwa zwölf Jahren von Straßburg nach Buchsweiler fuhr, erzählte mir, er habe die Kinder Nachts auf dem Spitzling gesehen, sie hätten rothe Bruſttücher gehabt und seien „hemdärmlig“ gewesen.

Der Name Dunzenbrüch iſt ſowohl um ſeiner Beſtandtheile willen, als wegen der Beſchaffenheit des Ortes, von dem celtiſchen Dün, Hügel, und Brük, Brüg, Haide, deutſch, mundartlich, Brüch, Mehrheit: Brücher, große feuchte Wieſengründe, abzuleiten, und bedeutet eine ſumpfige Bucht, Wanne, in einem Hügel; Dunzen iſt die deutſche, euphoniſche Verlängerung von Dün. Wenige Stunden von da, im Kanton Hochfelden, heißt auch ein Dorf Dunzenheim.

209.

Die wilde Jagd im Moderer Wald.

Mündlich.

Der zwiſchen Obermodern und dem zu Buchsweiler gehörigen Reiherwald gelegene Moderer Wald iſt wegen vielen böſen Spuks, der die Leute ſchreckt und irre führt, in der ganzen Umgegend berüchtigt. Zur Herbſtzeit aber jagt darin der wilde Jäger. Mit wildem Geſchrei und Gebrauſe fährt er von Norden her über die Wipfel der Bäume, über die Felder hin und läßt ſeine Thiere an einer niedern, gegen Utweiler zu ſich abſenkenden Stelle graſen.

Oft ſoll er ſelbſt über Buchsweiler hingefahren ſein und ſich das Riedheimer Beſch (Wäldchen) als Lagerſtätte ausgewählt haben.

Mitten im wilden Brauſen und Toben der wilden Jagd hört der einſame Wanderer ſich oft beim Namen rufen. Er darf darauf nicht antworten, denn thäte er es, ſo würde er von den finſtern Gewalten ergriffen werden und müßte die ganze Nacht im Walde umherirren.

Iſt die wilde Jagd in der Nähe, oder brauſt ſie dem Wanderer ſchon über dem Kopfe hin, ſo darf er nur ſein Taſchentuch, am beſten ein weißes, hänfenes oder flächſenes, nehmen und ſich daraufſtellen, ſo kann ihm dann von derſelben kein Schaden geſchehen.

Zu Heilig-Kreuz, bei Kolmar, wird die wilde Jagd das Nachtgejäg genannt. Ich reihe darüber folgenden Bericht hier an, da er mir erſt zu Handen kam, als die den Oberrhein enthaltende, erſte Lieferung der Sagen ſchon gedruckt war.

„Das Nachtgejäg nimmt ſeinen Zug vom Sengenwald aus über das obere Grütt hin, auf die Gleiß und bis zum Sterkenneſt hinab.

Einmal zog ſo ein Sturm zum Sengenwald aus mit entſetzlichem Braus und Geheule. In der Luft hörte man rufen: „Weiter, weiter! Der Marbacher Hund (die Glocke) billt ſchon! Wettersweiler zu!"

Ein andermal waren junge Burſche mit ihrem Vieh zu Wald in den Matten. Als es ſchon ſpät in den Abend gieng und ſie nach Hauſe wollten, hörten ſie ſich beim Namen rufen. Einer von ihnen faßte das Herz und gab Antwort. Augenblicklich ſpürte er Flügel, die ihm hart am Angeſicht herumſchlugen.

Einſt kehrten Knechte und Mägde aus den Reben von Herrlisheim nach Haus. Es war ſchon finſter. Als ſie an der Täufermühle vorüber waren, blieb ein Mädchen ein wenig zurück. Alſobald hörte es ſeinen Namen rufen: „Käthrini! Käthrini!" Es folgte der Stimme, glaubend, es wären ſeine Gefährten. Allein die Stimme gieng immer weiter und weiter, und es ihr nach. Den andern Tag fand man das Mädchen, eine halbe Stunde von der Täufermühle, bei dem ſogenannten Städtlinswäldchen, todt liegen. Es war das Nachtgejäg geweſen, das ihm gerufen. Die Andern hatten das Hußdada! der wilden Jäger wohl gehört.

Man ſagt, daß ſeit dem großen Jubiläum, unter den Konſuln, wenig oder faſt nichts mehr ſo Ungeheures vorgehe, indem da-

mals die spukenden Geister alle erlöst worden seien.“ Christophorus [*]).

Vergl. S. 29, 89 und 167.

210.

Die böse Bärbel.

Ueber das Geschichtliche vergl. des Herausgebers Aufsatz: Der Buchsweiler Weiberkrieg und die letzten Grafen von Lichtenberg, in der Alsatia für 1851. S. 10 — 18.

Der Graf Jakob von Lichtenberg, zubenannt mit dem Bart, hatte nach dem Abscheiden seiner Gemahlin, einer Gräfin von Saarwerden, ein Bauernmädchen aus Ottenheim, im Badischen, die schöne oder auch die böse Bärbel genannt, als Kebsweib auf sein Schloß zu Buchsweiler gezogen.

Mit dem Erscheinen dieser Dirne, welche den von Natur gutherzigen, aber äußerst schwachen Mann bethörte, schwand bald das freundschaftliche Einverständniß, welches bis jetzt zwischen dem Oberherrn und seinen Unterthanen gewaltet hatte. Sie wurde frech und übermüthig, und zwang die armen Leute, ihr jede Woche, ohne den geringsten Lohn und ohne daß ihnen nur ein Stück Brod dafür dargereicht wurde, zwei bis drei Tage in der Frohn zu arbeiten. Sie mußten ihr Lein säen, jäten, Lichter machen und spinnen. Zudem befahl sie jeder Hausfrau, ihr jährlich ein Pfund Garn zu liefern, und ließ sich jeden Tag die Sahne der Milch von sämmtlichen Kühen des Städtchens in's Schloß bringen. In ihrer tollen Vermessenheit schickte sie sogar Söldlinge zu den säugenden Müttern und ließ sich von ihrer Milch geben, um sie zu ihren Zaubereien zu gebrauchen. Wer sich weigerte oder nur über die tyrannischen Forderungen murrte, wurde ergriffen und mußte dafür im Thurme büßen.

Neue Erpressungen und Zumuthungen hatten einen Aufstand

[*]) Unter diesem Pfendonym verbirgt sich ein ebenso bescheidener als, im Gebiete der elsässischen Geschichte, Archäologie und Sage erfahrener Gelehrter, dessen ernsten und tüchtigen Forschungen unsere Heimat einst viel Schönes zu verdanken haben wird.

zur Folge, an welchem ſich zuerſt beſonders die Weiber betheiligten; weßwegen derſelbe in der Geſchichte und noch jetzt in der Erinnerung des Volks unter dem Namen des Buchsweiler Weiberkriegs bekannt iſt.

Jakob, von allen Seiten gedrängt und in ſeinem Schloſſe belagert, mußte die Dirne von ſich thun. Sie begab ſich nach Hagenau, wo ſie, bald nach dem Tode ihres gräflichen Sklaven, als Hexe eingezogen und öffentlich verbrannt wurde.

Auch Jakob von Lichtenberg ſcheint ſich der Zauberei ergeben zu haben. „Er hatte," wie der Chronikſchreiber Bernhard Herzog, Buch V, Fol. 35, ſagt, „groſſe anmutungen zu den Freyen künſten, verſtündt ſich auff die Aſtronomie vnd Nigromantia."

211.

Der Bildhauer Marderſtecken.

Mündliche Stadtſage. Das Geſchichtliche gibt die nachfolgende Note.

Der Landgraf von Hanau-Lichtenberg, welcher den Schloßgarten in ſeiner Reſidenz Buchsweiler anlegen ließ, hatte in ſeinem Dienſte einen deutſchen Bildhauer, Namens Marderſtecken. Derſelbe war nicht ſehr kunſtbegabt, dagegen aber ein Lüſtling und großer Verſchwender. Dieſen beſtellte der Landgraf, um manche von den Bildwerken zu fertigen, von denen jetzt nur noch einige übel ausſehende Trümmer vorhanden ſind, und ſetzte ihm eine Zeit feſt, an welcher ſie ſämmtlich vollendet ſein müßten, wenn nicht der Bildhauer einen Theil des verſprochenen Lohnes einbüßen wollte.

Marderſtecken, der lieber den landgräflichen Hofdirnen oder dem Glas Käsberger nachgieng, als ſich mit ſeiner Arbeit zu beſchäftigen, ließ eine Woche nach der andern verſtreichen, ohne Hand an's Werk zu legen. Als aber die angeräumte Zeitfriſt herankam, begab er ſich in ſeine Werkſtätte, in welcher er ſich Tag und Nacht einſchloß. Und von jener Zeit an ſtand allmorgentlich ein neues Bildwerk auf ſeinem Poſtamente.

Man wußte aber wohl, daß er mit dem Teufel einen Bund gemacht hatte, und dieser mit ihm arbeitete. Als das letzte Bild fertig war, führte ihn auch der Böse, dem er seine Seele verschrieben hatte, in den Schloßkeller und erdrosselte ihn daselbst. Dort muß er noch bis zum heutigen Tage umgehen.

Diese in Buchsweiler sehr verbreitete Sage wurde mir während meines fast vierjährigen Aufenthaltes daselbst von dem verehrungswürdigen Patriarchen der Stadt, dem allgemein geliebten Vater Pfersdorff, ehemaligen Offizier der kaiserlichen Gendarmerie, zuletzt Professor am Kollegium (gestorben 1847), mitgetheilt. Als ich ihn 1847 brieflich um nähere geschichtliche und künstlerische Erläuterungen darüber gebeten hatte, schrieb er mir, den 14. Februar d. J., folgende kurze, aber treffliche Notiz:

„Die Bilder der Götter im großen Herrengarten, die Hermen am Eingang des kleinen Herrengartens, die vier Welttheile, die hinten, unter den Kastanienbäumen stunden, sind von einem Franzosen, François Francin, der, dem Geschmack nach, in der Zeit Ch. Lebrun's gelebt haben mag; denn ich erinnere mich noch, daß mir die Schenkel der Götter nicht schlank genug vorgekommen sind. Uebrigens waren sie schön, das Dekorum und die Attribute wohl beobachtet; aber — leider! schon vier- bis fünfmal mit weißer Oelfarbe überstrichen, die dann natürlich die Muskulatur sehr ungleich gemacht hat.

„Der selige Ohmacht hat für Herrn Wagner den Merkur renovirt, der noch izt im Garten des Herrn Vir steht. Er hat den Kopf etwas kleiner und schmäler gemacht, und so sieht er izt mehr den griechischen Verhältnissen gleich.

„Der Teufelsbraten war ein schofter Wicht, hat nichts gemacht als zwei Eulen, die in den Vogelhäußern Wasser in Muscheln gespien haben, um die Kolonisten zu tränken, zwei Sphinxe, die auf dem Geländer am Schloßgraben lagen, fünf Rabougries von Musen und ein Grottenwerk im kleinen Herrengarten, wo Sie die Najaden noch haben sitzen sehen, die Tritonen aber in Herrn Resch's Hof ihren Platz gefunden haben. Item einen Wasser speienden Fuchs im Hühnerhaus, und endlich einen oktogonen Brunnentrog im Waschhaus der Beschließerei.

„Er hieß Marderstecken. Es muß in seiner Zeit grausame Kenner gegeben haben, die haben glauben können, daß solche Werke nur mit Hilfe des Gott sei bei uns zu liefern seyen.

„Er hat sich oben im Kellerhals erhängt. Noch drei schöne Block Steine lagen dort zu meiner Bubenzeit, die uns zu gymnastischen Uebungen, nämlich zum Herabspringen gedient haben.

„Wann, wie und warum er sich erhängt hat, habe ich nie gehört. Vermuthlich weil ihn der Teufel gehängt hatte, hat man sich aus Respekt enthalten, davon zu sprechen. Gott schenk' ihm eine fröhliche Urständ! — Er soll sehr schnell gearbeitet haben, — daher der Teufelsbund!" —

Daß Bildhauer, häufiger aber Baumeister, und dies gewöhnlich beim Bau von Kirchen (z. B. der Dome von Aachen, Halberstadt) einen Bund mit dem Bösen gemacht haben, erzählt die Volkssage öfters; meistens aber wird der Teufel durch Unterschieben eines Thieres (Wolf, Ziege, Hahn u. s. w.) um die verheißene Seele des Baumeisters geprellt. — Auch derjenige des Schlettstadter Münsters soll, so lautet die Sage, einen Bund mit dem Satan gemacht und sich, als seine Frist gekommen, von dem Thurme herabgestürzt haben, weßhalb derselbe unvollendet geblieben. (G. Mühl.)

212.

Der Lure-Jerri.

Mündlich.

Gegen Ende Jänner, manchmal früher, oft aber auch erst im Hornung, kömmt unter der katholischen Kirche von Buchsweiler eine wasserreiche Quelle, der Lure-Jerri genannt, hervor und ergießt sich in die Schäferei, einen kleinen Weiher, der zum Waschen dient. Auch füllen sich davon schnell alle Brunnen mit Wasser an. Da vor Ankunft dieser Quelle, wenn nicht gerade anhaltendes Regenwetter eintrifft, die meisten Brunnen schwach fließen, so erwartet man dieselbe in der ganzen Umgegend mit Ungeduld; denn nicht nur Buchsweiler, sondern auch Hattmatt und Imbsheim versorgt sie mit Wasser.

Die Quelle soll oft fremde, unbekannte Baumblätter mit sich führen, so daß die Volkssage sie mit hohen südlichen Gebirgen in Verbindung bringt.

Ein Landgraf von Hanau-Lichtenberg hatte lange vergeblich nachgraben lassen, um ihr weiterhin auf die Spur zu kommen und sie irgendwo zu fassen. Da sie auch die Brunnen, Weiher und Wasserspiele des Schlosses reichlich versorgte, so war er immer auf ihr Erscheinen gespannt, und versprach einst, bei länger anhaltendem Wassermangel, demjenigen, der ihm die Ankunft der Quelle zuerst melden würde, einen neuen Hut, nach Andern eine rothe, goldgeschmückte Mütze.

Ein junger Bursche, Namens Georg (Jörge, Jerri), lauerte Tag und Nacht und brachte endlich dem Grafen die erwünschte Kunde, daß die Quelle angekommen sei.

Da nun dieser Jerri so lange und so begierig auf diese Quelle gelurt (gelauert) hatte, so nannte man sie den Lure-Jerri.

So erzählt die allgemeine Volkssage.

Nach einer andern Deutung soll der Name vom heil. Ludogarius, im Volksdialekte Luddegari, dem Patron der katholischen Kirche, herkommen.

218.

Warum es gewöhnlich am Buchsweiler Jahrmarkte regnet.

Mündlich.

Vor etwa hundert Jahren verschwand in einem Bürgershause zu Buchsweiler ein silberner Löffel. Alle Nachsuchungen waren vergebens; der Löffel kam nicht wieder zum Vorschein.

Die Dienstmagd des Hauses wurde sofort verdächtigt und zuletzt als die Diebin angeklagt. Ungeachtet ihrer Thränen und Unschuldsbezeugungen wurde sie vom Gerichte zum Tode am Galgen verurtheilt.

Der Galgen stand damals auf dem Bastberge, und um den Bewohnern der Stadt und der ganzen Umgegend ein abschrecken-

des Beiſpiel zu geben, wählte man zur Vollziehung des Urtheilsſpruchs einen Jahrmarktstag.

Es war heiteres Wetter, ein wolkenloſer Himmel glänzte über der Erde. Die arme Magd fügte ſich unter vielen Thränen in ihr trauriges Schickſal. Allein als ſie an der Richtſtätte angelangt war und der Henker ſein grauſames Amt vollziehen wollte, hob ſie die rechte Hand empor und rief mit lauter, feierlicher Stimme den Himmel zum Zeugen ihrer Unſchuld an.

Kaum war ſie verſchieden, ſo fielen aus der klaren Himmelshöhe häufige Regentropfen herab.

Die Menge des Volks fieng an wider die Richter zu murren und verlief ſich langſam, in ſchweren Gedanken.

Einige Jahre ſpäter erſt fand man den verlornen Löffel unter einem Dachziegel, wohin ihn eine Elſter getragen hatte.

Aber noch bis auf den heutigen Tag bezeugt der Himmel an jedem Jahrmarktstage, wenn auch nur mit wenigen Regentropfen, oder einem ſchwarzen Wolkenſchleier, der ſich um die Sonne hängt, die Unſchuld der armen Dienſtmagd.

Viele ältere Perſonen haben dieſe Begebenheit in ihrer Jugend von ihren Eltern erzählen hören. Sie liegt der bekannten Oper La gazza ladra zum Grunde. Aehnliche Begebenheiten ſind auch an andern Orten bekannt, z. B. in Hanau, ſ. Aug. Rodnagel's deutſche Sagen, Dresden und Leipzig 1836, S. 75; in Merſeburg, ſ. des Drechslers Wanderſchaft von D. Hirſch. Straßb. 1844, S. 180; in Ulm, ſ. Fr. Nork, die Sitten der Deutſchen, Stuttg. 1849, S. 330. Alle beruhen auf dem ſchönen Volksglauben, daß die Unſchuld unter dem Schutze des Himmels ſteht, der ſie früher oder ſpäter an den Tag bringt.

214.

Das Stadtkalb und das Letzel.

Mündlich.

Das Buchsweiler Stadtkalb liegt am ehemaligen Niederthore, auf der Straßburger Straße. Spät nach Hauſe. Es

hende fallen oft über dasselbe; Trunkenen setzt es sich auf den Rücken und sie müssen es bis an ihre Hausthüre tragen.

Ein anderes Nachtgespenst, ein Alp, welches sich den Schlafenden auf das Herz setzt, heißt das Letzel; es hat eine unbestimmte Thiergestalt und endigt sich in einen silbernen Schwanz.

Anstatt: Der Alp hat ihn gedrückt, sagt man: „Das Letzel hat ihn geritten."

Von Kindern, welche nicht gedeihen, heißt es: „Das Letzel säuft an ihnen."

Ueber Dorf- und Stadtthiere vergl. S. 15, 31, 86, 124, 225, 228.

In Illzach heißt das Letzel: Doggele, S. 30, und Fronfastenthier, S. 30; im Münsterthale ist es das Schrätzmännel; in Straßburg wird es ebenfalls Letzel, oft auch Rätzel genannt.

Die Römer glaubten an Nachtfrauen, Lamiæ, Empusæ, welche die Kinder aus den Wiegen stahlen, um sie zu fressen. Sie verehrten daher eine besondere Wiegengöttin, Cunina, der sie große Ehre erwiesen, damit sie die Kinder vor den Nachtfrauen und vor Zauberei und Verwechslung beschirme. *Lactantius*, De falsa religione, I, 20. Vergl. *Philo's* Magiologia, das ist: Christlicher Bericht von dem Aberglauben und Zauberey, Augustæ Rauracorum, 1675, S. 671. (Mülhauser Stadtbiblioth.)

215.

Gespensterthiere im Freihof.

Mündlich.

In der Herrengasse, in Buchsweiler, steht ein altes, sehr hohes Haus, welches ehemals ein Freihof war, und noch jetzt diesen Namen führt. Es sollen darin schon seit undenklichen Zeiten Geister von verschiedenen Gestalten, besonders aber Gespensterthiere, ihr Wesen treiben. Unter andern eine große Katze, welche, wenn man auf sie zukömmt, in die Mauer springt, die sich von selbst vor

ihr öffnet und wieder ſchließt, ohne daß man die geringſte Beſchädigung an ihr bemerke. Ebenſo läßt ſich zuweilen in den Zimmern, auf den Gängen und Treppen und auf dem Geſimſe der Fenſter ein Hahn von ungewöhnlicher Größe ſehen, der mit den Flügeln flatſcht und ſeltſam kräht.

Vergl. S. 46, 225 und 230.

216.

Der Bäckerburſche in der Herrengaſſe.

Mündlich.

In der Herrengaſſe geht um Mitternacht ein weißgekleideter Bäckerburſche. Er trägt einen Korb voll Brod auf dem Kopfe, hält immer die Mitte der Straße, und wenn er an einem Ende derſelben angekommen iſt, ſo kehrt er wieder um und beginnt ſeinen Weg von Neuem. Er thut Niemanden etwas zu Leid, geht aber auch Keinem aus dem Wege.

217.

Der Spuk im Keller.

Mündlich.

In der Hauptſtraße von Buchsweiler ſteht ein Haus mit einem Altane. Es ſollen in demſelben Schätze vergraben ſein. Ein früherer Beſitzer hatte, der Volksſage nach, im obern Stockwerke eine leere Kammer, in welche er täglich Geld warf. Ein Handwerksmann, welcher eines Tages im Hauſe arbeitete, fand die Thüre der Kammer zufälliger Weiſe offen und erblickte darin einen ungeheuern Haufen Geld, beſonders Kupfermünze.

Zu Ende der dreißiger Jahre begab ſich der damalige Miethsmann einſt Nachts gegen acht Uhr in den Keller, welcher in zwei

Theile, einen vordern und einen hintern, abgetrennt iſt. Als er in dem erſtern angelangt war, bemerkte er Lichtſchimmer in dem zweiten. Er trat hinzu, in der Meinung, es ſei ihm Jemand aus dem Hauſe zuvorgekommen. Allein zu ſeinem großen Schrecken gewahrte er einen alten Mann mit einem Barte, der auf einem Stuhle ſaß und in einem großen, auf ſeinen Knien aufgeſchlagenen Buche las; neben dieſem ſtand ein Knabe, der dem Alten mit einer kleinen Ampel leuchtete, und hinter ihm ein Mann, welcher ſich auf einen Spaten ſtützte. Die ganze Erſcheinung dauerte nur einige Sekunden und Alles kehrte in Finſterniß zurück.

Vergl. die Erſcheinung auf dem Speicher, S. 165.

318.

Die Hexe als Pferd.

Mündlich.

Ein Mann wurde Nachts aus dem Schlafe geweckt durch ein ungewöhnliches Geräuſch, das aus dem Stalle zu kommen ſchien. Er machte ſich ſogleich auf die Beine und gewahrte zwiſchen ſeinen beiden Pferden, welche ſich unruhig hin und her bewegten, ein drittes, kohlſchwarzes, mit ſtruppiger Mähne. Er wollte es am Kopfe hinausziehen, allein es ſchlug wider ihn aus und er mußte unverrichteter Sache umkehren. Des andern Tages aber war das fremde Pferd verſchwunden.

Einige Zeit darauf hörte er denſelben Lärm im Stalle und er fand das ſchwarze Pferd wieder bei den ſeinigen. Als er aber bemerkte, daß es keine Hufeiſen habe, weckte er ſchnell den Schmied, der neben ihm wohnte und es ſogleich beſchlug.

Den andern Morgen hörte man in einem Nachbarhauſe ein jämmerliches Geſchrei von einer Weiberſtimme. Als man hinzu kam, fand man die Nachbarin im Bette liegen. Sie hatte Hufeiſen an Händen und Füßen.

Vergl. S. 7, 91, 234, 250, 254, sowie die unmittelbar auf obige folgenden Sagen und einige, welche noch später angegeben werden sollen.

Ueber die Thierverwandlungen der Hexen s. des Herausgebers Neujahrs-Stollen, S. 38 u. ff.

219.

Die Hexe als Ente.

Mündlich.

Die Scharwache von Buchsweiler traf in der Mitternachtsstunde eine ungewöhnlich große Ente an, die mit lautem Flügelschlage bald um sie herum, bald vor ihr her flatterte. Einer der Wächter ergriff sie endlich beim Fittig und warf sie zu seinem offenstehenden Kellerladen hinein, daß sie eine Pfote brach.

Als er des andern Morgens nach Hause kam, hörte er inwendig an der Fallthüre des Kellers klopfen. Er machte auf, und — seine Ehehälfte hinkte ihm entgegen und überhäufte ihn mit Schimpfworten und Flüchen.

220.

Die spinnenden Hexen.

Mündlich.

Ein Bursche schaute des Nachts einmal durch einen Spalt des Ladens in die Stube einer Frau, die als Hexe verschrieen war. Da sah er nun dieselbe mit noch einigen andern Nachbarsweibern auf einer Bank sitzen, die sich rings um den Tisch herumzog, und spinnen. Die Spinnräder flogen aber stets mit den Hexen um die Bank herum, dazu sangen diese:

Ich hab' lederne Strümpf,
Zwei und drei sind fünf,
Wenn ich einen verlier',
Bleiben mir noch vier.

221.

Wie man die Hexen erkennen kann.

Mündlich.

Wer die Hexen erkennen will, der nimmt ein Ei, welches in der Charfreitagsnacht gelegt worden ist. Wenn er sich nun in der Kirche durch dieses Ei unter den Gemeindegliedern umsieht, so erkennt er die Hexen daran, daß sie statt der Gesangbücher Stücke Speck in den Händen halten und Melkkübel auf den Köpfen tragen. Er muß aber trachten, noch vor dem Vaterunser-Läuten aus der Kirche zu gehen und das Ei zerschlagen oder zerwerfen, sonst können ihm die Hexen etwas anthun.

Dasselbe Mittel gibt auch Kuhn an, Märkische Sagen, S. 376, mit dem Unterschiede, daß man die Hexen erkennt, wenn man das erstgelegte Ei einer schwarzen Henne in die Tasche steckt; die Hexen tragen kleine Butterfässer auf den Köpfen. „Ein anderes Mittel, um den Auszug der Hexen nach dem Blocksberge mit anzusehen, ist, daß man eine Furche um das Dorf zieht, dann den Pflug in die Höhe richtet und bis zur Dunkelheit wartet; alsdann kann man sie deutlich erkennen. Dasselbe erreicht man auch, wenn man sich unter eine ererbte Egge setzt, doch so, daß die Zähne derselben nach oben stehen." Ebendaselbst.

Andere Erkennungsmittel: Durch Aufsetzen eines Gundermannkranzes (Zaunrübe), s. bei Sommer, Sagen aus Thüringen, I, 58, und besonders bei Grimm, Deutsche Myth. S. 1032 u. ff.

Die Hexen sind auch zu erkennen: An den rotheingefaßten, triefenden Augen; an dem eingefallenen zahnlosen Munde; oder daran, daß sie das Bild oder Kindlein im Auge verkehrt haben (Illzach). Letzteres ist schon alter Aberglaube: „Apollonides gedenkt der Hexen in Scythia und sagt, man nenne sie Rythias, und seyen daran zu erkennen, daß sie in jedem Augstern zwey Kindlin haben." Philo, Magiologia, S. 731.

Sicherungsmittel gegen die Hexen gibt Grimm, S. 1056, an.

232.

Hexenbann, wenn das Vieh veruntreut iſt.

Mündlich.

Einem Bauern am Niederthor zu Buchsweiler wurden vor etwa fünfzehn Jahren plötzlich zwei Ochſen und eine Kuh krank und kein gewöhnliches Mittel wollte helfen. Er ließ demnach den Meiſter von Riedheim kommen, der ſogleich erklärte, das Vieh ſei verhext. Er traf nun, wie mir von einem Augenzeugen berichtet ward, folgende Vorkehrungen:

Er ſtellte eine Kohlpfanne an den Eingang des Stalles und zündete darauf verſchiedene Kräuter an, worauf er drei ſchwarze Metallkugeln legte; dazu ſprach er einige unverſtändliche Worte. Kaum drang der Rauch in den Stall und wirbelte daraus wieder in die Luft, ſo erſchien eine Nachbarin, die man ſchon lange als Hexe im Verdacht hatte, und forderte eine Hacke. Man war nun gewiß, daß dieſe die Uebelthäterin, und in einigen Tagen war das Vieh wieder geſund.

Einem ehemaligen Hirten von dem nahegelegenen Dörflein Riedheim gieng es aber einmal ſchlimm bei einer ähnlichen Beſchwörung. Als er nämlich ſeinen Rauch gemacht hatte, kam ſeine eigene Tochter, die im Dorfe verheirathet war, und wollte ebenfalls etwas im Hauſe leihen; da er nun von ihr beſtimmt wußte, daß ſie keine Hexe ſei, ließ er Alles im Stiche und glaubte von der Zeit an ſelbſt nicht mehr an ſeine Kunſt.

In einem Dorfe des Münſterthals wurde eine Familie bei derſelben Ceremonie dadurch von dem Aberglauben geheilt, daß während derſelben die allgemein geachtete, fromme Pfarrfrau erſchien.

Gegen das Viehverhexen werden im Elſaß noch viele Mittel angewandt: In Rixheim und der Umgegend legt man Allermanns-Harniſch, Allium victoriale oder victorialis longa,

von den Hirten im obern Wasgau Nienhämmele genannt, Männchen und Weibchen (wie sie in den Apotheken begehrt werden, nämlich eine größere und eine kleinere Wurzelsprosse), nebst Teufelsdreck, assa foetida, unter die Stallschwellen; Andere schlagen geweihtes Blei in den Stall; stellen einen neuen Besen, verkehrt, in eine Ecke; halten einen schwarzen Ziegenbock im Stalle, in der Meinung, alles Böse ziehe sich auf diesen herab. Gegen Hexerei in Häusern und Ställen dienen in vielen katholischen Gemeinden auch die sogenannten Agathenzettel, welche an den Thüren angeschlagen sind und also lauten:

Mentem sanctam † spontaneam, honorem Deo † et Patriæ liberationem eur (sic) in ejus vit.

Omnes spiritus laudent Dominum.
Sancte Agatha † ora pro nobis.

Hat man verhexte Milch, die entweder blau oder roth ist, oder auch nur spärlich kömmt, so nimmt man davon und kocht sie Nachts zwischen Eif und Zwölf Uhr; sodann wird sie in den drei höchsten Namen mit einer Haselruthe tüchtig gepeitscht (gefitzt). Der Ort, wo dies geschieht, muß aber sorgfältig verschlossen sein und Niemand darf hinein oder hinaus, auch darf zwischen der Zeit das Haus Keinem geöffnet werden. Während des Peitschens hört man Gepolter und Geschrei. Die Hexe, welche die Milch verhext hat, bekömmt alle Streiche, welche man mit der Haselruthe in die Milch thut. (Ilzach, Buchsweiler, Oberbronn u. a. O.)

Auch durch sogenanntes falsches Futter kann dem Vieh geschadet werden. Darunter versteht man gewisse Kräuter, welche Manche in der Apotheke holen und damit ihr Vieh füttern; dadurch können sie anderm Vieh den Nutzen wegnehmen und zwar bis in's neunte Haus und auf das ihrige ziehen. Um diesen Zauberschaden abzuwenden, muß man wissen, um welche Zeit und wie viel diejenigen füttern, welche falsches Futter haben, und muß sodann eine Stunde früher und mehr Futter geben als sie; dann gedeiht das eigene Vieh wieder, während das der Andern abgeht. (Stotzheim, Barr und Umgegend, u. a. O.)

222.

Der Baſtberg.

Mündlich.

Der St. Sebaſtiansberg, gewöhnlicher Baſtberg genannt, erhebt ſich oberhalb Buchsweiler mit ſeinen beiden abgerundeten Gipfeln mitten aus dem Hügellande und ſteht in keinerlei Verbindung mit dem noch eine Stunde weſtwärts gelegenen Wasgaugebirge, von deſſen geognoſtiſcher Beſchaffenheit er auch weſentlich verſchieden iſt. Er beſteht aus Lias, auf welchem Jurakalkſtein ruht, der wieder von Süßwaſſerkalkſtein überlagert iſt, und bietet dem Geologen eine reiche Ausbeute von Conchilien-Verſteinerungen. Bis beinahe auf die Gipfel, mit einzelnen Unterbrechungen, die von den ſich immer weiter erſtreckenden Braunkohlenwerken herrühren, iſt er mit Feld und Reben bewachſen. Ob er unter den Römern ganz mit Reben angepflanzt war und Bacchusberg, ſpäter Bachsberg und endlich erſt Baſtberg genannt wurde, iſt möglich; da die im Jahr 1739 in Buchsweiler gemachte Entdeckung einer römiſchen Badſtube und eines weitläufigen, mit wärmeleitenden Röhren umgebenen Gemaches eine römiſche Niederlaſſung außer Zweifel ſetzt.

Die Lage des Berges, ſowie die Beſchaffenheit des höchſten Gipfels und der Umſtand, daß man denſelben im ganzen Unterlande zum Verſammlungsorte der Hexen macht, laſſen auf druidiſchen Kultus auf demſelben ſchließen.

Der ganze Berg iſt wegen vielfältigen Spukerſcheinungen im Lande bekannt.

Auf dem mittlern Abhange, da, wo der Weg rechts nach Griesbach hinabführt, befindet ſich eine Stelle, welche die Schafe immer vermeiden. Wenn ſie der Hirt darüber führen will, ſo werden ſie unruhig und hören auf zu freſſen. Auch die Hunde geben ihr Unbehagen durch Bellen und ängſtliches Umherlaufen zu erkennen.

Die Bewohner der umliegenden Ortſchaften behaupten, zu gewiſſen Zeiten wandelnde Feuer auf dem Berge zu erblicken und feurige Kugeln von demſelben aufſteigen zu ſehen.

171.

Der Schulmeiſter als Spielmann bei der Hexenrunde.

Mündlich.

Es traf ſich einſt, daß ein Schulmeiſter, der ſich zu lange auf einem Kindtaufſchmauſe verweilt hatte, nach Mitternacht über den Baſtberg nach Griesbach gehen mußte. Als er gegen die Mitte des Berges kam, ſah er die Spitze desſelben beleuchtet und hörte eine luſtige Muſik herabtönen. Er ſtieg weiter empor, und ehe er es vermuthete, befand er ſich auf dem Gipfel des großen Baſtbergs. Auf demſelben ſtanden mit Speiſen reichbeladene Tiſche, auch Flaſchen, und, wie es ihm vorkam, goldene Becher blinkten darauf. Auf dem freien Platze, allerobenſt, tanzten viele Herren und Damen. Einer aus der Geſellſchaft reichte ihm einen Becher, den mußte er austrinken, und hierauf eine Geige, und gebot ihm ſich zu den Muſikanten zu ſtellen und ihnen aufſpielen zu helfen. Er that es ohne Widerſtand und trank und geigte mit ihnen die ganze Nacht hindurch, wiewohl ihn ein Grauſen überlief und er gern die Flucht ergriffen hätte.

Als er des andern Morgens vom Hahnkrähen in den Dörfern geweckt wurde, lag er müde und zerriſſen auf einem Steinhaufen; zu ſeinen Füßen gewahrte er einen Pferdehuf, und in der rechten Hand hielt er eine große Katze, die ihn kratzte und biß und ſich ſodann mit tollen Sprüngen in den Reben verlief.

Vergl. S. 234, wo der in einen Eſel verwandelte Müllerknecht ebenfalls auf dem Baſtberge einer Hexenrunde beiwohnt. Daß Berghöhen, auf welchen einſt druidiſcher Kultus gehalten wurde, ſpäter vom Volksaberglauben zu Vereinigungsorten der Hexen gemacht wurden, iſt in den Bemerkungen zur Hexenſchule, S. 254, bereits beſprochen worden.

Spielleute, welche zufällig in die Nähe eines Hexenſabbats kommen, werden häufig von den Hexen zum Spielen gezwungen. Becher verwandeln ſich beim Erwachen in Roßhufe; Inſtrumente in Kuhſchwänze; die Spielleute wider Willen erwa-

den auf Schutthäufen oder unter Galgen; ihr Spiellohn, der ihnen in der Nacht als blankes Gold erschienen, ist zu dürren Blättern, Scherben, Bohnen u. s. w. geworden. Aehnliche Geschichten s. in *Philo's* Magicon, S. 637 u. ff.

115.

Der Geist im Kissel.

Mündlich.

Vergl. Das Fuchsmännchen in Saar-Union, von L. Candidus, im Elsäss. Sagenbuch, S. 333.

In Buchsweiler war ein Mann gestorben und sollte begraben werden. Der Sarg stand schon vor dem Hause und die Nachbarn wollten ihn eben aufheben, um ihn auf den Kirchhof zu tragen, als der Speicherladen plötzlich aufging, und der Verstorbene, wie er leibte und lebte, an demselben erschien und lachend bezahrief: „Hann Err 'ne? Hann Err 'ne?" —

Der Sarg wurde nichtsdestoweniger aufgehoben und im Gottesacker beigesetzt. Allein seit dieser Zeit raste und tollte der Geist im Hause herum, so daß Niemand mehr darin bleiben konnte.

Nun ließ man zwei Kapuziner kommen. Diese bannten den Geist in ein Wäldchen an der Kirrweiler Straße, der Kissel genannt, das aber jetzt ausgereutet und in Feldstücke umgewandelt ist. Dort haust er noch jetzt und lacht die Leute aus, die im Felde arbeiten, und wirft die Vorübergehenden mit Steinen.

Ueber das Bannen der Geister durch den Hirten, den Meister, namentlich aber durch Kapuziner, vergl. S. 6, 164, 257; ebenso La vie du v. P. Jean Chrisost. Schenck, Capucin. Pourrentruy 1714, Chap. XX, Son pouvoir sur les Demons, S. 77 u. ff., und Ammann, Die Teufelsbeschwörungen, Geisterbannereien u. s. w. der Kapuziner, Bern 1841.

226.

Die ſchwarze Kuh.

Mündlich.

Wenn man von Obermodern nach Kirrweiler geht, ſo kömmt man, links von der Buchsweiler Straße und im Gemeindebann dieſes Städtchens, an einen Steg, der über den Mühlbach führt. Hier graßt noch ſpät in der Abendzeit die ſchwarze Kuh mit der ſilbernen Halsglocke. Die Waldbuben ſehen ſie oft und gehen ihr aus dem Wege, obgleich ſie ihre Art und Sitte kennen und wiſſen, daß ſie ihnen kein Leid zufügt. Verirrten Wanderern, die von ihrem Geläute angezogen werden, nähert ſie ſich ſanft und will ihnen die Hände lecken. Laſſen ſie ſolches geſchehen, ſo bleibt ſie zutraulich bei ihnen und geleitet ſie wieder auf die rechte Straße. Läßt ſich aber Einer beikommen, ſie zu ſchlagen oder mit Steinen zu werfen, ſo geräth ſie in Wuth, nimmt ihn auf die Hörner und ſchleudert ihn in den Mühlbach.

Die Thüringiſche Sage kennt eine greifenartige, feurige Kuh, in der Nähe von Eiſenach, welche ſich zuerſt in einen alten Birſenbaum verwandelt, ſodann in ein altes Weib mit einer Ofengabel bewehrt. S. Bechſtein, Thür. Sag. I, 126.

227.

Der feurige Drache in Niedheim.

Mündlich. Vom Pfarrer Mitgetheilt von einer, jetzt verſtorbenen, Tochter des Schulmeiſters.

Es wiſſen's alle Leute in Niedheim, daß von Zeit zu Zeit in nächtlichen Stunden, wenn Alles im Dörflein ſchläft, ein feuriger Drache umherfliegt, der zu den Speicherlöchern mancher Häuſer hineinfährt und Getreide und ſonſtigen Vorrath herausbringt, die er ſodann auf andere Speicher niederlegt.

Einer der letzten Schulmeiſter, der zugleich Schreiner war, hatte einſt bis tief in die Nacht hinein an der Hobelbank arbeiten

müſſen und wollte ſich eben, nachdem ihm das Licht ausgegangen war, am Fenſter entkleiden, als er den feurigen Drachen, mit langem Leibe, „wie ein Wißbaum groß“ und reich beladen, durch den Schornſtein des gegenüberſtehenden Hauſes ſchlüpfen ſah.

Dabei geht der Glaube, daß in den Häuſern, welche der Drache beſucht, Schätze niedergelegt werden, die aber erſt dem zweitfolgenden Geſchlechte angehören können. Eine dortige Familie ſoll in dieſem Augenblicke im Beſitze ſolcher Schätze ſein.

Vergl. S. 3, Die Schlange im Jura.

Das Geld- oder Getreidezutragen wird auch den Hausgeiſtern, Kobolden zugeſchrieben, ſ. Grimm, Deutſche Myth., S. 971; Daumer, Geheimniſſe des chriſtl. Alterth. II, S. 140 u. ff.; vergl. mit ebendaſ. S. 135. Aber auch dem Teufel: „Wenn von dem Teufel erzählt wird, der ſeinen Freunden und Günſtlingen Geld oder Getreide zuträgt, ſo nähert er ſich gutmüthigen Hausgeiſtern oder Elben, und hier iſt auch nie von Verſchreibung noch von Gottesverläugnung die Rede. Meinens ſieht man ihn als feurigen Drachen durch die Luft und in Schornſteine fahren. Die Lauſitzer erzählen von einem Korndrachen, der ſeinem Freunde den Boden füllt, von einem Milchdrachen, der für der Wirthin Milchkeller ſorgt, und von einem Reichthum bringenden Gelddrachen. Die Art und Weiſe, ſeiner habhaft zu werden, iſt folgende: Man findet heute irgendwo einen Dreier liegen, nimmt man ihn auf, ſo liegt morgen ein Sechſer an derſelben Stelle, und ſo ſteigt nach der jedesmaligen Aufnahme der Werth des Gefundenen bis zum Thaler. Wer nun geldgierig auch den Thaler greift, in deſſen Haus findet ſich der Drache ein. Er verlangt höfliche Behandlung und gutes Futter (wie ein Hausgeiſt). Verſehen es Wirth oder Wirthin, ſo ſteckt er ihnen das Haus über dem Kopf an.“ Grimm, D. Myth., S. 971.

„Wenn man von den erſten Früchten der Ernte in die vier Winkel der Scheuer etliche Garben über's Kreuz legt, dann kann der Drache nichts davon holen.“ Hundert Hausmittel u. Bauernregeln u. ſ. w. von Rabus, 1825, in Panzer's Beitrag zur deutſchen Myth., S. 261.

XXI.

Unter-Elſaß.

B.

Von den ſogenannten deutſch-lothringiſchen Ortſchaften, Lützelſtein, bis an die nördliche Gränze des Elſaſſes, Weißenburg, mit Einſchluß von Straßburg. Anhang: Wunderſagen, von L. Schneegans.

228.

Ueberfall der Veste Lützelstein.

Schöpflin, Alsatia illustrata. II, Pag. 197, weitläufiger erzählt in G. Münch, Franz von Sickingen.

Auf der Bergveste Lützelstein waren, in der Nacht des 1. Novembers 1522, Ritter und Knappen bei Schmaus und Spiel versammelt; auch ertönte manch fröhliches Lied aus ihrer Runde und manche Geschichte aus alter Zeit. So erzählte Einer, daß einst die Ritterschaft des Schlosses, gerade wie heute, sich an Becherklang und Lied vergnügte, als der Feind, die Sorglosigkeit des Wächters benützend, der sich ebenfalls in der festlichen Halle befand, über den Wall stieg und die Veste eroberte.

Das Wort war zur guten Stunde gesprochen, denn der Burgwart machte sich alsogleich auf und hielt es für räthlich, in dieser unruhigen Zeit seinen Umgang um die Wälle zu thun, damit ihn nicht ein gleiches Unbill treffe, wie seinen Vorfahr. Und horch! kaum hatte er sich von den Genossen entfernt, so ertönte durch sein Horn der Ruf: Feinde! Feinde!

Franz von Sickingen, der Grund zu haben glaubte, sich über den damaligen Besitzer des Schlosses, den Churfürsten der Pfalz, zu beklagen, hatte die neblige Herbstnacht benützt und bereits schon mit seiner Schaar einen Theil des Walles erstiegen.

Die Besatzung griff eiligst zu den Waffen und war so glücklich, den kühnen Feind zum Rückzug zu bringen.

Dieser Ueberfall war einer der Hauptklagepunkte, welchen die vereinigten Fürsten vorbrachten, um Franz von Sickingen in seinem Schlosse Landstuhl anzugreifen, bei dessen Belagerung er seinen Tod fand.

Lützelstein (vom mittelhochdeutschen lützel, klein), La Petite-Pierre, Parva petra, entstand im 8ten Jahrhundert und war der Hauptort der Grafschaft gleichen Namens. Es liegt an der Straße von Elsaß nach Lothringen.

239.

Der Fluch des Jesuiten.

Nach einer Mittheilung von K. A.

In der Normandie lebte die große und reichbegüterte Familie **Bruc**, welche zum evangelischen Glauben übergetreten war. Allein durch die unter Kardinal Richelieu gegen die Protestanten Frankreichs angeordneten Verfolgungen eingeschüchtert, waren sämmtliche Mitglieder dieser Familie nach und nach wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

Ein Einziger war standhaft geblieben und wurde, nach damaligem Gebrauche, in's Gefängniß gesteckt. Er erhielt nun jeden Tag den Besuch eines Paters aus der Gesellschaft Jesu, welcher ihn im katholischen Glauben unterrichten und seine Abschwörung bewirken sollte.

Eines Tages, nachdem der Jesuite eindringlicher als je mit ihm gesprochen, es auch nicht an Drohungen hatte fehlen lassen, zog der Gefangene einen Dolch, den er sich hatte zu verschaffen wissen, unter seinem Gewande hervor, ermordete den Jesuiten, hüllte sich in dessen Kutte und entfloh.

Im Sterben aber hatte sich der Jesuite nach seinem Mörder umgewandt und einen schrecklichen Fluch wider ihn und seine ganze Nachkommenschaft ausgestoßen.

Der Flüchtige war unterdessen von Versteck zu Versteck bis in die Grafschaft Saarwerden gelangt, wo er sich den ganzen Gemeindebann des jetzt völlig verschwundenen Dorfes Isch um den Preis eines Lothringer Guldens, vom Acker, ankaufte. Er baute sich daselbst eine Mühle, welche bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Ischermühle bekannt ist.

Die Kirchenregister von Hirschland erwähnen eines seiner Söhne, welcher im Jahre 1662 geboren wurde, und sechszehn

Kinder hinterließ. Er selbst erlebte hundert und zwei Enkel und eine Menge Enkelskinder.

Allein der Fluch des Jesuiten sollte, nach der allgemeinen Volkserzählung, in Erfüllung gehen: Unter den Kindern des Mörders erschien ein Knabe mit brandrothen Haaren. Und ebenso in allen nachfolgenden Geschlechtern, bis auf den heutigen Tag, soll „der Rothkerl" unabweislich vorhanden sein.

Die meisten jetzigen Familien von Hirschland und von mehrern umliegenden Ortschaften stammen von diesem Brua ab.

Ueber die Macht der Verwünschung und des Fluches hat Fr. Nork in seiner Schrift „Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker", Stuttgart 1849, S. 521 u. ff., merkwürdige Beispiele angeführt.

288.

Der Graf von Engelweiler und die Fee.

Aus den Curiosités des traditions, S. 409 u. ff., nach Tallemant des Réaux, IV, 195 u. ff.

Ein Graf von Engelweiler, im Lothringerlande, unfern der elsässischen Gränze, hatte zur Ehe eine Gräfin von Kinspein, welche ihm drei Töchter gebar, die er an drei Mitglieder der angesehenen Familien von Croy, Salm und Vassompierre verheirathete. Jeder derselben gab er zum Heirathsgute ein Geschenk von einer Fee mit. Der Herr von Croy erhielt das Gebiet von Engelweiler nebst einem Becher; derjenige von Salm das Land Finstingen und einen Ring; Vassompierre das Besitzthum Rosières und einen Löffel.

Die drei Feengaben waren, während der Minderjährigkeit der Töchter, in drei Abteien niedergelegt: Nivelle hatte den Becher, Remenecourt den Ring, Epinal den Löffel in Verwahrung.

Den Ursprung dieser Schenkungen erzählt die Volkssage folgendermaßen:

Als der Graf von Engelweiler eines Tages, es war eines Montags, von der Jagd zurückgekehrt war, fand er in einem

Gemache, das über dem Schloßthore lag, eine Fee, welche in einem hölzernen, nach dem Geschmacke der Zeit künstlich gearbeiteten Bettgestelle lag.

Während fünfzehn Jahren traf er die Fee jeden Montag an demselben Orte an. Er war schon von lange her gewöhnt, hier über dem Thore zu schlafen, wenn er Nachts spät von der Jagd zurückkehrte, oder wenn er Morgens früh ausritt und seine Gattin nicht wecken wollte; denn es war weit bis zu den Gemächern derselben, die sich auf der entgegengesetzten Seite befanden.

Der Gräfin kam es jedoch auf die Länge seltsam vor, daß ihr Gemahl regelmäßig jeden Montag im Wartthurme schlief und auch jedesmal, selbst bei dem abscheulichsten Wetter, an diesem Tage auf die Jagd ritt. Sie beschloß daher hinter das Geheimniß zu kommen, ließ sich einen zweiten Schlüssel zum Gemache fertigen und überraschte den Grafen, der an der Seite eines überaus schönen Weibes schlief.

Sie trat näher hinzu, nahm die auf einem Stuhle liegende Kopfbedeckung der Fremden weg, legte sie an das Fußende des Bettes und entfernte sich ohne weiters [1]).

Da sich die Fee entdeckt sah, erklärte sie dem Grafen, daß sie ihn jetzt nicht mehr sehen könne, weder hier, noch an einem andern Orte.

Nachdem beide häufige Thränen vergossen hatten, sagte die Fee zum Ritter, ihr Schicksal nöthige sie, sich auf hundert Stunden von ihm zu entfernen. Als Erinnerungszeichen ihrer Liebe überreichte sie ihm einen Becher, einen Löffel und einen Ring; diese sollte er seinen drei Töchtern geben, sie würden ihnen Glück bringen, so lange sie in ihrem Besitze wären; wer eine dieser Gaben entwendete, dem widerführe Unheil.

Die Verheißung der Fee ging in Erfüllung. Ein lothringischer Ritter, Namens Herr von Pange, fand eines Tages den Grafen von Salm vom Weine berauscht eingeschlafen und zog ihm den Ring vom Finger.

Dieser Herr von Pange hatte ein Einkommen von vierzigtausend Gulden, dazu reiche Ländereien und war Oberintendant der Finanzen des Herzogs von Lothringen. Unglück über Unglück

---

[1]) Dieses Umstandes, mit mehrern Abweichungen jedoch, erwähnt auch Passompierre am Anfange seiner Denkschriften.

kam über ihn. Sein Herr hatte ihn nach Spanien geſandt, um für ihn die Tochter des Königs Philipp II. zu erwerben; allein er konnte dieſe Heirath nicht zu Stande bringen. Als er zurückkam, fand er ſeine Gattin von einem Jeſuiten verführt; ſein ganzes Vermögen war dahin; ſeine drei Töchter, welche verheirathet geweſen, waren alle drei von ihren Männern verlaſſen worden. Er ſelbſt ſtarb aus Gram.

Man weiß nicht, aus welchem Stoffe die drei Feengaben verfertigt waren; ſie beſtanden aus einem rohen, groben, aber unbekannten Stoffe.

Als die Marquiſe von Havree, aus dem Geſchlechte Croy, eines Tages den Becher vorzeigen wollte, ließ ſie ihn fallen. Er zerbrach in mehrere Stücke; ſie hob dieſelben auf und legte ſie wieder zuſammen in das Futteral. „Wenn ich ihn nicht ganz haben ſoll, ſo will ich ihn wenigſtens in Stücken aufbewahren," ſagte ſie. Als ſie jedoch das Futteral den folgenden Tag aufſchloß, fand ſie den Becher darin ganz, wie er vorher geweſen war.

231.

Die Heilwag in der Neujahrsnacht.

Städtlich. Vergl. Alſatia, 1851, S. 101 u. f.

In Durſtel glaubt man, daß der ſehr reichhaltige Dorfbrunnen am Neujahrsmorgen großen Segen bringe, es komme nur darauf an, das erſte Waſſer, die Heilwag, zu bekommen. Deßwegen ſtehen Viele ſchon Nachts um zwölf Uhr am Brunnen, um ihr Vieh zu tränken und für ſich und die Ihrigen Waſſer zu holen.

Der Grund dieſer Sitte reicht in das früheſte Alterthum unſerer Vorfahren, der Allamannen und Franken, welche Flüſſe und Quellen verehrten, an ihrem Rande beteten, Lichter anzündeten und Opfergaben niederlegten. „Waſſer, zu heiliger Zeit, Mitternachts, vor Sonnenaufgang, in feierlicher Stille geſchöpft, führt noch ſpäterhin den Namen heilawâc, heilwâc, heilwaege. In

diesem heilwasse zeigt sich uralte Mischung heidnischer Bräuche mit christlichen. Grimm, Deutsche Myth., S. 551.

Auch in einigen Dorfschaften des benachbarten Mümpelgarder Landes hält man sehr daran, sogleich beim Mitternachtsschlage des neuen Jahres Wasser am Brunnen zu holen; wem es gelingt, hat Glück und Segen aller Art in seinem Hausstande zu erwarten. Dies kann aber nur selten geschehen, denn gewöhnlich liegt schon, wenn man kömmt, auf dem Brunnenstock oder Troge eine frischgebackene Waffel (gaufre), in welcher sich ein Büschel Hanf oder Flachs befindet, zum Zeichen, daß schon Jemand unsichtbar da war, um das erste Wasser für sich zu nehmen. (Mündliche Mittheilung eines Freundes.) — Wir haben hier an die Feen zu denken, die Beschützerinnen der Brunnen; auf sie, die als spinnende Frauen dargestellt werden, weist das Opfergebäcke mit dem symbolischen Hanf- oder Flachsbüschel unverkennbar hin.

Das Sammeln des Heilwassers, welches ebenfalls als Zaubermittel gebraucht wurde, hat auch im Elsaß in der Weihnacht, an Ostern und Pfingsten (wo es Oster-, Pfingstthau genannt wird) statt. — Brunnen und Quellen, wo das früher geschah und welche durch die wohlthätigen Eigenschaften ihres Wassers bekannt sind, heißen noch jetzt Heilebrunnen.

Noch vor einigen Jahren ging der Schullehrer oder sein Gehülfe in Heilig Kreuz, bei Kolmar, mit den Chorknaben, von welchen einer das geweihte Wasser trug und den Sprengel, von Haus zu Haus, besprengte die Anwesenden dreimal und sprach dazu die Worte:

Heiliwog, Gottesgob,
Glück in's Hus,
Unglück drus!

Ueber den Ursprung des Namens Durstel wird mancherlei vermuthet. Einige wollen den Namen von Thors Thal, Andere von Thürgestell, einer Art celtischer Steindenkmäler, ableiten. Thatsache ist es, daß daselbst, sowie in der Umgegend, celtische und römische Alterthümer aufgefunden werden.

222.

Die geraubte Braut.

Familien-Ueberlieferung; nach einer Mittheilung von K. N.

Die Familie Jacquillard, welche in Durstel und auf dem benachbarten Steinbacher Hofe wohnt, stammt von Hugenotten ab.

Zur Zeit, als sie noch das Innere Frankreichs bewohnte, sollte in derselben eine Hochzeit gefeiert werden. Allein als der Zug sich soeben nach der Kirche hinbewegte, kam ein reicher katholischer Nebenbuhler des Bräutigams mit einer Schaar von Bewaffneten und raubte die Braut.

Nachdem sie sich nun lange Zeit geweigert hatte, dem frechen Räuber ihre Hand zu reichen, wußte derselbe sie durch Schmeicheleien und Drohungen, und endlich indem er vorgab, ihr ehemaliger Bräutigam sei gestorben, dahin zu bringen, daß sie seine Gattin wurde.

Er bezog mit ihr eines seiner Schlösser; allein er starb bald darauf, nachdem er sie zur Erbin aller seiner Güter eingesezt hatte.

Die junge Wittwe hatte ihr Trauerjahr eben vollendet und ihre Gedanken waren immer auf ihren ehemaligen Bräutigam, ihre erste und einzige Liebe, gerichtet.

Da kam eines Tages ein fremder Bettler an's Hofthor und hielt um einen Trunk frischen Wassers an.

Die Wittwe sah ihn vom Fenster herab, und nachdem sie sein Begehren vernommen hatte, gebot sie, ihm einen Becher Wein zu reichen.

Er sezte ihn dankend an die Lippen und ließ, nachdem er getrunken, einen goldenen Ring in den Becher fallen, mit der Bitte, man solle ihn der edeln Frau übergeben.

Als diese in demselben den Brautring erkannte, welchen sie einst dem Geliebten am Hochzeitstage geschenkt hatte, eilte sie in seine Arme und nahm ihn zu sich in's Schloß.

Nun verkaufte sie alle ihre Güter, heirathete ihn und verließ mit ihm das Land.

Sie kauften ſich in Durſtel und in der Umgegend an, und ihre Nachkommen ſind die bis auf den heutigen Tag weitverbreiteten Familien der Jacquillard.

Dieſe Geſchichte klingt romantiſch, ſogar romanhaft, iſt aber nichtsdeſtoweniger fortwährende Familien-Tradition.

233.

Berg und Thal.

Nach der mündlichen Ortüberlieferung mitgetheilt von August Jäger, Elſäſſ. Sagenbuch, S. 331.

Das Dörfchen Berg, im Bezirk Zabern, Kanton Drulingen, liegt tiefer als ſein Nachbardörfchen Thal. Einſt war es, wie auch natürlich, umgekehrt.

Allein die Bewohner beider Orte waren mit ihrer Lage nicht zufrieden. Die von Berg ſeufzten und klagten, daß ſie ſo hoch hinaufſteigen müßten und dem Wind und Sturm im Winter, der Dürre im Sommer ausgeſetzt wären. Die von Thal murrten und jammerten dagegen, daß ſie ſo tief hinabzugehen hätten, unten im Gebüſche verſteckt lägen und von Waſſersnoth heimgeſucht würden.

„O Herre Gott, o Herre Gott!
Du weißeſt wohl, was ihnen Noth —
Ein's Tag's ſind ſie erwacht:
Die Berger ſtehen auf im Thal,
Die Thaler auf dem Berg zumal."

Nahe bei Berg liegt ein Weiler, Bergkirch genannt.

Dieſe Sage iſt ein ſinniges Blatt aus der Geſchichte der menſchlichen Unzufriedenheit, ſo einfach als möglich, und doch ſo ſchlagend, ſo trefflich ausgedrückt; ein Stück populärer Philoſophie vom Volke ſelbſt abgefaßt, beſſer als es der transcendenteſte Gelehrte gemacht hätte. Es erinnert an das gleichfalls in ſeiner Art klaſſiſche, elſäſſiſche Volksliedchen:

Der Hans im Schneleloch
Hett Alles, was er will!
Kinn was er will, diß hett er nitt,
Kinn was er hett, diß will er nitt,
Der Hans im Schneleloch
Hett Alles, was er will!

334.

Die verſunkene Stadt.

E. Schweighäuser, Antiquités du Bas-Rhin, fol. 131, und Fr. Otte, in den Elſäſſ. Neujahrsblättern für 1844, S. 185.

In den zu Hambach, im Kanton Drulingen, gehörigen Waldungen weiſen römiſche Münzen, die hier in Menge aufgefunden werden und verſchiedenen Zeitpunkten angehören, ſowie zwei ziemlich weit ſich ausdehnende Linien von Mauerſtücken, auf der ſumpfigen Hochebene, auf römiſche Niederlaſſungen hin; ſowie auch das einige Stunden nördlicher gelegene Käskaſtel ſeinen Namen ſtolz von Caesaris Castellum ableitet. Am Abhange des Berges werden die beiden Mauerzüge von einem Haufen Steine unterbrochen.

Auf der andern Thalſeite, in den zum Dorfe Ratzweiler gehörigen Waldungen, allein näher bei Volksberg, befindet ſich auf einer bewachſenen Anhöhe ein ziemlich hoher und neun bis zehn Metres dicker Erdwall. An manchen Orten tönt es hier dumpf und hohl, wenn Pferde über die Haide traben; oft auch weicht der Boden und das weidende Vieh fällt in tiefe, unterirdiſche Höhlen hinab.

Die Stelle wird vom Volke die Burg genannt, und eine altherkömmliche Sage ſpricht von einer im Berge verſunkenen Stadt. So gibt es auch den Trümmern einer kleinen gothiſchen Kapelle, welche ſich am Rande des Thales erhebt, den Namen Heidenkirchlein.

Weiter ſüdlich erhebt ſich der Steinerne Mannsberg, auf welchem ſich ein den Merkur, jedoch unvollkommen, darſtellendes, auf der Erde liegendes Bas-Relief befindet.

Andere Denkmäler beurkunden es gleichfalls, daß hier die Römer feste Niederlassungen hatten. Mehrere noch, sowie ja auch schon die Namen Durstel und Drulingen, weisen auf celtischen, druidischen Ursprung. Ueberhaupt ist hier, zwischen Lothringen und dem Elsasse, auf der nordwestlichen Wasserscheide des Wasgau's, die Scheidelinie zwischen germanischer und celtischer Bevölkerung scharf gezogen, wie es namentlich auch aus dem Folgenden hervorgehen wird.

335.

Der Spillstein und der Breitenstein.

E. Schweighäuser, Antiquités du Bas-Rhin, fol 131 und 132; Dr. H. Schreiber, Die Feen in Europa, S. 21.

Zwischen dem Steinernen Mannsberg und dem Dorfe Rosteig (Roßsteig), auf dem Wege, der durch dicke Waldungen von Lützelstein nach der Bergveste Bitsch führt, erhebt sich ein obeliskartiger, roh ausgehauener Spill- oder Spindelstein, ein ächter celtischer Menhir, von etwas über acht Fuß Höhe und einem Umfang von zehn und einem halben Fuß am Fußgestelle.

Früher war er ein Gegenstand des druidischen Kultus, wie dies seine ganze Beschaffenheit, sowie diejenige des Ortes, auf welchem er sich befindet, unzweifelhaft darthut. Zur Zeit der Einführung des Christenthums im Lande wurde er wahrscheinlich ein Vereinigungspunkt des Volkes, welchem die christlichen Lehrboten hier, an der von Alters her schon geheiligten Stätte, das Evangelium verkündigten, wie dies, unter ähnlichen Verhältnissen, im Mittelalter häufig der Fall ist.

Der Stein selbst erhielt später eine christliche Bedeutung, indem man auf einer der Seiten desselben eine Nische ausschlug, um darin eine Statuette der Muttergottes anzubringen.

Mauerreste, welche sich in der Nähe des Spillsteines befinden, weisen auf Gebäude hin, welche einst hier gestanden, die wahrscheinlich aber erst nach der Zeit seiner Errichtung aufgeführt worden sind.

Eine starke Stunde nord-östlich von diesem Punkte, in der Richtung des schon zum Moseldepartement zählenden Dorfes Alt-

horn, allein nur etwa dreißig Schritte von der niederrheiniſchen Gränze, ſteht ein ähnlicher Menhir, der Breitenſtein. Er iſt dreizehn Fuß hoch und hat bis zu einer bedeutenden Höhe ebenſo viel Fuß im Umfang. Ehemals war er noch höher.

Nach der Sage des Volkes haben ihn in alten Zeiten die Rieſen hierher geſtellt.

Auch der Breitenſtein iſt ein Denkmal des druidiſchen Kultus.

Später wurde ein Kruzifix an der Spitze angebracht und unter demſelben die plump gearbeiteten Bilder der zwölf Apoſtel. Weiter unten befindet ſich eine Inſchrift aus dem Jahre 1787, welche beſagt, daß der heidniſche Stein, in Folge eines Gelübdes, welches einige Holzhändler aus der Umgegend gethan, oben abgehauen und mit jenen chriſtlichen Bildſtücken verſehen worden ſei.

Schweighäuſer nennt den Spillſtein irriger Weiſe Spitzſtein, pierre pointue.

Vergl. die Spille, S. 230.

Daniel Specklin behauptet, beide Steine hätten als Gränzmarken der beiden Völkerſchaften der Trevirer und Tribokker gedient, welche zur Zeit der aſſyriſchen Königin Semiramis mit einander in's Land gekommen.

136.

Die Brücke von Herbitzheim.

Ortſage.

Eine Aebtiſſin des Benediktiner-Frauenkloſters in Herbitzheim war ſo fromm, daß ſie von Gott die Wunderkraft erhalten hatte, trockenen Fußes durch die Saar zu dem am entgegengeſetzten Ufer gelegenen Weiler Mieblingen zu ſchreiten. Allein als ſie ſich eines Tages durch eine Ungerechtigkeit, welche ſie an einer Nonne begangen, verſündigt hatte, verlor ſie die Gabe des Himmels wieder.

Sie bereute alſobald ihren harten Sinn und ließ zur Buße die ſchöne ſteinerne, mit ſechszehn Bogen verſehene Brücke über die Saar bauen, welche noch jetzt beſteht und die beiden genannten Ortſchaften mit einander verbindet.

In dieſer Sage wird die Gabe des Wandelns auf dem Waſſer dem reinen Sinne verliehen, eine ſchon im Alterthume bekannte Idee. Jene reine Veſtalin trug Waſſer in einem Sieb aus der Tiber auf das Capitol. Unreiner Sinn, Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit ziehen den Verluſt dieſer Wunderkraft nach ſich. Dieſelbe Idee liegt der Feuer- und Waſſerprobe zu Grunde, in welcher Gott für den Unſchuldigen zeugt und den Schuldigen der Macht des Elementes anheim gibt. Hieher gehört auch folgende indiſche Legende, die Göthe zuerſt mitgetheilt: „Die reine, ſchöne Frau des Bramen ſchöpft täglich aus dem heiligen Gangesfluſſe ohne Krug und Eimer, weil ſich dem heiligen Herzen, den frommen Händen die bewegte Welle zu kryſtallener Kugel geſtaltet. Aber nur ſo lange ſie rein bleibt: ſobald der leichteſte Schatten auf ſie fällt, nur ein verwirrendes Gefühl die heilige Ruhe ihres Buſens trübt, rinnt ihr das Waſſer durch die Finger nieder [1]).“

Aber auch Vertrauen und Glauben iſt dazu erforderlich, um die Himmelsgabe zu behalten: Petrus, der dem Herrn auf dem Meere entgegen wandelt, ſinkt unter, ſobald er zu zweifeln beginnt. — Die heil. Ritza von Koblenz, Ludwigs des Gutmüthigen Tochter, welche trockenen Fußes über den Rhein nach der St. Kaſtorskirche, am andern Ufer, wandeln konnte, verlor die Kraft, ſobald ſie ſich auf einen Rebpfahl ſtützen wollte und nicht mehr Gott allein vertraute. S. Simrock, der Rhein, 2te Auflage, Leipzig 1847, S. 7.

Weitere Entwicklung des Stoffes gibt der Verfaſſer in dem Aufſatze: Culte du Rhin et légendes populaires qui s'y rattachent, ſ. Revue d'Alsace, 1851, S. 329 — 342.

---

[1]) Auch Schadenfreude bringt um eine Wundergabe: Drei ſchöne Fräulein auf Creubirg, in Oberfranken, hatten die Gabe von Gott, ihre Wäſche nur in die Höhe zu werfen, ſo blieb ſie in der Luft hängen. Eine war ſchadenfroh, da verloren ſie die Gabe. S. Panzer, Beitrag zur deutſchen Myth., S. 129.

287.

Der Schatz in der Helferei.

Mündlich.

Der Hafner Franz-Sepp von Ingweiler bewohnte in diesem Städtchen ein Haus, welches auf den alten Kirchhof, ohnweit der Helferei, d. h. dem vom Pfarrhelfer bewohnten Hause, steht. Demselben nun erschien dreimal nach einander im Traume ein ihm unbekannter Mann, der ihn jedesmal bat aufzustehen und ihm zu folgen, indem er ihm sagte, daß in der Helferei ein Schatz vergraben sei, den er schon von Kindheit an zu heben bestimmt sei.

Das drittemal war der Traum so lebhaft gewesen, daß der Hafner d'rüber erwachte, und er sah den Mann deutlich am Fenster stehen und ihm zuwinken.

Er stand leise auf, um seine Frau, die neben ihm schlief, nicht zu wecken, und stieg zum niedern Fensterchen hinaus, über den Kirchhof, der Helferei zu, seinem schweigenden Begleiter folgend. Als er aber im Hausgange angelangt war und Franz-Sepp sich nach ihm umsah, war derselbe verschwunden. Dagegen erblickte er plötzlich einen großen schwarzen Kessel, welcher, wie es ihm vorkam, aus dem Boden heraufgestiegen und ganz mit Geld angefüllt war. Neben demselben stand der nachmalige Besitzer des Hauses, welcher nur unter dem Namen „Schuhmächerle" bekannt war; der rief ihm zu: „Halb Part!" Alsobald versank der Kessel vor seinen Augen mit furchtbarem Gerassel.

Als er wieder nach Hause kam, fand er seine Frau noch im tiefsten Schlafe. Er selbst aber war vom Schrecken einige Tage krank, und behauptete, was er für das Schuhmächerle gehalten habe, sei nichts anders als der leidige Satan gewesen.

Daß Schätze verschwinden, wenn dabei auch nur ein Wort gesprochen wird, ist bekannt. Sie zeigen sich gewöhnlich in Kisten, Töpfen, Kohlpfannen, Kesseln, welche aus der Erde emporsteigen, weßwegen man sagt: der Schatz hebt sich; der Schatz kommt. Veranlassung dazu mag wohl der Umstand gegeben haben, daß schon oft ältere Geldstücke, in größerer oder geringerer Anzahl, in Gräbern, Urnen u. s. w. ausgegraben wur-

den. Hier der Bericht Dr. H. Schreiber's (Taſchenbuch f. Geſchichte und Alterthum in Südbeutſchland, 1839, S. 173) über die Aufgrabung eines Keſſels, welcher aus der celtiſchen Epoche Badens zu ſtammen ſcheint: „Der Keſſel ſtand zu den Füßen eines Gerippes, welches von Oſten nach Weſten lag und links neben ſich noch Bruchſtücke einer eiſernen Lanze, und in der Lendengegend eine Schnalle von gleichem Metalle hatte. Offenbar das Grab eines Kriegers. Als die Arbeiter auf den Keſſel ſtießen, war nur ein Ausruf: „Jetzt kommt der Schatz! und ſie konnten nur mit Mühe zur Schonung und allmäligen Umgrabung des Gefäßes bewogen werden. Um ſo ärgerlicher wurden ſie, als ſich Keſſel und Schöpfgefäß nur mit Erde gefüllt zeigten, und einer von den Anweſenden machte die Bemerkung: Es wäre wohl anders gegangen, wenn man chriſtoffelt hätte. Auf nähere Erkundigung hierüber erfuhr der Verfaſſer Folgendes: Es ſei allgemein bekannt, daß ſich auf ſolchen Löhbücken, zumal in den heil. Nächten, ein großer ſchwarzer Hund blicken laſſe, welcher kein anderer als der zum Hüter der Schätze beſtimmte Teufel ſelbſt ſei. Würde nun, bevor man einen ſolchen Hügel durchgrabe, das Chriſtoffelsgebet (die bekannte Beſchwörungsformel) gebetet, ſo habe der Böſe keine Gewalt mehr über den Schatz und müſſe denſelben zurücklaſſen. Ohne dieſes Gebet aber verſichere er ſich desſelben, bringe ihn an einen andern Ort und laſſe den Keſſel leer zurück; oft verwandle er auch, zum Spotte, alles Geld in Scherben, wovon dann, in einem ſolchen Falle, große Haufen umher lägen."

Derſelbe Aberglaube, ſowie die hier erwähnten Einzelheiten, ſind im Elſaß bekannt. In den Zwanziger Jahren wurden, im Unterelſaß namentlich, die Haſelruthe und der Erdſpiegel zu Aufgrabung verborgener Schätze in Kloſtermauern und Burgtrümmern häufig gebraucht.

238.

Das Ingweiler Stadtkalb.

Mündlich.

Das geſpenſtige Stadtkalb wird zur Dämmerzeit manchmal zwiſchen den letzten Häuſern von Ingweiler und der Anhöhe,

auf welcher die mit Akazien umgebene Steinbank steht, Buchsweiler zu, gesehn, oder läßt sich durch schweres Getrampel und Geschnaube hören. Verspätete Wanderer, besonders wenn sie ein Glas über Durst getrunken, müssen es bis zu dieser Stelle auf dem Rücken schleppen.

Zur Nachtzeit liegt es mitten auf der Straße oder unter der Laube des Rathhauses, in einen Klumpen zusammengeballt, den die Leute, die es nicht wissen, für einen Sack nehmen und aufheben wollen.

Vor noch nicht vielen Jahren soll sich das Stadtkalb zur Adventzeit jedesmal dem Schulmeister auf die Schultern gesetzt haben, nachdem er die Neunerglocke geläutet, und nicht eher von ihm gewichen sein, bis er an seinem Hause angelangt war. Da der Spuk gewöhnlich erst nach der neunten Stunde begann, so erwirkte einer der letzten Schullehrer die Erlaubniß, zur Adventzeit die Glocke künftighin eine Viertelstunde früher läuten zu dürfen.

Dem Nachtwächter, wenn er seine Runde macht, erscheinen in der Adventzeit, statt des Stadtkalbs, oft zwei weiße Schäfchen, welche mehrere Gassen durch vor ihm hergehn.

Vergleiche die Seiten 15, 31, 86, 124, 225, 228, 266, 278, 279.

239.

Das Irrkraut.

Mündlich.

Im Schnaizwald, zwischen Ingweiler und Rothbach, wächst das Irrkraut. Wer auf dasselbe tritt, oder wem Samen davon in den Schuh, oder beim Holzlesen auf die Schürze fällt, der verliert plötzlich, und wär's am hellen Tage, den Weg und wird, obgleich der Wald von keiner bedeutenden Ausdehnung ist, an ganz unbekannte Stellen geführt, wo er sich oft stundenlang nicht wieder zurechtfinden kann. Selbst Förster und Waldhüter, „welche den Wald auswendig können wie's Vaterunser," haben es eingestanden, daß ihnen das Irrkraut schon manchen bösen Spuk gespielt habe.

Vor einigen Jahren ging eine Frau von Ingweiler früh Morgens in den Schnaizwald, welcher zu ihrer Gemeinde gehört, um Holz und Reißig zu ſuchen. Sie hatte bald ein Bündel zuſammengeleſen, und trat den Heimweg an, in Gedanken mit dem Frühſtück beſchäftigt, das ihr Mann einnehmen ſollte, wenn er von der Morgenarbeit zurückkäme.

Als ſie ſich nun bald am Ende des Waldes angelangt glaubte, der nur eine Viertelſtunde vom Städtchen entfernt liegt, und eine Strecke weit vor ſich hinblickte, wurden die Bäume lichter. Sie befand ſich am Saume des Waldes. Aber vor ihr lagen, ſtatt der Ingweiler, die Rothbacher Felder. Sie war alſo ganz am entgegengeſetzten Ende.

„Bin ich denn auf's Irrkraut getreten?“ dachte ſie und machte ſich eilig auf den Rückweg. Allein ſo ſehr ſie auch im Walde hin und her lief, den rechten Pfad zu finden, ſo gelang es ihr doch nicht, und noch zweimal kam ſie an's Rothbacher Feld; bis ſie ſich endlich, am Waldgraben hin, auf die Landſtraße begab. Es war aber ſchon ſpät im Nachmittag, als ſie endlich müde und matt nach Hauſe kam.

Schnaizwald; Schnaiz heißt eine Waldlücke, ein mitten durch den Wald gehauener Weg.

Das Irrkraut iſt auch an andern Orten bekannt. Im Thüringerwalde wird das Farnkraut alſo genannt. Es heißt daſelbſt auch Atterkreutich, Otterkraut. Anderswo wird es Walpurgiskraut genannt; vielleicht weil ſich die Hexen desſelben bedienen, um ſich in der Walpurgisnacht ihren Angehörigen unſichtbar zu machen. — „Um das Irregehn zu verhüten oder aufzuheben, muß der Wanderer ſich niederſetzen und die Schuhe wechſeln, oder wenn es ein Frauenzimmer iſt, die Schürze abbinden und umgedreht anbinden; alſobald weiß man wieder den rechten Weg. Man ſagt, wer Otterkraut bei ſich trage, den verfolgen die Ottern ſo lange, bis er es wegwerfe.“ S. J. Grimm, deutſche Myth. S. 1161.

Man erzählt vom Feldſtein, einem Baſaltfelſen oberhalb des Dorfes Henſtedt, in Franken, „daß auf ſeiner Höhe in einer kleinern Telle (Vertiefung) eine Pflanze gewachſen ſei, die

die Leute Irrkraut nannten, und daß dieſe Pflanze die wunderbare Eigenſchaft gehabt habe, einen Jeden, der ſie überſchritten hatte, wirr und irr zu machen, ſo daß er ſich nur mit Mühe und Noth, nach langem Irren, aus dem Felſen habe herausfinden können. Gar Vielen iſt es ſo begegnet, daß ſie ſich nicht zurecht finden konnten nach Ueberſchreitung des Irrkrautes; und obwohl ſie das Dorf Lengfeld im Thale liegen ſahen und ganz genau wußten, wo ſie waren und wo der Weg hinausgehe, dennoch mußten ſie Stundenlang irr und wirr auf dem Felſen im Kreis herumdrehen, ehe ſie den Ausgang wieder zu finden vermochten." E. L. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes, Würzburg, 1842, S. 269. Vergl. S. 286.

240.

Das weiſſe Lamm am Meißenbach.

Mündlich.

Vergl. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 139 und 140.

Wenn man, von dem unweit Ingweiler gelegenen Meierhofe Rauſchenburg, das Thälchen hinaufwandert, bis zur Quelle des Meißenbachs, der ſich in die Moder wirft, ſo erblickt man römiſche Alterthümer, Reſte von Ziegeln, Quaderſteine, die oft zierlich ausgebauen ſind und es nicht unwahrſcheinlich machen, daß hier ein kleiner, der Nymphe des Bächleins geweihter Tempel ſtand.

Die Hirtenknaben ſehn hier oft ein fremdes weißes Lämmchen am Bache trinken oder an der Berghalde graſen; auch iſt es einſamen Wanderern oft ſchon zur Nachtzeit erſchienen und hat ſie eine Strecke weit bis zur Straße begleitet.

Der erwähnte Meierhof Rauſchenburg ſteht auf der Stelle des ehemaligen Schloſſes gleichen Namens. Ein Mitglied der Familie der ehemaligen Beſitzer deſſelben, Rauſch, Ruſchius, war der Nachfolger des berühmten Schlettſtadter Buchdruckers Mentelin, der von Manchen (neuerdings von Der-

lan) als Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen wird. Aeltere Schriftsteller verlegen sogar den Mutterſitz dieſer edeln Kunst nach dem Schloſſe Rauſchenburg.

241.

Urſprung des Dorfnamens Ueberach.

Mündlich.

Zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes, 1685, kamen mehrere hugenottiſche Familien aus Frankreich und ſiedelten ſich an der Moder, unweit Pfaffenhoffen, an, wo ſie ein Dörfchen bauten.

Da ſie, wegen ihrer verlorenen Habe und zurückgelaſſenen Freunde, ſehr traurig waren, auch vom Schmerze des Heimwehs gequält, „Ach! über Ach!“ ſeufzten, ſo nannte man ihr Dörfchen Ueberach.

Dieſe Erklärungsweiſe iſt in Ueberach und in der Umgegend verbreitet, wohl aber eine irrige. Der Name kommt her von über, und Ach, d. h. Waſſer und bedeutet alſo: das Dorf über dem Waſſer, oder jenſeits des Waſſers.

Ueberach gehörte bis zur großen franzöſiſchen Revolution zur Präfektur Hagenau und war, mit noch vier und dreißig andern Dorfſchaften, dem Könige von Frankreich lehenspflichtig. Seine Bewohner nahmen ſpäter wieder die katholiſche Religion an; beinahe alle, beſonders die alten Familien, haben noch franzöſiſche Namen.

242.

Das Haberkreuz bei Neuenburg.

Mündlich.

Zwiſchen dem Dorf Uhlweiler und dem jetzt in Trümmern liegenden Kloſter Neuenburg, am Waldſaume, beim Weiher, liegen die Stücke eines ſteinernen Kreuzes, welches in der Umgegend unter dem Namen Haberkreuz bekannt iſt.

Das Volk in den Dörfern Neuenburg, Uhlweiler und Nieder-Altdorf erzählt den Urſprung dieſes Kreuzes und ſeiner Benennung auf folgende Weiſe:

Ein geiziger und herrſchſüchtiger Abt hatte nach und nach mehrere an die Güter des Kloſters gränzende Grundſtücke, welche den Gemeinden Uhlweiler und Nieder-Altdorf gehörten, durch allerlei Liſt und Ränke an das Kloſter zu bringen gewußt. Vergebens klagten die armen Dörfner und forderten ihr Eigenthum zurück. Der mächtige Abt ſpottete ihrer und wies ihre gerechten Forderungen ab.

Endlich ſchickten die Gemeinden, ein letztes Mittel verſuchend, Abgeordnete an den Abt, mit dem Begehren, er möge, in Gegenwart der Kloſterbrüder und der Bewohner der beiden Dörfer, auf den ſtreitigen Grundſtücken ſelbſt einen Eid vor Gott, ſeinem und ihrem Schöpfer ablegen, daß ihm dieſelben mit Recht zugehören; ſie wollten, wenn er dies könne, jeder Klage ein Ende machen und das Kloſter ſolle fortan im Beſitze der Grundſtücke verbleiben.

Der Abt nahm den Vorſchlag an. Und am anberaumten Tage trat er an der Spitze ſeiner Mönche, mit Kreuz und Fahnen, auf die Gränzen der geraubten Felder, wohin ſich auch ihrer Seits die Bewohner der beiden Dorfſchaften begaben.

Nochmals ward er von denſelben aufgefordert, entweder die Felder gutwillig abzugeben oder den Eid zu thun.

Da trat er hervor, hob die rechte Hand empor und ſchwur: „So wahr der Schöpfer über mir iſt, ſtehe ich auf des Kloſters eigenem Grund und Boden.“

Entſetzen ergriff die Bauern umher. Allein plötzlich drängte ſich ein Kloſterknecht durch die Menge, riß dem Abt die Mütze weg, warf ihn zu Boden und zog ihm die Schuhe aus.

„Seht, bei welchem Schöpfer der falſche Pfaffe ſchwur!“ rief der Knecht, indem er den unter der Mütze verborgenen Suppenſchöpfer (Löffel) hervornahm. „Und ſeht, wie er auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſtand! Er hatte ſeine Schuhe mit Gartenerde des Kloſters beſtreut!“

Kaum waren die Worte geſprochen, als die betrogenen Bauern mit raſender Wuth auf den Abt herfielen und ihn todtſchlugen; während die Mönche mit Angſtgeſchrei davon liefen.

Später wurde der Mord an dem geweihten Manne dadurch ge-

ſühnt, daß beide Gemeinden auf der Stelle ein Kreuz errichten und alljährlich an demſelben dem Kloſter eine beträchtliche Bußabgabe an Haber und anderm Getreide niederlegen mußten.

Dieß die noch jetzt allgemein verbreitete Volksſage vom Haberkreuze.

Die Geſchichte nennt den Abt Berthold. Er war, wie ich, zur Zeit, aus den handſchriftlichen Bemerkungen eines ehemaligen Geiſtlichen von Uhlweiler erſah, der Vierzehnte des reichen Ciſterzienſer-Kloſters, welches im Jahr 1128 von Reinhard, dem Sohne Peters von Lützelburg, geſtiftet und begabt worden war. Bernhard Hertzog gibt den Vorfall in ſeiner Chronik, III, Fol. 47, mit folgenden Worten an:

„Bertholdus. Diſer ward von des Cloſters vnderthonen den Bauren von Uhweiler vnſchuldig in dem Wäldlin zwiſchen dem Dorff vnd Cloſter erſchlagen, vnnd an der Walſtatt ein ſteinen Creutz mit ſolcher ſchrifft vff gerichtet. Anno Domini 1334. 3. Nonas Januarij, occisus est hic innocenter, Dominus Bertoldus abbas nobilis huius Monesterij cuius anima requiescat in pace, ſolch Creutz wardt hernach inn dem Nauariſchen (navarriſchen) durch zug anno 1537 zerſchlagen."

Die ſtreitigen Grundſtücke lagen in dem Feldbezirke Pferchbruch. Zu Schiedsrichtern waren im genannten Jahre 1334 ernannt Rudolf von Fegersheim und Walther von Brumat, welche dem Kloſter Neuenburg den rechtmäßigen Beſitz der Feldgüter zuſprachen. Zur Abbüßung des Mordes mußten die männlichen Bewohner beider Gemeinden, baarfuß, mit unbedecktem Haupte und brennende Kerzen in den Händen tragend, um das Straßburger Münſter Umgang halten. Drei Burſche, welche beſonders den Mord begünſtigt zu haben angeklagt worden waren, mußten außerdem noch eine Wallfahrt nach Rom machen und durften nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Abts von Neuenburg das Straßburger Bisthum wieder betreten. Zwei andere, als die eigentlichen Mörder bezeichnet, wurden ebenfalls aus dem Bisthume gewieſen und mußten eine Wallfahrt nach Rom und eine zweite nach St. Jago di Compoſtella machen.

Eine Schweizerſage, welche mit unſrer elſäſſiſchen verwandt,

der Zeit nach aber wahrscheinlich später fällt, ist am Züricher See bekannt.

Unweit des Ufers, auf einem Hügel, an dessen Fuß der Wampisbach vorüberrauscht, steht ein hölzerner Kreuzstamm, das heilig Stüdli, statumen sanctum, genannt. Hier schwuren einst, ebenfalls bei ihrem Richter und Schöpfer über ihnen, zwei Brüder das Eigenthum einer armen Wittwe ab. Da sich dieselbe fälschlich ihres einzigen Gutes beraubt sah, flehte sie den Gott der Gerechtigkeit an, sie zu beschirmen und ein Zeichen zu geben, das für sie spreche. Alsobald fuhr vom klaren Himmelblau ein Blitzstrahl herab, der die Finger der beiden meineidigen Brüder traf und in hellen Flammen aufflackern machte. Ihre Leiber verbrannten nach und nach ganz und sterbend bekannten sie, der Eine, daß er unter seiner Mütze Richter [1]) und Suppenschöpfer verborgen habe; der Andere, daß er seine Schuhe mit Erde aus seinem Garten gefüllt. Man errichtete später ein hölzernes Kreuz an der Stelle und noch jetzt irren ruhelos die Geister der treulosen Betrüger auf dem Hügel umher. S. Alpenrosen f. 1850, S. 268 — 270.

243.

Wie die Burg und die Stadt Hagenau erhaben und gemacht worden.

Aus handschriftlichen Anmerkungen zu Könighoven's Chronik, im Besitz des Herrn Aufschlager's in Straßburg. S. Strobel, Gesch. des Elsasses, I, S. 248 u. 249.

„Es kam ein Mal, daß ein Herr in den heiligen Forst auf die Jagd zog mit vielen Dienern, und diese führten mehrere Koppeln Hunde mit sich, große und kleine. Die Hunde kommen plötzlich auf eine Spur, und verfolgen das Gewild: Hirsche, Hindinnen, Rehe und andere Thiere dieser Art; sie erheben dabei ein lautes Gebell, und doch klang der Ton durch die Bäume hindurch so eigen, daß Herr und Diener sich darüber wunderten; denn

[1]) In der alten Züricher Volkssprache heißt Richter ein Kamm, zum Zurichten, Ordnen der Haare.

kein Wild ward innerhalb des Hages gefangen, womit ein Theil des Waldes war eingeschlossen worden. Da reiten die Jäger den Hunden nach, um zu sehen, wie das Alles so geschehen könne. Als sie an die Motter (Moder) kamen, die an dieser Stelle vorbeifließt, finden sie ihre Rüden am Wasser stehen; sie bellen, aber durch das Wasser können sie nicht durchkommen. Jenseits des Wassers zeigt sich ein großer Hag, und der Platz, auf dem er sich befindet, bildet ein Eiland. Hier hatte sich das Gewild gelagert, und es war desselben eine große Menge vorhanden.

„Nun aber kamen dem Herrn ganz andere Gedanken in als die, die Jagd fortzusetzen. An diesem Orte, dachte er bei sich selbst, würde sich eine kaiserliche Veste und Burg nicht übel ausnehmen; denn um sie herum würde die Motter eben so lustig fließen, wie sie um den Hag fließt, den das Gewild zu seinem Schutze auserkohren hat.

„Hienach wurde die Burg erbaut, so königlich und so zierlich, daß man ihres Gleichen im keinem Lande fand, mit Gewölben, Thürmen, Mauren und allerlei Bauwerk, aus großen Quaderſteinen artig zusammengefügt. In der Burg stand des Landesherren Ritterhaus; dort hielt er auch Haus und von da aus verlieh er seine Lehen. Und es war ein König an dem Rheine, der auf der Burg säßhaft war, und er errichtete einen Gerichtshof in der Burg, das hohe Gericht genannt, das die Stadt noch lange aufrecht erhielt, und dem der Landvogt als Oberhaupt zugegeben wurde: diesem Gerichte mußten Herren und Edelleute gehorsam sein. Dann wurde im Lauf der Zeit ein Städtlein um die Burg hererbaut, Hagenowe genannt, nach dem Hage, worin das Wild entrann, wie zuvor gesagt worden."

Diese von Königshoven erzählte Sage setzt den ersten Anbau der Stelle, wo sich später die Stadt Hagenau erhob, in's Jahr 1005. Bernhard Hertzog sagt ebenfalls, daß „Herren und Edelleute die Burg sambt dem Dorff Hagenaw, an dem Fluß der Motter, erstlich von wegen des wildts gebawen," daß sodann im Jahr 1115 Herzog Friedrich, der Einäugige, von Schwaben, die Burg und Stadt verbessert und vergrößert habe. Die Burg verwandelte später Friedrich I. Barbaroſſa,

deſſen Sohn, in eine große befeſtigte Pfalz, wo er oft Hof hielt und der Stadt bedeutende Privilegien ertheilte. Eine Geſchichte der Stadt Hagenau dürfen wir, hoffentlich bald, von dem trefflichen Archivar und Bibliothekar Kolmar's, Herrn Hugot, erwarten.

244.

Kaiſer Barbaroſſa iſt in der Burg zu Hagenau lebendig verzuckt worden.

E. Bernhard Herzog, Edelſaſſer Cronik, IX, Fol. 149. Noch jetzt mündliche Ueberlieferung.

„Der gemein Mann iſt beredt worden, man müſſe alle nacht diſem Keyſer Friderico zu Trieſeld, auch zu Keyſerslautern ein Bett [1]) machen, darinnen er ruhe, dann er ſey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzucket worden, das iſt aber Fabelwerck, dann wie es mit diſem frommen Keyſer (welcher nit allerdings des Bapſts vnnd der geyſtlichen Liedlin ſingen wollen) ein ende genommen, bezeugen die Chronicken vnd Hiſtorien, ſo von jhme geſchriben ſeindt."

Ueber Friedrich Barbaroſſa betreffende elſäſſiſche Volksſagen vergl. die Bemerkungen zu den Seiten 44 und 103. Die von ſeinem Vater gebaute herzogliche Burg, auf einer Inſel der Moder, hatte, wie ſchon oben berührt, Barbaroſſa in eine prachtvolle kaiſerliche Pfalz umgewandelt, befeſtigt und mit vier gewaltigen Eckthürmen begränzt. In der Mitte derſelben ſtrebte ein fünfter Thurm empor, auf deſſen Gipfel der Reichsadler thronte. Ueber dem Eingangsthore erhoben ſich, eine höher als die andere, drei Kapellen, geſchieden durch Wände von Backſteinen, gepflaſtert mit röthlichem Marmor; das Ganze von einem Dache gedeckt. S. Strobel, Geſch. d. Elſ. I, S. 414. — Eine Mühle an der Moder, unfern der Stelle, wo ſich einſt die Burg erhob, heißt noch jetzt die Burgmühle.

Die zuerſt in Trifels aufbewahrten, ſodann von Frie-

[1]) Die mündliche Ueberlieferung ſagt, der Kaiſer habe ein eiſernes Bettſtell.

drich I. nach Hagenau gebrachten, im Jahr 1220 abermals nach Trifels verlegten Reichs-Inſignien und koſtbaren Reliquien ſind in folgender Urkunde, vom Jahr 1246, aufgeführt, die Lobſtein in ſeinen hiſtoriſchen Nachrichten über den Trifels, S. 66, mittheilt: „Wir Conrade, Rumiſche Kunige, thun kundt — [illegible] die Iſengard Husfrow Philipſen von Falkenſtein, unſers lieben Troſſeſſen — uns geantwortet hat, die Burg Triveliße und die Kaißerlichen Zeichen, mit Namen: unſers Hern Holtz [1]). S. Johann Baptiſten Zahn — St. Mauricien Speer — unſers Herrn Nagel — zwey Schwert mit zwey Scheiden — den gulden Appel mit dem Crutz, den kaißerlich Mantel, drü gulden Sporen, ein Albe von wiſſem Sammet, zwey ſcharlaken Hoßen (tibialia) und zween Schue (sandalia) mit Steinen gezürit — Anno Domini 1246."

Auch Rudolf von Ems (um 1250, alſo ein Zeitgenoſſe Kaiſer Konrads) ſpricht in ſeiner Welt-Chronik, Straßb. Handſchr., mitgetheilt in Graff's Diutiska, I, von dieſen Kleinodien:

Oeß ſolt ir vil wol wissen daz.
Da zwischent Strasburc als ich las.
Vñ Spire lit drilic berc.
Als vns seit der warheit werc.
Davon er drivels ist ginant.
In allen landen wol irkant.
Wan da sint vſſe schone
Dez riches sper. vñ crone.
Die da mit hoiber wirde sint.
Ez ist div crone [2]) die daz kint.
Der megide kint got iesus crist.
Der aller dinge schepher ist.
Der allv dine in sinen giwalt.

[1]) In einer Diſſertation von Schlaaf (Epist. Joannis) folgen hier, ebenfalls nach der Urkunde, noch die Worte „mit einem gulden Crütz." Das Uebrige iſt gleichlautend mit Obigem. Hr. Coſte, Richter in Schlettſtadt, hat in der Revue d'Alsace, 1851, S. 441 u. ff., eine intereſſante Notiz über Trifels gegeben.

[2]) Die Urkunde ſpricht nicht von dieſer Krone. B. Hertzog zählt folgende Inſignien und Reliquien auf: „Cron, Schwert vnd Apffel Keiſer Caroli Magni, ... ſambt einem köſtlichen Creutz, auch die Dornen Cron Eyer vnd Nägel, darmit vnſerem erlöſer, vnd Heilandt Jeſu Chriſto die seitten geöffnet werden." IX, Fol. 148.

Realvisit. june vñ alt.
Himel. erde. wazzir. stein.
Vñ der helle kraft gemein.
Biribtet er mit siner kraft.
Sin giwalt het ellú dinc bihaft.
Der dise selbi crone trûc.
Der warheit weiz man vil vñ gnûc.

245.

Der Statthalter von Hagenau.

Nach einem fliegenden Blatte vom Jahr 1628.

Der Statthalter von Hagenau war ein harter geiziger Mann. Da straft ihn Gott, daß er an einem Tag sammt seinem Hausgesind des jähen Todes starb. Als das Volk in die Stube trat, wo die Todten lagen, floß das Blut darin herum, als wären viele Menschen umgekommen.

„Ja Stühl und Bänke schwitzten Blut.
Auch war geschrieben an die Wand
Schön deutsch von lauter Blut zu Hand,
Was dieses mag bedeuten,
Das Wunder sey der Schweiß und Blut
So der Geizhals aussaugen thut,
Wohl von den armen Leuten."

Dieser jähe Tod war das Vorzeichen Gottes für Reich und Arm, daß er wolle ein Pestilenz schicken, die in vielen Städten und Ländern wüthen solle, bis zum Jahr 1628.

„Wie dann im Würtembergerland,
Ist männiglich wohlbekannt
Viel Menschen sind verdorben,
Bei dreißigtausend an der Zahl,
An Jung und Alte überall,
Sind an der Pest gestorben."

Das Lied ist abgedruckt in Scheible's Schaltjahr, Stuttgart 1847, IV. S. 493.

246.

Der verzuckte Mönch.

G. *Schweighæuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 151.

Ein Benediktiner-Mönch des Kloſters St. Walpurgis, bei Biblisheim, hatte ſich eines Tages aus dem Kloſter in den nahen Wald begeben und lauſchte mit ſolcher Begier dem Geſange der Vögel auf den Zweigen, daß er verzuckt wurde und drei Jahrhunderte lang in dieſem Zuſtande verblieb, während welchem er aller Segnungen des Himmels genoß.

Im Chor der im Jahr 1074 von Thierry I., Grafen von Mouſſon und Bar, Vater von Friedrich von Pfirt, geſtifteten und zwiſchen den Jahren 1453 und 1456 erneuerten Kloſterkirche befindet ſich ein ſteinernes Bas-Relief, welches die Legende darſtellt.

Vergleiche die Bemerkungen zur Sage: Der verlorne Bräutigam, S. 23.

247.

Der dreibeinige Haſe.

Mündlich.

Um die Dämmerung und zur Nachtzeit ſieht man oft in Mietesheim einen dreibeinigen Haſen, welcher um die Bauernhöfe her und durch die Straßen ſpringt. Es iſt noch Niemanden gelungen ihn zu ſchießen oder ſeiner ſonſt habhaft zu werden.

In der wilden Jagd erſcheinen ebenfalls dreibeinige Haſen, ja ſelbſt zweibeinige Pferde. S. Grimm, Deutſche Myth. S. 804 und 887. — In Straßburg iſt das Rößlein mit drei Beinen ein berüchtigtes Stadtgeſpenſt. Vergl. Neujahrs-Stollen, S. 34 u. ff.

248.

Die ſchwarze Hand am Fenſterladen.

Mündlich.

An einem der letzten Häuſer von Mietesheim, links von dem Wege, welcher an der Gloshecke vorbei, nach der Griesbacher Mühle führt, iſt auf einem Fenſterladen, welcher ſtets geſchloſſen bleibt, ein handbreites Brettchen feſtgenagelt. Ein Beſitzer des Hauſes wurde nemlich, vor noch nicht ſehr langen Jahren, Nachts beim Heimgange von einem feurigen Manne begleitet, der ihn bis an die Thüre verfolgte und ſodann ſeine feurige Hand auf dem Laden einbrannte.

Vergl. S. 222, der feurige Mann in Ballbronn.

249.

Sagen von der Gloshecke.

Mündlich.

Mitten in den Wieſen, zwiſchen Mietesheim und der Griesbacher Mühle, etwa vier bis fünfhundert Schritt von der Hauptſtraße entfernt, welche von Straßburg durch einen Theil des großen Hagenauer Forſtes nach Bitſch führt, lag ein Gebüſch, in welchem Ueberreſte von altem, der Sage nach aus der Römerzeit ſtammenden Gemäuer zu ſehn waren, welches aber im Frühling 1841 ausgereutet und urbar gemacht wurde. Der Ort heißt noch jetzt Gloshecke.

Er iſt in der ganzen Umgegend verſchrieen.

Wenn man Nachts daran vorbei muß, begegnen Einem allerlei ſchreckhafte Geſtalten, und wenn dieſe auch ausbleiben, ſo wird man irre geleitet und ſtets, oft bis zum Morgengrauen, im Kreiſe um die Stelle herum geführt.

Der Eigenthümer der Gloshecke und der daran ſtoßenden Feldſtücke hatte zum Bau eines Stalles Steine der Grundmauer verwandt; allein die Pferde wollten nicht ruhig bleiben und raſten und tollten ſo lange darin herum, bis er den Stall niederriß und die Steine entfernte.

Eine andere Sage lautet wie folgt:

Weiber und Jungfrauen von Mietesheim ſaßen eines Abends in der Spinnſtube (hier Maiſtube = Mädchenſtube genannt), beim Rocken, und es fiel das Geſpräch auf das Wirthshaus am Waldſaume, das auch auf der Stelle der Gloshecke geſtanden haben ſoll und von dem man ſich damals viele grauſige Mordgeſchichten zu erzählen wußte. Ein Mädchen widerſprach dieſen Anklagen gegen die Wirthsleute, als ſchändlichen Verleumdungen, und ſchlug vor, ſie wolle noch jetzt, in ſpäter Nacht, ganz allein und ungefährdet zur Wirthin, ihrer Pathin, gehn, ein Häſlein Sauermilch oder ſonſt etwas zu holen. Die Andern gingen eine Wette mit ihr ein, und ſie machte ſich ſogleich auf den Weg. Am Wirthshauſe angelangt, hörte ſie Geräuſch, Stimmen von fremden Leuten und ein unterdrücktes Aechzen in der Stube. Sie blieb eine Weile ſtehn und ſtellte ſich auf einen Eckpfoſten, um von da aus durch's Fenſter zu blicken. Mit einem lauten Schrei des Entſetzens ſprang ſie aber ſogleich wieder herab, denn ſie ſah einen Menſchen auf dem Tiſche liegen, der unter furchtbaren Schmerzen, von Meſſerſtichen durchbohrt, mit dem Tode rang. Der Wirth ſtand mit dem Geſinde dabei und die Pathin fing das Blut in einem Zuber auf. Zitternd an allen Gliedern und todesblaß kam ſie in's Dorf zurück und erzählte den ſchauerlichen Auftritt, den ſie mit angeſehen hatte. Aber der Schreck hatte ſie ſo gewaltig ergriffen, daß ſie einige Tage darauf ſtarb.

Nach einer von meinem Studienfreunde, Fr. Jäger, Pfarrer in Mietesheim, gegebenen Erklärung ſoll der Name Gloshecke von clausura herkommen. Er ſelbſt hat hier einen Stein mit einer unvollkommen erhaltenen Inſchrift gefunden. Ferner ſind im Jahr 1841 mehrere alte Schlüſſel, Beile, eine römiſche Münze und ein ſteinerner Widderkopf aufgegraben worden.

Es geſchieht noch jetzt häufig, daß in Spinnſtuben und andern Abendvereinen auf dem Lande von dem Pfandlöſenden ein Gang auf den Kirchhof oder an einen andern Ort verlangt wird, wo es nicht geheuer iſt. Manchmal, nach Anhörung einer Spukgeſchichte, thut ſich ein Beherzter hervor und geht, wie hier das Mädchen, eine Wette ein, den ſchaurigen Gang zu unternehmen. Statt anderer Beiſpiele aus dem Elſaſſe, will ich hier, verglei-

chungsweise, zwei Thatsachen mittheilen, welche mir ein Freund aus dem benachbarten Mümpelgarder Lande erzählte (27. Oktober 1849).

Im Dorfe Magny d'Agnigon, im Bezirk Lure, saßen an einem Herbstabende Mädchen vor der Hanfgrube um's Feuer herum und lösten den Bast vom Hanfe (schleißten, wie man bei uns sagt), während die Burſche die Flamme unterhielten und ihre Pfeife rauchten. Man hatte allerlei Schauermären erzählt, unter andern von dem Hügel La Goutte Djördjo Sövo, welcher eine kleine Viertelſtunde vom Dorfe liegt. Nun forderte man ein Mädchen, das Braut war, und deſſen Liebhaber ebenfalls zugegen war, auf, ſich auf den Hügel zu begeben und mit lauter Stimme herab zu rufen: »iyoh de lé goutte Djördjo Sövo i sô!« Wörtlich: „Oben auf dem Hügel Georg Sovo ich bin!“ — Das Mädchen war beherzt und nahm die Aufforderung an. Damit ihr aber kein Leid widerführe, ſchlich ſich ihr der Bräutigam unvermerkt nach und ſtellte ſich in einiger Entfernung hinter einen Baum. Nachdem das Mädchen die erwähnten Worte ausgerufen hatte, hielt der Burſche beide Hände hohl vor den Mund und antwortete mit dumpfer Stimme: »Sé te névo pé de poévre, et de l'ésso dans tes poutsche, te n'y séro pas.« D. h. „Wenn du nicht Pfeffer und Salz in der Taſche hätteſt, ſo wäreſt du nicht da.“ Bei dieſen Worten ergriff das Mädchen die Flucht, kam athemlos bei den Andern an und ſtarb einige Tage darauf.

— In einem andern benachbarten Dorfe wettete in der Spinnſtube (veillée) ein Mädchen, daß es um Mitternacht auf den Kirchhof gehen, ſich dort auf ein friſches Grab ſetzen, einige Ellen (coudées) ſpinnen und ſodann, zum Beweis, daß es dort geweſen, ſeine Spindel auf das Grab pflanzen wolle. Es gieng fort, kam aber nicht wieder, und als man es aufſuchte, ſaß es leblos auf dem Grabe, der Faden war vom Rocken abgeriſſen, welcher in dem friſchen Grabhügel ſtak. — Vergl. hiemit S. 263: „Störe die Ruhe der Todten nicht!“

350.

Das Mädchen von Engweiler.

Mündlich.

In dem Thälchen, durch welches ſich der Weg von Mietesheim nach Engweiler zieht, und in der Nähe des letztern auf einem Hügel gelegenen Dörfchens, ſieht man oft zur Nachtzeit ein Mädchen, ganz in die Tracht des Landes gekleidet, nur daß alle Kleidungsſtücke weiß ſind. Kommt man ihm zu nahe, ſo geht es ſeufzend den Weg vor Einem hin bis zu einer Weide, am Rande der Felder, wo es heftiger und lauter zu ſchluchzen anfängt und mit der Hand nach dem Engweiler Kirchhofe deutet.

Es hat einſt an dieſer Stelle ſein Kind ermordet und muß da gehen, bis ihm die Stunde der Erlöſung ſchlägt.

351.

Der Erzknappe von Uhrweiler.

Mündlich.

Ein Erzknappe kehrte eines Abends, da es ſchon finſter war, von Engweiler nach ſeinem Dorfe Uhrweiler zurück. Er war tief in Gedanken, denn er beſchäftigte ſich im Gehen mit ſeiner nahen Hochzeit. Als er eben den letzten Hügel überſchreiten wollte, gewahrte er einige Schritte von ſich ein Licht auf einem mit allerlei Speiſen und Flaſchen bedeckten Tiſche, um welchen mehrere ihm unbekannte Männer, von ſeltſamem Ausſehen und Weſen ſaßen. Sobald er herbeikam, nöthigten ihn dieſelben, bei ihnen Platz zu nehmen und, ſo ſehr er ſich auch wehrte, aus einem dargereichten Becher zu trinken. Beim Abſchied nahm ihn Einer bei der Hand und zerdrückte ihm den ſilbernen Ring, den er von ſeiner Braut erhalten hatte. Darauf verſchwand das Licht, der Tiſch und die unheimliche Geſellſchaft. Er raffte ſich auf und eilte, von Angſt erfüllt, nach Hauſe, wo man ihm die traurige Nachricht entgegenbrachte, daß ſeine Braut vor einer Stunde plötzlich geſtorben ſei.

232.

Helf Dir Gott!

Mündlich.

Ein Mann von Gumprechtshoffen hatte oft darüber gespottet, daß man „Helf Dir Gott!“ sage, nachdem Jemand „genossen“ hat. Nach seinem Tode wurde er unter ein Brücklein gebannt, zwischen Gumprechtshoffen und Zinsweiler. Wer Nachts dorüber, oder auf der andern Seite längs der Straße hin gieng, der hörte ihn niesen. Allein Niemand wollte ihn durch ein „Helf Dir Gott!“ erlösen. Endlich gieng einmal ein fremdes Mädchen an dem Orte vorüber, welches nicht um die Sache wußte, und da es auf einmal niesen hörte, rief es, seiner frommen Gewohnheit folgend: „Helf Dir Gott!“ Darauf wurde die arme Seele erlöst.

Geister, welche niesen und nur durch den angeführten Segenswunsch erlöst werden können, kommen in den Volkssagen oft vor. Ein Bauer erlöste dadurch, zwischen Baden und Scheuern, eine schöne, glänzende, weiße Frau, welche schon viele Jahre lang unter eine Brücke gebannt war. — Auf einer Wiese, bei Waldwimmersbach, im badischen Unterlande, geht noch jetzt eine weiße Frau mit einem Bund Schlüssel, deren Erlösung nur alle sieben Jahre dadurch möglich wird, daß man auf ihr dreimaliges Niesen dreimal „Helf Gott!“ antwortet, was jedoch bis auf den heutigen Tag nicht geschehen sein soll. S. Schnezler, Badisch. Sagenbuch, II, S. 238 und 577, aus Mone's Anzeiger, 1835 und 1838.

Die Gewohnheit, Einem beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist schon so alt, daß selbst Aristoteles den Ursprung derselben nicht mehr anzugeben vermochte. Bei den Opfern sah man das Niesen als eine günstige Vorbedeutung an. Im Mittelalter galt dasselbe als Bestätigung der Wahrheit dessen, was man sagte.

Im Jahre 591 herrschte eine Krankheit in Italien, wobei viele Menschen im Niesen und Gähnen den Geist aufgaben. Königshoven (Chronik, S. 302) sagt davon: „wenne ein mensch niesete so fur die sele von ime und was dot; davon ge-

wonete men zu ſprechende in aller der welte wenne man nieſet: Got helfe dir. one ze Strosburg getar (darf) men nüt ſprechen zu den edeln lüten: Got helfe dir."

Kleinlawel reimt in ſeiner Straßburgiſchen Chronik:

Als fünff.hundert neunzig ein Jahr
Man zehlt, ein groſſer ſterben war,
Alſo, daß viel Leut in dem gehn,
In Gaſtereyen, vnd im ſtehn,
Todt nider fiel, vnd das Lebn
Im nieſſen vnd gienen auffgebn,
Daher kompt (wann man nießt) der brauch,
Daß man ſagt helff dir Gott, wann auch
Etliche Leut gienen jetzund,
Machen ſie ein Creutz für den Mund.

Ueber das Nieſen vergl. J. Grimm, Deutſche Myth., S. 1070.

Bechſtein gibt ebenfalls zwei hierher gehörige Sagen in ſeinem Thüringiſchen Sagenſchatz, I, S. 119 und III, S. 180.

Auch das Danken für einen von einem irrenden Geiſte geleiſteten Dienſt kann denſelben erlöſen. S. L. Strub, Aus dem bayeriſchen Hochlande, München 1850, S. 170.

253.

Der Teufelshafer.

Mündlich.

In den Haferfeldern des Dorfes Offweiler ſoll man, mehr wie ſonſtwo, ſchwarze verbrannte Aehren ſehen, die man hier Teufelshaber nennt.

In alten Zeiten hatten die Bauern dieſer Ortſchaft dem Teufel ein Verſprechen gethan, dasſelbe aber nicht erfüllt; da hat er ihnen den Hafer verflucht.

284.

Sagen vom Selhof, bei Rothbach.

Mündlich.

Bei Rothbach, am öſtlichen Abhange des Berges, auf welchem ſich das Schloß Lichtenberg erhebt, liegen die nur noch aus wenigen Mauerſtücken beſtehenden Trümmer einer Priorei, welche die Aebte von Neuenburg im Jahr 1175 hatten erbauen laſſen. Es ſteht eine Meierei da, welche noch jetzt den Namen Selhof führt.

Das Wohngebäude ſelbſt und ſämmtliche ehemals zum Kloſter gehörige Güter ſtehen beim Volke im übeln Rufe des Geiſterſpuks. Geſpenſterhafte Mönche tanzen hier um einen großen Kirſchbaum, und im Keller bewacht einer derſelben ungeheure Schätze. (Schweighäuſer.)

— Ein Bauer kam einſt, zu ſpäter Nacht, in den Selhof, um nach den Schätzen zu graben. Da trat ihm eine weiße Kloſterfrau entgegen, die ihm eine Blume reichte, die ſolle er auf einen Stein legen, worauf derſelbe aufſpringen und ihn in den Beſitz der geſuchten Güter bringen werde. Bei ihrem Anblicke ergriff ihn aber ein ſolcher Schreck, daß er ſeine Werkzeuge im Stiche ließ, nach Hauſe eilte und bald darauf ſtarb.

— Ein anderer Bauer, welcher zu demſelben Zwecke, um Mitternacht, zu dem Orte gekommen war, ſah ſchon die Erde ſich öffnen und den Schatz langſam emporſteigen; allein zu gleicher Zeit erblickte er dabei etwas ſo Schaudervolles, das er nicht einmal ſeiner Frau und ſeinen Kindern anvertrauen wollte. Er ſiechte ſeit jener Zeit und ſtarb bald nachher.

— Auf dem Meierhofe ſelbſt ſpukt ein Geiſt, welcher die Bewohner desſelben oftmals beunruhigt. Sie hatten ſchon viele Geiſterbanner berufen, aber noch keinem war es gelungen, ſie von dieſer Qual zu befreien. Da kam eines Tages ein fremder Mann und erbot ſich den Geiſt zu bannen. Er ließ zu einer beſtimmten Nacht die ganze Familie, auch die auswärtigen Verwandten, zuſammenkommen; hieß Jedermann ſich niederſetzen und zog mitten in der Stube einen Kreis mit Kreide. Nachdem er nun allerlei ſeltſame Dinge vorgenommen und fremdartige, unverſtändliche Worte geſprochen, erſchien der Geiſt in gräulicher Geſtalt und ver-

langte das jüngste Mitglied der Familie, dann sei er erlöst und werde das Haus nicht mehr beunruhigen. Die Eltern des Kindes wollten dasselbe natürlich nicht hergeben und zogen es vor, die Unruhe noch bis auf die heutige Stunde im Hause zu haben.

Selhof, *sele-hof, selehofa*, von *sal*, traditio, heißt im Mittelalter ein Herrenhof, curtis.

In geringer Entfernung vom Selhof, über dem Berge drüben in der Richtung vom Schloß Lichtenberg, liegt ein altes zerfallenes Kirchlein, das von den Umwohnern das Thierkirchlein oder Thürkirchle'n genannt wird, daselbst werden neue Reisbesen und Geldstücke geopfert; ich weiß nicht, welchem Heiligen sie gelten; auch sind die darauf bezüglichen Sagen zu haltlos und verworren, um sie jetzt schon mitzutheilen.

Die Blume, welche die Klosterfrau dem ersten Bauer giebt und ihm bedeutet, er solle sie auf einen Stein legen, derselbe werde dann aufspringen und ihm die Schätze zeigen, ist die in deutschen Sagen so oft vorkommende Wunderblume, die der Beglückte zufällig findet, an den Hut steckt und dadurch den Ein- und Ausgang zu den im Berge verborgenen Schätzen gewinnt; zugleich aber auch erinnert sie an die Springwurzel, bei deren Berührung Felsen oder verschlossene Thüren augenblicklich aufspringen. Die Art, wie man sie erhält, giebt J. Grimm, Deutsche Myth., S. 925 u. ff., an.

255.

Bruderrache.

Mündlich. — S. Pfeffels profaische Versuche, Th. VII, S. 169 u. ff. — *Schweighauser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 141. — *J. Baquol*, Alsace ancienne et moderne, 2 édition, S. 203.

Auf der Bergfeste Lichtenberg hausten zwei Brüder, welche gegen einander so schrecklichen Haß hegten, daß der Eine schwor, seinen Feind vor Durst, der Andere ihn Hungers sterben zu lassen. Nachdem sich Jener des Letztern bemächtigt hatte, ließ er ihn in ein tiefes, unterirdisches Gemach werfen, wo man ihm täg-

lich nur ein trockenes Stück Brod reichte. Der Unglückliche fristete sein elendes Leben dadurch, daß er die trockene Rinde mit der von den Wänden herabträufelnden Feuchtigkeit netzte. Allein er wurde verrathen und in eine obere, den Sonnenstrahlen ausgesetzte Kammer gebracht, wo er bald darauf starb.

Nach seinem Tode empfand jedoch der Brudermörder so heftige Gewissensbisse, daß er sich mit dem Burgkaplan, der ebenfalls um den Mord wußte, zu einem hervorragenden Felsen in's Thal hinab stürzte.

Diese Volkssage, die Pfeffel zu einer größern Erzählung benützte, hat ihren Grund in den Streitigkeiten, welche die Brüder Jakob und Ludwig von Lichtenberg vom Jahre 1462 an bis 1471, wegen der Buhldirne des Erstern, der schönen oder bösen Bärbel (s. S. 273), mit einander hatten. Dazu kommt noch der Umstand, daß in den Fehden, welche diese Brüder, vor ihrer Entzweiung, mit Georg von Ochsenstein und Schaffried von Leiningen führten, Letzterer gefangen genommen wurde und während sieben Jahren in einem dunkeln Verließ des Schlosses eingesperrt blieb; die drei ersten Jahre hindurch sogar mit gefesselten Füßen. Beide Thatsachen hat nun das Volk später mit einander verwechselt und vermengt, und sie auf die Weise umgestaltet, wie es sie noch jetzt in Lichtenberg und der Umgegend dem Wanderer erzählt.

Vergl. die Bemerkung zur Sage vom Brudermörder, S. 240.

An der äußern Mauerseite des obern Stockwerks eines der Schloßthürme (donjon), wo sich jetzt das Pulvermagazin befindet, ist ein Kopf in Stein ausgehauen zu sehen, angeblich derjenige des unglücklichen Ermordeten. Ebenso zeigt man in einem untern Gemache drei solcher Köpfe, von welchen einer immer magerer und schmächtiger ist als der andere, und welche denselben, immer schwächer werdenden Gefangenen, vorstellen sollen.

256.

Lichter auf Hellebarden.

E. Hoppel, Relat. curios. II, 771, 772; mitgetheilt von den Brüdern Grimm, Deutsche Sagen, I, 368.

„Von dem uralten hanauischen Schloß Lichtenberg, auf einem hohen Felsen im Unterelsaß belegen, wird erzählt: so oft sich Sturm und Ungewitter rege, daß man auf den Dächern und Knöpfen des Schlosses, ja selbst auf den Spitzen der Hellebarden, viele kleine blaue Lichter erblicke. Dies hat sich seit langen Jahren also befunden und nach Einigen selbst dem alten Schloß den Namen gegeben."

257.

Der Keller im Schlosse Arnsburg.

Mündlich.

Im Schloßkeller von Arnsburg, das eine Stunde von Oberbronn entfernt, in einer Verzweigung des Bärenthales liegt, wo es unter dem Namen Teufelsschloß bekannt ist, sollen, schon seit Jahrhunderten, große Weinvorräthe liegen. Trotz aller Versuche ist es den Lüsternen bis jetzt noch nicht gelungen, die Thüre oder auch nur eine in's Kellergewölbe dringende Ritze zu entdecken. Soll es aber ein gutes Weinjahr geben, so steigt, zur Zeit der Rebenblüthe, ein süßer Weinduft aus dem Boden empor und verbreitet sich rings um den ganzen Schloßraum her.

Die einstigen Besitzer des Schlosses Arnsburg nannten sich Feßler oder Fäsler von Arnsperg und blühten seit dem 13ten Jahrhundert; der letzte des Geschlechts starb zu Straßburg im Jahr 1664. Sie liebten den edeln Traubensaft, und führten in gelbem Felde eine rothe Lilie, auf dem Helm ein gelbes Faß mit rothen Reifen, worauf ein Pfauenschwanz, die Helmdecke war gelb und roth. Vergl. B. Herzog, Edelsasser Cronik, Buch VI. Fol. 169.

Ueber Weinorakel und Herbſt anzeigende Geiſter im Elſaß vergl. S. 14, 226, 263.

258.

Die Ritter auf Arnsburg.

Mündlich.

In ſtillen Sommernächten ſahen Köhler und Waldhüter oft ſchon einen hellen Lichtſchein um's Schloß Arnsburg und hörten lautes Reden und Klirren. Wenn ſie hinzutraten, ſahen ſie viele alte Ritter auf dem Schloßplane verſammelt, die mit ſilbernen Kegeln ſpielten; die Kugeln waren von Gold.

Arnsburg iſt eine der Burgen des Unter-Elſaſſes, in welcher, nächſt der über Niederbronn gelegenen Waſenburg, in den Zwanziger Jahren die meiſten Schatzgräbereien unternommen wurden.

Von ſilbernen oder goldenen Kegeln, mit welchen die Ritter auf zerſtörten Schlöſſern ſpielen und zu deren Aufſetzen ſie oft Lebende, die ſich zu ihnen geſellt, einladen, weiß das Volk allenthalben viel zu erzählen.

Vergl. Schnezler, Badiſches Sagenbuch, I, S. 367: Das goldene Kegelſpiel auf dem Schloßberge zu Freiburg; II, S. 244: Das goldene Kegelſpiel auf der Yburg. — L. Bechſtein, Thüringiſcher Sagenſchatz, Th. IV, S. 36: Der Kegel. — Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythol.: Der Drachenfels, S. 197.

259.

Der Küfer vom Falkenſtein.

Mündlich.

Im Philippsburger Thale, rechts von der großen Heerſtraße, die durch den Waßgau in's Lotharingiſche führt, erhebt ſich

die kühn auf einem Felsen erbaute Burg Falkenstein. In eine Vertiefung des Gesteins, die vom Volke das Küferkämmerlein genannt wird, ist ein alter Schloßküfer gebannt, der von Zeit zu Zeit erwacht, die verfallene Kellertreppe hinabsteigt und seinen Küferschlag hell im Thale wiederhallen läßt. Je länger und je kräftiger derselbe ertönt, desto besser und reicher wird die nächste Weinlese.

Das Schloß gehörte ehemals den Grafen von Lützelstein, welche in Urkunden auch Grafen von Falkenstein genannt werden; später kam es an die Grafen von Zweibrücken-Bitsch und Hanau, und ist jetzt Staatseigenthum.

Vergleiche S. 14, 226, 263 und 329.

260.

Der Bickelstein.

Mündlich.

Oberhalb des freundlich gelegenen, von Reben und Kastanienbäumen umgrünten Fleckens Oberbronn befindet sich eine große hervorragende Felsplatte, der Bickel- oder Pickelstein genannt, auf welcher, sowie auf dem nahegelegenen Bergkopfe Daumen und in dem östlich gegenüber gelegenen Walde Froret [1], die Heren der Umgegend zusammen kommen.

Seinen Namen soll er von einer Frau Bickel oder Pickel [2] erhalten haben, welche in einem armseligen Häuschen in der Daumengasse wohnte und nichts als eine Ziege im Vermögen hatte. Diese weidete einst auf der mit Gesträuch umwachsenen Felsplatte und fiel in den Abgrund. Darüber grämte sich die

---

[1] Auf der großen, vom Kriegsministerium herausgegebenen Karte von Frankreich, in welcher dem Elsaß acht Blätter zugetheilt sind, heißt dieser Wald Frehwald; wahrscheinlich war die ältere Benennung Fro-, Frowen-, d. i. Frauenwald; jetzt wird er manchmal noch Herenwald genannt; auch durchzieht ihn der wilde Jäger. Vor zehn bis fünfzehn Jahren wurden in demselben römische Alterthümer und Ammoniten von bedeutender Größe aufgefunden.

[2] Es besteht noch jetzt eine Familie dieses Namens in Oberbronn.

arme Frau ſo ſehr, daß ſie ſich in ihrer Verzweiflung zum Felſen hinabſtürzte.

Auf dem Bickelſteine, deſſen Lage und Beſchaffenheit, ſowie der Umſtand, daß er als Herenſtätte gilt, einen dem druidiſchen Cultus geweihten Ort vermuthen läßt, werden oft Freudenfeuer angezündet. Man überſieht von demſelben einen großen Theil des untern Elſaſſes und Badens.

Der Name der Felſenplatte iſt wohl älter als die erzählte Sage und hat eine mythiſche Bedeutung. Er kömmt auch anderswo vor. So heißt bei Gratersdorf, in Niederbayern, ein hoher, platter Berg mit einer Felswand der Büchel- oder Pichelſtein, woſelbſt man zuweilen ein Fräulein auf einer Geldkiſte ſitzen ſah, welches ſich die Haare kämmte. S. Fr. Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie, S. 81.

261.

Die weiße Frau an der Waſchbach.

Mündlich.

„Die Waſchbach," in Oberbronn, iſt ein weitläufiges, zum Waſchen eingerichtetes Behälter, das am untern Abſatze des Berges ſteht, an welchen ſich der Flecken lehnt, und von einer unmittelbar aus dem Felſen ſprudelnden Quelle reichlich genährt wird. Darüber iſt ein hölzernes, auf Säulen ruhendes Häuschen gebaut, welches aus einer gewiſſen Entfernung das Anſehen einer Kapelle hat.

Da das Waſſer vorzüglich iſt, ſo bringen alle Bewohner des Fleckens, auch von den entlegenſten Häuſern, ihre Wäſche dahin, und es iſt ein luſtiges Rauſchen und Schlägelgeklopfe und Schwatzen. Oft iſt die Anzahl der Waſcherinnen ſo groß, daß ſie auf einander warten müſſen, um Platz zu haben. Die zuletzt gekommenen arbeiten dann oft bis in die ſpäte Nacht beim Mondlichte oder beim ſchwachen Scheine ihrer „Luzernen." Da ſoll ſich nun ſchon ſeit undenklichen Zeiten manchmal eine fremde, weißgekleidete Frau zu ihnen geſellen, die Niemanden anblickt, noch anredet

und ſich ſtill an einer entfernteren Stelle niederläßt und Hemden waſcht. Und es iſt der Glaube verbreitet, daß es Todtenhemden ſind, und jedesmal ein Glied aus der Familie der anweſenden Waſcherinnen ſterben müſſe.

Geſpenſtige Waſcherinnen kommen auch im Berry vor, wo ſie vom Volke lavendières de nuit genannt werden. S. *G. Sand*, Illustration 1851, S. 373.

262.

Der Heilebrunnen.

Mündlich.

Weiter abwärts und nördlich von der ſogenannten Waſchbach gelegen, fließt eine andere Quelle, deren Waſſer nicht nur wegen ſeiner Friſche und ſeines angenehmen Geſchmackes, ſondern auch wegen ſeiner Heilkräfte ſchon ſeit undenklicher Zeit berühmt iſt. Sie heißt, wie viele ſolcher Quellen und Brunnen in Deutſchland, der Heilebrunnen.

Ueber Heilbrunnen, Heilwag u. ſ. w. vergl. J. Grimm, Deutſche Mythologie, S. 552 u. ff.

Oberbronn hat noch mehrere reichfließende und wegen ihres vorzüglichen Waſſers berühmte Brunnen; ſo ſoll auch, einer alten Ortsüberlieferung zufolge, die Hauptquelle des Niederbronner Geſundbrunnens im Oberbronner Banne liegen.

263.

Die lüſterne Hexe.

Mündlich.

Eine Frau in Oberbronn, welche eine Hexe war und ſehr lüſtern nach guten Biſſen, aber nicht immer die Mittel hatte

ſich welche zu verſchaffen, wußte, daß bei dem reichen Nachbar eine „Kindſchenk“ (Kindtaufſchmaus) gehalten wurde. Sie verwandelte ſich in eine Katze und ſetzte ſich in eine Ecke in des Nachbars Küche. Sie ſah nun zu, wie die Köchin die Speiſen bereitete und merkte auf, wann dieſelbe den Rücken verwenden möchte, damit ſie einen Griff in den Topf oder die Pfanne thun und ſich eine gute Portion herausnehmen könne. Das that die Köchin doch endlich einmal, um nach einem Geſchirre oder einem „Döbchen“ Salz zu langen, und huſch! fuhr die Katze in den Fleiſchtopf. Allein die Köchin hatte ſie noch zu rechter Zeit erſehen und hieb ihr mit dem ſcharfen Zulegmeſſer eine Vorderpfote ab. Des andern Morgens fehlte der böſen Here der vordere Theil eines Armes.

264.

Die Kappe auf einem Ohr.

Mündlich.

Eine Frau, welche eine Here war, verwandelte ſich oft in eine Katze. Jemand erwiſchte ſie einſt, als ſie eben etwas aus ſeinem Hauſe entwenden wollte, und hieb der Katze ein Ohr ab. Von dieſer Zeit an trug die Frau immer ihre Kappe ſtark auf die Seite des fehlenden Ohres hingeneigt, und ward Jungen und Alten ein Spott.

Ueber die Katze, als Herenthier, vergleiche Neujahrs-Stollen, S. 48 u. ff.

Herenſagen in unſerer Sammlung geben S. 7, 55, 91, 105, 234, 250, 255, 273, 280, 281, 282, 284, 286, 332.

Der Glaube an Heren iſt in Oberbronn allgemein verbreitet. Dieſer Umſtand, ſowie die an die Brunnen ſich knüpfenden Sagen, die ganze Lage des Ortes und die Beſchaffenheit mehrerer Bergköpfe und Felſenplatten oberhalb desſelben, machen mir es, aus ſchon weiter oben entwickelten Gründen (z. B. S. 255 und 256), höchſt wahrſcheinlich, daß hier einſt eine Hauptſtelle für den druidiſchen Kultus im Unter-Elſaß war.

265.

Die Bärenmühle.

Mündlich.

In der Umgegend von Gundershoffen soll eine Mühle stehen, deren bestimmte Lage der Erzähler nicht angeben konnte oder wollte. Dem Müller aber, dem sie angehörte, war es unmöglich, seine Mühlärzte länger als zwei Tage zu behalten; denn ein Bär besuchte sie jede Nacht in der Mühle und jagte ihnen Schrecken ein. Da kam einmal ein starker und beherzter Bursche, der auch von dem Bärenspuk gehört hatte, und bot, um guten Lohn und Kost, dem Müller seine Dienste an. Er trat auch alsobald bei ihm ein und sollte schon in der nächsten Nacht mahlen. Nachdem er, auf des Glöckleins Ruf, gegen Mitternacht wieder frisch aufgeschüttet und einen guten Schluck von seinem Nachttrunk zu sich genommen hatte, legte er sich auf ein paar Mehlsäcke, um auszuruhen. Er war noch zwischen Wachen und Träumen, als die Thüre der Mühlstube aufgieng und ein großer, zottiger Bär daraus hergeschritten kam. Er machte sich zuerst am Beutelkasten zu thun, gieng sodann am Scheidkasten hin und her, die Treppe hinauf an die Trommel, und nahte sich endlich dem Mühlarzte, der, auf den Ellenbogen gestützt, dem Treiben des Ungethüms kaltblütig zugesehen hatte. Kaum reckte dasselbe aber seine Tatze gegen ihn aus, als der Bursche das Mühlbeil ergriff und sie ihm abschlug; worauf der Bär sich mit furchtbarem Heulen davonmachte.

Des andern Morgens, als man sich zur Suppe setzte, fehlte die Müllerin. Sie lag wimmernd im Bette und hatte den rechten Vorderarm verloren. Als der Mühlarzt denselben vorzeigte, erkannte man, daß die Müllerin eine Here sei.

Aehnlichen Mühlspuk erzählen B. Baader, in Mone's Anzeiger, 1839, S. 181, und Sommer, Sagen, Märchen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen, I, S. 57. In der ersten Erzählung verwandelt die Here den Müllerburschen in ein Pferd, das sie reitet; in der letztern erscheint die Müllerin als Katze. — Vergl. S. 234.

Der Bär war bei den alten Deutschen ein mythisches Thier:

er galt ihnen als heilig und als König der Thiere. Der Gott Thorr hieß auch Biörn, d. i. Bär. S. J. Grimm, Deutsche Mythol., S. 633. — In den Volkssagen kömmt er oft vor als Zauber und böse Geister unwirksam machendes Thier. „Ein Bär im Stall schützt das Vieh gegen Beherung." — (Im Elsaß wird ein Bock, ebenfalls Thorr's Thier, zu diesem Zwecke gebraucht.) — S. Nork, Mythol. der Volkssagen u. s. w., S. 314. Der Verfasser theilt hier eine finnmärkische Sage mit, in welcher ein Mann mit einem weißen Bären, den er dem König von Dänemark bringen will, am Weihnachtsabend in einem Hause übernachtet und durch seinen Bären die zu dieser Zeit häufig spukenden Trolle oder Unholde unschädlich macht.

266.

Bestrafte Todtenentweihung.

Mündlich.

Es war ein junger Bursche gestorben und einige seiner Kameraden wachten, wie dieses gebräuchlich, bei seiner Leiche. Den ersten Abend waren sie von dem Verluste ihres Freundes ergriffen und verhielten sich sittsam und ruhig; den zweiten Abend, schon an den Schmerz gewöhnt, sprachen sie dem Weine, den ihnen die Leidleute aufgestellt, fleißiger zu. Als sich nun Einer, um Etwas zu Hause zu holen, entfernt hatte, kamen die Andern überein, den Todten unter das Bett zu legen, und Einer von ihnen sollte dessen Stelle einnehmen, sich in ein Leichentuch hüllen und sodann dem Kameraden, den man bei seiner Rückkehr an's Bett schicken wollte, um nach dem Todten zu sehen, plötzlich an den Hals springen. Er kam bald wieder und trat zu dem Todten. Die Andern lauschten an der Thüre. Da es aber, wider Erwarten, in der Leichenkammer stille verblieb, giengen sie hinein und fanden, zu ihrem Entsetzen, den frevelhaften Todtenentweiher leblos in seiner Vermummung liegen.

Vergleiche die Sage: „Störe die Ruhe der Todten nicht!" S. 263.

267.

Die Burgfrau auf Alt-Winstein.

Mündlich.

Auf dem Schlosse Alt-Winstein, im Jägerthale, hört man oft zur Dämmerstunde wehmüthige Saitentöne erklingen und ein lichter Schein schwebt um die Mauern und Thürme. Es soll eine Burgfrau hier wandeln, aus dem alten, längst erloschenen Geschlechte, dem das Schloß gehörte.

268.

Die Belagerung von Neu-Winstein.

Nach der mündlichen Sage mitgetheilt in *Schweighäuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Fol. 163 und 164.

In den Fünfziger Jahren des 16ten Jahrhunderts wurde Ritter Kuno Eckbrecht von Dürkheim in eine Fehde verwickelt, in welcher seine beiden Schlösser Winstein und die Schöneck zu gleicher Zeit angegriffen wurden. Er selbst zog sich in die letztere, eine Stunde nordwestlich von jener gelegene Burg zurück.

Da er sich nun eines Abends auf dem obersten Söller erging, sah er zwei Ritter in alten Rüstungen in's Schloß treten. Er glaubte nicht anders, als man habe ihnen aus Verrath das Thor geöffnet, und wollte ihnen entgegenstürzen. Allein da standen sie beide schon vor ihm, und Einer derselben sagte zu ihm: „Mein Sohn, eile mit Hülfe nach Winstein, morgen ist es zu spät!"

Kuno erschrak darob heftig und folgte den Rittern, welche vor ihm vom Söller niederstiegen und in einem der untern Säle verschwanden. Schnell setzte er sich zu Pferde und zog an der Spitze seiner Kriegsleute vor die Veste Neu-Winstein, die schon hart bedrängt war, und trieb die belagernden Feinde in die Flucht.

Noch jetzt soll man zuweilen jene beiden Ritter langsamen Schrittes um die Burg wandeln sehen. Das Volk sagt, sie hüten bedeutende Schätze, welche daselbst vergraben sind.

Das Zwischentreten der Götter vor oder mitten in der Schlacht kömmt im griechischen und römischen Alterthum häufig vor. Man erinnere sich an viele Stellen bei Homer; an die Erscheinungen vor der Schlacht von Marathon und der von Leuktra (vergl. die Bemerkungen zu S. 252). — Als warnende Genien treten besonders die Dioskuren (Kastor und Pollux) auf; sie bewahrten den Dichter Simonides, als das Haus des Skopas, bei welchem er sich befand, plötzlich einstürzen sollte (s. Valer. Maxim. Lib. I, Cap. VIII); sie waren es, welche, auf weißen Pferden reitend, dem P. Vatinius Nachts in Rom begegneten und ihm anzeigten, daß König Perseus Tags zuvor in die Hände Paul Aemils gefallen. Zur selben Zeit sah man sie auch, zum Zeichen, daß sie über Rom's Wohlergehen wachten, sich mit ihren schweißtriefenden Rossen im Juturner See baden; ebenso sprang die Pforte ihres Tempels, der nahe bei der Quelle dieses See's lag, von selbst auf. (Valer. Maxim. ebendaselbst, zu Anfang des Kapitels.)

269.

Irrführende Geister.

Mündlich.

Im Fröschweiler Walde gehen Geister um, welche die Leute in der Irre herumführen. Sie wollen erlöst sein und müssen warten, bis Jemand die auf ihrer Bannung liegenden Bedingungen erfüllt.

Ueber Irrführende Geister vergl. S. 46 und 184.

270.

Der erlöste Todte.

Mündlich; mitgetheilt von Gustav Mühl.

Von einem alten Manne, der vor längerer Zeit in Wörth lebte, erzählt man folgende wunderbare Geschichte:

Der Greis bewohnte mit ſeinem verheiratheten Sohne daſſelbe Haus und unterſtützte ihn und deſſen Familie nach Kräften bei den täglichen Arbeiten. Nun geſchah's, daß er oft zu einem ſeiner Enkel, welcher jeden Abend in der Scheune um ihn war, wo ſie kurzes Futter ſchnitten, die bedeutſamen Worte ſagte: „Hier in der Nähe liegt ein Schatz vergraben, welchen du dereinſt zu heben vermagſt, wenn du zuvor erfüllet haſt, was ich dir ſpäter angeben werde."

Nach einigen Jahren ſtarb er. Bald darauf, als ſich der Knabe Abends wieder in der Scheune befand, erſchien ihm der Großvater, half ihm auch jetzt bei der gewohnten Arbeit und kündigte ihm alsdann an, daß die Zeit gekommen ſei, wo die Bedingungen endlicher Hebung des Schatzes erfüllt werden könnten. Doch ſcheint es nicht, daß der Verſtorbene ſchon an dieſem Abende ſelbſt auf unverzügliche Bethätigung von Seiten des Kindes drang, ebenſowenig iſt bekannt, ob er ſich jetzt über die geheimeren Gründe und Abſichten ausließ, welche er von jeher mit der Hebung des ſchon bei Lebzeiten beregten Schatzes verbunden hatte. Nach vollzogener Arbeit verſchwand der Alte wieder und der Knabe erzählte alsdann ſeinen Eltern von der ſeltſamen Erſcheinung und den geheimnißvollen Andeutungen und Aufforderungen des Großvaters.

Die Eltern ſchienen auch durchaus nicht der Willfährigkeit ihres Kindes entgegenzuſtehen, riethen ihm aber, in keiner Weiſe des Alten Hand zu berühren, und ihm, wenn derſelbe die Rechte hinſtrecken würde, ein kleines Reis oder Stäblein zum Erfaſſen hinzuhalten.

Des folgenden Abends erſchien abermals der Verſtorbene dem Knaben in der Scheune. Er wollte jetzt die Hand des Kindes ergreifen; dieſes aber hielt ihm ein Stäblein entgegen, wie es ihm anbefohlen war. Und dies war wohlgethan; denn als bald nachher der Todte daſſelbe wieder losließ, konnte man darauf die ſchwarzen Brandſpuren der Finger wahrnehmen.

Nun aber führte er den Knaben in eine Nebenkammer bei der Tenne und bezeichnete ihm daſelbſt die Stelle des Schatzes. „Doch mußt du," fügte er hinzu, „um ihn heben zu können, vorerſt noch eine andere Bedingung erfüllen: Morgen Abend um dieſe Stunde mußt du mich nach dem Kreuze bei Surburg tragen, ſonſt iſt alles Nachgraben umſonſt."

Bei dem eine Stunde von Wörth entfernten Surburg ſteht nämlich auf einer kleinen Anhöhe ein altes Kreuzbild, welches aus frühern Zeiten her einen gewiſſen Ruf der Wunderthätigkeit behauptet, und um welches ſtets allerlei Gegenſtände frommer Widmung, wie Bänder und ſelbſt Kleidungsſtücke, aufgehängt zu ſehen ſind.

Des andern Tages verſäumte das Kind die anberaumte Stunde nicht. Auch die Eltern fanden ſich ein, denn ſie wollten den Knaben und den verſtorbenen Alten nach dem Kreuze hin begleiten.

Nachdem ſie eine kurze Weile in der Scheune gewartet hatten, ſagte plötzlich das Kind, daß es von einem Augenblick zum andern eine ſchwere Laſt an ſeinem Halſe und auf ſeinem Rücken fühlte. Niemand aber, auch der Knabe nicht, konnte nur das Mindeſte mit den Augen gewahr werden.

Die Eltern ſchlugen jetzt den Weg nach Surburg ein. Nur mühſam und keuchend ſchleppte ſich das Söhnlein unter ſeiner unſichtbaren Laſt neben ihnen her.

Endlich erreichten ſie die Anhöhe, wo das geprieſene Kreuzbild ſteht. Da ſchwand mit einem Male der ſchwere Druck von dem Knaben, und deutlich vernahm man im nämlichen Augenblicke die wohlbekannte Stimme des Verſtorbenen, welche alſo ſprach: „Jetzt bin ich ein Kind der Seligkeit, und du wirſt es auch einmal werden!“

Darauf kehrten die Eltern mit ihrem Sohne nach Hauſe zurück.

Das Brennen ſchwarzer Male in die dargereichte Hand oder andere berührte Theile des Körpers wird in der Volksſage oft dem Teufel, aber auch feurigen Männern und andern aus dem Fegfeuer oder der Hölle entſtiegenen Geiſtern zugeſchrieben. Die Erlöſung gebannter Seelen durch unſchuldige Kinder iſt ebenfalls ein häufig vorkommender Zug. Vergl. unter andern die ſinnvolle Sage: Vom Söhnlein, das ſeinen Vater erlöste, erzählt von G. Mühl in den Elſäſſ. Neujahrsblättern für 1846, S. 230 u. ff.

271.

Der geſpenſtige Förſter.

Mündlich; mitgetheilt von G. Mühl.

Im Gemeindewald von Hatten ſehen die Leute, welche Holz ſammeln, manchmal einen geſpenſtigen Förſter ohne untere Gliedmaßen über den Geſträuchen hinſchweben.

Vergl.: Die Feldmeſſer auf dem Bölchen, S. 46 und der geſpenſtige Feldmeſſer von Stotzheim, S. 156.

272.

Der Geiſenmajor.

Handſchriftliche Zuſätze zu Zeiller's Topographie des Elſaſſes, im Grundplane der Straßburger Stadtbibliothek.

Im Jahr 1635 waren den Straßburger Metzgern 1382 Stück Ochſen und 187 Kühe, nebſt anderm Vieh, zu 11,427 Gulden geſchätzt, von den markgräflichen Truppen weggenommen worden. Dieſen Frevel zu ahnden, ſchickten die Straßburger einen Major an der Spitze von 600 wohlmundirten Mann, nebſt zwei Feldſtücklein, einem Mörſer und zwei Schanzkörben, gen Beinheim, woſelbſt ſich das markgräfliche Kriegsvolk aufhielt.

Beim Anrücken des Majors zog ſich daſſelbe, nebſt den auf dem Felde arbeitenden Bauern, in das Dorf zurück und verſchanzte ſich daſelbſt, und wehrte ſich ſo gut, daß ihnen die Belagerer nichts anhaben konnten.

Beim Rückzug erblickte der Major am Saume des Waldes einen Knaben mit zweien Geislein. Raſch zuckte er ſeinen Säbel, ſprengte auf den Knaben los und jagte ihm ſeine Thiere ab, um ſie, in Ermangelung eines Beſſern, als Schadenerſatz nach der Reichsſtadt zu bringen.

Magiſtrat und Bürgerſchaft empfiengen ihn mit gerechtem Unwillen und jedermänniglich nannte ihn fortan nur den Geiſenmajor.

Unſere Geſchichtſchreiber ſchweigen von dieſer ſeltſamen Expedition, deren nur ein ſchalkhafter Annotator von Zeiller, wie bereits oben erwähnt, Meldung thut.

273.

Die Wallfahrt Unſrer Lieben Frauen zur Eich in Görsdorf.

Mündlich. — Nachfolgender Bericht darüber, mir von Guſtav Mühl mitgetheilt, iſt einer handſchriftlichen Note, zu Berneggger's Descriptio particulæ territorii Argent. 1675, Exemplar der Straßb. Stadtbibliothek entlehnt.

„Von einer Wallfahrt zu Unſrer Lieben Frau zur Eich bei Gerſtorff (Görsdorf), in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wird berichtet, daß Anno 1518 ein Hirt daſelbſt geweſen ſey, der angegeben, Unſre Liebe Frau bekäme ihm Abends und ginge hernach in eine hohle Eyche; darauff ſuchte man in der Eychen, fand allda eine Wachs Kertz und Taffel auf welcher Unſer Liebe Frau gemahlet war. Hierauf fiel das gemeine Volk zu, und richtete eine Wallfahrt zu Unſrer Lieben Frau zur Eichen an.

„Solche Wallfahrt zu befördern und ein gut Werk zu thun, hab Graff Reinhard von Zweibrücken und Bitſch mit Hülffe vieler darzu contribuirender Leute eine ſchöne herrliche Kirch dahin erbauet und haben geb. Graff Reinhard zuſammen ſeiner Gemahlinn Anna, gebohrner Rhein-Gräffin und ſeinem älteſten Sohn Graff Simon Wecker auf Petri und Paul den erſten Stein daran geleget. Sie ward mit ſchönen Gewölbern und 14 Pfeilern oder Säulen verſehen, daß man weit und breit keine ſchönere Kirch fand. Die Eyche ließ man in der Kirche ſtehen und ſetzte Unſrer Lieben Frauen Altar daran mit einem ſchönen hohen Chor und gewaltig hohen Thurn. Darauf iſt eine ſolche Wallfahrt angegangen, ſo nicht zu beſchreiben iſt, und gefielen große Opffer. Hernach als Graff Jacob der letzte von Bitſch ſtarb, fiele die Herrſchaft an Graff Philippſen den Jüngeren von Hanau, der ließ als ein Evangeliſcher Herr, weil des Laufens kein Ende war, Anno 1580 dieſe Kirch abbrechen und die Abgötterey einſtellen und aus den Maurſteinen die Kirch zu Morßbrunn bauen. Lang

hernach iſt noch Volck aus Teutſch- und Welſchland gekommen und geopffert, ſo die Bauren aufhuben und behalten."

Im Jahr 1736 wurde die Kirche wieder hergeſtellt und einigen Franziskanern zur Bedienung übergeben. In den letzten Zeiten lebte ein Waldbruder darin. Jetzt iſt die Kirche, nebſt den dazu gehörigen Nebengebäuden, ſowie einem Wohnhauſe, ein Privateigenthum.

Ueber Marienbilder in Bäumen vergleiche S. 32, 134 und 153.

374.

Der Maidebrunn.

Mündlich. Vergl. *Schweighaeuser*, Antiquités du Bas-Rhin, Pol. 170.

Vom Schloſſe Hohenburg, bei Lembach, gegen die bayeriſche Gränze zu, ſteigt manchmal eine weiße Jungfrau lächelnd bis zu dem am Abhange des Berges gelegenen Meierhofe herab; ſie waſcht ihre langen ſchönen Haare in einer benachbarten Quelle und ſteigt dann wieder, Thränen vergießend, zur Burg empor.

Ueber das Erſcheinen und die Bedeutung weißer Frauen vergleiche S. 11, 21, 28, 36, 193 und 248.

Die Familie der Hohenburg war einſt ſehr reich und mächtig; ſie hatte die Herrſchaft von Sulz unter'm Wald als Erblehen vom Churfürſten Erzbiſchof von Köln, ſo auch das Städtchen Wangen, und ſpäter erhielten ſie von den Biſchöfen von Straßburg Rheinau, Mutzig und einen Theil des Breuſchthales. Der letzte Ritter von Hohenburg, Richard, wurde eines ſchändlichen Verbrechens angeklagt und von Straßburg zuvor in den Stadtbann gethan, ſpäter aber, ohngeachtet des Beiſtandes, den er ſich von den Schweizern zu verſchaffen gewußt hatte, vor den Thoren der Stadt öffentlich verbrannt. Das Gebiet Hohenburg fiel nachher an die Familie Sickingen.

275.

Der Lindenschmidt.

Nach der mündlichen Ortssage; vergl. zwei alte Volkslieder, mitgetheilt von L. Uhland, in seinen alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern, Stuttg. u. Tüb. 1844, Nr. 139 u. 140. — Ueber das Geschichtliche s. *Schweighæuser*, Antiq. du Bas-Rhin, Fol. 170.

Auf der nördlichen Gränze des untern Elsasses, in kurzer Entfernung von den Schlössern Fleckenstein, Freundsberg, Klein-Arnsburg, Weglenburg, Wasenstein und Hohenburg, liegen die Trümmer des Schlosses Löwenstein, vom Volke Linkschmidt oder Lindenschmidt genannt, welchen letztern Namen es auch auf der großen Cassinischen Karte führt.

Nach der Volkssage, die noch jetzt in der ganzen Umgegend verbreitet ist, war der Lindenschmidt ein allenthalben gefürchteter Raubritter und Wegelagerer, der mit seinem Troß im Lande umherritt und namentlich die Rheinstraße für die vorüberziehenden Kaufleute höchst unsicher machte. Um bei Verfolgung irre zu leiten, ließ er seine Pferde verkehrt beschlagen.

Noch zeigt man auf der Burg ein verschüttetes Felsenthor, aus welchem er zu seinen Streifereien auszureiten pflegte.

Das Volkslied, das man in verschiedener Version und Weise noch oft von den Bauern singen hört, erzählt sein Ende folgendermaßen:

Als dem Markgrafen von Baden einst die Kunde zugekommen war, daß der Lindenschmidt eben wieder am Rhein hin und her streife, forderte er den Junker Kaspar (von Freundsberg) auf, den gefährlichen Nachbar einzufangen und ihm zu überliefern. Kaspar war auch alsbald willig und schickte ein kluges Bäuerlein voran, damit es die Wege und Stege erforsche und dem Lindenschmidt auf die Spur komme.

Das Bäuerlein kam nach Frankenthal, begab sich in's Wirthshaus daselbst und bestellte Essen für die Fuhrleute und Raum im Stalle für die Pferde von dreien Wagen, die wohlbeladen von der Frankfurter Messe ankommen sollten.

Der wirt der sprach dem beurlein zu:
„ja wein und brot hab ich genug,
im stall da sten drei Rosse,

die ſeind des edlen Lindenſchmid,
er nert ſich auf freier ſtraßen."

Als der Kundſchafter den Beſcheid vernommen hatte, ward er frohen Muthes und benachrichtigte alsbald ſeinen Herren, auf daß er mit ſeinen Reiſigen herbei eile.

Nun hatte des Lindenſchmidts Sohn die Sache mit angehört und weckte den Vater, der hinter dem Tiſche lag und ſchlief.

„ſte auf, herzliebſter vatter mein!
dein verräter iſt ſchon kommen."

Es war aber zu ſpät, denn ſchon trat Kaspar in die Stube und wollte den Lindenſchmidt gefangen nehmen. Dieſer griff nach dem Schwerte, um ſich zur Wehr zu ſetzen, wurde aber niedergeworfen und feſt gebunden. Nur bat er den Ritter, er möge doch des Sohnes und des Reitknechtes ſchonen; haben ſie Jemanden Leides gethan, ſagte er, ſo hab' ich ſie dazu gezwungen.

Junker Casper der ſprach nein darzu:
„das kalb muß entgelten der ku,
es ſol dir nicht gelingen,
zu Baden in der werden ſtatt
muß im ſein haupt abſpringen."

Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
ſie ſaßen nit lenger denn eine nacht;
wol zu der ſelbigen ſtunde
da ward der Lindenſchmid gericht,
ſein ſon und der reutersjunge, ja junge.

Das zweite Volkslied ſagt:

Auf einen freitag das geſchach
daß man den Lindenſchmid richten ſach
ſo ferr auf grüner heiden,
da ſach man den edlen Lindenſchmid
von guten geſellen ſcheiden.

Göthe, welcher auf Herder's Veranlaſſung während ſeines Aufenthaltes im Elſaſſe deutſche Volkslieder ſammelte, hat das

Lied ebenfalls gefunden; Herder theilt es, jedoch nach einer spätern Auffassung, in seinen Stimmen der Völker mit.

Die Familie Löwenstein hatte das Schloß zur Zeit an Rudolf von Habsburg abgetreten, der es den Ochsensteinern in Lehen gab. Später kam es an die Landenberger und Hohenberger, und von diesen sodann als Erblehen an die Edeln von Sickingen.

Die Geschichte nennt den Lindenschmidt Hans Alb, Herrn zu Niedermoderen und Löwenstein, und giebt ihm, als Genossen bei seinen Räubereien, Heinz Streif von Landenberg. Hans von Lichtenberg griff ihn mit Hülfe der Straßburger an, nahm das Schloß und zerstörte es. Später zog er sich nach Niedermoderen zurück.

276.

Der Riese und die Jungfrau von Frönsberg.

Mündlich; mitgetheilt von Pf. Ringel.

Das Schloß Frönsberg oder Frundsberg liegt südwestlich von Löwenstein, im Katzenthale, auf einem isolirten Kegelberge, der die Gestalt einer Herkuleskeule hat. Unter den Bewohnern der Umgegend geht die Sage, daß einst dort ein ungeheurer Riese als Wächter des Thales aufgestellt gewesen, welcher mit ausgespreizten Beinen auf zwei entgegengesetzten Bergen stand. Mit der Rechten stützte er sich auf eine Keule. Er ließ sich pflegen und äßen von einer Jungfrau, die auf einer Brücke, so groß und so schön wie ein Regenbogen, zu ihm kam.

Elsässische Riesensagen geben S. 88, 97, 129, 183, 194 u. 202. Charakteristisch für die gegenwärtige ist das Erscheinen der Jungfrau.

Vergl. des Herausgebers Aufsatz: *Temps fabuleux de l'Alsace* d'après la tradition populaire, in der *Revue d'Alsace*, 1851, S. 49 — 59.

277.

Der Krötenſtuhl.

Gebrüder Grimm, Deutſche Sagen, I, S. 304. — Vergl. die Brautſchau, ein Mährlein von C. F. W.; Magdeburg 1796. — Fr. Panzer, Beitrag zur deutſch. Myth., S. 196.

Auf dem Schloſſe Rothweiler oder Wegelburg, welches einſt zum Elſaſſe gehörte, und hart an unſerer nördlichen Gränze liegt, lebte vor alten Zeiten die ſchöne Tochter eines Herzogs, die aber ſo ſtolz war, daß ſie keinen ihrer vielen Freier gut genug fand und viele umſonſt das Leben verlieren mußten. Zur Strafe wurde ſie dafür verwünſcht und muß ſo lange auf einem öden Felſen bei der Burg hauſen, bis ſie erlöst wird.

Nur einmal die Woche, nämlich den Freitag, darf ſie ſichtbar erſcheinen, aber einmal in Geſtalt einer Schlange, das zweite Mal als Kröte und das dritte Mal als Jungfrau in ihrer natürlichen Art. Jeden Freitag waſcht ſie ſich auf dem Felſen, der noch heutiges Tags der Krötenſtuhl heißt, an einem Quellborn und ſieht ſich dabei in die Weite um, ob Niemand nahe, der ſie erlöſe.

Wer das Wagſtück unternehmen will, der findet auf dem Krötenſtuhl eine Muſchel mit drei Wahrzeichen: einer Schlangenſchuppe, einem Stück Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Dieſe drei Dinge bei ſich tragend, muß er einen Freitag Mittag in die wüſte Burg ſteigen, warten, bis ſie ſich zu waſchen kommt, und ſie drei Wochen hinter einander in jeder ihrer Erſcheinungen auf den Mund küſſen, ohne zu entfliehen. Wer das aushält, bringt ſie zur Ruhe und empfängt alle ihre Schätze.

Mancher hat ſchon die Merkzeichen gefunden und ſich in die Trümmer der alten Burg gewagt, und viele ſind vor Furcht und Greuel umgekommen. Einmal hatte ein kühner Burſche ſchon den Mund der Schlange berührt und wollte auf die andere Erſcheinung warten, da ergriff ihn Entſetzen und er rannte bergab; zornig und raſchelnd verfolgte ſie ihn als Kröte bis auf den Krötenſtuhl. Sie bleibt übrigens die Länge der Zeit hindurch wie ſie war und altert nimmer.

Als Schlange iſt ſie am gräßlichſten und nach dem Spruch des Volks „groß wie ein Wieſchbaum oder Wißbaum," als Krott groß wie ein Backofen und ſprüht ſie Feuer.

Eine vor mir liegende, vierundzwanzig Seiten umfaſſende handſchriftliche Sage, von einem elſäſſiſchen Forſcher, ſtimmt mit der oben erzählten überein; ſie iſt an Ort und Stelle aufgefunden worden, aber dem erſten Theile derſelben liegt wahrſcheinlich eine ſpätere romantiſch ausgeſponnene Geſchichte zu Grunde. Nach der Handſchrift hieß das Fräulein Radelgunde, „ihretwegen haben ſich zweiunddreißig Ritter die Hälſe gebrochen; zwanzig ſich ſelbſt erſtochen; fünfzig ſich langſam abgezehrt." Unter denjenigen, die ſie erlöſen und ihre Schätze ſich aneignen wollten, nennt die Sage einen Ritter Vollrath von Gnadenſtein, aus Churſachſen, der, wegen Liebesabenteuern landesflüchtig, in dieſen Theil des Wasgau's kam und die Kunde vom verwünſchten Fräulein von einem alten, in einer Mooshütte unterhalb des Schloſſes wohnenden Mütterlein vernommen hatte, das ihm aus Barmherzigkeit die Hälfte eines Hundeſtalles zum Lager hingab und ihn mit abgekochten Waldwurzeln einige Tage lang kümmerlich ernährte. Schon hatte er das Burgfräulein in Geſtalt der Schlange, die ſich um einen Mauerpfeiler des Schloſſes geringelt hatte, muthig geküßt, und ſchon war, als er, beinahe von Sinnen, den Rückzug über den Krötenſtuhl antrat, die Schlangenſchuppe verſchwunden. Auch der Kröte wollte er den nachfolgenden Freitag den Erlöſungskuß geben; allein die Erſcheinung war ſo furchtbar, daß er das Abenteuer nicht beſtehen konnte und unverrichteter Sache zum Waldmütterchen zurückkehrte, das ihn, unwillig über ſeine Feigheit, fortjagte. Er kehrte nun wieder in ſeine Heimat zurück, da er vernommen, daß ſein Todfeind ſeitdem geſtorben war, und brachte das Ende ſeiner Tage einſam auf ſeinem öden Schloſſe zu.

278.

Der Jungfernſprung bei Dahn.

E. Fr. Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie, S. 197.

Der hohe, ſenkrechte Felſen bei Dahn, das zur Zeit ebenfalls zum Elſaß gehörte und auch Thann genannt wird, heißt Jungfernſprung.

Vor vielen Jahren, geht die Sage, wurde eine Schäferin von einem Jäger verfolgt; ſie floh und kam bis an das äußerſte Ende der hohen Felswand, wo ſie ſich nicht anders als durch einen ungeheuern Sprung retten konnte. Da verlieh ihr Gott Schutz, denn ſie hatte ſich nur am kleinen Finger beſchädigt. Aus dem Boden, wo ſie niederfiel, entſprang eine Quelle.

Andere ſagen: Eine Jungfrau ſei zum Tode verurtheilt geweſen und ihr die Wahl zwiſchen der Todesſtrafe und dem Sprung vom Felſen gelaſſen worden; ſie habe den Sprung gemacht und ſei nur an einer Zehe beſchädigt worden. Wo ſie auf den Boden fiel, entſprang eine Quelle.

Ein bekannter Zug der Volksſage, daß die Unſchuld in Gottes Hut ſteht, oder, wie Schiller ſagt, „im Himmel einen Freund hat.“ Vergl. die Sage vom Dorf Thannenkirch, S. 104 und die Legende von der heil. Odilia, welche ein Felſen aufnimmt und gegen den ſie verfolgenden Vater und ihren Bräutigam ſchirmt; auch hier entſpringt eine Quelle. S. 173.

279.

Hans Trapp.

Mündlich, und Johann von Dratt, von L. Böſe, in den Elſäſſ. Neujahrsblättern für 1847, S. 251.

Im ganzen Unter-Elſaſſe heißt der ſchreckhafte Begleiter des lieblichen Chriſtkindes Hans Trapp. Er tritt vermummt oder mit ſchwarzbeſtrichenem Geſichte, einen Stock in der Hand und ſchellenraſſelnd, in die Stube und ſtraft die ungehorſamen Kinder.

Sein Name ſoll von Hans von Dratt oder Tratten herſtammen, einem Hofmarſchalle Friedrichs des Siegreichen, Churfürſten der Pfalz, der ihm zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die Feſte Bärbelſtein oder Berwartſtein, die früher zum Elſaß gehörte, als Lehen übergeben hatte. Er drängte und drückte das arme Volk im Schlettenbacher Thale über die Maßen, nahm ihm ſein Waldrecht weg, verbot ihm ſeine Früchte nach Weißenburg zu Markt zu tragen, dämmte die Lauter ein, um das Flößen des Holzes und das Mahlen zu hindern, und hatte ſeine hölliſche Freude daran, wenn die Unterthanen ob dieſer Tyrannei ſeufzten und klagten.

Er ſtarb im Jahr 1514, und noch lange nach ſeinem Tode ängſtigten die Alten ihre Kinder mit der Drohung ein: „Wartet, der Hans Dratt kommt!“

280.

Weiſſenburger Stadtgeſpenſter.

Mündlich.

Zur Nachtzeit ſieht man an einzelnen verlaſſenen Punkten, namentlich in der Nähe des Waſſers, blaue Flämmchen brennen. Weiße Frauen und ſchwarze Männer begegnen zu ſpäter Stunde dem einſam Wandelnden, oder der weiße Haſe ſpringt an ihm vorüber. Im Schatten der Häuſer lauert, in einen rieſenhaften, unförmigen Knäuel zuſammengeballt, das Stadtthier oder Muhkalb.

281.

Das Letzekäppel.

Mündlich.

Wenn man in Weißenburg vom Alpdrücken leidet, ſo ſagt man, das Letzekäppel ſitzt Einem auf der Bruſt.

Eine Stelle unter dem Rußwall heißt bei Jung und Alt „am Letzekäppel.“ Es geht nämlich hinten am Garten eines

reichen Eigenthümers ein gewölbter Gang unter dem Walle durch, worin die Waſſerröhren des im Garten angebrachten Springbrunnens liegen. Dort haust ein zwergartiger Unhold, der ſich den Leuten im Schlafe auf's Herz ſetzt. Er heißt Letzekäppel, weil er ſein Käppchen immer verkehrt auf hat, und derjenige, der den Muth hat, ihm dasſelbe abzunehmen und recht aufzuſetzen, iſt augenblicklich von ihm befreit.

Wenn die Nüſſe reif ſind, ſo fallen ſie gewöhnlich auf dieſer Seite in den Graben und lüſterne Knaben wagen ſich dann wohl in denſelben hinunter, um ſie aufzuleſen. Sehen ſie dann in den dunkeln Gang hinein, ſo erblicken ſie manchmal in der Ferne einen zitternden Schein und ſagen: „Das Letzekäppel brennt ſein Lichtel."

Vergl. die Bemerkungen zum Letzel von Buchsweiler, S. 279.

Das Käppchen erinnert an die Tarnkappe der Zwerge, die ſie unſichtbar macht, wenn ſie ſie aufſetzen.

202.

Urſprung der Redensart: „Zu Weißenburg, wo man den Bumpernickel in der Kirche ſingt."

Mündlich.

Frägt man einen Weißenburger, wo er her ſei, oder Einen, der aus dieſer Stadt kömmt, wo er her komme, ſo hört man oft die ſpaßhafte Antwort: „Von Weißenburg, wo man den Bumpernickel in der Kirche ſingt."

Der Urſprung dieſer Redensart ſoll folgender ſein:

In einem ehemaligen Gaſthofe zur Krone diente im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Stallknecht, Namens Nickel; derſelbe war eine gute, ehrliche, wiewohl etwas blödſinnige Haut, dazu oft durſtig, und verſchmähte auch die geringſten Biſſen nicht, die ihm die Gäſte hinter den Ofen reichten, ſeine Lieblingsſtelle, wenn er weiter nichts zu thun hatte.

Fuhrleute aus Frankreich, welche oft da einkehrten, hatten ihren Spaß mit ihm und wenn etwas von ihrem wohlbeſetzten Tiſche abgetragen wurde, ſo pflegten ſie zu ſagen: »C'est bon pour Nickel!« woraus ihm bald der Name Bumpernickel zu Theil ward.

Nun hörte aber eines Abends Nickel, der in einem Winkel der Stallung beſchäftigt war, wie mehrere übelberüchtigte Geſellen den Anſchlag beredeten, in der nächſten Nacht die Herren Benediktiner im weißen Kloſter zu beſtehlen und umzubringen. Sobald er konnte, ſchlich er ſich unvermerkt davon und berichtete dem Pater Abt im benachbarten Kloſter, was er vernommen. Die Spitzbuben wurden auch alſobald vom Magiſtrate angehalten und erhielten die verdiente Strafe.

Aus Dankbarkeit nahmen nun die Väter Benediktiner den ehrlichen Nickel in ihr Kloſter auf und pflegten ſein bis an ſein Ende. Nach ſeinem Tode ließen ſie ſein Bildniß in Stein aushauen, mit der Jahreszahl 1717, über ſeinem Kopf und rechts und links um ihn ſtehen folgende Reime:

Hört zu ihr Brüder insgemein
Weil wir alher verſammlet ſein
Von wunderlichen Dingen
So Bumper Nickel thut ſingen
Der Bumper Nickel ſingt
Daß in der Kirch erklingt
Trinkt rum ihr lieben Brüder
Daß es komt bald an mich
Ach ach wie durſt es mich
Der Bumper Nickel iſt gar Trucken
Drum laßt er hencken ſein Zumpen.

Die Weißkirche iſt jetzt zum Weißenburger Stadttheater umgewandelt.

Bumpernickel heißt bekanntlich auch das grobe, ſchwarze weſtphäliſche Brod, und ſoll ſeinen Namen von einem durchreiſenden franzöſiſchen Edelmanne erhalten haben, dem man es vorgelegt habe, worauf er es ſeinem Pferde, das Nickel hieß, mit den Worten gab: »C'est bon pour Nickel!«

203.

Das Mädchen vom Pauliner Schlößchen.

Mündlich; mitgetheilt von G. Mühl.

Wenn man zu nächtlicher Stunde am Pauliner Schlößchen vorübergeht, so hört man oft ein leises Seufzen und Weinen. Tritt man näher, so sieht man ein weißgekleidetes Mägdlein, das vor einem Lindenbäumchen kniet, und reichliche Thränen fließen aus seinen Augen.

Die Winzer erklären, daß das Mägdlein sich schwer vergangen und sein neugebornes Kind an diesem Platze getödtet und verscharrt habe; es müsse nun daselbst so lange umgehen, bis die Linde so groß geworden sei, daß man daraus ein Todtenbäumchen für das Kind machen könne und dasselbe in geweihter Erde ruhen würde.

Wohl steht die Linde schon lange, lange Jahre an diesem Orte, allein sie wird immer wieder abgehauen, wenn sie nur ein wenig erstarkt ist, und es schießt dann wieder ein neues Stämmchen aus dem Wurzelstocke empor, und das arme Mägdlein muß noch bis auf den heutigen Tag wandeln.

Die Abtei Weißenburg ließ im zwölften Jahrhunderte zu ihrem Schutze vier feste Thürme auf verschiedenen hohen Punkten in der Nähe der Stadt errichten: St. German, im Westen; St. Paul oder das Basler-, Pauliner Schlößchen, wie es vom Volke genannt wird, oberhalb der Stadt und gegen Schweigen zu gelegen; St. Remigius, bei der Altstadt und St. Pantaleon, St. Paul gegenüber, in der Nähe von Rott. Das Pauliner Schlößchen, jetzt von dem Eigenthümer wieder hergestellt, ist das bekannteste, ein Lieblingsspaziergang der Weißenburger und reich an Sagen und Spukgeschichten.

Der Umstand in unserer Sage, daß die Erlösung des gebannten Geistes von dem Wachsthum eines Baumes abhängt, steht im Elsasse nicht vereinzelt da; er kömmt auch als Bedingung in der S. 339 erwähnten Sage Vom Söhnlein, das seinen Vater erlöste, vor.

Der Vater, ein Oberſter, dem der König als Belohnung für ſeinen ausgezeichneten Muth im Kriege ſeine Tochter zur Gattin gegeben hatte, wurde hochmüthig und ergab ſich dem Spiele. In einer Nacht verlor er aber all ſein Gut; da trat der Böſe zu ihm und verſprach ihm, ihn wieder in Beſitz ſeiner vorigen, ja noch viel größerer Reichthümer, zu ſetzen, wenn er ihm ſein erſtes Kind verſchreiben wolle. Der Kriegsmann willigte ein. Allein einem Prieſter, dem Berather der frommen Königstochter, war in derſelben Nacht, in welcher der gottloſe Vater ſein Kind der Hölle preisgegeben, ein Engel im Traume erſchienen, der ihm geſagt, daß des Kindes Seele gerettet werden könne, wenn er es gleich nach ſeiner Geburt taufen würde. Dieß geſchah auch. Bald darauf ſtarb der Vater in Folge ſchwerer Wunden, die er im Kriege erhalten, in Verzweiflung und Reue über ſein Verbrechen. Dies rührte die Gattin und den Prieſter, und letzterer verſicherte, daß das Söhnlein beſtimmt ſei, einſt ſeinen Vater aus dem Ort der Qual zu erlöſen. Nachdem es das zehnte Jahr erreicht hatte, entblößte ihm der Prieſter die Bruſt, machte darauf das Zeichen des heil. Kreuzes und ſchickte es gegen Sonnenuntergang, ſeinen Vater aufzuſuchen. Nachdem es in die Behauſungen der hölliſchen Mächte gekommen, konnten ihm dieſelben nichts anhaben, da das Kreuz auf ſeiner Bruſt, wie ſchneeweißes Feuer flammend, es gegen jeden Angriff, ſchützte. Es ging weiter und immer weiter, unaufhaltſam, ſeinem frommen Erlöſungszuge folgend. „Nun befand es ſich mit einem Male inmitten einer unermeßlichen Haide, die aber noch weit trauriger und von einem viel trübern Dämmerlichte erleuchtet war als alle, welche es ſchon durchzogen hatte. Wieder ging das Knäblein einen ganzen Tag lang voran und noch war an kein Ende dieſer gottverlaſſenen Fläche zu denken. Endlich erblickte es in der Ferne ein Bäumchen; unwillkürlich verdoppelte das Kind ſeine Schritte und eine Stunde ſpäter hatte es dasſelbe erreicht. Aber am Fuße des Bäumleins, deſſen dürftige Krone nur aus einigen gelben, halbdürren Blättchen beſtand, lag ein Mann auf dem Angeſichte, ſo daß er das Kind nicht hatte kommen ſehen; dabei weinte er ſo heftig, daß der Boden umher ganz feucht von den Thränen war. Als das Kind ihn grüßend anredete, wandte er ſich um und ſchaute es ſtumm und verwundert an.

„Was thuſt du hier an dieſem verlaſſenen, gräulichen Orte?“ frug ihn jetzt der Knabe.

„„Was ſoll ich dir ſagen?““ verſetzte ſchluchzend der Mann, „„hier büße ich für eine abſcheuliche That, die ich in einer Stunde der Verwirrung begieng. Von irdiſchen Vortheilen verlockt, verkaufte ich einſt mein eigen Kind dem Böſen, und ohne daran zu denken, fiel ich ihm dadurch ſelbſt anheim. Gerne würde ich noch mein Schickſal tragen, könnte ich dem Falſchen nur mein Kind entreißen! O meine Augen ſind zu Waſſerquellen geworden! Vielleicht hat er ſchon mein Kind in ſeiner Gewalt, in ſeiner Hölle! Fort, fort möchte ich, mein Kind zu ſchützen, aber eine unwiderſtehliche Gewalt, ſchwer wie Blei, hält mich an dieſem Boden zurück; dieſes Bäumlein muß ich unaufhörlich mit meinen Thränen begießen und vor dem Abſterben wahren; nur nach langen Zwiſchenräumen wird ſeine Krone etwas grüner, dann wird mein Herz um ein Kleines leichter und der Strom meiner Thränen hält inne, aber bald werden die Blätter abermals welk und dürre, dann frißt der alte, unſägliche Gram auf's Neue tief an meinem Herzen und meine Augen brennen wieder wie von Salz. O mein armes Kind, mein armes, armes Kind!““

„Nun aber hatte eine geheime Stimme dem Knäblein ſchon geſagt, daß dieß ſein Vater ſeie; es beugte ſich zu ihm nieder, küßte und umarmte ihn und erzählte ihm alles, was es von ſeiner Geburt, ſeinen Eltern und ſeiner Sendung in die Hölle wußte.

„Nachdem es ihm alles geſagt hatte, wies es ihm das glänzende Kreuz auf der Bruſt; im nämlichen Augenblicke ward der Himmel, die ganze Gegend ſo helle, wie am allerſchönſten Frühlingstage, obgleich man keine Sonne ſah; und das Bäumlein zierte mit einem Male eine prächtige, grüne Laubkrone.

. . . . . „Als ſie aber das Gebirge überſchritten hatten, erloſch nach und nach der himmliſche Schein des Wunderkreuzes; auch der erlöſte Vater war plötzlich verſchwunden. Gott hatte ſeine Seele gnädig angenommen.“ Guſt. Mühl.

Das Zeichen des Kreuzes, welches ja ohnehin ſchon das Symbol der Erlöſung iſt, macht die Anfechtungen der Hölle unwirkſam; ebenſo kann ein ſchon dem Böſen verſchriebenes Kind gerettet werden, wenn man es unmittelbar nach ſeiner Geburt taufe. Vergl. die Sage vom *Ex voto* in der Kirche zu Alt-Thann, S. 12.

284.

Die weiße Dame vom Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Durch die Reben, unterhalb des Pauliner Schlößchens, wandelt oft zur Nachtzeit, — aber auch schon am hellen Tage ist sie gesehen worden — eine weiße Dame; sie ist von einem langen Schleier umwallt und trägt einen schweren Schlüsselbund im Gürtel. Sie weint und ist traurig anzusehen, kömmt auch nur selten zum Vorscheine, wenn es ein schlechtes Weinjahr geben soll; wird aber der Herbst gedeihen, so ist sie freudig, grüßt die Leute und rasselt mit dem Schlüsselbunde durch die Rebgelände hin.

Ueber weiße Frauen vergleiche S. 11, 21, 28, 36, 192, 248 und 342.

Weinverkündende Geister besprechen S. 14, 226, 263, 328 und 329.

285.

Der schwarze Hund und die unterirdischen Schätze im Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Hinter dem Pauliner Schlößchen, gegen den Berg zu, bei einem Brunnen, ist ein Gang, der stets verschlossen bleibt. Am Charfreitag, zur Mittagsstunde, liegt ein Hund beim Brunnen, der hat den Schlüssel zum Gang im Munde. Wer unerschrocken genug ist und denselben, ohne ein Wort zu reden, nimmt, dem öffnet sich die geschlossene Pforte und führt ihn in den weit und tief in den Berg sich verlaufenden Gang. Der Bevorzugte gelangt endlich in ein geräumiges Gemach mit vielen Waffen umher; in der Mitte aber steht eine Kiste, auf deren Deckel ein großer, schwarzer Hund liegt. Ist der beherzte Unterneh-

mer reines Sinnes und Wandels, so kann er den Hund leicht herabjagen, die Kiste öffnen und von den Schätzen, die sie bewahrt, so viel herausnehmen, als er will.

Ein Winzer, der dem Berichterstatter diese Sage mitgetheilt, versicherte, daß dieß seiner Großmutter, da sie noch ein Mädchen von zwölf Jahren, gelungen sei. Sie hatte an einem Charfreitage, an welchem bekanntlich die Katholiken sich unangenehmen und schweren Arbeiten gerne unterziehen, ihrem Vater das Essen in die Reben zu bringen, war aber vorher am Brunnen vorbeigekommen, hatte die Bedingnisse, von welchen berichtet, alle erfüllt und kam nun, ihren Schurz mit eitel Goldstücken gefüllt, zum arbeitenden Vater. Dieser kehrte alsogleich mit ihr an die Stelle zurück, um der Schätze noch mehr zu gewinnen; allein der Hund saß nicht mehr am Brunnen und auch den Eingang zum unterirdischen Gewölbe konnte er nicht mehr auffinden.

Schätze in unterirdischen Höhlen, in Steinbrüchen, welche von schwarzen Hunden bewacht werden und die man unbeschrieen heben kann, wenn man rein ist an Leib und Seele, kommen oft in der Volkssage vor. Magister Quirsfeld erzählt in seinem selten gewordenen Buche, Historisches Rosengebüsch (Pyrna 1684, S. 318 u. ff.), das ich besitze und noch nirgends angeführt fand, „die Geschichte eines reinen Jünglings, Namens Leonhard, der mit einer geweihten Wachskerze in eine Höhle bei Basel-Augst gedrungen, durch dieselbe in etliche gar schöne und lustige grünende Gärten gekommen, in deren Mitte ein herrlich und wohlgebautes Schloß gestanden, darinnen wäre eine gar schöne Jungfrau, mit menschlichem Leibe bis auf die Scham, die trüge auf ihrem Haupte eine Krone von Gold, ihre Haare aber hätte sie zu Felde geschlagen, unten aber, von der Scham an, wäre sie eine gräuliche Schlange; von derselbigen Jungfrauen wurde er bei der Hand zu einem eisern Kasten geführt. Auf dem Kasten aber ligen zweene schwarze bellende Hunde, also, daß für denselbigen niemand zum Kasten gehen dürfte. Die Jungfrau aber hätte ihm dieselbigen gestillet und in Zaum gehalten, daß er ohne alle Hinderung hinzu gehen dörfte. Darnach hätte sie ein Bund Schlüssel, welches sie

an ihrem Halse truge, abgenommen, und den Kasten aufgeschlossen, und allerley güldene, silberne und andere Münze daraus genommen. Davon ihm denn die Jungfrau nicht wenig aus sonderlicher Mildigkeit geschenkt, welche er auch mit sich aus der Höle gebracht, wie er denn auch dieselbige gezeiget und sehen lassen. Er zeigete auch an, es hätte die Jungfrau pflegen zu sagen: Sie wäre aus Königlichem Stamm und Geschlecht geboren, und aber also verwünscht und verflucht, daß sie in ein solch Monstrum und Ungeheuer wäre verwandelt worden. Sie hätte auch keine andere Hoffnung, daß sie könnte oder möchte erlöset werden, als wenn sie von einem Jünglinge, der seiner Keuschheit und Jungfrauschafft rein und unverletzt wäre, dreymal geküsset würde. Alsdenn würde sie ihre vorige Form und Gestalt wieder überkommen. Dargegen wolte sie ihrem Erlöser denselbigen ganzen Schatz, so an dem Orte verborgen gehalten würde, geben und überantworten. Er sagte auch, er hätte die Jungfrau allbereit zweymal geküst, da sie sich dann alle beyde mal, für grosser Freude der verhofften Erlösung, mit so greulichen Geberden erzeigt, daß er sich gefürcht, und nicht anders gemeynt, sie würde ihn lebendig zerreissen. Es hat sich aber mitler Zeit begeben, daß ihn etliche in ein Freyhaus mit sich genommen haben, da er sich dann mit einem unzüchtigen Weibe in fleischliche Vermischung eingelassen. Demnach er sich dann nun mit solchem Laster befleckt, so hätte er nunmehr von dem an, niemals den Eingang solcher Hölen finden, viel weniger darein wiederum kommen können. Welches er denn zum öftern mit weinen beklagt." Quirsfeld hat diese Sage aus Joh. Stumpfius, Chronicon Helvetiæ gezogen, welches sie in's Jahr 1520 setzt. Auch K. Simrock hat sie in seine Rheinsagen aufgenommen.

186.

In Goldstücke verwandelte Porzellanscherben.

Mündlich.

Die Frau eines Rebmanns von Schweigen „grabte" (schnitt Gras ab) eines Tages in den Reben, unweit des Pauliner

Schloſſes; da ſah ſie plötzlich am Fuße des Thurmes einige Porzellanſcherben, die ſehr ſchön bemalt waren und einen goldenen Rand hatten. Sie ſteckte einige derſelben zu ſich und gab ſie bei ihrer Rückkehr ihrem vierjährigen Knäblein, dem Konrädel. Das Kind warf dieſelben zu Boden, ſo daß ſie hell erklangen, und es freudig ausrief: „Mutter, wo haſt du die ſchönen gelben Batzle her?“ Die Frau nahm ſie nun wieder in die Hand und ſiehe, es waren lauter blanke, funkelnde Goldſtücke. Eilig theilte ſie ihrem Manne den reichen Fund mit und gieng mit ihm abermals zum Schlößchen, in der Meinung, die andern Porzellanſtückchen ebenfalls zu holen; allein ſie lagen nicht mehr an der Stelle und ſie konnten ſie auch nicht finden, ſo ſehr ſie darnach ſuchten.

Scherben, dürre Blätter, Strohhalmen, Kohlen von Geiſtern den Menſchen gegeben, oder gefunden und unbeſchrieen mitgenommen, verwandeln ſich, nach dem Volksaberglauben, oftmals in Gold. Sie müſſen aber ſogleich angenommen oder aufgehoben werden; ſpäter laſſen ſie ſich nicht mehr auffinden. — Es iſt hier noch der ſchöne Zug zu bemerken, daß die Porzellanſcherben erſt, nachdem ſie in die reine Kindeshand kommen, zu Gold werden. Als Widerſpiel verwandelt ſich das vom Teufel ſeinen Hexen gegebene Gold in Scherben, Blätter, Pferdehufe u. ſ. w. Auch hier iſt die ethiſche Bedeutung hervorzuheben, wobei das Volk den Böſen, trotz ſeiner Macht, immer wieder als Betrüger erkennt und ſchildert.

287.

Die Wäſche im Pauliner Schlößchen.

Mündlich.

Als ich, ſagt der Berichterſtatter, im Jahr 1835 mit meinem Vater an einem Maiſennabend durch den Kaſtanienwald und am Pauliner Schlöſſel vorbeigieng, um nach Schweigen zu wandeln, begegnete uns am Eingange der Burgtrümmer ein Mann aus dem Bruche, ein Weber ſeines Handwerks. „Wo kommſt du

ber, Schaxl (Karl)?" fragte ihn mein Vater. — „Guten Abend bei 'nand," ſagte der Angeredete, „ich war da eben auf dem Schloſſe, um zu ſehen, ob wieder Wäſche drin hängt zum Trocknen." — „Haſt du denn deine Wäſche da oben?" — „Nein, aber ich hab' doch einmal vor etlichen vierzig Jahren Wäſche drin hängen ſehen und dachte heute gerade daran, ob ich nicht auch ſo glücklich wäre, wie damals einer meiner Kameraden."

Unterdeſſen giengen wir weiter, fuhr der Erzähler fort; der Weber mit uns. Ich war natürlich geſpannt und begierig zu erfahren, welche Bewandtniß es mit jener Wäſche habe und fragte deßhalb den guten Mann darnach. Der ließ ſich nicht lange bitten und begann:

„Als wir noch Buben waren, da machten wir's eben, wie's alle Buben machen; anſtatt Sonntags in die Veſper zu gehen, giengen wir miteinander hinaus, Vogelneſter zu ſuchen. So zogen wir auch einmal an einem Sonntag, Nachmittags, unſrer vier, in den Käſtenwald, unten an der Hölle heraus und auf's Pa'l (Pauliner Schloß), grade durch die Wingert.

„Als wir zum Thore hineintraten, waren wir nicht wenig erſtaunt, hier, am Sonntage, an ausgeſpannten Seilen viele Wäſche zum Trocknen aufgehängt zu ſehen.

„Wie kommt die Wäſch' daher?" rief ich aus. — „Ei! die Schweizemer werden ſie da aufgehängt und geſtern herabzunehmen vergeſſen haben," entgegnete Einer. Wir ließen nun die Wäſche Wäſche ſein und giengen auf's Vogelneſterſuchen, und waren auch ſo glücklich, mehrere zu finden. Von da giengen wir nach Schweizen. Nun war der Putimunzi Kannes, wie wir ihn nannten, bei uns; wo der nicht geſtohlen, da war er auch nicht. Als wir aber auf den Platz hier kamen, da mitten auf den Kreuzweg, bleibt der Kannes ſtehen und ſagt: „O wie drückt's mich auf dem Buckel, lug einmal, Sepp, was ich hab'!" — Da reicht ihm der Sepp unter dem Wamms hinauf und bringt einen ſchönen ſilbernen Teller heraus. — „Wo haſt du den Teller her, Kannes?" riefen wir Alle verwundert aus. — „Still nur!" bedeutete dieſer, „und kommt wieder mit in's Pa'l." Er lief voran; wir hintendrein. Als wir aber ankamen, war die Wäſche verſchwunden. Da geſtand uns denn der Kannes, daß er vorhin eine Serviette vom Seil gezogen und unter das Wamms geſteckt

habe, und die hatte ſich nun in den ſilbernen Teller verwandelt. Den Teller hat er nachher verkauft und, glaub' ich, vierzig Franken dafür bekommen."

„Das ſind Schnaken!" rief ich, ſetzte der Erzähler hinzu. „Nein," betheuerte der Mann, „das iſt ſo wahr, als ich daſteh', und ſeitdem war ich ſchon mehrmals da und bin jetzt wieder deßwegen heraufgegangen; denn ſo einen ſilbernen Teller könnte ich in dieſen böſen Zeiten gerade brauchen."

Straßburg.

288.

Die Sage von Trebeta und den Triboten.

S. Schilter. — Königshoven's Chronik, Nr. 264 – 266. — Schœpflin, Alsace illustrée, trad. par Ravenez, S. 209 u. ff.

Sowie die Wiege großer Herrscher des Alterthums, mächtig gebietender Völkerschaften, von dem wunderhaften Schleier des Mythus verhüllt ist, und wir an derselben bald die Götter selbst, bald göttliche Thiere als deren Urheber oder erste Ernährer sitzen sehen; so führen auch berühmte Städte ihre Uranfänge gerne über das Gebiet der Geschichte hinaus, auf den zauberhaften, für das kindliche Gemüth und die wundersüchtige Phantasie des Volkes so wohnlichen, heimlichen Boden der Sage. Es ist demnach nichts Außerordentliches, wenn die, Geschichte und Sage verschwisternden Chronikschreiber des Mittelalters, den Ursprung der altehrwürdigen Münsterstadt Straßburg, deren Gesandte einst mit Fürsten zu Tisch und zu Gericht saßen, deren Panier bei den sogenannten Römerzügen unmittelbar auf die kaiserliche Reichsfahne folgte, weit über die celtische Epoche hinaus, fast „in Abrahams geziten" setzen.

Damals, erzählt unser Königshoven, herrschte in Asien der berühmte König Ninus, Belus Sohn und Erbauer Ninive's; dem hatte sein erst Gemahel, eine chaldäische Fürstin, einen überaus schönen stolzen Knaben Namens Trebeta geboren. Später heirathete Ninus ein männlich streitbar Weib, Semiramis; die bauete die Stadt Babylon und bezwang nach seinem Tode noch manches Land, das Ninus nicht zu bezwingen vermochte.

Semiramis fand Wohlgefallen an dem ſchönen, ſtolzen Trebeta und wollte ſeine Liebe gewinnen; ja ſie begehrte ihn ſogar zur Ehe. Trebeta aber war fromm und gerecht, und da es ihm unziemlich und wider die Natur ſchien, ſeines Vaters Weib zu ehelichen, ließ er ein großes Schiff bauen, ſetzte ſich darein mit vielen Dienern, Speiſen und Waffen und fuhr weit über's Meer. Da kam er an die Mündung eines großen Stromes, nämlich des Rheines; fuhr denſelben hinauf bis zum Gebiete der Moſel und bauete in einer gar ſchönen und luſtigen Gegend die Stadt Triere, Treviri, alſo nach ſeinem Namen, Trebeta, geheißen.

Nun war aber Semiramis, trotz ihrer großen Macht und Herrlichkeit, ſeit der Flucht ihres Stiefſohnes von tiefem Leid erfüllt und verlangte heftiger nach ihm als je, und konnte es nicht mehr länger tragen; machte ſich daher auf mit großem Volke und zog, nachdem ſie erforſchet und befunden, wo Trebeta ſei, nach dem Rheinſtrom.

Trebeta hatte ihre Ankunft vernommen, „zogete ir entgegen mit groſſer herſchaft. und mit phiſen. boſunen. und allerhande ſeidenſpil. und enphieng ſü gar herlichen." Allein als er ſie in die Burg und in ſeine königliche Kammer geführt hatte, da nahm er das Schwert und erſtach ſie. Er behielt ihre Hauptleute und das Volk, das mit ihr gezogen war, bei ſich und that ihnen „gütlichen das ſü in gerne hetten zu eime herren."

„Vnd alſo ſü zuſamene worent komen von verren land und von manigər hande ſprochen do gebot er vnder dem volke. das ſü alleine ſoltent Tütſche ſproche üben und halten und kein ander ſproche wan er ſü allerliebeſte hette. Do noch kam ouch zu ime vil ander volkes von über mer her die do hortent ſagen von ſinre wisheit und frumekeit und von der genüchtekeit [1]) des landes. und mertent ſich von tage ze tage mit kinden und mit zukomende volke. das ir alſo vil wart das ſü zu Triere nüt landes genug hettent von ackern und matten. Do buwetent und erbeitent ſü die lant dormbe je fürbaſſer. und machtent von tage ze tage ir fürbaſſer ſtette und dörfere in diſen landen.

„Vnd ſunderliche by dem Rine machtent ſü nohenander diſe fünfe nochgeſchrieben nennehaftige ſtette. Kölle. Menze. Wur-

[1]) Genauigkeit, Kenntnisarten

meſſe [1]). Strosburg und Baſel und vil dörfere doby. Doch worent diſe fünf ſtette dozemole nüt alſo gros und wit und alſo wol gebuwen als ignote [2]). wan [3]) die ſtette beſſernt ſich von tage ze tage. Aber wie lange noch Triere oder zu welre zit diſe ſtat Strosburg und die andern vorgenanten ſtette wurdent angevangen und gebuwen das vinde ich nüt geſchrieben. Doch ſint ſü vil hundert jor vor Gotz geburte geweſen. Sus [4]) iſt Triere die erſte und die elteſte ſtat zu Tütſchen landen und von dem hertzogen Trebeta gebuwen. alſo vorgeſeit iſt. und vormals was kein menſch in dieſen landen. und dis lant Elſas und ander lant by Rine ſint ſither von den von Triere zum erſten geerbeitet. gebuwen und beſeſſen. Ouch ſprechent etliche das die ſtat Zabern in Strosburger biſtum wurde von dem vorgenanten hertzogen Trebeta zehant noch Triere gebuwen und darumb ſü [5]) Zabern die elteſte ſtat in diſem biſtum. doch gloube ich das ſü von dem keiſer wurde gebuwen. diſem lande zu helfe und das Strosburg elter ſy."

Dieſe Sage haben nicht nur die Chroniken des Mittelalters, wie diejenige von Königshoven, die Chronique de St. Denys, die (gereimte) Weltchronik von Rudolf von Ems, um 1250; ſondern auch noch ſpätere Schriftſteller, wie Aeneas Sylvius, Trithem, Münſter u. A., aufgenommen. Sie wurde zuerſt von dem umſichtigen, gelehrten Beatus Rhenanus (Bild, von Rheinau) beſtritten, deſſen unumſtößlicher Kritik jedoch ungeachtet ſie die ſo oft unzuverläſſigen Daniel Specklin, Oſeas Schadäus und Bernhard Herzog wieder hervorbrachten.

Die erſten Bewohner jener Rheingegenden benennt Königshoven immer mit dem gemeinſchaftlichen Namen „die von Triere," ſpäter machte man daraus die Triboten und ſogar die Triboker oder Tribocher. (Ueber die drei Buchen ſ. die Münſterſagen.)

Bei dieſer Gelegenheit ſei auch daran erinnert, daß Königshoven und Andere das Volk der Franken von den Trojern ableiten: „Die Franken ſint alſo edel alſo die Römere. wan die

[1]) Köln. Mainz. Worms — [2]) jetzt — [3]) denn — [4]) ſeit — [5]) ſei.

Franken hant iren namen und vrſprung von den edeln Troyern die mit den Tütſchen wurdent vermüſchet und von eime keiſere wurdent Franken genant." S. Chron. S. 231; vergl. S. 268; 466; — ebenſo: L. Bechſtein, Der Sagenſchatz des Frankenlandes, I, S. 21. Vergl. auch die Bemerkungen zur Sage S. 227.

289.

Straßburgs Namen.

S. Schöpflin, Alsace illustrée, trad. par Ravenèz, I, S. 129 u. f. — Strobel, Geſchichte des Elſaſſes, I, S. 79. — Hermann, Notices historiques etc. sur la ville de Strasbourg, 1817, I, S. 2 u. f.

Die Erklärungen, welche die Chronikſchreiber und die ältern Geſchichtſchreiber von den Namen gegeben haben, die Straßburg nach und nach getragen, ſind ebenſo abenteuerlich, wie diejenigen ſeines Urſprungs.

Der erſte Schriftſteller, der ihrer Meldung thut, iſt Ptolemäus (histor. Lib. III, 3); er nennt ſie *Ἀργεντορατα;* Ammian ſagt Argentoratus, ein celtiſcher latiniſirter Name, der wahrſcheinlich eine Stadt am Durchgang oder Uebergang (d. h. eines Fluſſes) bezeichnet, die älteſten deutſchen Namen ſind Strazzeburg, Strateburg oder Stratiburg, über welchen letztern Strobel (a. a. O.) folgende Notiz gibt: „Merkwürdig iſt die älteſte Ableitung dieſes Wortes, die ſich in einem alten Manuſcript auf Pergament in der Bibliothek der Königin Chriſtina in Rom befindet. Dieſer zufolge iſt Strati ein fränkiſches Wort und bedeutet Silber, ſo daß Stratiburg eine Ueberſetzung des falſch verſtandenen Wortes Argentoratus, Silberſtadt hieße." Andere leiten Argentorat von dem Bache Argo, Aergers, Ergers ab, der ſich oberhalb Straßburg in die Ill ergießt; Cluver macht daraus eine deutſche Benennung und behauptet, es heiße An der Argen Straten.

Der ungenannte Verfaſſer (ich halte ihn für Julius Leichtlin) der Darſtellung der geſchichtlichen Ereigniſſe am Rhein, unter den Römern (Freib. im B. o. J.), S. 60 ſagt: „Stras iſt aus Torat, Durchgang, Uebergang entſtanden; Argen fiel

weg, wie Arial bei Arialbinum (Binningen, bei Baſel) und Argento bei Argentovaria (Horburg). Dieſe von unſern elſäſſiſchen Schriftſtellern überſehene Erklärungsweiſe ſcheint mir höchſt annehmbar.

Als Curioſitäten mögen nun folgende drei gereimte Stücke dienen, welche ſämmtlich als Straßburgs Namensſagen gelten können.

1. Aus der Weltchronik von Rudolf von Ems, um's Jahr 1250.

Darnah bi dem rine [1]) hin.
So lit [2]) als ich bewiset [3]) bin.
Ein schoiny wnneclichy stat [4]).
Strasburc si den namen hat.
Si ist gezeirit schone.
Si ist dez landis krone,
Bi der stat vil nahe bi.
Vbir [5]) cleinir raste dri [6]).
Ligent silberberge rich [7]).
Groz. hoih [8]). vñ wnneclih.
Dz silber dz da wirt gigrabin.
So ez wirt gibrant. so wirts irhabin.
Vñ wirt gifoirit [9]) in die stat.
Zi Strasburc davon sie vil sat.
Ist von silber vñ her [10]).
Davon nah der boiche [11]) lere.
Strasburc in lingua latina.
heizit argentina.
In tüschi [12]) ein silberstat ginant.
Durc dz. wan elly [13]) düschen lant.

---

[1]) Rhein. — [2]) liegt. — [3]) berichtet. — [4]) Eine ſchöne, wonnigliche Stadt. — [5]) über. — [6]) raste, eine Strecke Wegs, nach deſſen Zurücklegung der Soldat Raſt hält; étape. — [7]) Es ſind hier die Silbergruben von Mariakirch gemeint. — [8]) hoch. — [9]) geführt. — [10]) Nach Schilter wäre der Name Argentina in Argentorariorum actus, Fabrik der Silberarbeiter, aufzulöſen; er ſtimmt alſo mit dem Verfaſſer der Weltchronik darin überein. — [11]) Bücher. — [12]) In deutſcher Sprache. — [13]) weil alle.

Boidv. hie da. vn dort.
Den vil keisirlichen hort [1]).
Antwrtent dar. vñ sie wr bat.
Zi rome. da der Keisir saz.

---

2. Aus J. Fiſcharts Gedicht auf Straßburg, welches der Descriptio Particulæ Territorii Argentoratensis beigegeben iſt.

Der jenig, ſo beweiſen that,
Das Straßburg etwann gheiſſen hat,
Trautburg, vnd ſolchs ſehr fein abnam,
Aus Archentraut, dem alten Nam.
Der traff es recht, weil alts und new,
Hierin zuſamen ſtimmen frey.
Seit einmal ſie vor Chriſti geburt,
Tribarch vnd Treuborg genennet wurd.
Welchs beides eben ſo vil laut,
Als Trautenburg vnd Burgentraut
Darnach als die Allmannen kamen,
Setzten ſie, wie ir brauch, zum Namen.
Ein S, darauß dann Straßburg worden,
Welchs ſie bedaucht ſtärcker von worten.
Dieweil es gleichſam Streitbar weißt,
Daß man ſich wider die Römer ſträußt,
Vnd für die Traute Freyheit ſtreit,
Vnd kein frembds Römiſch joch nicht leid.

Fiſchart macht hier Wortſpiele mit den Namen, zu Ehren der ihm ſo werthen Stadt; ſowie er dies bekanntlich oft und gerne thut, z. B. in ſeinem Glückhaften Schiff, wo er die Raurachen „Trautracher und Treuwackre“ nennt;

[1]) Unklar; Piſchon, Denkmäler der deutſchen Sprache, I. S. 449, vermuthet, es ſoll heißen: die deutſchen Völker geben den Hort, Schatz, nach Straßburg, weil er daſelbſt beſſer aufgehoben ſei als zu Rom. Ein alter Volksſpruch nennt Cöln das eiſerne, Straßburg das ſilberne, Mainz das goldene. — Obige Stelle iſt noch von keinem elſäſſiſchen Schriftſteller angeführt worden.

den Breisgau „Preisgau, vom Preisen“ u. ſ. w. — Auch in einem kleinern Gedichte: „Erluſtigung ob der Geheimniß der zuſamen einigung der Gotthartiſchen dreyſtrömigen Arl, vnd ihrer drey Töchter (nämlich der Aar, der Limmat und des Rheins),“ V. 145 — 150, ſpielt er mit den Namen Trantburg und Archentraut.

---

3. Aus Kleinlawel's Gereimter Straßburgiſcher Chronik, 1625. S. 2 u. 3.

Gleichfalls ſtimmen auch nicht zuſamen,
Die Scribenten mit der Statt namen,
Theils nennen ſie Treyboder Statt,
Wie Julius Cæsar g'than hat,
Auch ſoll ſie von Trebeta ſein,
Trebisburg genant worden ſein.
Darneben iſt an andern orten
Sie auch Tyrasburg genant wordn:
Sonſt kompt ihr nam Argentina
Daher, weil die Römer allda,
All Zinß, vnd Reuthen namen ein,
Die ihn fielen am gantzen Rhein,
Vnd das man allda thet belohnen,
Die am Rhein ligend Garnisonen,
Der nam Straßburg ſoll ihr allein,
Von Tyrasburg entſprungen ſein,
(Wie etlich davon g'ſchriben hab'n)
In dem die alten den Buchſtabn
Ypſilon, von dem Wort gethan,
Und ein S fornen g'ſetzt daran,
Sey ihr der nam Straßburg geplibn:
Dar gegen haben andre g'ſchribn,
Als Attila der groß Tyran,
Dieſe Statt auch mit Sturm gewan,
Ließ er ein Creutz ſtraß dardurch brennen,
Vnd befahl ſie Straßburg zu nennen.

390.

Straßburgs Stadtwappen.

C. Herrmann, Notices historiques etc. sur la ville de Strasbourg, II, S. 64.

Straßburgs Wappen iſt ein von zwei goldnen Löwen gehaltenes Silberſchild, über welchem ein offener Helm und über dieſem eine goldene Krone ſitzt, zu deren beiden Seiten Schwanenflügel ſtehen; ſchief über das Schild läuft eine rothe Straße.

Nach den ältern Chroniſtſchreibern und der mündlichen Sage deutet das Silberſchild auf den Namen Argentina, Silberſtadt, und die rothe Straße entweder auf die von Attila durch die Stadt gemachte Blutſtraße (ſ. Kleinlawels Reime, S. 367), oder, nach Andern, auf das von den Bürgern für die Religion und das Reich vergoſſene Blut.

Grandidier, hist. de l'Eglise de Strasbourg, II, S. 108, berichtigt dieſe Anſichten dahin: »Strasbourg doit ses armoiries à ses évêques. Ceux-ci s'étant engagés dans les croisades, sur la fin du douzième siècle, portèrent sur leur bannière des armoiries qui pussent les faire distinguer des autres prélats.« Dies iſt nun in ſo ferne zu ergänzen, daß das Wappen der Biſchöfe ein rothes Feld mit einer Silberſtraße bot, welche die Stadt ſodann in umgekehrter Ordnung angenommen hätte.

391.

Eine alte Weiſſagung von Straßburg.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Uralten Prophezeiungen zufolge, deren Nachklänge bis auf uns gekommen, ſoll einmal bei Straßburg eine furchtbare, blutige Schlacht geſchlagen werden.

Beſtimmter lautet eine andere Sage, daß es der König von Frankreich ſei, der einſt bei Straßburg in einer äußerſt blutigen Schlacht beſiegt werden wird.

Dieſer alten Weiſſagung geſchieht namentlich Meldung in Dr. Martin Luther's Tiſchreden, wo die Erinnerung an dieſelbe dem Magiſter Melanchthon in den Mund gelegt wird.

Künaſt, in ſeinem handſchriftlichen Werke, Argentoratum sacro-profanum, S. 479, erwähnt derſelben, ſowie auch der Stelle in den Tiſchreden, folgendermaßen:

„Sonſten befindet ſich in den Tiſchreden Dr. Martini Lutheri, edit. Islebiana de Anno 1566, Cap. LXXVII. fol. 602a. tit. Von Landen und Stätten, Art. Von einem geizigen tyranniſchen Edelmann, eine Prophezeihung von der Statt Straßburg, wenn daſelbſten alſo ſtehet: Dieß und dergleichen ſind vorbereiter und vordraber zum Schlachtbanck, entweder durch den Türcken oder den Kaiſer. Da ſprach M. Phil. M. (Melanchthon): Es iſt ein ſehr alte Propheeey, daß der König von Fr. (Frankreich) für Straßburg ſoll geſchlagen werden, und iſt der Wahrheit ähnlich, dann dieſe Statt ligt an der Gräntz und im erſten Anlauff, iſt eine Veſtung, dieſelbige wird der Kayſer und Franzoß zum erſten angreiffen andern zum exempel."

Bekanntlich iſt auch die Kaiſer Karl dem Fünften zugeſchriebene Rede Straßburgs halber. Wenn, ſo ſoll der politiſch weit ausſehende Monarch ſich einſt geäußert haben, wenn er zu gleicher Zeit die Nachricht erhielte, der Türke belagere Wien und der Franzoſe überziehe Straßburg, ſo würde er für den Augenblick Wien ſeinem Schickſale überlaſſen und Straßburg ſchleunigſt Hülfe bringen. Und wahrlich, Karl V. urtheilte nicht unrichtig: die Geſchichte hat ſeine Ahnung bewieſen.

Es iſt bemerkenswerth, daß jene alte Weiſſagung, die große Völkerſchlacht betreffend, die einſt bei Straßburg geſchlagen werden ſoll, ſich noch hie und da im Lande erhalten hat. Noch lebt ſie namentlich bei dem Volke in der Pfalz, und ſonderbarer Weiſe iſt Melanchthon, welcher derſelben in ſeinen Unterredungen mit Luther gedenkt und aus einem Kron-Weiſſenburger Geſchlechte ſtammt, in der Gegend geboren (Bretten), wo noch jetzt dieſe Sage geht [1]).

---

[1]) Auch in Buchsweiler iſt ſie bekannt, wie mir's zur Zeit der ehrwürdige Vater Pfersdorff verſicherte; er ſelbſt ſagte mir mehrmals: Am Rheine, zu Straßburg, würde einſt das Schickſal Europa's für lange Zeit hin entſchieden werden. Der Herausgeber.

Erſt vor Kurzem noch hat meinem Freunde Guſtav Mühl ein Pfälzer Bauer zu Landau eben dieſe Prophezeiung mündlich mitgetheilt. Er ſetzte hinzu, daß nach der vom Vater auf den Sohn in ſeiner Heimat ſich forterbenden Sage bei der furchtbaren mörderiſchen Feldſchlacht ſolche Ströme Blutes fließen, daß die Roſſe bis an die Kniee in demſelben ſtehen werden. Dieſe Prophezeiung, behauptete der Bauer, habe er in ſeiner Jugend oft gehört, ſie habe in einem alten großen Buche geſtanden, das leider verloren gegangen ſei.

Gelegentlich jenes Buches und der darin enthaltenen Weiſſagung dürfte wohl folgender Anhang Künaſt's [1]) hier eine geeignete Stelle finden:

„In einem Buche," fügt er hinzu, nachdem er den Text aus Luther's Tiſchreden mitgetheilt, „in einem Buche, welches in der abgebrochenen Carthauß ohnweit Straßburg gefunden, und vor 200 jahren geſchrieben, ſo nachgehends verſchleudert und anderſtwohin transportirt, in Anno 1703, 3ten Martij aber zu Ingweiler, Gräfflich Hanauiſch-Liechtenbergiſcher Herrſchafft, unter alten Brieffen und andern Scripturen wider angetroffen worden, und zum Vorſchein gekommen, ſtehet noch folgende ſowohl die Statt Straßburg, als andere Stätte, und das Land Elſaß, angehende Weißſagung, mit dieſen Worten abgefaßet:

Eigennutz, heimlich Neyd, kindiſcher Rath,
Rom und Troja verſtöret hat.
Wann 's Colmar, Landau und Weißenburg übel geht,
So ſeh zu Hagenau, wie es um dich ſteht,
O! Rath zu Straßburg ſiehe zu,
Und hüt' dich, mach dein Thür wohl zu;
O! Römiſch Reich, ſieh wohl für dich,
Damit der Bund nicht von dir wich,
Dann
Deß Königs von Frankreich Mantel
Deß Pfalzgraffen Hoſen,
Deß Churfürſten von Cöllen Rock

---

[1]) Beſchreibung der Stadt Straßburg. Manuſcript. 4°. Straßb. Stadtbibl.

Und deß Bayerfürſten Bruch [1])
Sind all' gemacht von einem Tuch."

Wie ſchön klingt hierauf, was der redliche Wimpheling in ſeiner Germania cis Rhenum, überfließend von Liebe, zur Ehre und zum Ruhme Straßburgs, preiſend und erhebend, aber auch warnend und ernſt mahnend ſingt:

Argentina tuas ut serues inclyta vires,
Religio, virtus, ars, bona scripta, fides etc. etc.

Erwähnen wir nun noch ſchließlich folgender Angabe, welche Künaſt in ſeinem handſchriftlichen Buche, S. 302, nach der Beſchreibung der Dreizehner Stub auf der ehemaligen Pfalz, als eine Anzeige der baldigen Uebergabe Straßburgs an Frankreich, eingetragen hat:

Omen vor *occupirter* Statt.

„Sonſten ſolle 3 Tag vorher ehe die Statt Straßburg ſich dem König in Frankreich submittirt, der Ofen in dieſer XIIIer Stub, an 3 orten verſprungen ſein."

292.

St. Amandus, Biſchof von Straßburg.

Vergl. Schiller-Königshoven, Chronik, S. 489, 491, 1141, 1158, 1160 u. ff. — *Grandidier*, Dissertation sur l'existence de St. Amand, premier évêque de Strasbourg, u. ſ. w., wieder abgedruckt in *Schœpflin*, Alsace illustrée, II. S. 293 u. ff. — Hunkler, die Heiligen des Elſaſſes, S. 250—281.

An der Spitze der Biſchöfe Straßburgs ſteht ein h. Amandus, deſſen Lebensgeſchichte jedoch völlig unbekannt iſt; gewiß nur iſt, daß er in den Jahren 346 und 347 den Biſchofsſitz von Straßburg einnahm. (H.)

Mit dieſem Amandus aus dem 4. Jahrhunderte wurde von den ſpätern Geſchichtſchreibern, namentlich auch von Königs-

[1]) Femoralia, Hoſen; belg. *broeckc*: pars corporis humani bifida, ubi pudenda . . , vestis illam tegens. S. Schero, Glossar. fol. 189.

hoven, ein anderer, im 7. Jahrhunderte lebender Amandus verwechselt, welches Lebensumſtände und Wunderthaten bekannter waren, nun aber auf den erſten Amandus übergetragen wurden, deſſen Reliquien die Kirche zum Alten-St. Peter in Straßburg aufbewahrt.

Dies berichtet auch Schilter in ſeinem Anhange zu Königshoven, S. 1160 u. ff., indem er in den bereits gerügten und von Grandidier mit beſtimmten Gründen widerlegten Irrthum verfällt. Er ſagt:

„Ferner iſt in dem Chor zum Alten St. Peter dem Amando zu Ehren, ſein Leben kurtz beſchrieben und abgebildet worden, wie die beigefügten Außlegungen mit mehrerm melden:

Amandus edel gelert, jung Gott erkant,
Verlies ſin Eltern gut und Vaterlant.
Gebot dem Schlangen gros das er bald wich.
Sucht Rom. Petrus erſcheyn im ſichtechlich.
Darnach ging er in Dagobertus lant,
Do ward er erſter biſchof zu Strasbourg (sic) genant.
Deuft (tauft) Sigebertum jung, der Amen ſprach.
Vil Wunder gros tet er in Gottes gewalt.
Vnd ſtarb do man viC und rl zalt."

Nach Harigerus wäre dieſer Amandus im Jahr 571 in Aquitanien geboren und ſein Vater Serenus, ſeine Mutter Amantia geweſen; nicht allein in der Welt von hohem Stande, ſondern auch gar chriſtliche Leute. — Die Schlange, von welcher die Reime ſprechen, iſt ihm auf der Inſel Ogia begegnet; er hat ſie durch ſein Gebet und das Zeichen des Kreuzes bezwungen. — Petrus erſchien ihm in einer Wolke und befahl ihm, nach Frankreich zu ziehen und daſelbſt das Evangelium zu predigen, was er auch that, die Götzenbilder zerbrach und daſelbſt viele Wunder vollbrachte.

295.

St. Arbogaſt, Biſchof von Straßburg.

Geſt. 678.

Nach Schilter-Königshoven, Chronik, S. 233 u. ff.: 272: 1141. — Vergl. Hunkler, Geſch. der Heiligen des Elſaß., S. 126 u. ff.

Sankt Arbogaſt, aus Aquitanien, welcher der ſechste Biſchof von Straßburg war, kam in große Huld und Vertrautheit mit König Dagobert (II.), der nichts begehrte als Arbogaſt's Reden und weiſen Rath.

Einmal geſchah es, daß des Königs Jäger und Sigbert, des Königs Sohn, jagten in den Büſchen und Waldungen an der Ill, da, wo jetzt Ebersheimmünſter ſteht. Sie trafen auf einen großen Eber, dem jagten ſie nach mit ihren Hunden, Einer hin, der Andere her.

Da kam's nun, daß Sigbert, der Knabe, ganz allein ritt und ungewarnt auf den Eber ſtieß. Das Roß ſcheute, daß der Knabe herabfiel und im Steigreif hangen blieb; und das Pferd trat ihn, daß er für todt da lag. Alſo fanden ihn nun des Königs Diener, huben ihn auf, mit großem Leide und großer Betrübniß, führten ihn heim und er ſtarb am andern Tage.

Wie groß Jammer und Leid der König und die Königin hatten, davon wäre viel zu ſagen.

Da wurde aber Dagoberten gerathen zu Sankt Arbogaſt zu ſchicken.

Der kam auch alſobald, und nach viel Rede und Klage kniete er vor der Leiche und rief Unſre Frauen an: ſeit ſie das Leben aller Welte geboren hätte, ſo ſei ſie ja ſo allgewaltig und könne auch dem Knaben ſein Leben wieder erwerben. Da ward der Knabe wieder lebend und ſtand auf in ſeinen Todtenkleidern; die zog man ihm aus und legte ihm königliche Kleider an. Da fielen König und Königin und alles ihr Gefolge dem heiligen Arbogaſt zu Füßen und dankten ihm ſeiner Gnaden.

Und da er weder Gold noch Silber annehmen wollte, gab der König, auf ſeinen Rath hin, die Stadt Ruffach, mit Aeckern, Wäldern und Waide, an Unſer Frauen Münſter zu Straßburg, dazu noch viele andere Güter.

Darnach lebte Sankt Argobaſt noch manches Jahr und führte ein göttlich, ſelig Leben.

Da er aber an das Alter kam und krank wurde, sprach er zu seinen Unterthanen: Da unser Herr Jesus Christus gemartert worden, gestorben und begraben worden ist auswendig Jerusalem's, an der Stätte, wo man böse Leute verderbet, so solle er unserm Heilande nachfolgen und wenn er verführe (sterbe), so solle man ihn auswendig Straßburgs begraben, bei dem Galgen, an der Stätte, wo man die bösen Leute hinrichtet. Dieß mußten ihm seine Unterthanen geloben zu thun.

Alſo ward er nach seinem Tode begraben auf Sankt Michels Bühel (Hügel), das war dazumalen der Henkersbühel und stand der Galgen da. Dieß geschah nach Gottes Geburte sechshundert und achtundsechzig Jahr. Nachher aber, zu Sankt Arbogast's Ehren, riß man den Galgen ab, und bauete an denselben Ort die Kapelle zu Sankt Michael. Hier lag er viele Jahre lang leibhaftig, bis das Kloster zu Sankt Arbogast, bei Straßburg, und das Stift zu Surburg erbaut worden; sodann vertheilte man den Leib und die Gebeine des Heiligen in diese zwei Klöster.

Ueber das Ruffächer oder obere Mundart, siehe S. 62. In Wimphelings Catalog. episcop. argent. kömmt Argobast als der 6te Bischof von Straßburg vor; bei Guillimann, Hist. episcop. Arg. ist eine Lücke zwischen Amandus und Arbogast, und dieser wird als der zweite Bischof bezeichnet; Grandidier, hist. de l'église de Strasbourg und das Rituale argentinense setzen ihn als den neunzehnten; letzteres gibt als sein Sterbejahr 679 an; Hunkler nimmt den 21. Juli 678 an; Königshoven irrt sich daher um zehn Jahre.

Die St. Michaels-Kapelle, welche ehemals ohnfern des Augustinerklosters oder des jetzigen Gasthofs zur Stadt Danzig, in der Weißenthurmstraße, stand, wurde von dem elsässischen Pabste Leo IX., im Jahr 1049, eingeweiht.

Das St. Arbogast-Kloster, in welchem Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, eine Zeitlang lebte, liegt an der Ill, vor dem Weißenthurmthore, und ist jetzt das Wirthshaus zum Grünen Berg. Von den Reliquien des heil. Arbogast ist nichts mehr vorhanden. (Hunkler.)

204.

St. Arbogaſt und der Sohn der Wittwe.

Nach Specklin's handſchriftlichen Collectaneen (Straßb. Stadtbibl.). — Vergl. Straßb. Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 24.

Im Jahr 676, als St. Arbogaſt krank darnieder lag, begehrte eine arme Wittwe flehentlich, vor den heiligen Biſchof gelaſſen zu werden, um ihm ein Anliegen, das ſie ſchwer niederdrückte, zu offenbaren.

Gerne gewährte Arbogaſt, der Vater und Beſchützer der Wittwen und Waiſen, die Bitte der armen Frau und ließ ſie vor ſich an ſein Krankenlager treten.

Da erzählte ſie ihm nun unter vielen Thränen, daß ihr einziger Sohn fälſchlich eines Diebſtahls angeklagt worden und auf dem Henkerbühl wie ein Verbrecher ſein Leben laſſen mußte. Der eigentliche Thäter ſei aber bereits gefunden und ihres Sohnes Unſchuld demnach, leider zu ſpät, an den Tag gekommen. Nun bitte ſie den heiligen Biſchof, er möge doch befehlen, daß die Ueberreſte des unſchuldig Gerichteten, die unter dem Galgen lägen, ausgegraben und in geweihter Erde beigeſetzt würden.

Huldvoll nahm Arbogaſt dieſe rührende Erzählung der tiefbetrübten Mutter auf und tröſtete ſie mit den Worten: „Kümmere dich nicht mehr um deines Sohnes willen, du gutes Mütterlein, ihm ſoll geholfen werden, denn bald werde ich mich ſelbſt an der Seite deines Sohnes niederlegen.“

Zwei Jahre darauf ſtarb Sankt Arbogaſt; er ließ ſich, wie oben erzählt, unter dem Galgen auf dem Henkersbühl begraben; allein auf der Gerichtsſtätte erhob ſich ſpäter die St. Michaels-Kapelle, und ſomit gieng der frommen Wittwe Wunſch in Erfüllung und löſete ſich des Biſchofs gegebenes Wort, daß ihr Sohn an ſeiner Seite und in geweihter Erde liegen werde.

Der Bühel, Hügel, auf welchem die St. Michaelskapelle ſtand, wurde, nebſt der Kapelle ſelbſt, im Jahr 1766 abgetragen.

295.

Die heilige Attala.

Aus der Historia Lombardica, ſ. Schiller-Königshoven, Chronik, S. 520 u. f. — Vergl. Hunkler, Geſch. der Heiligen des Elſaſſes, S. 292 u. f.

„In den ziten des küniges Hilderici wart in dem lande Elſas geboren eine maget Athala genannt, der vatter hies hertzoge Adelbrecht, und ir muter Gerlindis und worent von den edelſten geſlehten [1]) us welſchen landen. Adelricus, der ſant Ottilien vatter der was ſant athalen groſſevatter. wenne [2]) nu ir vatter und ir muter gerecht worent, do lertent ſü ire tohter athalen und ir zwo ſweſtern Eugenia und Gundelinda das ſü das Gottes wort ſoltent gerne hören und ſich ſoltent üben in allen guten wercken und ir ougen keren von allen üppigen dingen. Do ſant athala und ire ſweſtern hortent ſagen wie ire baſe ſant Ottilia ſo göttliche lebete und wie ordenliche ſü den Conuente [3]) zu hohenburg hielte, ſo lieſſent ſü fründe und gut und koment zu ſant Ottilien, by der woltent ſü byzeichen [4]) nemen wie ſü ſich göttlichen ſoltent halten und arm und demütig ſin. Doch ſant athala und ſant ottilia lebent vür die andern heilicliche und gerecht. In denſelben ziten wart ſant athalen vatter zu rote alſo Got wolte das er ſime vatter ſolte nachfolgen der das cloſter zu hohenburg gebuwet hette Gotte und ſiner lieben muter zu eren und fing ouch an ein cloſter zu buwende in der ſtat zu ſtroßburg neben der brüſchen [5]) und mahte das driſſig frowen und vier tumherren [6]) ſoltent in dem cloſter ſin und ſoltent Gotte dienen und bet es wihen [7]) in ſante Steffans ere [8]) und gap vil eigens derzu und beſtetigete es mit küniglichem gewalt. Do noch wart ſant athala in daſſelbe cloſter gefüret zu ſant Steffan und wart von allen frowen des Conuentes zu einer eptiſſin erwelet über [9]) iren willen. Sü fleiß ſich [10]) wie ſü allen ſweſtern undertenig möhte geſin [11]) und übete ſich raſte [12]) mit faſtende und mit bettende [13]). Sü verſmohete [14])

---

[1]) Geſchlechtern. — [2]) da, weil. — [3]) Convent, conventus, convent, Kloſter. — [4]) Beiſpiel. — [5]) an der Breuſch; Straßburg liegt an der Ill, in welche ſich die Breuſch oberhalb der Stadt ergießt; beide Flußnamen ſind celtiſch und bedeuten fließende Waſſer. — [6]) Domherren. — [7]) thät es weihen. — [8]) zu Ehr. Stephans Ehre. — [9]) gegen, wider. — [10]) Sie befleißigte ſich. — [11]) ſein. [12]) ſehr. — [13]) mit Faſten und Beten. — [14]) verſchmähte.

alle üppickeit der welte. Das ſelbe ermanete ſü ouch jre ſweſtern und lerte ſü wie ſü mit ſingende und mit leſende Gotte ſoltent dienen. Dernoch ſtarp jr muter do det ſü den licham [1]) erwurdeclichen begraben zu ſant ſteffan alſo ſü wol würdig was. Do noch über lange zit nam jr vatter eine jungfrowen zu der E [2]). Bathilda genannt und lebetent ſo felleliche mittenander das alle welt ſü vür liep und wert hilt. Do noch unlang ging des hertzogen liebeſten diener einer der alſo ime die böſen hettent geroten und ſchos dem hertzogen adelbreht hündert wert [3]) in ſin houbet [4]), das er ſere wunt wart und geriet die wunde von tage zu tage wahſen [5]), das er wol merckete das er ſin muſte ſterben. Do mahte er alles ſin eigen gut an das cloſter zu ſant ſteffan mit willen und gunſten ſiner husfrowen und ſtarp zu hant [6]) do noch und wart in demſelben cloſter erwürdeclichen begraben. Do noch ſtarp ſine frowe ouch und wart geleit zu gerlindis ſant athalen muter. Zu jüngeſt fur ſant Ottilia zu Criſto in die ewige ruwe [7]). by der begrebden [8]) was ſant athala mit jren ſweſtern. Ouch hielt ſü ſich ſo demüteclichen in jrme cloſter wiewol ſü eptiſſin was und das cloſter mit aller gülte [9]) von jrme vatter der [10]) was kumen das überhup ſü ſich nit [11]) und wolte allewegen die mineſte [12]) under jn allen ſin. Sü virſach [13]) die frowen alle liplichen und geiſtlichen nit alleine mit eime guten bilde [14]), ouch mit eime guten bilde das ſü für jn trug. Do noch ſamete [15]) ſü alle jre frowen und hies ſü erwelen was regelen ſü woltent entpfohen. obe ſü woltent beſloſſen nunnen [16]) ſin oder obe ſü woltent ein offen cloſter haben. Do ſprochent ſü alle das ſolte an jre ordenunge [17]) ligen. Do ſprach ſü Ich erkenne vch alle in Gotte das jr wol ein beſloſſen ſtrenge leben ſo fürtent. So förchte ich und weis ich das unſer nachkumen die hertikeit nit mügent erliden und wurde in das ein fluch das uns ein heil ſolte ſin. Davon iſt mine begirde das wir under der offenen Regeln blibent. Das gefiel den

---

[1]) Leichnam — [2]) Ehe. — [3]) unverſtändlich, ? wert. — [4]) Haupt. — [5]) geriet ... wahſen, wuchs. — [6]) bald. — [7]) Ruhe. — [8]) Begräbnis. — [9]) Güter, namentlich ſolche, welche beſtimmte Jahrzinſe an Geld oder Naturalien abwerfen. — [10]) der, Druckfehler, ſt. her. — [11]) dieß überhob ſie nicht, machte ſie nicht ſtolz. — [12]) geringſte. — [13]) verſah, verſorgte. — [14]) Zuerſt: Lehre, monitum, das zweitemal: Vorbild, Beiſpiel. — [15]) berief; von fam, fama. — [16]) verluwe; anderswo: beſlozzene vrouwen. — [17]) Anordnung

frowen allen wol. alſo nam ſü in allen tugenden zu und übete ſich in groſſen Gottes wercken. Dovon wolte ſü unſer Here uß den erbeiten [1]) erlidigen [2]). Do ſü das enpfant das die zit ire hinefart [3]) nohete wenn ſü groſſen ſiechtagen [4]) hette, do empfing ſü das ſacramente und enpfal ſich in jre ſweſtern gebette und fur in die ewige fröide. O wie ſere do jre ſweſtern und die prieſter frowen und manne weinetent vor jrme tode. Sü behiltent den licham in der kirchen zu ſante ſteffan fünffe gantze wuchen und übetent ſich vor dem heiligen libe mit ſingen und mit leſende und mit allen guten wercken. In denſelben Ziten wurdent logen [5]) dem heiligen libe geleit. wenne es waz eine eptiſſin zu hohenburg genant werendrut [6]) die het vil früntſchaft mit ſant athalen do ſü lebete, davon wuſte ſü wol das ſü heilig was und do ſü von jrme tode horte ſagen, do gedohte [7]) ſü O möhte dir üt [8]) werden von ſant athalen heiltum du wereſt jemer deſte ſeliger. Alſo ſante ſü einen künen botten genant wernher zu ſant ſteffan in die kirche. Der ging eines nahtes zu der boren [9]) do ſant athala uſſlag und warff das gedeckete [10]) abe jr. Do bot ſü jme die rehte hand [11]) die erwüſchete er und huw ſü herte [12]) unz [13]) er ſü abegſneit [14]). Do verbarg er die hant heimelich und jlete zu der kirchen uß vnd wande heim gen hohenburg louffen. So er alſo gelöffet [15]) unze man metten gelütte, do kam er wider in die kirche zu ſant ſteffan und wonde [16]) er were zu hohenburg und huw die hant uff vor jn allen und ſprach. ſehent. ſehent das wir begerent hant das hant wir ignotes [17]). Do das die frowen zu ſant ſteffan ſohent do verwunderte es ſü und vingent den diep und nomen jme die hant und leitent ſü wider zu dem libe und frogetent jn wie es ergangen were. Do ſeite er wie jn ſin frowe die eptiſſin von hohenburg hette dargeſant und wie es jme des nahtes ergangen was. Do lies man den diep gon. wenne von dem rehten ſol man keime nit tun, der do heiltum von liebe

---

[1]) Arbeiten, Mühſeligkeiten, Leiden. — [2]) befreien. — [3]) Hinfahrt, Hinſcheiden. — [4]) Krankheit. — [5]) loge, louge, Fallſtricke, insidiæ; Zeitwort legen. — [6]) Werentrud oder Warentrud, die dritte Aebtiſſin des St. Odilienkloſters, ſ. 741. — [7]) dachte ſie. — [8]) etwas. — [9]) Bahre. — [10]) Decke. — [11]) Das Heilige ſelbſt Theile ihres Leibes hergeben, haben wir ſchon oben, S. 87, bei Theobald's Daumen geſehen. — [12]) feſt. — [13]) bis. — [14]) abgeſchnitten hatte. — [15]) gelaufen. — [16]) wähnte, glaubte. — [17]) jetzt.

ſtilet [1]). Do die fünff wochen uskoment do ward ſü andehtic-lichen in dem vorgenanten kloſter begraben do ſü zwentzig jor was eptiſſin geweſen und vier und fünfftzig jor alt was. In derſelben kirchen zu ſant ſteffan wircket unſer Herr groſſe wunder und zei-chen obe jrme grabe ane gebreſthaften mönſchen [2]) die ſeine gnade aneruȝent [3]) in ſant athalen ere. Es was einer fünffzehen jor blint geweſen und enpfing ſine geſiht obe jrme grabe. Es was ein kint ertrunken das leite man uff jr grap und wart wider lebende. Es was ein lamer, der rutſchete uff ſhemelen zu jrme grabe und wart do gereht [4]) und warff ſine ſhemel enweg. Alſo kam ſü manigem zu helffe. Do alſo ſant athalen Zeichen alſo gröſlich erſchinnent das jedermann zu jrme grabe lieff, do wart die kirche zu ſant ſteffan alſo rich von oppfernde da ſü alle ander kirchen an richthum und an würdekeit übertraff. Zu diſen ziten was ein biſchoff zu ſtrosburȝ widerolff genant, den mute [5]) faſte, das die kirche zu ſant ſteffan alſo faſte zuname an eren und an gute und das es ſime ſtifte zu dem münſter vil ſchate. Do gedoht er wie er ſant athalen möhte genidern [6]) und ſin münſter erhöhen. vnd alſo gewann er zwölffe geraden [7]) manne, die ſwu-rent jme das ſe ſoltent ſant athalen lip denne [8]) nemen und an-derswo in den grunt verſencken. Des wart gewar ein ewengelier [9]) genant trutman. der ginȝ eines nahtes der und ver-dalp [10]) den anderswohin heimelichen hünder eime alter [11]). Do nu der biſchoffe und die ſinen den lip ſant athalen nint [12]) ent-fundent, do ſprochent ſü ſu hettent das heiltum in die erde ver-ſencket. und nam der biſchoff dem cloſter vil gutes und bſlos es und treip die nunnen uß. Do kam doch zu hant Gottes roche über jn und wart das fleiſch ſines libes ſhmackende [13]) das würme do inne wuchſſent. vnd das noch ſeltzener iſt die müſe und raten biſſen jn und möhte jn niemand geweren. Alſo floch er in eine ſchiffe uff das waſſer. Do ſwument die müſe zu jme und nu-gent [14]) ſin lebende fleiſche. Do erkante er ſine ſünde und veriach [15]) das er es an ſante athalen hette verſhuldet das er alſo von den

[1]) Ein merkwürdiger Grundſatz, der zu jener Zeit ſogar ein Rechtsgrundſatz geweſen zu ſein ſcheint. — [2]) breſthafte, kranke Menſchen. — [3]) Druckfehler. ſt. anerufent. — [4]) gerade, aufrechten Ganges. — [5]) mühete, ſchmerzte. — [6]) erniedrigen. — [7]) wohl berathene. — [8]) dort. — [9]) Diacon. — [10]) vergrub. — [11]) Altar. — [12]) nirgends. — [13]) ſtinkend. — [14]) nagten. — [15]) bekannte.

müſen ſterben muſte [1]). Do zwüſchent bet ſant athala vil zeichen. Eines moles an jre hochgezit [2]) ſtach ſich eine frowe mit einer ſpillen [3]) durch jre hant und ein gerwer sneit jme ſelber einen finger abe, die wurdent bede geſunt do ſü ſant athalen aneruffetent. Sü vertreip eines moles den böſen geiſte von einer frowen. Sü erlidigete [4]) die lüte von manigerhande gebreſten. Do roch [5]) by den ziten alſo eine eptiſſin was genant Reht und ein biſchoff zu strosburg was genant Rudolff und wart geleit an eine erwürdige ſtat [6]) do jr heiliekeit noch dicke [7]) erſchinet von der gnoden des allmehtigen Gottes."

In ſeinen Anmerkungen, S. 523, fügt Schilter hinzu: „Von dieſer heiligen Aeptiſſin ſind annoch vornehmlich zweyerley zu ſehen und billich zu veneriren, das eine iſt die abgeſchnittene Hand, darvon oben Meldung geſchehen, das ander iſt das Pallium [8]), das Sie ſelbſt noch geführt haben ſoll, und noch bey einer Aeptiſſin Wahl und Inthroniſirung gebraucht wird. Die bemelte Hand iſt in Agtſtein eingefaſſt, wie die beygefügte Figur außweiſet, die dabey befindliche Schrifft verſtehe ich, wie folgende Außlegung befaget.

GOTHE FRIT GOTHEFRIT. CIDE
Gottes Fried, Guter Fried: Zeiten-
LERE DÖDA.
Lehre tödtet.
DEI PAX. BONA PAX. SECVLI DOGMA occidit"

Ich übergehe die nun folgenden langen Erläuterungen dieſer Inſchrift und verweiſe über dieſelbe, ſowie über die Legende der heiligen Attala und den Reliquienkaſten, der die Hand enthält, auf eine gründliche Arbeit, welche mein Freund Ludwig Schneegans in der Alſatia mittheilen wird.

---

[1]) Die Sage von Wilderolf folgt S. 381. — [2]) Feſt. — [3]) Spille, Spindel. — [4]) befreite. — [5]) unverſtändlich; den beſten Sinn gibt vielleicht die Bedeutung curare, welche das alte Zeitwort rochen hat, geruchen, geruhen; der Satz iſt jedenfalls unvollſtändig. — [6]) d. h. der Leichnam der Heiligen wurde an eine ehrwürdige Stätte gelegt. — [7]) öfters. — [8]) Es war ein ſchwarzer, wollener Mantel. (Hunkler.)

Die Hand der heiligen Attala befindet ſich in der St. Magdalenen-Kirche zu Straßburg und wird den 3. Dezember daſelbſt der Verehrung des Volkes ausgeſetzt.

296.

Biſchof Wilderolf wird von den Mäuſen gefreſſen.

E. Schilter-Königshoven's Chronik, S. 241; vergl. 515, 523, 571.

„Wilderolf. diſen offent [1]) die müſe noch Gotz geburte M. jor. und das kam alſo. Zu diſen ziten det ſant Attala zu ſant Stephan zu Strosburg alſo groſſe Zeichen das jedermann zu irme grabe lief und gros opfer darbrocht. darzu beſattent [2]) ouch riche lüte ire hengeſte. harneſch. und ander gut an ſant Stephans kirche. alſo men vormels det an vnſer Frowen werg zum Münſter. und ſant Stephans Münſter gieng vf an eren und an richtumb das fü alle andere kirchen übertraf. Nu ſtund dozumole vnſer Frowen werg und das Münſter in eins biſchoues gewalt, das ein biſchof det und lies mit allem gute das zum Münſter gehorte [3]). Nu verdros dieſen biſchof Wilderolf das ime abe ging an oppher und ſelgerete [4]) zu ſime Münſter. Dovon trug er an mit etlichen ſinen dienern das man ſant Atteln [5]) lip heimelichen ſolte vsdelben [6]) und anderswo in den grunt verſencken vf das men nüt me oppher und gut gebe an ſant Stephans kirche. Dis bevant [7]) ein Ewangelier zu ſant Stephan und verbarg ſant Atteln lip das in der biſchof noch ſine dienere nüt kundent vinden. Do nahm der biſchof dem cloſter zu ſant Stephan vil Gutes und begieng groſſe hochfart. Donoch zuhant kam Gottes roch über den biſchof das müſe und ratten in biſſent und in möchte nieman geweren [8]). Alſo floch er in ein ſchif vf das waſſer. do ſwummen [9]) die müſe

---

[1]) aßen. — [2]) Neuere Form: beſetzten, vermachten durch ein Teſtament, legabant. — [3]) Daß er mit dem zum Münſter gehörigen Gute nach Willen ſchalten und walten könne. — [4]) Seelgeräth, Vermächtniß, fromme Stiftung, zum Heil der Seele. — [5]) St. Attala. — [6]) ausgraben. — [7]) fand, entdeckte. — [8]) bewahren, beſchützen, retten. — [9]) ſchwammen.

zu jme und nugent [1]) ſin lebende fleiſch. Do bichtet er das er es an ſant Attein hiltum [2]) hette wol verſchuldet und ſtarp."

Königshoven ſetzt Wilderolf nach Baldus und läßt ihn im Jahr 1000 ſterben; Wimpheling nennt ihn als den 44ſten der Biſchöfe Straßburg's; Guilliman giebt ihn auch als den Nachfolger des Baldus an, ſetzt ihn aber den 36ſten; bei Grandidier fehlt er; das Rituale Argentinense nennt ihn nach Erkenbaldus (den W. vor Baldus ſetzt), als den 38ſten Biſchof, ſchreibt ſeinen Namen Wideraldus und Widerolfus, und gibt das Jahr 999 als ſein Todesjahr an.

Die ältern Chronikſchreiber (B. Herzog ganz nach Königshoven) erzählen ſämmtlich die Legende; Kleinlawel verſchweigt die Frevelthat an Attala's Reliquien und ſagt bloß:

Wilderolfus nams Biſtumb ein,
Diſer Biſchoff ſoll (wie wir leſen)
Stolz vnd hoffärtig ſein geweßn,
Darumb ſeyen in groſſen Summen,
Ratten vnd Mäuß vber jhn kommen,
Die jhn zernagt, zerkratzt, zerbißn,
Daß Fleiſch an ſeinem Leib zerrißn,
Damit er friſten möcht ſein Lebn,
Hab er ſich in ein Schiff begebn,
Und führen laſſen auff den Rein,
Doch ſchwamen ſie zu jhm hinein,
Fraſſen vnd plagten ihn dermaßn,
Daß er das Leben drob muſt laſſn,
Ward jhm alſo der ſtolz vertribn,
Im Jahr neun hundert neunzig ſibn,
Nachdem er Siebenzehen Jahr,
Dem Biſtumb vorgeſtangen war.

In der Erklärung des Bildes, welches Wilderolf mit den Mäuſen vorſtellt, ſucht Wimpheling die dem Biſchofe angethane Schmach abzuwenden; Schilter wiederholt dieſe Erklärung in

---

[1]) nagten. — [2]) Heiltbum, auch Heltum, Heltumb, Reliquie.

ſeinen Anmerkungen zu Königshoven, S. 571: „Man ſiht noch heut zu tag ein alt Gemälde auf der linken Hand des Heiligen Creutzes im Eingang des Münſters, da ein Biſchoff auf einem Schiff iſt, und Mäuſe um ihn herum ſchwimmen: Es iſt glaublich, daß ſolche Gemälde auff's beſte zu deuten, und nicht zur Schande: weil des Biſchoffs Haupt mit einem Schein von Sonnenſtrahlen erleuchtet, und die heilige Gertraude gleichfalls bey den Mäuſen zu ſehen, auch ſonſt bekant, daß der Wiederolff Buſſe gethan, welches dann auch von dem Ertz-Biſchoff (Hatten) zu Meintz billig zu vermuthen."

Die Sagen des Alterthums führen die Mäuſe öfters als Boten des Todes oder als Werkzeuge des Verderbens an: Als der aſſyriſche König Sanherib oder Senacherib Aegypten mit einem Einfalle bedrohte, flehte der Prieſter-König Sethos zu ſeinem Gotte Phtha-Vulkan, und ſiehe, derſelbe ſandte in der Nacht ein Heer von Mäuſen, welche die Bogenſehnen der Aſſyrer dergeſtalt zernagten, daß ſie unbrauchbar wurden und die Feinde ſich zurückziehen mußten. Nach Herodot, der die Ueberlieferung erzählt, hält die Bildſäule, welche Sethos zur Erinnerung an dieſe Begebenheit errichtet wurde, eine Maus in der Hand. — So ſendet auch Apoll, auf das Gebet ſeines Prieſters Krinis, Mäuſe in das feindliche Heer, wie er auf dasjenige des Chryſes den Griechen die Peſt ſchickt (Nork). Apoll ſelbſt wurde ja in Troas als Smintheus, d. h. als Mausgott, verehrt.

In obigen Sagen aus dem Alterthume treten die Mäuſe als von den Göttern geſchickte, einer Partei gegen die andere helfende Weſen auf. Im Mittelalter kommen ſie in mehrern Sagen als Frevel rächende vor; „der Fürſt Popiel (II., ein polniſcher Fürſt, im 9ten Jahrhundert) führte ein laſterhaftes Leben und lud endlich, auf Einrathung ſeiner Gattin, ſeine ſämmtlichen Oheime, die Theilfürſtenthümer beſaßen, zum Beſuche in die Stadt Kruszwic, wo er ſie verrätheriſch ermordete. Allein aus den todten Körpern der Erſchlagenen erzeugte ſich eine ungeheure Menge Mäuſe, die den Popiel mit ſeinem ganzen Geſchlechte in einem Schloß in Goplosen auffraßen." Bulgarin, aus deſſen Geſchichte Rußland's, überſetzt von Brackel (I, S. 341), dieſe Stelle gezogen, nimmt die Mäuſe ſinnbildlich für die Qualen des Gewiſſens (Mittheilung von G. Mühl). — Eine ähnliche Ge-

ſchichte führt Lykoſthenes (Prodigiorum ac ostentorum Chronicon, S. 345, 367 und 379) von einem Hofmanne des Kaiſers Heinrich III. an. — Bekannt iſt die mit Wilderolf's Sage am meiſten zuſammenſtimmende vom ſchon oben berührten Erzbiſchof Hatto von Mainz und dem Mäuſethurm bei Bingen. — Auf dem Bilde Wilderolf's ſind die Mäuſe vielleicht als ein Symbol des Todes zu nehmen; ſowie auch das Schiff auf den Uebergang in ein anderes Leben gedeutet werden kann.

197.

Biſchof Werner's II. Tod.

Nach Trithem's Hirſchauiſcher Chronik, mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Werner II., Biſchof von Straßburg, ein Sohn des ſchwäbiſchen Grafen Rudolf von Achalm, ſowie ſein Bruder, Graf Egino von Achalm, zählten zu den treuſten Anhängern des unglücklichen Kaiſers Heinrich IV.

Beide nahmen lebhaften Antheil an den unheilvollen Kämpfen, welche Kaiſer Heinrich gegen die Päbſte und den von dem römiſchen Stuhle gegenübergeſtellten Gegenkaiſer zu beſtehen hatte. Deßwegen wurden ſie auch in die furchtbaren Zerwürfniſſe verwickelt, welche dieſe Streitigkeiten hervorriefen, und welche den größten Theil von Deutſchland mit Strömen Menſchenblutes tränkten und allenthalben mit Schutt und Trümmern bedeckten.

Beide Brüder giengen in den Kriegen zwiſchen dem Pabſt Gregor VII. und dem Kaiſer Heinrich IV. jammervoll zu Grund, der Biſchof zumal auf die ſchrecklichſte Weiſe.

Die Mönche der reichen ſchwäbiſchen Benediktiner-Abtei Hirſchau hielten mit dem Pabſte gegen den Kaiſer. Der heil. Abt Wilhelm, der Erbauer des prachtvollen Kloſters, weigerte ſich, den vom Bannſtrahle getroffenen und hierdurch feierlich aus dem Schooß der Kirche und aus der Zahl der Gläubigen ausgeſchiedenen Kaiſer fernerhin als des Reiches rechtmäßiges Oberhaupt anzuerkennen.

Als Heinrich dies erfuhr, entbrannte er in Zorn gegen das ihm widerſtrebende Kloſter und befahl auf einer Verſammlung

seiner Fürsten und Anhänger, das Kloster, welches Abt Wilhelm im Jahre 1082 zu erbauen angefangen hatte, von Grund aus zu zerstören, dessen Güter und Gefälle einzuziehen und sie, als Sold, unter die ihm treugebliebenen Diener und Krieger zu vertheilen.

Bischof Werner wurde beauftragt, des Kaisers Willen zu vollstrecken.

Ohne Verzug machte sich der Bischof auf; allein die unter seinem Befehle stehenden Truppen weigerten sich, seinem und des Kaisers Gebote zu folgen; sie wollten durch die Zerstörung des Gotteshauses und die Verarmung seiner Güter keine Schuld auf ihr Gewissen laden.

Werner ließ sich dadurch aber nicht irre machen.

Er zwang die Kriegsleute, ihm zu folgen, um des Kaisers Willen Genüge zu thun, ritt gewappnet, mit zahllosen Drohungen wider den Abt und das Kloster, an der Spitze des Trosses und feuerte den Muth der Schwankenden an.

Immer mehr trieb er sie an; immer heftiger wurden seine Drohworte; als mit einemmale der Bischof auf seinem Schlachtrosse laut zu schluchzen und zu winseln begann; Finsterniß umzog seine Augen; er wankte; stürzte, laut schreiend, vom Pferde herab und verschied auf der Stelle, vom jähen Tode getroffen.

Schnell, als hätten Gottes Schrecken sie ergriffen, wandten sich die sonst so muthigen Krieger um und kehrten, reumüthig, daß sie sich durch Gewalt zu kirchenräuberischem Frevel hatten bewegen lassen, in die Heimat zurück.

Des Kaisers Schmerz über den jammervollen Tod seines treuen Freundes und Rathgebers war unsäglich; er konnte ihn nie vergessen, und bis zu seinem eigenen kläglichen Ende nährte er den tiefsten Haß gegen den Abt von Hirschau und sein Kloster, die dem Pabste so unverbrüchlich angehangen und in deren Augen Bischof Werners Tod als ein sichtbares Zeichen erschien, daß Gott mit ihnen und dem Pabste sei.

Diese Begebenheit theilt Trithem, der berühmte und gelehrte Abt von Spanheim, in seiner Hirschauischen Chronik mit, woraus sie seitdem in viele andere Schriften übergieng.

Bei der Geiſtlichkeit, welche beinahe durchgängig dem Pabſte anhieng gegen den vom Bannſtrahle getroffenen Kaiſer, war Werner II., Heinrichs Parteimann, allgemein verhaßt. Aus dieſer Urſache geſchah es auch, daß er von ſeinen Gegnern auf alle mögliche Weiſe verunglimpft wurde, ja ſelbſt angeklagt, er habe ſich den Straßburgiſchen Biſchofsſitz durch Simonie zugeſichert. Daher kam es auch, daß ſelbſt die Mönche des vom Grafen von Achalm geſtifteten, aber von Hirſchau abhängigen Kloſters Zwiefalten, weder des Biſchofs noch des Grafen Egino's, ſeines Bruders, Namen nach dem Tode derſelben in ihre Gedächtnißbücher eintrugen; denn nur die Jahres- oder Gedächtnißfeſte der rechtgläubig Verſtorbenen, welche in ihrem Leben dem Pabſte gegen den Kaiſer beigeſtanden, feierten die Mönche und zeichneten ſie in ihre Bücher auf. So weit gieng der Haß, daß Viele ſogar Biſchof Werner II. nicht in die Reihe der Straßburger Biſchöfe eintrugen, obgleich er den biſchöflichen Stuhl während zehn Jahren beſeſſen hatte.

Das Rituale Argentinense gibt ihn jedoch; es nennt ihn als den dreiundvierzigſten Biſchof und ſetzt ſein Todesjahr auf 1079.

Plötzliche, unnatürliche Todesfälle, beſonders wenn ſie Feinde der Kirche oder Widerſacher der päbſtlichen Gewalt treffen, werden als Strafe des Himmels angeſehen.

208.

Biſchof Otto's IV. Geſicht.

S. Straßburger Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 161.

Seit kurzem erſt war Biſchof Otto IV. aus dem gelobten Lande heimgekehrt, wo er mit Gottfried von Bouillon und den andern Glaubenshelden gekämpft hatte, ſiegreich in Jeruſalem eingezogen war und am Grabe des Herrn gekniet hatte.

Sinnend und in Träumen verſunken ſaß er eines Abends und gedachte ſeiner frommen Mutter Hildegardis und ſeiner Brüder, mit welchen er gemeinſam die Kirche des heiligen Glaubens zu Schletſtatt [1]), nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jeruſalem, geſtiftet und reich begabt hatte.

---

[1]) Vergl. Die Kirche und das Kloſter St. Fides. S. 130.

Da umſchwebte es ihn mit einem Male, leiſe und geheimnißvoll, wie Geiſteswehen.

Und als der Biſchof aufblickte, ſiehe! da ſtand vor ihm Graf Konrad, der geliebte Bruder, der in der Blüthe ſeiner Jahre dahingeſchieden war.

Glänzend, in verklärter Geſtalt, ſtand er vor Otto, nahte ſich ihm und kündigte ihm ſeinen nahen Tod an, zugleich aber auch die künftige Erhöhung ihres Bruders Friedrich, der über alle frühern Grafen von Hohenſtaufen würde erhoben werden.

Tief bewegt und freudig erſchrocken zugleich ſtand Otto vor dem brüderlichen Geiſte, der ihm voller Liebe und Wehmuth in's Auge blickte.

Damit der Biſchof aber nicht ſpäterhin wähnen könne, daß irgend ein Betrüger, zum Spotte oder zur Aengſtigung, ſein böſes Spiel mit ihm getrieben habe, trat der Geiſt näher zu ihm und raunte ihm einige Geheimniſſe in's Ohr, die nur den drei Brüdern bekannt waren. Er erinnerte ihn an jenen Tag, wo ſie alle drei zu Aachen, auf dem Grabe Karls des Großen geſtanden, und wie Einer von ihnen zu den Andern geſagt habe: „Sehet, ihr meine Brüder, hier iſt ein tapferer Deutſcher, der fürtreffliche Karl, begraben! O, daß auch wir von ſeinem Geblüte und von ſeiner Tapferkeit wären!“ — Und wie ſodann er, der verſtorbene Konrad, erwiedert habe: „Friedrich's Stamm müſſe auf Kaiſer Karl's abgehauenen Stamm gepflanzet werden!“

Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung.

Der Biſchof erkannte, mit voller Gewißheit, daß es ſein Bruder geweſen und bewahrte alle ſeine Worte im tiefſten Herzensgrunde.

Bald darauf ſtarb Otto noch jung an Jahren, wie vor ihm Konrad.

Nachdem nun Friedrich, der weiſe und tapfere Graf von Staufen, des Kaiſers Heinrich IV. Eidam geworden, — der das Herkommen ſeines Geſchlechts von Karl dem Großen und von Chlodwig ableitete — wurde, wie es Konrad vorhergeſagt hatte, Friedrich's Stamm auf Karl's des Großen Stamm gepfropft, wie ſolches auch in der Inſchrift des Helmes am Thurme bei Waiblingen eingeſchrieben wurde. Und bald hernach wurde Friedrichs Geſchlecht in ſeinem heldenmüthigen Sohne auf Karls des Großen

Kaiserthron erhoben, und weithin durch ganz Europa und in der ganzen Christenheit glänzte kein Könighaus erlauchter als dasjenige der schwäbischen Grafen von Staufen.

Diese Sage, welche in manchen Punkten mit der oben schon angeführten Schlettstadter Legende über die Stiftung des Klosters St. Fides zusammenstimmt, erzählt Cruſius im ersten Theile seiner Schwäbiſchen Chronik, S. 479.

209.

Des Ammeisters Sohn.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

In einer Zeit, welche die Sage nicht anzugeben weiß, jedenfalls vor mehrern hundert Jahren, lebte zu Straßburg ein wegen seiner Tugend und Gerechtigkeit allgemein beliebter und verehrter Ammeiſter. Derselbe hatte einen Sohn, der war gerade im ersten Jünglingsalter, voller Unbesonnenheit, voll Uebermuthes.

Eines Tages sprengte der Jüngling, trotz des scharfen, oft wiederholten Verbots, das der Rath gegeben hatte, auf einem wildschnaubenden Hengste durch die Straßen der Stadt und fand seine Freude daran, zu sehen, wie Alles, Jung und Alt, davonstäubte.

Da geschah es aber, als er eben in strengem Laufe durch eine Gasse ritt, daß er ein harmlos spielendes Kindlein niederritt. Dasselbe wurde leblos aufgehoben und seinen Eltern hineingetragen.

Nun war der leichtsinnige Uebermuth des Jünglings gebrochen; Schmerz und Verzweiflung erfaßten ihn, und zerrissenen Herzens ritt er in's Vaterhaus zurück.

Allein bald darauf führten die unglücklichen Eltern des Kindes harte Klage wider dessen Mörder.

Der Ammeister bestieg den Richterstuhl und erkannte zu seinem Schrecken in dem Angeklagten den eigenen Sohn.

Vergebens rang der Jüngling die Hände und bat um Gnade; vergebens flehte für ihn die Menge des Volkes; vergebens selbst der Vater des getödteten Kindes! — Der Ammeister drängte die Stimme im Vaterherzen gewaltsam zurück und sprach, unbeugsam, wie Brutus, den Tod über den eigenen Sohn aus.

Zum Andenken an diese Begebenheit wurde oben am Speierer- oder Bischofs-Burgthor das Bild des Ammeisters auf dem Richterstuhle ausgehauen, und neben dem Thore dasjenige des getödteten Kindes; und am Zollthore stellte man den auf seinem Rosse einhersprengenden Jüngling dar.

Der Berichterstatter verdankt diese Sage der mündlichen Mittheilung des um die elsässische Geschichte und Literatur so vielverdienten, sel. Professors A. W. Strobel. Sie bezieht sich auf das bekannte Bild des Bischofs Konrad von Hüneburg, welches an dem ehemaligen, gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts abgebrochenen Speierer- oder Bischofs-Burgthore ausgehauen war; auf ein anderes Bildwerk an demselben Thore, welches einen unter einem Unthiere liegenden Menschen, und auf ein drittes am Zollthore befindliches Bild, das einen auf einem Löwen reitenden Menschen darstellte. Die Sage ist nichts Anderes als die Auslegung dieser drei Bilder, deren Gegenstände sich das Volk nicht mehr zu erklären wußte.

300.

Der Marschall von Hüneburg und die Stiftung von St. Johann zum grünen Wörd.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans, nach Mulmann Merlschwin's Buch über St. Johann.

Sein ganzes Leben lang war Herr Wernher von Hüneburg, der bischöfliche Marschall, ein roher, wilder und grausamer Kriegsmann gewesen, oder, wie der mittelalterliche Erzähler, der

uns seine Geschichte aufbewahrt hat, sagt: „gar ein wunderlicher Harster und Wütherich."

Straßburg in's Besondere hatte keinen grimmigern und unversöhnlichern Feind als den Marschall.

Herr Wernher ritt und kriegte auf die Stadt und beschädigte sie und die Ihrigen, so oft und so sehr er es nur vermochte.

Da wollte aber der milde, barmherzige Gott seine Gnade unverdienter Maßen in des harten Ritters Brust gießen und seine Liebeswerke unwillkürlich durch diesen Wütherich ausüben lassen. Gleichwie er einst mit dem heiligen Paulus gethan, gab er mit einem Male dem bischöflichen Marschall „einen kräftigen Ker[1]) von allen Sünden und machte aus einem grimmen Wolfe ein sanftes Schaf."

Plötzlich änderte Herr Wernher sein Leben; sanftere Regungen erfüllten das sonst so wilde Gemüthe; er verspürte aufrichtige und tiefe Reue ob seiner vielen und schweren Sünden und suchte sein Heil in Gott.

Nachdem er sich also mit Gott versöhnt hatte, söhnte er sich auch mit der Stadt Straßburg aus, und um die ganze Wahrheit und Innigkeit seiner Reue recht wirksam zu machen, stiftete und erbaute er, außerhalb der Ringmauern der Stadt, ein Kirchlein sammt einem Kloster, zur Ehre Gottes und zum Lobe der heiligen untheilbaren Dreieinigkeit.

Die von Straßburg vergaßen auch ihrer Seits des Marschalls früherer Ungerechtigkeiten und feindseliger Verfolgungen.

Als Zusteuer und Beihülfe seiner Stiftung gab der Rath Herrn Wernhern die Hofstätte, auf welcher er sein Kirchlein erbaute, sammt dem Allmende auf beiden Seiten und darum her, bis an die Breusch. Jene ganze Gegend war dazumal ein wilder hagiger Wörd, voller Hurste und Wilgenbäume[2]). Auch wurde dasselbe später, nachdem das vom Marschall gestiftete Gotteshaus den Johanniter-Rittern von Jerusalem war übergeben worden, Jahrhunderte hindurch noch St. Johann zum grünen Wörd genannt.

Nachdem das Kirchlein vollendet war, ließ es Herr Wernher

[1]) Bekehrung, Buße.

[2]) Der ursprüngliche Ausdruck, womit man im Mittelalter die Weidenbäume benannte.

am Freitage nach Oſtern, acht Tage nach dem Charfreitage, zu Ehren Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit einweihen.

Bis zu ſeinem Ende blieb Herr Wernher von Hüneburg Gottes und der Stadt Straßburg beſter und unverbrüchlicher Freund. Und als er hingeſchieden war mit reuigem und gottverſöhntem Herzen, wurde ſeine Leiche feierlich in dem von ihm geſtifteten Kirchlein, vorn am Altare, beigeſetzt.

Dieſe Sage erzählt Herr Rulmann Merſchwin in ſeinem äußerſt merkwürdigen Buche über St. Johann, über die Gottesfreunde und ſeine eigene Bekehrung.

Auf dem Grabe des Marſchalls las man folgende Inſchrift:

»Do man zalte von der geburt Christi MCLXVI ior, starp vñ wart har begraben der edele wolgeborne herre, her marschalck Wernher von hüneburg der disse kirch mit irm kor zu allererst het gedon buwen vñ wihen in ere der heiligen drivaltekeit zu der zit als man zalte MCL. ior, bitten Got fur in.«

S. *Mieg*, Monumenta in eccles. et monast. argent., Manuſcript, S. 477.

Der Sprachlaut und die Abfaſſung dieſer Inſchrift, und noch mehr das Wappenbild, das auf dem Steine ausgehauen war, bezeugen hinlänglich, daß dieſelbe nicht gleichzeitig mit dem Tode des Marſchalls fällt, ſondern einer ſpätern Zeit angehört. Es wird dieſelbe ſomit unrichtig als eine der älteſten, in deutſcher Sprache abgefaßten Inſchriften gerühmt. (S. Strobel, Geſch. des Elſaſſes, Bd. I, S. 401.)

Herrn Wernher's Grabſchrift zufolge hätte die Stiftung der von ihm zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit erbauten Kirche im Jahre 1150 ſtattgefunden. Königshoven hingegen, im Regiſter ſeiner lateiniſchen Chronik, ſetzt die Entſtehung dieſes Gotteshauſes einmal in das Jahr 1227 und dann wieder in das Jahr 1233. Andere Geſchichtſchreiber geben dafür ſogar erſt das Jahr 1240 an. Dieſe ſpätern Daten beziehen ſich aber offenbar auf die Wiederherſtellung jenes Kloſters in dem zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts; denn die Gründung deſſelben in der zweiten Hälfte des zwölften iſt urkundlich erwieſen.

201.

Der Kinder Kreuzzug.

C. Strobel, Geſchichte des Elſaſſes. I, S. 472 u. f.; nach Specklin's handſchriftlichen Collectaneen, Fol. 83 a. Vergl. L. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz, III, S. 84.

Im Jahr 1212 erſchien in mehrern Theilen Frankreichs und Deutſchlands ein ſchöner, unbekannter Knabe, der ſaß auf einem mit glänzenden Fahnen geſchmückten Wagen, durchfuhr die Lande und rief überall die Kinder auf, nach Jeruſalem zu ziehen und das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu retten. Allenthalben ſchloſſen ſich die Kinder an, wie ſehr auch Eltern, Verwandte und Obrigkeit ſich widerſetzten. Sie behaupteten, Gott habe ſie dazu berufen, und wenn ſie in ſtets wachſenden Schaaren durch Stadt und Land zogen, ſangen ſie das Kreuzfahrerlied, daraus eine Strophe lautete:

Nu wallet hin geliche
Daz wir das Himmelriche
Erwerben ſicherliche
Bei duldiglicher Zehr [1])
Gott will mit Heldes Handen
Dort rächen ſeinen Anden [2])
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geiſt hehr.

Auch ältere Perſonen geſellten ſich zu ihnen. Aus Straßburg allein zogen über ſechzehnhundert mit, die ſich um ein, bei dieſer Gelegenheit aufgerichtetes Kreuz verſammelt hatten.

Die deutſche Kinderſchaar zog über die Alpen nach Italien, um ſich daſelbſt einſchiffen zu laſſen. Unter der Anführung eines Knaben waren auf dieſe Weiſe, Männer und Weiber mitgerechnet, ſiebentauſend in Genua angelangt. Viele waren ſchon während der beſchwerlichen Reiſe über die Schweizergebirge umgekommen; andere wurden in der lombardiſchen Ebene von den Bewohnern als Knechte und Mägde zurückbehalten. In Rom ſahen ſie das

[1]) Von dulten, mhd., feſtlich begehen, dult-lich, feſtlich. — Zehr, Zor, Zuer, Schmuck. — [2]) and, ande, mhd., Zorn, Rache; ſeinen Anden rächen, tautologiſch verſtärkend für: rächen.

Zwecklose und Thörichte ihres Unternehmens ein; die Kinder und Greise wurden von ihrem Gelübde losgesprochen und zogen elendiglich in ihre Heimat zurück. Die Erwachsenen mußten jedoch ihr Versprechen halten.

Von denen, die das Meer erreicht hatten, sah keines sein Vaterland wieder: Schiffer nahmen sie zwar auf, um sie angeblich nach Palästina zu führen, schifften aber mit ihnen nach Afrika und verkauften sie dort als Sklaven.

Königshoven gedenkt ebenfalls dieses Kinderkreuzzuges, Chron. S. 400: „Merrart was von kinden vnd vorechten lüten M. cc. rij." und Gleßner, Chron. S. 80, sagt: „Do man zalte M. cc. rij. do hettent vorechte kint ein merfart uf geleit, unn woltent über lant mit truckem fuszen gen Jherusalem fin gevarn."

302.

Der tödtliche Sprung.

Z. Straßb. Geschichten, Sagen u. s. w., S. 94.

Unter den Fürsten, Herren und Städten, welche sich mit den Erzbischöfen Gerhard von Mainz und Wichbald von Cöln, mit dem König von Böhmen und sämmtlichen andern Churfürsten — den Erzbischof von Trier und den Pfalzgrafen bei Rhein, König Adolf's Tochtermann, ausgenommen — wider diesen König und zu Gunsten Herzog Albrecht's von Oesterreich, König Rudolf's I. Sohn, verbanden: befanden sich Bischof Konrad von Lichtenberg und die Stadt Straßburg, sammt andern Grafen und Herren vom elsässischen Adel: unter diesen die Grafen von Zweibrücken und Leiningen, die Herren von Ochsenstein und Lichtenberg.

Nachdem der Erzbischof von Mainz Herzog Albrecht nach Mainz berufen hatte, mit dem Versprechen, König Adolf abzusetzen und ihn selbst an dessen Stelle zum römischen König erwählen zu lassen, brachten Albrechts Anhänger ein Heer von zehntausend Mann zusammen, mit welchem der Fürst den Rhein hinab zog, um an dem bestimmten Tag zu Mainz zu erscheinen.

Bischof Konrad von Straßburg, der dem Hause Habsburg treu ergebene Freund, hatte ihm achthundert gewappnete Reisige, alle gleich gekleidet, zugeführt. Die Stadt Straßburg hatte ihrerseits Herzog Albrecht mit großen Ehren empfangen und ihm eine Schaar von viertausend Mann Hülfstruppen, zu Fuß und zu Roß, zugesandt.

In der Zahl der edeln Straßburger, welche diesem Kriegszuge sich anschlossen, befand sich Junker Konrad Bock, ein Urenkel Ruprecht Bock's, des Stammvaters dieses edeln Geschlechtes, und einer der ausgezeichnetsten jungen Männer Straßburgs.

Konrad Bock hieng mit unverbrüchlicher Treue an dem österreichischen Herzog und war einer der Edeln, welche Albrecht am Tage seiner Wahl, am St. Johannisabend 1298, zu Mainz, feierlich zu Rittern schlug und denen er mit eigener Hand den ritterlichen Schmuck umhieng.

In der Schlacht bei Geilheim, wo Albrecht seinen Gegenkönig besiegte; wo König Adolf, Viele behaupten, von Albrecht mit eigener Hand, erschlagen und sein Sohn wohl mit sechzig Grafen und Landesherren gefangen wurde, bewies Junker Konrad Bock sich der ihm verliehenen Auszeichnung würdig und bewährte seinen längst erworbenen Ruf der Tapferkeit.

Es gieng in alter Zeit die gemeine Rede, daß alle Fürsten und Herren, welche wider König Adolf zusammen geschworen hatten, eines gewaltsamen Todes sterben mußten. So erzählen auch die gleichzeitigen Chronikschreiber:

Erzbischof Gerhard von Mainz, ein geborner Graf von Nassau, Adolf's Vetter, dem er früher zum Throne verholfen hatte, und der sodann der Haupturheber seines Sturzes wurde, starb jählings auf einem Sessel sitzend.

Der Graf von Haigerloch wurde erschlagen.

Herr Otto von Ochsenstein, Albrechts Vetter und oberster Bannerherr, erstickte vor Hitze und Anstrengung in seinem Harnisch in der Schlacht bei Geilheim.

Der Graf von Zweibrücken ertrank in der Blies.

Bischof Konrad von Straßburg wurde vor Freiburg im Breisgau von einem Metzger erschlagen.

Der Graf von Leiningen wurde vor seinem Ende unsinnig

Albrecht selbst wurde meuchlings von seines eigenen Bruders Sohn erschlagen [1]).

Auch Herr Konrad von Bock fand einen gewaltsamen und höchst sonderbaren Tod: er wurde todt gesprungen. Es geschah dies nämlich auf folgende Weise:

Herr Konrad war ein schön gewachsener, kräftiger Mann, von ritterlichem Sinne und ritterlichen Handlungen. Von früher Jugend an hatte er sich im Ringen und Springen und allen Leibesübungen ausgezeichnet und eine solche Stärke, Gewandtheit und Muskelkraft gewonnen, daß er von ziemlicher Höhe herab einem Andern, der sich der Länge nach auf den Boden legte, wie ein alter Chronikschreiber es bezeugt: „so leichtlich auf den Leib sprang, daß er von rechter geringkeit vnd geradene, sich in dem sprung enthielte vnd wider von ihme hinweck schupffte."

Eines Tages befand sich Herr Konrad Bock mit andern adeligen Herren auf der Ritterstube zum Mühlstein. Wie oft schon, war auch diesmal wieder die Rede von seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit im Springen, und alsobald wurde er aufgefordert, eine neue Probe derselben zum Besten zu geben. Marx von Eckwersheim, ein Edelknecht, erklärte sich nicht blos bereit, sich Herrn Konrad zum Sprunge hinzulegen, sondern erbot sich sogar noch es ihm gleich zu thun. Zu seinem Unglücke entschloß sich Konrad, des Eckwersheimers Vermessenheit Genüge zu leisten.

Alles drängte sich nun heran, die kühnen Springer zu bewundern.

Herr Konrad that den ersten Sprung. Er stieg auf einen Tisch; Herr Marx legte sich rücklings auf den Boden, und Konrad sprang, wie er es schon oft gethan, so leicht und gewandt, daß kaum seine Fußspitzen den Leib des Eckwersheimers berührten und er sich sogleich mit der ganzen Wucht seines Körpers in einem zweiten Schwunge vom Edelknechte hinweg auf den Boden schob.

Rauschender Beifall erscholl ringsum in der Trinkstube.

Nun kam die Reihe an Marx. Behend war er auf den Tisch gesprungen, und Herr Konrad hatte seine Stelle auf dem Boden eingenommen. Er schwang sich: allein unfähig, seinem Körper

[1]) P. Herzog, Elsass. Chronik. Buch II. S. 51, fügt hinzu: „Es seind nach dieser niderlag, allen Grafen vnnd Herrn, so bey Adelphe in der Schlacht gewesen, ihre wappen geendert worden."

eine ſchnelle Seitenwendung zu geben und vorher den auf dem Rücken liegenden Ritter leicht mit der Fußſpitze zu berühren, ſprang er demſelben mit ſeiner ganzen Schwere auf den Leib, daß jener augenblicklich des Todes war.

Allgemeine Beſtürzung ergriff die Zuſchauer.

Herr Marx von Eckwersheim war troſtlos.

Nachdem ſich das Gerücht von dieſem unglückſeligen Sprunge in Stadt und Land verbreitet hatte, klagten Manche den Edelknecht an, er habe aus Neid und Haß den Ritter Konrad mit Fleiß zu Tod geſprungen. Er betheuerte aber ſeine Unſchuld auf's Feierlichſte und wies dieſe ſchändliche Beſchuldigung immer mit lautem Unwillen ab.

Konrad von Bock's unglückliche Gattin war Frau Giſela von Staufenberg; ſein einziger Sohn, Simon, that ſich nachher durch ſeine tüchtige Geſinnung, ſeine Liebe zur Vaterſtadt und ausgezeichnete Fähigkeiten im ſtädtiſchen Regimente hervor und erhielt des Vaters Andenken in Ehren, der wegen ſeines offenen, ritterlichen Weſens und ſeiner Tapferkeit allgemein gerühmt und geehrt war.

303.

Die Wunderthaten der Geißler.

C. Schilter-Königshoven's Elſäß. Chronik, S. 297 u. f., und beſonders Gleſner's Chronik im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. 1843. 4°. I. S. 136 u. f.

Der Schluß der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts war für den größten Theil von Europa mit vielfältigen Schreckniſſen erfüllt.

Den 25. Jänner 1348 erſchütterte ein furchtbares Erdbeben alle Lande: Berge ſtürzten ein; Städte und Dörfer verſanken; die Erde ſpaltete ſich, Waſſerfluthen drangen daraus hervor und giftige Dünſte und verpeſteten die Luft. Unzählige Heuſchreckenſchwärme hatten ſich auf die Gefilde niedergelaſſen und alle Saat

aufgefreſſen, wodurch Mißwachs und Hungersnoth und andere Leiden erzeugt wurden.

Zudem kam auch noch, zum Theil durch jene außerordentlichen Naturerſcheinungen bewirkt, eine große Peſt, der ſchwarze Tod genannt, die ſich ſchon im Jahr 1347 in einzelnen Seehäfen des Mittelmeeres gezeigt hatte, und raffte Millionen von Menſchen in unſerm Welttheile dahin. Sie wüthete namentlich in den Jahren 1348 und 1349 und verſchwand erſt drei Jahre nachher völlig, nachdem ihr noch, in der einzigen Stadt Thorn, im Jahr 1352, über viertauſend Opfer gefallen waren. „Daz ſterben waz ſo gros," ſagt Closener, „daz gemeinlich alle tage in iegelichem kirſpel [1]) liche worent vij oder viij oder ix oder x oder noch danne me, one die man zu klöſtern begrub, unn ohne die man in den ſpital drug, da waz als unzellich vil daz man die ſpitelgrube bi bi der kirchen ſtunte muſte in einen witten garten ſetzen, wan die alte grube zu enge und zu klein waz. Die lute die do ſturbent, die ſturbent alle an büllen [2]) unn an drüſen die ſich erhubent under den armen unn obenan an den beinen, unn wen die büllen ankoment, die do ſterben ſoltent, die ſturben an dem vierden tagen, oder an dem dirten [3]), oder an dem andern. Eteliche ſturben ouch dez erſten tags. Es erbet ouch eins von dem andern [4]). Do von in welhes huß daz ſterben kam, do hort es ſelten uf mit eime. Men lute ouch alle obende etwie manigeme mit der groszen glocken. Die ſumme wie manig werbe [5]) mitte [6]) gelütet wart die waz in einre wochen kriij werbe."

Als Urſächer des ſchwarzen Todes wurden die Juden beſchuldigt; ſie hätten nämlich, lautete die allgemeine Sage, die Brunnen vergiftet und angeſteckt, und ſomit die Peſt in die Chriſtenheit gebracht; denn ihrerſeits ſtarben verhältnißmäßig weit weniger. Die Juden wurden nun überall verfolgt, eingezogen, gefoltert und zu Tauſenden verbrannt.

Obgleich der ſchwarze Tod Straßburg erſt im Sommer des Jahres 1349 traf, ſo war doch ſchon das Jahr zuvor von verſchie-

[1]) Kirchſpiel. — [2]) Beulen. — [3]) dritten. — [4]) Die Chroniques messines, S. 89 u. f., ſagen ſogar, daß die Peſt durch den böſen Blick anſteckte: „Que non pas seulement par la demeure ou communication, mais aussi par le regard l'ung (l'un) recevait la peste de l'autre." — [5]) wie viel mal. — [6]) damit

denen Seiten die Aufforderung an den Rath gemacht worden, gegen die in der Stadt anſäſſigen Juden mit Feuer und Schwert zu verfahren. Die Lauheit, womit derſelbe jedoch, nach der Meinung der Judenfeinde, wider ſie verfuhr, bewirkte einen Aufruhr in der Bürgerſchaft, und in Folge desſelben eine Aenderung im Stadtregimente. Unter der Verwaltung des neuen Rathes nun wurden den 14. Hornung, an St. Valentinstag, 1349, auf ihrem eigenen Kirchhofe, an der nördlichen Gränzſeite der Stadt, zweitauſend Juden verbrannt [1]).

Am Johannistage desſelben Jahres erſt brach der ſchwarze Tod in Straßburg aus.

Vierzehn Tage darauf kamen mehrere hundert Geißler aus Brabant, Flandern und dem Hennegau, den Rhein herauf, in's Elſaß und nach Straßburg. Sie trugen auf ihren Mützen und Schultern rothe Kreuze. Vor dem Zuge her, der ſich unter Glockengeläute durch die Straßen bewegte, wurden mehrere Fahnen, aus koſtbaren Seidenſtoffen, getragen. Sie ſangen durch die Straßen; in den Kirchen fielen ſie auf die Knie, geißelten ſich ſelbſt und wurden von dem Meiſter auf den Rücken geſchlagen, während ein Vorſänger die Worte ſang:

Nu hebent uf die üweren hende
Daz got dis groſze ſterben wende.
Nu habent uf uwer arme
Das ſich got über uns erbarme.

Nachdem je Einer vom Meiſter gegeißelt worden, rief dieſer ihm zu:

Stant uf durch der reinen martel ere
Unn hüte dich vor der ſünden mere.

Ihre Regel und Lieder oder Leiſen, ſo wie eine Predigt und einen vorgeblich von einem Engel in Jeruſalem auf eine Marmortafel geſchriebenen Brief theilt Gloſener am vollſtändigſten mit. In dieſem Briefe werden die Sünden der Menſchen, namentlich die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, als Urſachen der Erdbeben, der Theurung und der Peſt angegeben und alles Volk

[1]) Die Straße, in welcher der Judenbrand geſchehen, heißt noch heutiges Tages die Brandgaſſe.

zur Buße aufgefordert. Ueberall ſtrömten die Leute ihnen zu, ließen ſich von ihnen bekehren, beherbergten und beſchenkten ſie. In Straßburg wuchs ihre Zahl zuletzt auf über tauſend Mitglieder an, die in zwei Schaaren das L .d auf- und abwärts zogen.

Die Geißler gaben auch vor, mancherlei Wunder zu vollbringen. Closener berichtet einige derſelben in ſeiner naiven Weiſe und mit höchſt ungläubigem Sinne:

„Die bruder noment ſich ouch an groſzer heilikeit, unn ſprochent es geſchehent groſze zeichen durch iren willen. Zum erſten ſprochent ſü, ein bider man hette in geben trinken, us eim vaſze mit wine, unn wie vil ſü drus gedrunkent, ſo waz es alles vol. Sü ſprochent ouch ein martelbilde zu Offenburg geſwitzet hette, unn unſer frowen bilde zu Strosburg hette ouch geſwitzet. Sülich me ſeittent [1]) ſü vil die alle gelogen worent. Sü ſprochent ouch die rinder hettent zu Erſthein gerette [2]). Daz kam alſ us. Einre der waz zu Erſthein der hies Rinder, der waz alſe ſwach von ſiechtagen, daz er one ſprechen lag. Nu kam es, die wile die geiſcheler do worent, daz ſich der ſiche beſzert unn redent wart. Do ſeit eins dem andern Rinder iſt redende worden. Do ſprochent die geiſcheler, die ‚rinder in den ſtellen werent redend worden. Daz erſchal als wit daz lant waz, daz einveltig lute wondent [3]) es wer alſo. Sü noment ſich ouch an die beſeſzenen lute zu beſwerende [4]). Do ſprach ir einre, do er eins beſwur: Du verſnitter [5]) dufel, du mus herus, unn ſolteſtu ioch [6]) dine muter geſnien. Mit den heiligen worten hettent ſü e G dufel in eins broht [7]), denne ſü einen mohten han uſzer im broht. Sie trugent ouch ein ertrunken tot kint uf der owen [8]) umbe iren ring [9]) do ſü ſich geiſcheltent, unn woltent es lebendig han gemaht. Es geſchach aber nüt.“

Nach und nach erkaltete jedoch der Eifer für die Geißler; geiſtliche und weltliche Behörden ſprachen wider ſie, und endlich machte ein päbſtliches Verbot dem Unweſen ein Ende.

---

[1]) ſagten. — [2]) Vergl. S. 251 — 254. — [3]) wähnten, glaubten. — [4]) beſchwören. — [5]) verworfener, rejectus. — [6]) auch. — [7]) gebracht. — [8]) Aue. — [9]) Kreis.

Vergl. Strobel, Geſch. des Elſaſſes, II, S. 279 u. ff. Er theilt folgende Strophe aus einem franzöſiſchen Geißler-Liede mit:

Or avant, entre nous tous Frères,
battons nos charognes bien fort,
en remembrant la grant misère
de Dieu et sa piteuse mort,
qui fut pris en la gent amere
et vendus et traïs à tort
et battu sa char vierge et dère ....
Au nom de ce, battons plus fort.

Die von L. Bechſtein, Thüring. Sagenſchatz III, S. 70 u. ff., mitgetheilten Leiſen weichen in manchen Strophen von denjenigen unſerer elſäſſiſchen Chroniſten ab und ſind lange nicht ſo vollſtändig wie die von Cloſener aufgezeichneten.

204.

Die Sage von dem Urſprunge der beiden Ammeiſtergeſchlechter der Barpfenning und der Leimer in Straßburg.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Straßburg ein Kaufmann, Namens Rulin, der gewöhnlich Rulin der Krämer[1]) geheißen wurde. Er war ein reicher, allgemein geachteter Mann, der zu zweien malen, 1353 und 1361, zu Straßburg die höchſte Würde, das Amt eines Ammeiſters, bekleidete.

Dieſer Rulin hatte einen Bruder, Johannes, der äußerſt gaſtfrei, oder, um den altſtraßburgiſchen Ausdruck unſerer Chroniſtſchreiber zu gebrauchen, äußerſt koſtfrei war. Johannes hielt, wie es ſcheint, gern offene Tafel für Alle, die ſich ihm freundlich nahten. Da geſchah es aber oft, daß er des Geldes mangelte. Allein in ſolchen Verlegenheiten wußte ſich der heitere Koſtfreie immer trefflich zu helfen. Wußte er doch, daß ſeines ernſten, ſoliden Bruders Geldkiſte immer wohl gefüllt war.

[1]) Es nannte man früher auch größere Kaufleute

Jedesmal alſo, wenn er Mangel an Geld verſpürte, gieng er geradeswegs zu Rulin und ſagte zu ihm: „Bruder, leih mir!“

Und dieß that auch Rulin jedesmal ohne Widerrede, denn auch er war gutmüthig und theilte gerne Andern mit, wie Johannes [1]).

Weil aber der Bruder Koſtfrei gar oft wieder kam und es endlich ruchbar wurde unter den Leuten, ſo hieß man im Volke denjenigen der beiden Brüder, der dem Andern immer aushelfen mußte, bloß den baaren Pfenning, Baarpfenning [2]), und den immer wiederkehrenden Borger den Leih merr! Leimer [3]).

Dieſe Namen blieben fortan den beiden Brüdern und giengen von ihnen auf ihre beiderſeitigen Nachkommen über.

Zur Anzeige, daß ſie eines Geſchlechtes und Herkommens, führten die Barpfenning und die Leimer daſſelbe Familienwappen: ein nach der Länge getheiltes, dreifach verſchränktes Schild, ſchwarz und gelb oder golden, jedoch mit verſchränkten Farben, zur Unterſcheidung der beiden Linien. Die Barpfenning führten links Gold, rechts Schwarz, und ſo fort verſchränkt; die Leimer hingegen hatten links oben Schwarz und rechts Gold, und ſo fort verſchränkt.

Dieſe nette Familienſage erzählt Specklin in ſeinen handſchriftlichen Collectaneen, Bd. I. Fol. 225 b, zum Jahre 1353:

„1356. Do wardt zu Ameyſter erwöhlt H. Rulin kremer.“

So ſchreibt Specklin, Fol. 226 a. — Auf dem vorhergehenden Blatte holt er ergänzend nach und fügt hinzu:

„Diſer Rulin oder Rudolff Kremer was ein wolhabener man, hatt ein bruder hieß Hanß, der was Coſtfrey, alſo wan er gelt bedorffte kam er alwegen zu ſeinem bruder Rulin vnd ſagt bruder ley mir, dawil ſin bruder vil bare pfenig hatt vnd

---

[1]) Nach Specklin hingegen wäre Rulin geizig geweſen und hätte ſeinen Brüdern das Ihrige vorenthalten. Die ganze Haltung der Sage ſtreitet aber gegen Specklin's Behauptung.

[2]) In einer Urkunde von 1356 wird er alſo eingeführt: „Der beſcheiden man Rülin von Vwilre (Ulweiler bei Buchsweiler), genant Barpfenning, ein burger zu Strasburg.“

[3]) Leih mir; Straßb. Mundart: merr ſtatt mir.

seinen brüdern nichts ließ, kam im der name Barpfenig wie auch seinen nachkomenten, aber seinen bruder Hanß hieß man nuhr den Leimir, wie auch seine nachkomenten. Der leste Barpfenig auff S. Elisabettengaß ist gestorben 1550, vnd der leste Leimer h. Jörg Leimers des ammeisters son, Carle genandt, am Roßmarkt, ist in Frankreich [1]) gestorben im Jar 156 [2]), vnd also beder geschlecht mansstam gestorben."

Etwas weitläufiger, doch augenscheinlich aus derselben Quelle schöpfend, wie Specklin, erzählt Oseas Schadäus diese Sage in seiner handschriftlichen Chronik, S. 51 [3].

In den Jahren 1386 und 1392 wurde zum Ammeister erwählt Heinrich Leimer, wahrscheinlich des kostfreien Johannis Sohn.

Einem jüngern Rulin Barpfenning, ohne Zweifel des ältern gleichnamiger Sohn, widerfuhr die seltene Ehre, daß er sechsmal zum Ammeister ernannt wurde. Als solcher spielte er im Jahre 1419 nebst dem Alt-Ammeister Hugo Dreyzehen eine Hauptrolle in dem Streite der Bürgerschaft Straßburgs mit dem städtischen Adel, welcher das Regiment der Stadt wieder an sich reißen wollte.

Dieser jüngere Rulin Barpfenning war Ammeister in den Jahren 1399, 1405, 1409, 1413, 1419 und 1426.

305.

Die Sage vom Ursprung des Wappenschildes der Maler.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als Meister Ulrich von Ensingen, der berühmte Stammvater des Künstlergeschlechtes der Ensinger, den Thurmbau des Straßburgischen Münsters leitete, stunden ihm die drei Junkherren von Prag hülfreich an dem Baue bei [4]).

---

[1]) Schadäus sagt in Valenz, Valence.

[2]) Specklin ließ die Jahrszahl unausgeschrieben. Es soll heißen 1571, wie es aus dem Berichte des Chronisten O. Schadäus erhellt.

[3]) Specklin, in seinen handschriftlichen Collectaneen, Bd. I, Fol. 306 b.

Dieſelben waren nicht minder berühmt als Meiſter Ulrich. Als Bildhauer, Baumeiſter, Maler und Formſchneider glänzen ſie in der erſten Reihe der gefeiertſten Künſtler ihrer Zeit und des fünfzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen. Ihnen verdankte Straßburg namentlich das vielgerühmte traurige Marienbild. Dieſes ſchenkte Meiſter Konrad von Frankenburg, des Frauenwerks Balier, im Jahre 1404 dem Werke oder dem Münſter, und es wurde hernach mit großen Ehren in der durch Meiſter Erwin von Steinbach erbauten prachtvollen Marienkapelle unter ein kunſtreich ausgehauenes Tabernakel geſetzt, das allein bei ſechzig Pfund Pfenninge Straßburger Währung koſtete. Dieſes Bild wurde ſeiner Traurigkeit halber im Volke für heilig gehalten und bis zur Reformationszeit hoch verehrt und viel dabei geopfert.

Von dem Einen der drei Junkherren von Prag rührte auch höchſt wahrſcheinlich das ebenfalls hochberühmte traurige oder kreuztragende Chriſtusbild her, welches im Jahre 1410 inwendig an dem großen Münſterportale, der ſogenannten Schapelthüre, aufgeſtellt wurde [1]).

Von dieſen drei Junkherren von Prag nun wird der Urſprung des Zunftwappens der Maler hergeleitet und derſelbe folgenderweiſe von der Sage erzählt:

Es geſchah eines Tages, daß die Herren von Rappoltſtein

---

und Guilliman, in ſeinem Werke De episcopis argentinensibus, S. 56, haben das Andenken der drei Junkherren von Prag und dasjenige ihres Antheils am Thurmbaue des Münſters aufbewahrt; und noch bezeugt eine Medaille vom Jahre 1565 die geſchichtliche Richtigkeit ihrer Ausſage. Auf der einen Seite dieſer Medaille ſieht man die weſtliche Haupt-Façade des Münſters, ſammt dem Thurme, eben herum mit der Inſchrift: TVRRIS. ARGENTORATENSIS., und auf der andern Seite die drei Junkherren ſelbſt zu Pferde, mit der Inſchrift: DIE. DREI. IVNCKHERN. VON. BRAG., und der Jahrezahl 1565.

[1]) Höchſt wahrſcheinlich ſind auch die meiſtlichen, in den Thürmchen an den beiden dem Wächterhäuslein zugekehrten Wendeltreppen aufgeſtellten kleinern Statuen, meiſt Apoſtelbilder, von der Hand der Junkherren. Der Ort, wo dieſe Bilder ſich befinden, würde wenigſtens mit dem denſelben zugeſchriebenen Wirkungskreiſe am Münſterthurme übereinſtimmen, und die Schönheit dieſer Statuen überſeits vollkommen dem hohen Rufe dieſer Künſtler entſprechen. — Ueber das im Texte erwähnte traurige Chriſtusbild ſehe man in der nachfolgenden Sammlung der Münſterſagen des Verfaſſers, die auf dieſes, leider mit dem traurigen Marienbilde zu Grunde gegangene Meiſterſtück bezügliche Sage, nebſt den beigefügten Anmerkungen.

mit denſelben in Streit geriethen und ſie auf die gröbſte Weiſe beleidigten.

Die Junkherren aber nahmen dieſe Entehrung nicht ſtillſchweigend hin. Mit gerechter Klage kamen ſie bei Kaiſer Sigmund ein, der ſie gar hoch hielt wegen ihrer Kunſt und ihres adeligen Herkommens, und zur Strafe der Beleidiger ertheilte der Kaiſer den Junkherren von Prag das Recht, fortan die Geſchlechtswappen der Herren von Rappoltſtein, jedoch mit verſchränkten Farben, drei weiße oder ſilberne Schildlein in rothem Felde, zu tragen.

Und von den Junkherren von Prag ſoll hernach dieſes Schild und Wappen, roth und weiß, auf die Malerzunft von Straßburg, und von dieſer auf ſämmtliche Maler-Zünfte des deutſchen Reiches übergegangen ſein.

Dieſe angebliche Entſtehungsweiſe des bekannten Zunftwappens der Maler erzählt Chr. Lazius, doch ganz ſummariſch nur, in ſeinem gehaltreichen Werke: De migrationibus gentium, Lib. VIII, pag. 515, Ausgabe von Baſel 1572, in dem auf die Herzoge von Urſelingen und die Markgrafen von Schiltach bezüglichen Abſchnitte: »Genealogia Ducum de Vrsplingen et Marchionum de Schiltach, qui a spoletanis Marchionibus exulibus descendebant, quemamodum et barones de Rapoltensteyn, et Barones de Vünsperg.« — *Habebant*, ſchreibt Lazius, in insignibus albis tres rubros minores clypeos, quæ et Vünspurgenses et Rapoltensteyneuses gerunt, sed inuersis coloribus, qualia passim uidemus pictores arma siue insignia artis usurpare, ab insignibus illis pictoribus artificio transmissa, quos ante patrum memoriam uocabant die junckhern von Prag, qui extremam manum turri argentoratensi indidere, et quibus ab ignomiam quandam a dominis a Rapoltensteyn irrogatam, gentilicia familiæ Rapoltensteynensium illa ipsa insignia Sigismundus Imperator confirmaũerat.

Cruſius, in ſeiner Schwäbiſchen Chronik (Vol. I, Th. III, 4tes Buch, 3tes Cap., S. 89) und Zeiler, in ſeinem Reisbuch (Th. I, S. 214), haben ſeitdem mit denſelben Umſtänden dieſe Sage nacherzählt. Auch ſie, gleichwie Specklin und Guilli-

man, erwähnen des Antheils, den die Junckherren von Prag an der Vollendung des Straßburger Münſterthurmes genommen haben.

Die von Lazius aufgeſtellte Behauptung hinſichtlich des Urſprunges des Wappenſchildes der Maler kann jedoch geſchichtlich nicht auf die Weiſe, wie er ſie mittheilt, begründet ſein; denn der Urſprung dieſes Schildes reicht offenbar über die Zeit der Junckherren von Prag hinaus.

Ohne Zweifel war dieſes Malerwappen, das auch, wie ſchon geſagt, bei den übrigen Malerzünften in Deutſchland verbreitet war, ein ſogenanntes ſprechendes, des armes parlantes, wie die Franzoſen ſagen. Höchſt wahrſcheinlich war es ein uraltes. Schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts führte, erweislich, die Zunft der Schilter oder Maler zu Straßburg die drei Schildlein, drei und eins geſtellt, in ihrem Wappen. Es mag daher ſeinen Urſprung genommen haben, daß die älteſten mittelalterlichen Maler, deren Kunſtübung ſich hauptſächlich auf das Bemalen der Schilde beſchränkt zu haben ſcheint, aus dieſer Urſache unter dem Namen der Schilter, d. h. der Schildmaler, bezeichnet wurden.

Auf einem noch vorhandenen Ordnungsbuche der Straßburger Malerzunft, welche ſpäterhin, von ihrer Zunftſtube, auch die Zunft zur Stelzen geheißen wurde, vom Jahre 1456, iſt auf beiden Seiten des Einbandes das Wappen mit den ſogenannten drei Maler-Schildlein gemalt; dieſe leztern zwar weiß oder ſilbern, wie immer, hier aber in blauem Felde und das große Schild mit goldnem Rande eingefaßt. Auf Malereien vom Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts habe ich bis jezt ausſchließlich das rothe Schild getroffen, mit den drei weißen oder ſilbernen Schildlein, von dem die von Lazius mitgetheilte Sage ſpricht, jedoch durchgängig ohne Einfaſſung oder Bordüre. Auf Malereien des ſiebzehnten Jahrhunderts hingegen kömmt, merkwürdig genug, das blaue Schild wieder nebſt dem rothen vor; doch auch hier beide wieder ohne Einfaſſung. Dieſes doppelfarbige Bild ließe ſich vielleicht dadurch ganz leicht erklären, daß das blaue, wie ich zu vermuthen alle Urſache habe, dasjenige der eigentlichen Kunſtmaler, und das rothe hinwiederum dasjenige der ältern Schilter und nachherigen Wappenmaler geweſen ſein dürfte.

Auch außerhalb Straßburgs, wie bereits bemerkt worden, findet ſich das Malerſchild mit den drei kleinen Schilden, roth und weiß, als Zunftwappen vor, und zwar ebenfalls ſchon vor der Zeit der Junkherren von Prag. So namentlich in einem gemalten Glasfenſter des vierzehnten Jahrhunderts im Münſter zu Freiburg im Breisgau, auf der nördlichen Abſeite.

Nichts deſto weniger aber mag dennoch der von Lazius mitgetheilten Sage irgend ein hiſtoriſches Ereigniß zu Grunde liegen. Als ausgezeichnete Maler mögen die Junkherren von Prag, gleichwie andere Künſtler dieſes Faches, gar wohl das Malerzunftwappen vorzugsweiſe vor ihrem angeſtammten adeligen Wappen geführt und hierdurch einerſeits zu dem in der Sage berührten Streite mit den Herren von Rappoltſtein Anlaß gegeben haben, und andererſeits aber auch viel dazu beigetragen haben, dieſes Künſtlerwappen immer mehr in Aufnahme zu bringen. Auf dieſe Weiſe ließe ſich vielleicht obige Sage ganz natürlich auf die reine hiſtoriſche Wahrheit zurückführen.

306.

Kaiſer Sigismund und die Straßburger Edelfrauen.

S. B. Hertzog, Edelſaſſer Cronik, Buch II, Fol. 86; vergl. Schilter-Königshoven, Chronik, S. 144 u. f.

Sigismund, König von Ungarn und Böhmen, welcher den 21. Juli 1411 zu Frankfurt von den Churfürſten auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben worden war, hatte ſich 1413 und 1414 die Gunſt Straßburgs dadurch erworben, daß er ihr nicht nur das Recht jährlich eine große Meſſe zu halten, beſtätigte, ſondern dieſelbe auch, nach ihrem Wunſche, vierzehn Tage vor und ebenſo viele nach Johannis verlegte; zudem erhöhte er auf ihr Begehren den Rheinzoll, was ebenfalls für ſie von bedeutendem Gewinn war. Dafür empfieng ihn auch die Stadt auf das Glänzendſte, als er, aus Italien zurückkehrend, aus der Schweiz kam und durch den Rheingießen in ihre Mauern einfuhr.

Es geſchah dies den 7. Juli 1414, Abends. Sowie der Magiſtrat die Kunde erhielt, daß der Kaiſer auf zwei Stunden von

Straßburg entfernt war, ließ er mit allen Glocken läuten; zahlreiche Schiffe fuhren ihm entgegen und begleiteten ihn bis an die neue Brücke, wo er anlandete, zu Pferde ſtieg und von der ganzen Geiſtlichkeit, dem Adel, dem Magiſtrate und den Zünften mit lautem Jubel empfangen wurde. Vor ihm her und hinter ihm trug man Standkerzen. Er ritt nun mit ſeinem zahlreichen Gefolge, in welchem ſich auch Amadeus, Graf von Savoyen, der bei ſechshundert Pferde mit ſich führte, befand, dem Münſter zu; und ſo groß war die Menſchenmenge, welche ſich auf dem Platze vor demſelben verſammelt hatte, daß er, wie Bernhard Hertzog verſichert, „vor dem getreng des volcks nicht in das Münſter kommen konnte," ſondern in ſeine Herberge, den Lohnherrenhof, oder den jetzigen Lurhof, in der Brandgaſſe, begleitet wurde. Erſt nach dem Nachtims, nachdem die Menge ſich verlaufen, führte man ihn ſodann in das Münſter.

Die Stadt ſchenkte dem Kaiſer „drey fuder Weins, ein rottes vnd zwey weiß fuder, ein ſilbern übergült Gießfaß, 200 gulden wehrt."

Der Biſchof, der Magiſtrat, die Bürgerſchaft und der Adel ſtritten ſich um die Ehre, dem Kaiſer ſeinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen.

Damals lag Biſchof Wilhelm mit dem Domſtifte und der Stadt in Streit, und Sigismund hatte während ſeines Verweilens in Straßburg vollauf zu thun, beide Theile von ihren Feindſeligkeiten abzubringen und zur Ausſöhnung zu bereden.

Ebenſo dauerten die Zwiſtigkeiten, welche ſchon lange zwiſchen den beiden angeſehenen adeligen Familien Zorn und Mülnheim herrſchten, noch immer fort und ließen unruhige Auftritte befürchten. Dieß Alles machte, daß der Magiſtrat an den Thoren und auf den Thürmen ſtrenge Wache zu halten befahl; auch ließ er durch zwei Schaaren Kriegsleute, bei jeder ſechzig Mann zu Pferd und hundert zu Fuß, mit brennenden Schwefelringen vor und hinter dem Zuge, jede Nacht die Straßen bewachen.

Allein ungeachtet dieſer Spaltungen, die in der Stadt herrſchten, und der Aufregung, welche dieſelben mit ſich brachten, war Sigismund heitern, manchmal ſogar ausgelaſſenen Sinnes. Die ſchönen Frauen und Jungfrauen beſonders hatten ſich ſeiner Huld und Liebenswürdigkeit zu erfreuen.

Schon hatte ſich der Kaiſer auf dem Mühlſtein, der Trinkſtube derer von Mülnheim, bei Gelag und Tanz weidlich vergnügt; als eine Deputation von Frauen der Zorniſchen Familie ihn für den folgenden Tag auf ihre Stube zum Hohenſteg einlud. Gerne, gab er ihnen ſcherzend zur Antwort, wolle er kommen, allein er wiſſe den Weg nicht, ſie müßten ihn wohl abholen und dahin geleiten.

Dieſe Worte ließen ſich die Edelfrauen nicht umſonſt geſagt ſein. Des folgenden Morgens, „zu Primen zeitt" (um ſechs Uhr), pochte es plötzlich an des Kaiſers Schlafzimmer in des Lohnherren Hofe. Sigismund erwachte davon, ſprang auf und ſtand bald, nachdem er ſchnell einen Mantel um ſich geworfen hatte, baarfuß vor einer feſtlich geſchmückten Schaar von bei hundert der ſchönſten Frauen und Jungfrauen, die ihn, an ſein geſtern gegebenes Verſprechen mahnend, einluden, ihnen zum Hohenſtege zu folgen.

Der galante Kaiſer empfieng die Damen mit freundlichem Lächeln, und um ſie nicht warten zu laſſen, eilte er mit ihnen in dem Aufzuge, in welchem er ſie eben empfangen, baarfuß und mit dem leichten Mantel bedeckt, die Treppe hinab.

Beim Klange der Pfeifen und Trommeln bewegte ſich der luſtige Zug, der Kaiſer voraus, umgeben von ſeinen lieblichen Begleiterinnen, ſingend und tanzend durch die Brandgaſſe und die Münſtergaſſe zum Münſter. In der benachbarten Korbergaſſe kauften die Frauen dem Kaiſer ein Paar Schuhe „vmb 7. Creutzer," zogen ſie ihm an, hörten ſodann mit ihm die Frühmeſſe, und brachten ihn endlich auf die Stube zum Hohenſteg, wo er ſich erſt völlig ankleiden konnte.

Sieben Tage hatte Kaiſer Sigismund in Straßburg zugebracht, in welchem damals ein außerordentlicher Zuſammenlauf von Fremden war, „dann," ſagt Königshoven, „vf die zeit waren in der Statt 3 hertzogen von Peyeren gebrüdere, und der hertzog von Lottringen und der Margraff von Baden, und der Margraff von Röttell und auch Jr. Ludwig von Liechtenberg, und 3 von Blanckenburg, und der Biſchoff von Trier, und herr Margyſe von Verone, und der Baſchau von Soffey, und viel andere Fürſten, Freyen, Graffen und Herren, das ihr 62 was, ohne andere Ritter und Knechte der was ohne zahl in der Statt. und die Statt bezalt was der König vff die zeit koſtet hett. und was der König 7.

tag zu Straßburg, und daß die Statt dem Könige Schenckte und allen Fürſten und herren alſo viel ihr was, das koſtet 1500 fl."

Beim Abſchied ſchenkte der Kaiſer den Frauen, welche ihn ſo gaſtlich empfangen hatten, zum Andenken hundertfünfzig goldene Fingerringe; ſo viel nämlich, als er damals in der Stadt aufkaufen laſſen konnte. Da aber dieſe Zahl nicht hinreichte, um ſie alle damit zu beglücken, ſo verſprach er, die fehlenden nachzuſchicken, was er auch getreulich hielt.

Die adeligen Frauen hatten, wie es ſcheint, ſo großes Wohlgefallen an dem galanten Kaiſer gefunden, daß ſie ſtets um ihn waren, wenn er nicht gerade in Geſchäften war; ſie hatten ihn noch zu Schiff, eine Meile weit unterhalb Straßburg, begleitet und mit ihm auf einer grünen Au, wo man hielt, ein Abſchiedsmahl genoſſen.

Seinerſeits war ihnen aber auch der Kaiſer noch lange nachher huldvoll und freundlich zugethan. Denn, als „Sigismund im Jahre 1416 in den Angelegenheiten der Kirche nach Frankreich reiſte und eben ſeit dem 1. März in Paris anweſend war, kam der Stadtſchreiber von Straßburg, Ulrich Meiger von Waſenecke, am 3. desſelben Monats zu ihm, um vor ihm, der Angelegenheiten mit dem Biſchof wegen, im Namen der Stadt einen Vortrag zu thun. Nicht ohne Abſicht gab Herr Meiger zuerſt einen Brief ab, den die Straßburgiſchen Damen an den Kaiſer geſchrieben hatten. Sogleich wurde Sigismund heiter, ließ ihn den Brief laut vorleſen und bezeugte ſein Wohlgefallen an demſelben. Dann überreichte ihm der Stadtſchreiber, ebenfalls in der Frauen Namen, eine reich verzierte goldene Kette, die ſich auch Sigismund ſogleich um den Hals hieng. Hierauf ließ der Kaiſer ſeine Geſellſchaft in der Kammer tanzen, und verſprach den Geberinnen, aus England, wohin er ſich begeben werde, allerlei hübſche Dinge zu ſchicken oder ſelbſt zu überbringen [1]). Jedermann ſagte, man hätte den Kaiſer auf der ganzen Fahrt noch nicht ſo luſtig geſehen. Auch in Aachen, wo dieſer Fürſt am 25. Dezember eintraf, war die erſte Frage, welche er an den Straßburgiſchen Geſandten, Ritter Goße Burggrat, richtete, die nach den Frauen. Worauf er die höfliche Antwort erhielt: „Gnädiger Herr, ſie haben ein groß

[1]) Er kam auch in der That 1418 wieder nach Straßburg.

Verlangen nach Euch.“ S. Strobel, Geſchichte des Elſaſſes, III, S. 107, Note 2; nach Wencker, Coll. Arch. S. 158—160.

Der Umſtand, daß Sigismund von den Frauen in der Morgenfrühe abgeholt wurde, mit denſelben baarfuß durch die Straßen getanzt und von ihnen mit einem Paar Schuhen begabt worden ſei, wurde von verſchiedenen Schriftſtellern in Zweifel gezogen. Schilter, der Herausgeber von Königshovens Chronik, ſagt, Hertzog thue demſelben Unrecht, daß er ihm dieſe Erzählung aufbürde; ſie ſtehe weder in der Chronik, noch in einer der Fortſetzungen derſelben; Königshoven, der Zeuge der Feſtlichkeiten war, welche Straßburg dem Kaiſer gab, hätte es nicht gewagt, eine ſolch alberne Mähr von ihm zu erzählen; man könnte hinzuſetzen, daß auch die Anweſenheit der Kaiſerin, ſeiner Gemahlin, dieſelben zu bezweifeln veranlaſſen könnte. Allein im Exemplar von Hertzog's Chronik, Bibliotheca Schœpflinia, fand ich bei der beſprochenen Stelle folgenden handſchriftlichen Zuſatz: »In continuatione quam Ms. a. habet, habentur ea quæ B. H. allegat.« Auch hat ſich die Sage ſeitdem in Straßburg noch immer im Volke erhalten.

Die Scene, wie die Edelfrauen den Kaiſer in die Korbergaſſe vor eine Schuſterbude führen, hat der ausgezeichnete Straßburger Maler Klein in einem von Th. Schuler trefflich geſtochenen Blatte, in den Umriſſen zu meinem poetiſchen Sagenbuche, dargeſtellt.

307.

Die Sage von den erſten Zigeunern, welche in das Elſaß und nach Straßburg kamen.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Unſere ältern elſäſſiſchen Geſchichtſchreiber haben das erſte Erſcheinen der Zigeuner oder Zigäuner im Elſaſſe, im Jahr 1418, mit mehr oder weniger Ausführlichkeit in ihren Chroniken berichtet. Dieſe Erzählungen gehören zwar der Geſchichte an, enthalten aber manches rein Sagenhafte, ſo daß zwei derſelben hier wohl eine geeignete Stelle finden.

Trausch schreibt in seiner handschriftlichen Straßburgischen Chronik, Th. II, S. 36b:

„Die ersten Zevginer kommen gohn Straßburg."

„Disses Jahr (1418) kahmen die ersten Zevginer gahn Straßburg vndt in alle Landt. Der waren auff 14,000 bien vndt her zerstrewt. Sie sagten es müsste alle 7 Jahr ein Rott außziehen vndt Buß thun, dieweihl sie vnsser liebe Fraw nicht haben beherbergen wollen [1]). Sie waren auß Epiro, der gemein Mann nandts auß Klein Egipten. Die hatten Geldts genug, zahlten Alles, thaten Niemandts kein Leydt, zogen durch alle Landt. Ihr Obrister nandte sich Hertzog Michael, hatt auff 50 Pferdt bey ihme. Nach den 7 Jahren hatt man in 50 Jahr keine mehr gesehen. Allein seither haben veihl böse Lecker in solchem Sinne solchs auch für genommen, ist aber ittel Betrug mit ihnnen. Es schreibt Aventinus sie seyen des Türcken Verräther. Sie werden außführlichen beschriben beim Münstero, Fol. 603."

Hier die Stelle von Münster, nach einer andern Ausgabe seiner Cosmographie:

„Von den Züginern, oder Heyden. (Drittes Buch, Cap. V, Fol. 385 und 386, Ausg. Basel 1550.) Als man zalt von Christi geburt tausent, vierhundert vnd siebenzehen, hat man zum ersten inn Teutschlandt gesehen die Züginer, ein vngeschaffen schwarz, wüst vnn vnsletig Volck, dz sonderlich gern stilt, doch aller meist die Weyber, die also iren mannen zutragen. Sie haben vnder jnen ein Grauen [2]) vnd etlich Ritter, die gar wohl bekleidet, vnd werden auch von jnen geehrt. Sie tragen bey jhnen etlich Brieff vnd Siegel, vom Keyser Sigmund vnd andern Fürsten gegeben, darmit sie ein Geleit vnn freyen Zug haben durch die Länder vnd Stett. Sie geben auch für, dz jne zu Buß auffgelegt sey, also vmbher zu ziehen in Bilgerweiß, vnd das sie zum ersten auß klein Egypten kommen seyen. Aber es seind Fabeln. Man hat es wol erfarn, dz diß ellend Volck erboren ist, in seinem vmmschweiffenden ziehen, es hat kein Vatterland, zeucht also müssig im Land vmbher, ernehret sich mit stelen, lebt wie die Hund, ist

[1]) „Sie stammten von den Aegyptern ab, welche den Eltern Jesu bei ihrer Flucht nach Aegypten keinen Aufenthalt gestatten wollten." Wurstiesen, Basler Chronik, S. CCXL.

[2]) Grafen.

kein Religion bey jnen ob ſie ſchon jre Kinder vnder den Chriſten laſſen Tauffen. Sie leben ohne ſorg, ziehend von einem Land in das ander, kommen vber etlich jar herwider. Doch theilen ſie ſich in viel Scharen, vnn wechßlen jre zeug in die Länder. Sie nemen auch an Mann vnn Weyb in allen Ländern, die ſich zu jnen begeren zu ſchlahen. Es iſt ein ſeltzams vnn wüſt Volck, kan vil Sprachen, vnd iſt dem Bawrßuolk [1]) gar beſchwerlich. Dann ſo die armen Dorffleut im Feld ſeind, durchſuchen ſie jhre Heuſer, vnnd nemmen was jnen gefalt. Jhre alte Weyber begehend ſie mit Warſagen, vnnd dieweil ſie den fragenden antwort geben, wie viel Kinder, Männer oder Weyber ſie werden haben, greiffen ſie mit wunderbarlicher behendigkeit jnen zum Seckel, oder zu der Täſchen, vnnd lären ſie, daß es die Perſon deren ſolches begegnet, nicht innen wirt.

„Es iſt mir Munſtero vor etlich vergangnen jaren bey Heydelberg begegnet, daß ich mit jhnen zu Eberbach in ein geſpräch kam, vnd von jhren Oberſten zu wegen bracht, zu leſen einen Brieff, deß ſie ſich berhümten, vnnd das was ein Vidimus, ſo ſie von Keyſer Sigmunden zu Lindaw hetten erlangt, inn dem ſtünd, wie jhre vorfahren in klein Egypten etliche jar lang vom Chriſten glauben weren ab gefallen. Und als ſie ſich widerumb bikerten, ward jhnen zu Buß auffgeſetzt, das ſie oder etliche von den jhren alſo vier jahr ſoltend im ellend vmbher ziehen, vnd Buß wircken, ſo lang ſie im Vnglauben waren gelegen. Aber nach außweiſung ſolches Brieffs, iſt die Zeit jhres vmbher ziehens vor viel jharen außgeweſen, vnnd vber das ſchweiffend ſie noch im Land härumb, vnd ernehren ſich mit ſtelen, liegen, triegen vnd Warſagen. Vnnd als ich jhnen ſolches fürwarff, gaben ſie mir zu antwort, es were jhnen der Weg verſchlagen, das ſie nicht köndten in jr Vatterland kommen, ob ſchon die Zeit der Buß vor langem hinüber. Und da ich weiter ſie rechtfertiget, es ſtünd im Brieff das ſie ſolten Buß wircken, das thäten ſie nicht, dann ſie hetten mit Weybern zu ſchaffen, vnd nemen den Leuten das jr u. ſ. w. Antworten ſie, ſie hetten ſonſt nichts zu ſchaffen."

[1]) Bauernvolk.

Moſcherosch, in den Wunderlichen wahrhafftigen Geſichten Philanders von Sittewald, Straßb. 1665, Th. II, S. 633 u. ff., theilt unter dem Titel Feld-Sprach ein kleines Wörterbuch mit, welches der Zigeunerſprache oder dem ſogenannten Rothwälſch, wie es auch genannt wird, entnommen iſt; es iſt um einige Ausdrücke reicher als das im Anfange des 16ten Jahrhunderts erſchienene, ſelten gewordene Büchlein: *Liber Vagatorum* der Biller Orden.

Es leben jetzt noch einige hundert Zigeuner im Unter-Elſaß, namentlich in der Gemeinde Reipertsweiler, bei Lichtenberg.

Anmerk. des Herausgebers.

308.

Hansen's von Weſthauſen Geiſt erſcheint auf dem Hohenſteg.

S. Kleinlawel, Vereinte Straßb. Chronik, S. 89, und Frieſe, Vaterländ. Geſchichte, Th. II, S. 30.

Der wackere Ritter Hans von Weſthauſen, der gar oftmals mit ſeinen Genoſſen den vollen Becher in der Trinkſtube derer von Zorn, zum Hohenſtege genannt, geſchwungen hatte, war im Jahre 1417 geſtorben. Acht Tage nach ſeinem Tode ſaßen zweiundzwanzig Edelleute zu ſpäter Nacht in derſelben Zunftſtube; da gieng plötzlich die Thüre auf und der verſtorbene Hans erſchien an derſelben, auf einer Ziege reitend.

Bei dieſem Anblicke erſchraken die Ritter ſo heftig, daß alle zweiundzwanzig erkrankten; acht davon ſtarben des andern Tages, und bald darauf noch mehrere andere.

309.

Die Inſchrift am Weiſſenthurmthore.

Nach einer Mittheilung von Ludwig Schneegans.

Wenn man zum Weiſſenthurmthore hinausgeht, ſo bemerkt man, gleich nachdem man durch den erſten Bogen gekommen, zur rechten Hand, in einer gewiſſen Höhe, folgende alte Inſchrift:

Gottes barmhertzigkeit
Der pfaffen grytikeit
Und der bauren Bosheit
Durchgründet niemanß
Uf minen eit. 1418.

Schadäus erzählt den Urſprung dieſer Worte in ſeiner Chronik nach dem mündlichen Berichte eines ältern Straßburgers, „ex relatione cujusdam senioris,“ auf folgende Weiſe:

Seit undenklichen Zeiten gehörte der Zehende des vor der Stadt gelegenen Königshofer Bannes der Kirche zu St. Aurelien. Seitdem aber Biſchof Rachio, im Jahr 942, dieſe Pfarrkirche ſammt den ihr zuſtändigen Zehenden und andern Einkünften dem Stifte St. Thomä geſchenkt hatte, genoß dieſes Stift den bedeutenden Zehenden von Königshofen; ein Drittheil nur blieb mehrere Jahrhunderte hindurch dem Leutprieſter oder ewigen Kaplan von St. Aurelien vorbehalten, bis zum Jahr 1471, in welchem Biſchof Ruprecht die Kaplanei dieſer Kirche ebenfalls St. Thomä einverleibte und ſomit auch der ganze Zehende dieſem Stifte anheimfiel.

Es war nun ein uralter Gebrauch, daß jedes Jahr, nach eingebrachter Ernte, die Stiftsherren den Gärtnern, die zur Pfarrei St. Aurelien gehörten, und den Königshofern „ein gemeine Zech von Brodt und Wein ausrichteten.“ Allein dieſe Gewohnheit, zu welcher ſich die Stiftsherren nicht verpflichtet glaubten, wollten dieſelben im Jahre 1418 abſtellen, obgleich die Ernte reichlich ausgefallen war. Darüber ergrimmten die Bauern und ſteckten den auf dem Felde aufgeſchichteten Zehenden in Brand.

„Nachdem aber,“ ſagt Schadäus, „die Pfaffen ſich zu dieſer Zeit geweigert, ohngeacht durch Gottes Barmhertzigkeit

eine reiche Ernd und Zehent gefallen, hat die Bosheit der Bauren verursacht, daß durch böse Buben der Zehent, so noch auf dem Felde lag, mit Feuer angesteckt und verderbt worden."

310.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans, nach Daniel Specklin.

Im Jahre 1440, dem Jahre, nachdem der Münsterthurm vollendet worden war, wurde zu Straßburg die herrliche Kunst der Buchdruckerei erfunden durch Johann Mentelin, am Fronhof zum Thiergarten. Sein Schwager Peter Schöffer und Martin Flach verlegten seine Werke.

Aber Mentelins Diener, Johann Gensfleisch, nachdem er seinem Herren die neue Kunst genugsam abgestohlen hatte, entfloh nach Mainz, seiner Heimat. Dort brachte er sodann durch den Gutenberg, der sehr reich war, Alles noch besser in Ordnung.

Wegen dieser schändlichen Untreue seines Dieners bekümmerte sich Mentelin so sehr, daß er starb vor Leid. Zu Ehren seiner Kunst wurde er in's Münster begraben und eine Druckpresse auf seinem Grabsteine ausgehauen.

Hernach aber „strief" Gott des Mentelin Diener, den Gensfleisch, für die an seinem Herren begangene Treulosigkeit, daß er des Lichtes beraubt wurde und blind bis an sein Ende.

Lange Zeit bewahrte man noch zu Straßburg die erste Druckpresse des Erfinders, sammt den ersten Buchstaben, deren er sich bedient hatte. Daniel Specklin, der berühmte Baumeister und Geschichtschreiber, erzählt, daß beide noch zu seiner Zeit vorhanden gewesen, und daß er sie mit eigenen Augen gesehen. „Ich habe," sagt er, „die erste Preß, auch die Buchstaben gesehen, wahren von Holtz geschnitten, auch ganze Wörter vnd Sylaba (Sylben), hatten Löchlen, vnd fast man ahn ein Schnur nach einander mit einer Nadel, zoge sie dann, nach den Zeillen, in die Lenge. Es ist Schad das man solches Werck (welches das allererste in aller Welt gewessen ist), hatt lassen verloren werden."

Andere Ueberlieferungen in unſern alten Chroniken beſtätigen Specklins Bericht. Eine derſelben ſagt:

„Im Jahre 1440, als Herr Niklaus Schanlit, von der Küeferzunft, zum dritten male Ammeiſter erwählt worden war, und Herr Burkhardt von Mülnheim, Ritter, Kuno zum Trübel, Hans Balthaſar von Endingen und Walther Spiegel Stättmeiſter waren, da wurde die herrliche und höchſt nützliche Kunſt der Buchdruckerey erſtlichen offenbar und allhier zu Straßburg an den Tag gebracht und erfunden durch Johann Mentelin, wohnhaft zum Thiergarten am Fronhof.“

Die erſte Preſſe hat ein Drechsler, Namens Conrad Sahſpach, im Krämergäßlein, gemacht, es war dieſelbe, welche Specklin noch geſehen.

In der oben erzählten Sage von der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchimmert die ſonderbar entſtellte und verwirrte hiſtoriſche Wahrheit noch durch. Bis zur Entdeckung des nach Andreas Dreizehns Tode vorgenommenen Zeugenverhörs, welche Schöpflin gemacht, galt Johannes Mentelin ziemlich allgemein für den Erfinder der Buchdruckerkunſt.

Noch bewahrt man auf der Stadtbibliothek Mentelins Grabſtein auf. Derſelbe hatte ſich urſprünglich in St. Wilhelm befunden, wo alſo Mentelin ſcheint begraben worden zu ſein.

Die nachfolgende Grabſchrift, welche ehemals im Münſter geweſen ſein ſoll, iſt ein Produkt ſpäterer Zeit:

„Ich Johann Mäntelin lieg endlich da begraben,
der ich, durch Gottes Gnad, am erſten hab' Buchſtaben
zu ſchöner Schriften Druck in Straßburg hier erdacht
und ſolche ſchöne Kunſt dadurch zuweg gebracht,
daß ein Mann einen Tag Jetzund ſo viel kann ſchreiben,
als ſonſt ein ganzes Jahr: Und dieſe Kunſt wird bleiben
bis an das End der Welt. Nun wär es die Gebühr,
daß Gott würd Dank geſagt und ohne Ruhm auch mir;
Allein ich halt davor, es werde ſchlecht geſchehen
und darum hat mir Gott ein Denkmal ſelbſt erſehen,
daß ohngefähr zu Lohn für meine Druckerey,
mir dieſer Münſterbau ein Mauſoleum ſey.“

Herr Dorlan, Advokat in Schlettſtadt, hat in ſeinen Notices historiques sur l'Alsace, Colmar 1853, Th. I, S. 277 — 334, von Neuem die Erfindung der Buchdruckerkunſt dem in Schlettſtadt gebornen Mentelin zugewieſen.

Vergl. auch die Bemerkung zu Nr. 240, S. 309.

311.

Der Bäckerknechte Zug nach Waſſelnheim.

Mitgetheilt von Ludwig Schneegans.

Im Jahre 1448, als die Stadt Straßburg das äußerſt feſte, mit zweiundzwanzig Thürmen und einem ſtarken Zwingolfe [1]) verſehene, weithin als uneinnehmbar gerühmte Schloß zu Waſſelnheim beſtürmen und erobern ließ, ſoll ſich die Bäckerzunft hauptſächlich ausgezeichnet und viel dazu beigetragen haben, die Belagerten zur Uebergabe zu nöthigen.

Zur Erinnerung an die Einnahme des Waſſelnheimer Schloſſes zog hernach die Bäckerzunft von Straßburg alljährlich, um Pfingſten, in feſtlichem Zuge, mit fliegendem Zunftbanner, nach Waſſelnheim.

Alſo erzählen die Geſchichtſchreiber die Veranlaſſung dieſes Feſtzuges, und damit ſtimmen auch die alten, mit Reimen verſehenen Gemälde (ſ. weiter unten) überein, welche ſich ehemals auf der Zunftſtube der Bäcker befanden und einzelne Scenen aus der Belagerung von Waſſelnheim darſtellten.

Eine andere Erklärung dieſes Zuges, offenbar nach einer mündlich verbreiteten Sage, zu welcher vielleicht eine mit dem Waſſelnheimer Kriege zuſammenhängende Begebenheit Veranlaſſung bot, erzählt ein handſchriftlicher, wahrſcheinlich von Künaſt herrührender Anhang, der ſich in einem Exemplare der bekannten Descriptio particulæ territorii Argentinensis, von Bernegger, auf der Straßburger Stadtbibliothek befindet. Hier die Stelle:

---

[1]) Zwingolf oder Zwinget, eine Vormauer zwiſchen dem Feſtungsgraben und der innern Stadtmauer oder dem Walle; auch in ältern Schriften Blanck genannt. Anmerk. des Herausg.

„Von dieſem **Beckenzug vor Waßlenheim** wird auch ſonſt dieſes erzehlet, ſo, auf ſeinem **Werth oder Unwerth** beruhet, daß vor dieſem einer des adelichen Geſchlechts der Haſſnere von Waßlenheim, die ſich ebenmäßig von dieſem Ort haben zu ſchreiben gepfleget, geweſen, der, wann er in die Statt herein gekommen, jederzeit zur Lucern logieret haben ſoll. Dieſer Edelmann ſoll einsmahls einen Beckerknecht auf eben dieſer Herberg, ſo zugleich eine Zunfft-Stub mit iſt, mit entblößtem Halß ſchlaffend angetroffen, und zu ſeinem Knecht geſprochen haben: Dieſer Kerl wäre gut zu köpffen, daraufhin ſein Pferd ſattlen laſſen, und ohnwiſſend des Knechts dieſem armen Menſchen, mit ſeinem Schwerd, den Halß durchgehauen, folgends ſich auf das Pferd geſetzt und aus dem Staub gemacht, auch als die That kundbar worden, und man ihn deßwegen als „ad locum delicti citirt," ſich niemals eingefunden haben, noch einfinden wollen, dahero er vor dem Kayſer ſoll verklagt, und der Statt anbefohlen worden ſeyn, ihn mit Gewalt zu über-, und ſich zugleich ſeines Leibs und Nahrung zu unterziehen, zu welchem Ende, und weilen die Hauptſach eben einem Beckenknecht, der von ihm muthwilliger weiß entleibet worden, anbetroffen gehabt, eben die übrige Beckenknecht, ſich an ihm zu vindiciren, mitgezogen ſeyn ſollen.

„Es iſt auch auf E. E. Zunfft der Becker in Straßburg unten auf dem Tantz Platz zur Rechten, wan man hinein kommt, an der Wand, der Zug der Becker vor Waßlenheim, auf einer Taffel gemahlt zu ſehen."

Das Geſchichtliche der Belagerung und Einnahme von Waßlenheim befindet ſich umſtändlicher erzählt in den mehrerwähnten Straßb. Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 2 u. ff., woſelbſt auch nachfolgende, oben beſprochene Reime aufgezeichnet ſind:

„Als man tauſent vierhundert Jar
Zalt acht vnd vierzige offenbar,
Zugen alle Handwerck zu Straßburg auß,
Vnd brachen Waßlenheim das Hauß."

„Ich will werffen zu dem Kirchhoff frey.
Gott geb wer in der Kirchen ſey."

„Schieſſen vnd Werffen lont euch nit thauren,
Wir wollen brechen Thurn vnd Mauren,
Der Graben ligt voll böſer Bauren."

„In der Wanzenaw hant wirs genommen,
Das Vieh muſt in Weſtreich kommen."

„Ehr gnedige Herren lont vns leben,
Wir wend Euch das Schloß vffgeben."

In derſelben Zunftſtube ſtanden ferner oben bei dem Faſſe die Worte:

„Es würdt baß beiſſen."

„Den Schaden laß ich mich nit thauren
Der mich bricht würd mich baß bauwen.

„Hett ich den Rohraffen [1]) ſchlaffen lohn
So wer mein Schloß gantz bliben ſtohn.

„Zint ahn, hie muß gar nichts bleiben,
Laß die Funcken gen Himmel ſteuben."

Die Bäckerzunft zog auch jährlich einmal zur alten Wallfahrtskapelle „Zur Eych" (Maria zur Eiche), bei Plobsheim; warum? iſt nicht bekannt. Siehe oben S. 153.

---

[1]) Ein Straßburger Geſchütz, in Künaſt's handſchriftlichem Werke alſo bezeichnet: „ein Scharff Metzer der Rohraff genannt, darauff ein Männlein zum Abſehen ſtehet."

319.

Warum die Straßburger Meiſenlocker heiſſen.

Nach einer handſchriftlichen Randgloſſe zu Zeiler's Topographie, Gr. der Straßburger Stadtbibliothek, und nach Künaſt's handſchriftlicher Chronik, auf derſelben Bibliothek; ſ. Straßb. Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 117 u. ff. — Das Geſchichtliche ſ. bei Strobel, a. a. O., IV, S. 85 u. ff.

Im Oktober des Jahres 1551 hatte Straßburg, vom Kaiſer hart bedroht, eine Geſandtſchaft an Heinrich II., König von Frankreich, abgehen laſſen, um denſelben zu einem Bündniſſe mit der Stadt zu vermögen. Heinrich fand ſich dazu gleich bereit, und rückte mit einem gewaltigen Heere im folgenden Jahre in's Elſaß.

Da aber die Straßburger des Königs Plane, ſich ihrer Stadt, unter dem Vorwand des Schutzes, zu bemeiſtern, wohl kannten, ſo verwehrten ſie ihm den Einzug in dieſelbe und ließen ihn nur auf Schußweite nahen.

Heinrich hatte ſein Lager bei Niederhausbergheim aufgeſchlagen; ſein Zelt ſtand bei dem ſogenannten Hausberger Brönnlein. Um dem Könige nun zu zeigen, daß man ihn nicht fürchte, ſchoſſen die Straßburger vom Walle aus einem Geſchütze, die Meiſe genannt, eine wohlberechnete Kugel in des Königs Zelt, die zwar Niemanden beſchädigte, allein darin doch einen gewaltigen Aufruhr verurſachte, und den König zu einem eiligen Aufbruch trieb.

Künaſt berichtet hierüber: „Der alſo genannte, und von ſeinem erſten Guß her, den Nahmen behaltende Meyßenlocker, ſo 18 Schuh lang, einer doppelten Feldſchlang gleich, ganz ſchuppicht, und eines engen Mundes iſt, von welchem geſagt werden will, als ſolte darauß einem mit einer großen Macht ſich dieſer Landen und zugleich auch dieſer Statt genähertem König in Frankreich (in welchem Seculo, iſt ohnbekandt), nach mancherley verübten Feindſeligkeit durch ſein bey Nieder-Haußbergen geſchlagen geweſenes Zelt, geſchoſſen worden ſein; ob nun wohl der Weg ſehr weit, ſoll doch die Kugel nicht allein gereicht, ſondern auch

getroffen, und die Straßburger dieſer ihrer Meiß wegen, den Namen der Meißenlocker biß auff dieſe Stunde behalten haben."

Straßburg genoß wegen ſeines Geſchützes eines weitverbreiteten, wohlverdienten Ruhmes. Die erſten Kanonen ſollen daſelbſt ſchon im Jahr 1318 gegoſſen worden ſein; richtiger jedoch iſt wahrſcheinlich die Angabe 1470; ſie waren von Eiſen und wurden Büchſen, das Wallgeſchütz Darres- oder Tarrasbüchſen, (von daraſſen, einen Wall aufführen, befeſtigen) genannt. Ein alter Spruch rühmt:

Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger Geſchütz.

— Die übrigen Elſäſſer, welche die Straßburger noch jetzt mit dem Spitznamen Meiſenlocker necken, führen denſelben auf die beſondere Liebhaberei der Straßburger, namentlich der lieben Jugend, zum Meiſenfange hin, und wiſſen ihnen davon gar mancherlei Späße und Schwänke aufzubürden.

318.

Der Wurf nach Luthers Bildniß.

S. Straßb. Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 29.

Im Gaſthauſe zum Spanbett ſaß, an einem Abende zu Anfang des Monats März 1657, Johann Jakob Hebding, ein junger Metzgermeiſter, mit einigen Freunden und Mitmeiſtern bei Spiel und Trunk.

Der junge Hebding, welcher vor allen Andern der Flaſche fleißig zugeſprochen hatte und mit leidenſchaftlicher Hitze ſpielte, war dieſen Abend im Spiele unglücklich und verlor je mehr und mehr. Aergerlich darüber und vom Weine noch mehr aufgeregt, ſtieß er die ſchrecklichſten Flüche und Schwüre aus, und ſchlug, nach einem abermaligen unglücklichen Wurfe, mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer laut erklirrten. Dabei fiel ſein Blick von ungefähr auf das Bildniß des damals in Straßburg beſon-

ders hochverehrten Dr. Martin Luthers, das in der Gaſtſtube in künſtlichem Rahmen an der Wand hieng.

Da ſchrie Hebding in der Tollheit des Rauſches und dem Zorne über ſein Unglück im Spiele, gegen das Bild gewandt, die Worte: „Du alter Schelm, biſt Schuld daran, daß ich verſpielt habe!“ Und zu gleicher Zeit ergriff er ſein Metzgermeſſer, und warf es wüthend nach Luthers Bild. Aber das Meſſer prallte mit gewaltigem Schwunge zurück, fuhr in Hebdings Auge, zerſchnitt ihm den Stern, ſo daß das Auge alſogleich auslief.

Nicht genug, daß der vermeſſene junge Mann auf ſo klägliche Weiſe um ſein Auge gekommen war, wurde er ohne Verweilen gerichtlich eingezogen, ins Gefängniß gebracht, und ein Prozeß vor Einem Ehrſamen Rathe wider ihn eingeleitet, in Folge deſſen er zum Erlage der Koſten und einer Strafe von zehn Pfund Pfenningen Straßburger Währung verurtheilt, und erſt, nachdem er dieſelben bezahlt, der Haft entlaſſen ward.

Das Gaſthaus zum Spanbett ſtand ehemals bei dem Kaufhauſe und gehörte dem Frauen-Werke. Es iſt dasſelbe, welches im Jahr 1497 abgebrannt, und worin damals dreiundzwanzig Perſonen im Feuer umkamen. Zehn Jahre nach dem Brande ließ es das Frauen-Werk wieder aufbauen.

In der Zeit, in welche die Sage fällt, traf man, wie in dieſem Gaſthauſe, ſo in jedem Bürgershauſe das Bildniß Luthers an, welches Iſaak Brunn, nach demjenigen des berühmten Lukas Kranach, am Anfange des Jahrhunderts, zur Feier des Jubiläums der Reformation, geſtochen hatte, und darauf das ſinnreiche Wappenſchild Luthers, wie er es im Siegel geführt: ein ſchwarzes Kreuz im rothen Herzen, in weißer Roſe drin, umſchloſſen von goldenem Ringe; das Ganze in blauem Felde des Himmels und der Ewigkeit.

314.

Des Scharfrichters Warnung.

Nach einer Volksſage aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts, bearbeitet von Daniel Hirtz, in deſſen Gedichten, 2te Ausgabe, Straßb. 1846, S. 99.

Ein Knecht des Scharfrichters hatte in einem Bürgershauſe zur Nachtzeit eine Arbeit zu verrichten, deren genauere Umſtände die Sage nicht kennt. Als er damit fertig war, brachte die Magd ihm eine Flaſche Wein und ein Stück Brod zur Stärkung. Der Gedanke, in der Stille der Nacht allein zu ſein mit einem Geſellen, deſſen Amt ſo ſchauerlich, machte das Mädchen zittern; ſie faßte die Flaſche krampfhaft, und ſiehe, dieſelbe zerſprang ihr in der Hand mit lautem Geklirre.

Warnend hob des Scharfrichters Knecht den Finger in die Höhe und rief der bebenden und todesblaſſen Dirne zu: „Jungfer, nehmt Euch in Acht vor der Sünde und dem Verbrechen, ſonſt möchte es Euch auch an den Hals gehn, wie dieſer Flaſche!“

Das Mädchen verhüllte ſein Angeſicht und ſtürzte lautheulend fort.

Ein Jahr darauf büßte ſie auf dem Richtplatze das Leben wegen eines Kindsmordes.

315.

Das Männlein am Katharinenthurm.

Nach des berühmten Orgelbauers und Geſchichtſchreibers Andreas Silbermanns Berichte, erzählt in den Straßburger Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 34.

Wenn man zur Straßburger Stadtbibliothek hineinkömmt, ſtehet unten bei der Treppe, rechter Hand, ein ſteinernes Männlein, das die Eintretenden ehrerbietig zu grüßen ſcheint, indem es mit der einen Hand die Mütze lüpft. Zu beiden Seiten des runden Geſichtleins wallen dichte Locken herab; es trägt ein ſchlichtes Kleid; auf der rechten Hüfte hängt vom Gürtel, nach alterthümlichem Gebrauche, eine Taſche herab; auf der linken ein Schwert. Ehemals ſtreckte es auch die Hand hinaus, als ſollte man ihm Etwas darein legen

So wie es nun daſteht, ruhig und beſcheiden in ſeiner Ecke, ſtund es ehemals auf einem Poſtamente, einem bärtigen Kopfe, der jetzt auswendig an dem neu erbauten Treppenhauſe der Bibliothek oder des ehemaligen Prediger-Chors [1]) angebracht iſt, am Katharinenthurme, und ſchaute in den Rheingießen hinab, an welchem jener, vor noch nicht gar langer Zeit abgebrochene Thurm, unfern der Katharinenbrücke, ſich erhob.

Andreas Silbermann erzählt den Urſprung und die Bedeutung dieſes Männleins, nach der mündlichen Sage einiger ſeiner ältern Zeitgenoſſen, folgenderweiſe:

Ein Straßburger Schiffmann, und der Stadt Bürger, war eines Tages in den Rheinauer Wald gefahren, um Holz zu hauen. Im Augenblicke aber, als er ſeine Ladung abführen wollte, kamen Rheinauer Bauern dazu, nahmen ihn feſt und ließen ihn ohne weiters aufhängen.

Ein Straßburger Bürger war aber damals nichts Geringes. Keinen durfte man ungeſtraft beleidigen, geſchweige aufhängen. Auch mußten die Rheinauer ihren Frevel an dem Schiffer ſchwer entgelten. Zur Buße ſtellte man das erwähnte ſteinerne Männlein am Katharinenthurme auf, und jedesmal wenn Schiffleute von Rheinau mit einer Ladung Holz den Rheingießen herabfuhren, mußten ſie daſelbſt anlanden und einen Schilling bezahlen.

Unter dem Männlein, fügt Silbermann hinzu, ſtand folgendes Reimlein:

Die Herren von Rheinau
Sollen geben ihren Diebsſchilling au.

Ein Rheinauer, der oft in die Stadt fuhr, ſchlug einmal mit einem Pengel nach dem ärgerlichen Männlein, warf es damit von ſeinem Poſtamente herab und ſchlug ihm die rechte, jetzt noch fehlende Hand ab, die es zum Empfange des ſogenannten Diebsſchillings vorgeſtreckt hatte.

Künaſt erzählt, daß die Rheinauer ſogar bei dieſem Männlein, nachdem ſie mit ihren Schiffen gelandet, ausſteigen mußten, und rücklings, einen Strick um den Hals gebunden, ihren Diebs-

[1]) Der Dominikaner-, jetzt Neuen Kirche

ſchilling bis auf den Pfenningthurm [1]), am ehemaligen Baarfüßer Platze [2]) tragen und abliefern mußten.

316.

Die Hunde in der großen Kirchgaſſe.

S. Straßburger Geſchichten, Sagen u. ſ. w., S. 46 u. f.

Am Eingange der großen Kirchgaſſe, zur Rechten, wenn man von dem Jungen St. Peterplatze hineinkömmt, ſtand noch vor Kurzem ein altes Haus, das ſich, auf der Seite, welche in die Straße hinausging, durch eine mit Zinnen verſehene Mauer, oder wie man vor Zeiten ſagte, durch einen Grendel, bemerkbar machte. Es war dies ehemals ein Kapitelhaus des reichen Stiftes Jung St. Peter geweſen. In neuern Zeiten aber, war es in ein Wirthhaus zum Fünfzehnſolsſtück genannt, umgewandelt, und ſeit einigen Jahren erſt zum Hôtel de France erhoben worden.

Ehedem war dies Haus, wegen ſeiner hohen Lage unter dem Namen das Haus zum Bühel bekannt (Künaſt); Andere nennen es das Haus zum Vogelgeſang (Büheler), und wieder Andere das Haus mit dem Grendel. Im Jahre 1541 ſtarb darin an der Peſt der Straßburger Reformator Dr. Wolfgang Fabricius Capito.

So lange noch der alte Grendel ſtand, ſaß oben auf einem ſtarken Knaufe, inmitten der Zinnen, ein alter ſteinerner Hund. Derſelbe blickte einſt nach einem andern Hunde hin, der über dem Thore des gegenüberſtehenden Hauſes angebracht war, aber ſchon längere Zeit daſelbſt verſchwunden iſt.

Ueber dieſe beiden Hunde hat die Volksſage verſchiedenartige Auslegungen gegeben.

Die Einen erzählen: Zwei Hunde wären einſt in dieſer Gaſſe zuſammengetroffen, hätten ſich feindſelig angefallen und ſo lange und mit ſolcher Wuth bekämpft, bis ſie ſich gegenſeitig zu Tode gebiſſen. Zum Gedächtniß an dieſen grimmigen Doppelmord wä-

---

[1]) Derſelbe wurde im Jahr 1331 erbaut und diente zum Aufbewahren des ſtädtiſchen Archivs und Schatzes; er wurde 1788 abgeriſſen.

[2]) Der jetzige Parade- oder Kleberplatz.

ren ſodann die Bildniſſe der Hunde einander gegenüber aufgeſtellt worden.

Andere berichten, daß einſt, zur Zeit einer großen Ueberſchwemmung, das Waſſer bis zur Höhe des Hofthores gereicht habe, über welchem der eine Hund ſchwimmend ausgehauen war, und daß beide Hunde, der eine noch ſchwimmend, der andere bereits weiter oben, auf den Zinnen des Grendels, in Sicherheit gelangt, die Erinnerung jener ſchrecklichen Ueberſchwemmung den ſpätern Geſchlechtern aufbewahren ſollten.

Zufolge Anderer endlich, wären einſt, ebenfalls bei einer großen Ueberſchwemmung, die Fluten ſo ſchnell und ſo hoch geſtiegen, daß die meiſten Gaſſen unter Waſſer kamen. Dieſer Punkt aber, am Eingange des Jungen St. Peterplatzes, dem damaligen Friedhofe der Kirche, als einer der höchſten in der ganzen Stadt, wäre einer der wenigen geweſen, welche noch über die Wogen hinausragten. Hieher nun hätten ſich viele, von dem Waſſer getriebene und fortgeſchwemmte Hunde geflüchtet, um ins Trockene zu gelangen.

Letztere Erklärungsweiſe iſt, nach der Stellung, in welcher die beiden Hunde ausgehauen, wahrſcheinlich die richtige; auch hat ſie der Geſchichtſchreiber und Orgelbauer Andreas Silbermann als ſolche angenommen und mit triftigen Gründen bewieſen.

317.

Sichtbare Strafe des Meineids.

A. Silbermanns hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elſaſſes. S. 104.

„Jakob Roth, eines Gärtners Sohn in Straßburg, hatte nächtlicher Weiſe mancherlei Muthwillen verübt, und unter Anderm einem Schneider ſein Handwerksſchild abgeſchlagen und zerbrochen. Der Schneider verklagte ihn; er aber entledigte ſich der Klage durch Ablegung eines Eides.

„Der Kläger glaubte noch mehr Beweiſe gefunden zu haben, und klagte ihn nun auch des Meineids halber an. Der Gärtner hingegen vermaß ſich in Gegenwart des Ammeiſters zu ſagen:

Wenn er es gethan habe, ſo ſolle ihn Gott dieſen Tag nicht überleben laſſen!

„Als er hierauf nach Hauſe gehen wollte, fiel er an der Thürſchwelle, und war plötzlich todt.“

318.

Straßburger Wahrzeichen.

C. Grieſe, Vaterländiſche Geſchichte, Th. IV, S. 20—22.

„An der Morgenſeite der Hoſpitalmauer, ganz nahe an dem Zergliederungs-Saal, findet ſich ein ſogenanntes Wahrzeichen: eine große roth bemahlte Halbkugel aus Stein, die mit Adern bezeichnet ſcheint, und von welcher ſechs in etwas gezackte Strahlen ausgehen, die dunkler anzuſehen ſind. — Dies, erzählt man, ſey die Abbildung einer auſſerordentlich großen Spinne, die der Tradition nach, im Weinkeller gefunden, und mit Knütteln daſelbſt getödtet worden ſeyn ſoll. Bei genauerer, durch unſern im Fach der Naturgeſchichte ſehr berühmten Profeſſor Johannes Hermann, geſchehener Unterſuchung und Nachſchlagen der Hoſpital-Protokolle, findet ſich vom Jahrgang 1719 fol. 17. von Herrn Flach, damaligen erſten Schreiber, aufgezeichnet, daß ſchon zu ſeiner Zeit dieſe Halbkugel am alten Spital zugegen geweſen, und an dem, im Jahr 1718 aus der Aſche wieder aufgebauenen Hoſpital erneuert worden ſey; jedoch wird nirgend keine Bedeutung davon angegeben. Flach ſagt, einige geben vor, es ſey die Abbildung einer Peſtbeule, andere die Abbildung eines Fleiſchgewächſes, welches von dem Arm einer Frau abgenommen worden, und 25 Pfund gewogen haben ſoll. Man wollte, nach der Gewohnheit jener Zeiten, etwas Beſonderes jedermann ſichtlich darſtellen — wie z. B. in der Anatomie noch eine äuſerſt große, hervorragende Naſe ſich befindet.

„Ein anderes Wahrzeichen von Straßburg ſoll dieß ſeyn, daß in unſrer Metzig keine Mücken oder Fliegen angetroffen werden; wie denn auch nach den jüdiſchen Schriftſtellern im Salomoniſchen Tempel und dem des Herkules, keine geweſen ſeyn ſollen.“

Wahrzeichen, mittelhochdeutſch warzeichen, entſtellt aus dem altdeutſchen wort-zeichan, altſächſiſch word-tékan, ſind mündliche Erkennungszeichen, Loſungsworte, welche zur Beſtätigung einer Ausſage überhaupt dienen ſollen; ſodann namentlich merkwürdige Denkmäler oder Theile derſelben; die Handwerksburſche mußten früher dergleichen angeben können, um zu beweiſen, daß ſie in dieſem oder jenem Orte geweſen ſeien. — **Als Wahrzeichen des Elſaſſes** galten früher: „Die drei Schlöſſer auf einem Berge, die drei Kirchen auf einem Kirchhofe und die drei Städte in einem Thal." S. oben S. 102.

Als **Straßburger Wahrzeichen** gilt noch jetzt, unter andern, das **große offenſtehende Maul am Weißenthurmthore**. — So frägt man auch ſcherzweiſe die Landleute oder Kinder, welche behaupten, in Straßburg geweſen zu ſein: **ob ſie die Ketten vor dem Thore durchgebiſſen hätten.**

Ueber die Wahrzeichen im **Münſter** findet man Näheres in **L. Schneegans** nachfolgenden **Münſterſagen.**

Die oben berührte **Metzig** iſt die alte oder ſogenannte **große Metzig**, an der Rabenbrücke, dem Kaufhauſe gegenüber. — **Grieſe** glaubt, der Umſtand, daß hier keine oder verhältnißmäßig nur wenige Fliegen getroffen werden, rühre daher, daß ſie von einem ſteten Luftzuge durchſtrichen und zudem noch mit großer Reinlichkeit gehalten werde.

219.

Die Straßburger Stadtgeſpenſter.

Aus Arnolds Pfingſtmontag, Luſtſpiel in fünf Akten. 1e Ausgabe. Straßb. 1830. S. 57 und 58.

Chriſtinel.

Henn Si denn um de Stock
So ſpoot noch welle gehn in Jerem Lychderock?
An d'Kädderyne-Bruck wärd jo ier Wäj z'erſt gange.

Lizenziat.

Dert iſch's nit gheur [1]). Waiſt nit?

---

[1]) Nicht geheuer.

Gläßler.

Was zäll dort adrlange
Diß gleib i nit [1]).

Chriſtinel.

Dernoch zuem Kardinals-Gebäu,
Grad durch d'Madlenegaß.

Lizenziat.

Dert geh i nie verbei
z'Nachts. Dert gehn zwey erum in lange, wyße Mäntle.

Chriſtinel.

Duch uf de Gartnersmärk.

Lizenziat.

Vy zelle Krottlersſtändle [2]),
Am Umgeld [3]), lauft jo z'Nachts e für'jer Mann erum.

Chriſtinel.

Dernoch durch d'Schloſſergaß an d'Münz, un derte num
Uf d'Marbersbruck.

Lizenziat.

Dert ſtehn als wyßi Kloſterfraue,
Die gewe-n-aim e Pryß Duwack, unn kraße d'Aue
Aim us, wemmer niggſych [4]) ne vun ne nemme will.

Chriſtinel.

Uf's Pfennel [5]) geht's dernoch, un by der Dinfmüel
In's Pflanzbad 'nin.

Lizenziat.

Daß ich als [6]) zelle [7]) Wäj z'Nachts nimmi [8])
Wurr gehn! Dert het mi jo e Gaiſt emol ſo grimmi
Gedäſcht [9]); er het usgſehn aß wie e Mäelburſt wyß,
Schloskrydewyß.

---

[1]) Gläßler ſpricht im oberelſäſſer, die Andern im ſtraßburger Dialekt. — [2]) Buden, in welchen getrocknete Kräuter, Saamen u. dgl. verkauft werden. — [3]) Das Haus, in welchem früher die Weinabgaben entrichtet wurden. — [4]) wenn man nicht gleich. — [5]) Diminutiv vom alten Plen, Plan, Platz. — [6]) in Zukunft. — [7]) jenen. — [8]) nicht mehr. — [9]) bedeutet, von Däſch

Gläßler.
Gitt's viel ſo Gſpängſter hie?

Lizenziat.

Gewiß.
Diß kummt vun Kierſtre her un Ritterhyſre-n-alde;
'ſ het gar viel hie ſo ghet [1]). Do iſch 'ſ nit wäzehalde
Wenn ſi ier Zyt als henn; am Faßnacht fra [2]), do iſch
Ken Blywes [3]) in der Stadt. Do fahrt e ganzer Wiſch [4])
Vun beeſe Gaiſtre-n-als mit viele dauſig Here
Us de Kämminre 'nus, daß merr ſi noch hert grere [5])
Wenn ſi ſchun, waiß wie wyt, hoch in de Lüfde ſinn.
'ſ iſch merr e Kryz daß ich e Faßnachtkſind ſo bin,
Do ſych ich, laider, hell als denne Sabbansgrauel,
Erkenn glych 'ſ fyri Kalb un jede ſchwarze Beaujel [6])
Wo e Her drinne ſteckt, 'ſ Stadtdier, un's Wüedebeer,
Un 'ſ Röſſel mit drei Bain, wo als vum Bunggewer [7])
Naa roßt bis an de Kran.

Gegen Ende der Scene, aus welcher dieſe Stelle gezogen, berührt der Lizenziat noch, als Orte an welchen es nicht geheuer iſt, den Katzenſteg, wegen der Nähe des Jungfernkuſſes; die Schindbrücke, wo man in frühern Zeiten Vatermörder und Kindsmörderinnen, in lederne Säcke verſchloß und erſäufte; die große Metzig und die alte Pfalz. — In den trefflichen Bildern, welche Th. Schuler zu Arnold's Pfingſtmontag geliefert, ſtellt das 30ſte Blatt den Lizenziaten vor, welcher, mit bloßem Kopfe, ſich die Augen mit beiden Händen zuhaltend, den rothen Regenſchirm unter dem Arme, von allen oben genannten Stadtgeſpenſtern verfolgt, voller Verzweiflung durch die Straßen rennt.

---

[1]) 'ſ het ... ſo ghet, Galliziſm, Il y en a eu; es hat deren gegeben. — [2]) zumal, beſonders; man ſagt auch frei. — [3]) Bärbeut. — [4]) eine große Menge. — [5]) krächzen. — [6]) Vogel; warum hat der neue Herausgeber des Pfingſtmontags hier, weder der Etymologie noch der Ausſprache des Wortes entſprechende Schreibart, nicht verbeſſert? Dieſelbe Bemerkung gilt noch für gar manche andern Ausdrücke. — [7]) Ponts couverts, die (ehemals) gedeckten Brücken.

330.

Finkweilerer Geſpenſter.

Nach dem mündlichen Berichte einer älteren aus dem Finkweiler ſtammenden Dame, mitgetheilt von L. Schneegans.

Wenige Stadtviertel Straßburg's ſind durch nächtlich ſpukende Geiſter ſo berüchtigt, als das Finkweiler, das im weſtlichen Theile, an einem Arme der Ill liegt.

Nicht nur daß das Rößlein mit drei Beinen daſſelbe, von den Gedeckten Brücken an, durchjaget, als wäre es vom Böſen ſelbſt geſtachelt; auch vom Waſſer drüben, vom alten St. Margarethen Kloſter her, über das Zimmerplätzel, ſchwankt eine blaſſe geſpenſtige Nonne, ob hoffnungsloſer Liebe zu einem Jünglinge, mit gebrochenem Herzen, ſeufzend und klagend umher.

An der Brücke, bei der Münze, ſteht der geſpenſtige Küfer und wartet mit boshaftem Lächeln des einſam Vorübergehenden, um ihn zu ſchrecken. Er hat zu ſeinen Lebzeiten den edeln Wein mit Waſſer vermiſcht, und muß deshalb hier wandeln, und man hört ihn rufen: „Ä Schobbä Wien unn ä Schobbä Waſſer mache-n-an ä Hallmoos“ [1]).

Nicht weit von ihm, unten am Waſſer, ſitzt ſeine allnächtliche Gefährtin, 's Wäſchwiewel [2]), mit dem Waſchſchlegel in der Hand; das muß oft ganze Nächte hindurch in Einem fort ſeine wahrſcheinlich einſt veruntreute Waſche in's Waſſer tauchen und klopfen und ſchlagen. Wer die Unvorſichtigkeit begeht, ſich ihm zu nahen, den ergreift es alſogleich am Schopfe und dunkt [3]) ihn auf und ab, daß er Waſſer ſchlucken muß ohne Aufhören und oft Mühe hat, ſich der kräftigen Fauſt des geiſterhaften Weibes zu entwinden.

Vergleiche: Die geſpenſtige Milchfrau, S. 85.

[1]) Ein Schoppen Wein und ein Schoppen Waſſer geben auch eine halbe Maaß. — [2]) Waſchweibchen. — [3]) tunkt, taucht.

221.

Der Geiſt zu St. Marx.

Mündlich; mitgetheilt von L. Schneegans.

Kurze Zeit vor dem Ausbruche der erſten franzöſiſchen Revolution oder in den erſten Jahren derſelben, trieb ein Geiſt ſein Weſen in der Bäckerei zu St. Marx.

Unten in der Backſtube hörte man Nachts ein taktmäßiges Gepolter, gerade wie wenn die Knechte in der Kornkammer drehen, ſchwere Fruchtſäcke auf den Boden niederſtellten. Ging man aber hinauf, ſo war daſelbſt Alles ruhig und ſtille, und nirgends Etwas zu ſehn. Allein nun hörte man daſſelbe Gepolter unter ſich, in den Bodengeſchoſſen, und es war als ob die Bäckerknechte dort Säcke abläden, und ſie, wie es Gebrauch iſt, auf den Dielenboden ſchwer aufplumpen oder plotzen ließen.

Viele hörten zur Zeit dieſes Geräuſch, welches meiſtens von dem ganz deutlich vernehmbaren Laute Hä! begleitet war, den Leute, welche ſchwere Laſten niederlegen oder ſchwere Streiche führen, wie Holzhacker, Schmiede u. dgl., gleichſam zur Erleichterung ihrer Mühe und als Begleitung ihrer Anſtrengung, auszuſtoßen pflegen.

Dieſer böſe Spuk dauerte lange Zeit und machte großes Aufſehn in der ganzen Stadt; ſo daß ſich die Behörde bewogen fühlte, die Sache zu unterſuchen. Sie ordnete mehrere Mitglieder des Stadtrathes ab, welche ſich auch wirklich zur Nachtzeit nach St. Marx begaben. Auch ſie hörten deutlich das angegebene Gepolter, bald auf dem obern Boden, bald in dem Bodengeſchoſſe, ſowie den es begleitenden Ausruf: Hä! Allein es war ihnen durchaus unmöglich, der Urſache dieſer Erſcheinung auf den Grund zu kommen.

Dieſe, zur Zeit allgemein verbreitete Stadtſage iſt ebenfalls jener ältern Dame aus dem Finkweiler nacherzählt. Die Sage lebt noch im Gedächtniſſe älterer Perſonen und ihrer geſchieht ſelbſt in einem alten Protokolle Meldung, wo auch der vom Magiſtrate angeordneten Unterſuchung erwähnt wird.

Die alte Bäckerei zu St. Marx beſtand bis zur Revo-

lution; es war ein unheimliches, und dazu noch, wie es ſcheint, für ſeine Beſtimmung unbequemes Gebäude. In den erſten Jahren der Revolution wurde ſie abgebrochen, wie dies die Protokolle der damaligen Munizipalität und die Archive der nun vereinigten Spitäler bezeugen, und durch die jetzige neue Bäckerei erſetzt, in welcher nichts mehr von jenem Gepolter vernommen wurde.

Daß Fruchtwucherer oder treuloſe Bäcker, Müller, Mehlhändler nach ihrem Tode auf den Speichern ſpuken und Frucht meſſen oder laden, wird oft erzählt. In Mülhauſen iſt ſo z. B. der in der langen Gaſſe ſpukende Schittlebeck bekannt.

322.

Das Wüthenheer in der Weißenthurmſtraße.

Mittheilung von L. Schneegans.

In ſtürmiſchen Herbſtnächten zieht das Wüthenheer, von Norden herbrauſend, mit wildem, tollem Gebell, Jagdruf und Getöſe über der Weißenthurmſtraße hin bis ins Finkweiler. In frühern Zeiten hörte man es viel häufiger als jetzt.

Merkwürdig ſind folgende Stellen aus zwei unſrer handſchriftlichen Chroniken, welche über die Erſcheinung des Wüthenheeres im Elſaß, im Jahre 1516, berichten:

1. Aus Trauſch, Straßburger Chronik, Th. II, 2te Abtheilung, fol. 45 b. 1516.

„Wunderzeichen vndt Geſchicht das wüettendt Hör genandt.

„Diſſes Jahr nit allein, ſondern auch veil (viel) Jahr her, hatte man ihn allen Landten, inſonder ihm Elſaß, Briſſgaw, vndt anders wo das Wüetten-Hör genandt, nit allein bey Nacht, ſondern auch am Tag, ihn Wäldten vnd Bergen gehört. Bey Nacht lieſſen ſie mit Drummen vndt Pfeiffen vber die Feldter, auch durch die Statt mit groſſem Geſchrey, mit Liechtern. Solche Geſpenſt lieſſen etwann 50, 80, auch offt 100 vndt 200 miteinander. Der Ein drug den Kopff, der Ander daß Kröß ihn Händen, etwann ein Arm oder Schenckel, wie ſie im Krieg wahren

vmb kommen [1]). Sie hatten Liechter mit Lauffen, alſo daß man ſie erkennen möchte wer ſie ſindt geweſſen, vndt zuuor ahn ihn Kriegen vndt anderswo wahren vmb kommen. Es lieff allwegen Einer vorauß, der ſchreye ſtetz: abweg, abweg, das Niemants nichts ſchähe. Vom Aimendt auffs Eygen, alß dann im Feldt lieffe man auff die Acker, vom Aiment, ihn den Stätten lieff man von den Gaſſen in die Häuſſer oder auff die Thürſchwöll, da geſchahe Niemants nichts, was ſie aber auff dem Aiment antraffen, das fandte man todt. Zuo Freyburg ſahe ein Weib iren Mann der im Krieg vmb kommen was, auch alſo ihm Hauffen lauffen, dem was der Kopff von einander, die lauffe zuo ihm, vndt bandte ihm den Kopff mit ihrem Schleyger zuoſammen, der hatte ſein Fraw vmb etliche Sehlmeſſen. Da kam Einner hernach auß dem Geſpenſt, der gabe ihr ein groſſen guldtnen Kopff, ſie ſoldt darauß drincken. Sie nahme den, alſo lieffen ſie fordt, vnd behielte die Fraw den Kopff ihn der Handt, vnndt geſchahe ihr nichts. Es hatt ſich hernach befundten, daß der guldten Kopff gutt, vndt kein Betrug geweſen. Den hatt der Teuffel gewiſſ anders wo geſtohlen. Es ſeindt ihn diſſen Jahren ahn allen Endten, ſolche Geſpenſt ſtetz geſehen worbten, die Hilff vnd Rettung begehret haben, alſo das man meinte das alle Seehlen auß dem Fegfeühr Hilff begehrten. Mann hielte von Morgens früeh biß ſchier zu Mittag ahn allen Endten Sehlmeſſen vndt Vigilias damit den Seehlen zuo helffen.

„Es haben veihl frommer Leuth darfür gehaltten, dieweil der Teuffel geſpüret, daß ſein Betrug vndt Aberglauben, darin er die Leüth, durch der Geiſtlichen Geitz vndt Boſſheit gebracht hatte, ſoldte offenbahr werdten, vnd ſein Reich ein groſſen Stoß leiden, alſo habe er ſein Euſſerſt thun wollen, die verblendte Weldt ihn ſolcher Abgötterey vndt Blindtheit zuo erhalten, dann ſo baldt Herr Doctor Martin Luther, hatt ahn gefangen wider den Ablaſſ vndt die abgöttiſche Meß zuo ſchreiben, vndt die prächtige Hierarchiam der Römiſchen Kirchen ahn zuo greiffen, da haben alle ſolche Geſpenſt vndt Boldtergeiſter nach gelaſſen, vndt ein Endt genommen. Darauff haben die einfäldtigen Leuth geklagt, es mueſſen jetzundt die armen Seehlen ihm Fegfeür bleiben, dieweihl man ihnen mit den Seehlmeſſen vndt Vigilien nicht mehr

[1]) Vergleiche: Die geſpenſtige Kriegsſchaar. S. 127.

woldte zuo Hülff kommen. Zuo welchem veihl von den Geiſtlichen, vmb Ihres Nutzen willen, ſehr geholffen haben, darmit ſein Reich nicht all zuo groſſen Schaden leidet. Es geſchaben auch ihn diſſen vndt den vorigen Jahren durch gantz Teutſchlandt, Franckreich vndt Italia veihl Wunderzeichen, wie zuo leſſen bey Nigr. Schop, Fran. Stumpf, Vrſperg: vndt Andteren, welches ohn allen Zweyffel die Reformation der Geiſtlichen vndt die offenbahrung des Antichriſts bedeutt hatte."

II. Aus J. Wenckers Chronik, Th. II, ad annum 1516.

„In einer geſchriebenen Chronick findet ſich ein Hiſtori, daß ein Geſpenſt das wütende Hör genandt ſich im Elſaß vnd Breisgaw, bey Tag vnd Nacht, 100 oder 200 ſtarck ſich ſehen ließ, hatten Liechter bey ſich, waren zu erkennen, trugen theils ihre Köpf in Händen. Zu Freyburg erkennet ein Fraw ihren Mann, verbande ihm ſeinen zerſpaltenen Kopf mit ihrem Schleyer. Ein Andrer gab ihr ein vergüldt Pocal, war 80 Gulden werth, plieb gut. Alle bathen vmb Seelmeſſen, ſie auß dem Fegfeür zu erlöſen. Weil bald hierauff Luther wider daſſelbige anfangen predigen vnd ſchreiben deuteten etliche diſe Abentheur für des Satans Invention dem Fegfeur ſeinen Ruff zu erhalten vnd zu beuöſtigen."

Die wilde Jagd, über deren Erſcheinungen im Elſaß die Seiten 29, 89, 168, 271 zu vergleichen ſind, heißt im Unterelſaß und in Straßburg namentlich, durchgängig das Wüthenheer, eine Benennung die der urſprünglichen Wodansheer, Wuotansheer, am nächſten kömmt.

Die Stelle von Trauſch: „Es lieff alwegen Einer vorauß, der ſchreye ſtetts: abweg, abweg, das Niemants nichts (ge)ſchähe!" weiſt auf den treuen Eckart. — Wie Wodan nach und nach in den Teufel und dieſer ſodann in den wilden Jäger übergieng, ſ. bei J. Grimm, D. Myth. S. 870 u. ff.

Bezeichnend iſt, bei Wencker, nach den Worten: „gab ihr ein vergüldt Pocal, war 80 Gulden werth," der Zuſatz: „plieb gut." Man erinnere ſich daran, daß, nach dem Volksglauben, des Teufels Geſchenke, welche beim Empfangen von Werth zu ſein

ſcheinen, ſich ſpäter in Scherben, Glasſtückchen, Pferdehufen, dürres Laub u. dgl. verwandeln.

Anmerk. d. Herausgeb.

333.

Die Nonne von St. Klaren.

Nach der Mittheilung der Kirchweiler Dame, von L. Schneegans.

Wenn man Nachts zu ſpäter Stunde durch das Klarengäßlein geht, ſo ſieht man eine bleiche weißgeſchleierte Nonne, welche bald ſeufzend an Einem vorüberwankt, bald freundlich näher tritt, um einem eine Priſe aus ihrer Tabaksdoſe anzubieten. Wer jedoch eine ſolche annimmt und ſchnupft, der ſinkt alſogleich rückwärts und bleibt beſinnungslos auf dem Boden liegen; dieß ſei namentlich ſchon oftmals den vor der Kanonengießerei (welche ſeitdem an die Stelle des St. Klara-Kloſters getreten iſt), aufgeſtellten Schildwachen begegnet.

Die Erſcheinung dieſer geſpenſtiſchen Nonne wird alſo erzählt: Im Kloſter St. Klara, am Roßmarkt, war vor vielen Jahren eine junge, ſchöne Nonne, welche einen Jugendfreund, dem ſie in Liebe zugethan war, auch hinter den Kloſtermauern nicht vergeſſen konnte. Manchmal fand ſie Gelegenheit den auch nach ihr heißverlangenden Jüngling zu ſehen oder gar zu ſprechen. Endlich aber konnten die Liebenden die Sehnſucht ſich zu umarmen und ewig vereinigt zu ſein, nicht überwinden, und beſprachen die Flucht der Nonne aus dem Kloſter.

Der junge Bürgersſohn wußte, daß er eines beſtimmten Tages die Wache aufziehen müſſe, und berechnete auch genau die Zeit der Nacht, wo er, als Schildwache, unten am St. Klaren Gäßchen, an die Kloſtermauer zu ſtehen käme. Er konnte der Geliebten hierüber berichten laſſen; ſie ſollte ſich ſodann zu dieſer Stunde auf der Mauer einfinden, an einem Seile herablaſſen, und er würde ſie in ſeinen Armen empfangen.

Die abgeredete Stunde kam; die junge Nonne erſchien auf der Mauer und blickte freudig zu dem wachhaltenden Bürger hinunter, den ſie natürlich für den Geliebten hielt. Allein, durch

einen unglücklichen Zufall, war derselbe nicht zur festgesetzten Zeit an der bezeichneten Stelle zur Wache aufgeführt worden.

Sie wartete auf das übereingekommene Zeichen; allein da es nicht erfolgte, und die Schildwache unbekümmert auf- und abschritt, suchte sie durch ihre Bewegungen und ihr leises Räuspern die Aufmerksamkeit des vermeintlichen Geliebten auf sich zu ziehen.

Der Bürger schaute empor; die seltsame Erscheinung auf der Klostermauer, mitten in der stillen Nacht, kam ihm unheimlich vor; allein, seiner Dienstpflicht gedenkend, wagte er es endlich sie mit halbunterdrückter, dumpfer Stimme anzurufen.

Die Nonne glaubte, der Ruf gelte jemanden Anderes, den der Geliebte vom Herannahen abhalten wollte, und schwieg, um den günstigen Augenblick gänzlicher Sicherheit abzuwarten.

Zweimal noch wiederholte die Schildwache den Ruf in gleichem Tone, und da die Gestalt auf der Mauer noch immer keine Antwort gab, ergriff er sein Feuerrohr und schoß nach ihr, daß sie herabstürzte und blutend und todt zu seinen Füßen lag.

Noch immer geht die Nonne von St. Klara durch das Gäßchen und um das ehemalige Kloster herum, und wartet des Geliebten.

124.

Das Milchweibchen, das Loßmännel und der Flozemann in der Steinstraße.

Mündlich.

Durch die Steinstraße gehn zur Nachtzeit allerlei Gespenster, unter andern das Milchweibchen, ein zierliches Zwerglein mit niedlichem Kämmchen auf dem Kopfe, und ein gespenstiges Männchen, das Loßmännel genannt. — Am Wasser hin geht der wüste Flozemann, welcher die Kinder, die noch spät Abends auf der Gasse herumlaufen, mit seiner großen Hakenstange ergreift und ins Wasser wirft.

In Mülhausen schreckt man die Kinder mit dem Hokemann, der an der Tränkbach haust.

225.

Das rothe Männel.

Mündlich; – vergl. K. Spindler, Vergißmeinnicht für 1845, S. 11 u. 6. *Klingsporg*, Erreurs et préjugés populaires, S. 18.

Jedermann in Straßburg und in Kolmar kennt die daſelbſt zum rothen Männel geſchildeten Wirthshäuſer; auch ſonſt im Elſaß, in kleinern Städten, trägt manche Schenke dieſen Namen.

Da die Sage, die ſich daran knüpft, Gefahr läuft, ſich nach und nach bei den kommenden Geſchlechtern zu verlieren, ſo mag ſie hier aufgezeichnet ſein. Sie iſt zwar, ihrem Urſprunge nach, keine elſäſſiſche Sage, allein das Volk hat ſie ſpäter, wie wir ſehen werden, zu einer ſolchen gemacht.

Nach einem allverbreiteten Volksglauben, erſchien im Tuilerien-Schloſſe zu Paris, jedesmal wenn der herrſchenden Königsfamilie ein Unglück widerfahren ſollte, ein rothes Männlein, welches ernſt und mit mahnungsvoller Miene durch die Gänge und Säle wandelte.

Es zeigte ſich wieder zu Napoleons Zeiten, nur mit dem Unterſchiede, daß es nicht allein an dem Schloſſe haftete, ſondern dem Kaiſer auf ſeinen welteroberndn Zügen folgte, und ihm ſtets vor einer wichtigen Unternehmung Rath oder Warnung gab.

So geſellte es ſich zuerſt in Aegypten zu ihm, als er noch Konſul Bonaparte hieß, und prophezeite ihm, daß er einſt Kaiſer werden würde. Später kam es vor dem Feldzuge von Spanien und Rußland, und zuletzt noch, ernſtlich warnend, vor der verhängnißvollen Schlacht bei Waterloo.

Auch in Straßburg will man das rothe Männlein geſehen haben, in den Gängen des ſogenannten Palaſtes, des ehemaligen und jetzt abermaligen biſchöflichen Palaſtes, als Napoleon mit der Kaiſerin Joſephine, zu Ende September 1805, die Stadt beſuchte, von der er ſodann durch Baden, Schwaben und Bayern ſiegreich nach Oeſterreich drang, ſeinen Einzug in Wien hielt und den 2. Dezember den glänzenden Sieg von Auſterlitz über die Ruſſen und Oeſterreicher davon trug.

„Jetzt ſoll das rothe Männlein unter dem Münſterthurme, im tiefen mit Waſſer angefüllten Grundgewölbe begraben liegen.“

Béranger beſchreibt das rothe Männlein in der zweiten Strophe ſeines ihm gewiedmeten Liedes: le petit homme rouge, alſo:

Vous figurez-vous
Ce diable habillé d'écarlate?
Bossu, louche et roux,
Un serpent lui sert de cravate.
Il a le nez crochu;
Il a le pied fourchu;
Sa voix rauque en chantant présage
Au château grand remuménage.
Saints du paradis,
Priez pour Charles-Dix.

Dieſe Schilderung iſt mehr aus des Dichters politiſchen Individualität und Auffaſſungsweiſe hervorgegangen, als aus der Vorſtellung, welche ſich das Volk von dieſem mahnenden Spukgeiſte machte. Napoleons Fall berührt er in folgenden Verſen:

Depuis la terreur [1])
Plus n'y pensais, lorsque sa vue
Du bon empereur
M'annonça la chûte imprévue.

Merkwürdig iſt es, daß die deutſche Volksſage den Kaiſer Napoleon durch Frau Holle warnen läßt, von dem Feldzuge nach Rußland abzuſtehen: „Im letzten Kriege kam ein franzöſiſcher Marſchall nach Nordhauſen, und wie er die Trümmer der Kiffhäuſerburg ſah und hörte, daß dies ein verwünſchtes Schloß ſei, auf dem es bei Nacht Niemand Ruhe laſſe, rief er im Uebermuth: „So will ich die nächſte Nacht dort oben ſchlafen;“ und er hörte auf keine Warnung, ſondern ließ ſein Feldbett auf dem Kiffhäuſer aufſchlagen. Und als es Mitternacht war, ſandte der Kaiſer Friedrich (Barbaroſſa), der ſeit undenklichen Jahren im Kiffhäuſer wohnt, die Königin Holle hinauf zu dem Marſchall, er möge ſeinen Herrn, den Kaiſer Napoleon, warnen, nicht nach Rußland zu ziehen; denn von da werde er nur in Schmach und Noth wiederkehren: und er möge dem Kai-

[1]) Es iſt hier von der ſogenannten terreur blanche, im Jahr 1814, die Rede.

ſer verkündigen, wenn er ſeinen Ruhm lieb habe, ſolle er Deutſchland räumen; denn er, der Kaiſer Friedrich, dulde nicht, daß ſein deutſches Volk den Franzoſen unterthänig ſei: und wenn der Kaiſer Napoleon dieſe Mahnung nicht höre, werde er in Jammer und Armuth untergehn. — Der Marſchall eilte am folgenden Morgen nach Halle, wo Napoleon ſich gerade aufhielt, und ſagte ihm, was die Königin Holle ihm melden ließ, und alle Generale und alle Soldaten baten den Kaiſer, nicht nach Rußland zu gehen; doch er, wie er war, lachte ſie aus, und das hat er denn büßen müſſen [1]."

Das rothe Männlein mag wohl ein Ueberreſt des Glaubens an Hausgötter ſein, welche im nördlichen Deutſchland als Kobolde erſcheinen; dieſelben tragen ebenfalls rothe Röcke und rothe Kappen, haben große, feurige Augen und ziehen, wenn ſie durch die Luft fliegen, lange feurige Streifen hinter ſich her. In Thüringen (Sommer), ſo wie in der Mark (Kuhn) heißen ſie deßhalb auch rothe Jungen. Die Kobolde kommen meiſt durch den Schornſtein in die Häuſer und haben auf dem Heerde, hinter dem Ofen oder im Schornſtein ihren Platz; es waren demnach Feuergottheiten; ſie ſchützten das Haus, in dem ſie ſich aufhielten, und deſſen Bewohner, ſo wie die Penaten der Römer.

Das Alterthum läßt oftmals die Götter, namentlich die Dioskuren, Kaſtor und Pollux, vor wichtigen Begebenheiten, warnend und ſchützend auftreten, wie dies bereits oben S. 337, gelegenheitlich der Sage von der Belagerung von Neuwindſtein bemerkt wurde. Ebendahin gehören auch diejenigen weißen Frauen, Ahnfrauen, welche noch jetzt in Fürſtenſchlöſſern (Berlin, Bayreuth, Darmſtadt, Mannheim, Karlsruhe, Baden-Baden u. ſ. w.) ſich zeigen, wenn ihrer Familie ein Todesfall oder ein anderes Unglück bevorſteht. Ich erinnere namentlich an Bertha von Roſenberg, deren auch Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde erwähnt, und an die Gräfin von Orlamünde.

---

[1] S. G. Sommer, Sagen u. ſ. w. aus Thüringen und Sachſen. I, S. 5 und 6; vergl. S. 165 – 167.

336.

Kaiser Napoleon lebt noch.

Mündlich.

Im Volke zu Straßburg und im Elsaß überhaupt gieng, noch viele Jahre nach dem Tode des Kaisers Napoleon, der Glaube, daß er nicht in St. Helena gestorben sei; dieß sei eine lügenhafte Erfindung seiner Feinde. Er lebt, sagten die Leute, noch und **wird mit den Mohren und Türken kommen, und in neuem Glanze und neuer Macht wieder auf seinen Thron steigen und die Welt beherrschen.**

Daß der Glaube an Napoleon's Fortleben auch in Deutschland unter dem Volke verbreitet war, bestätigt folgende Stelle aus Bechsteins Sagenschatz des Thüringerlandes, Th. IV, S. 52: „Als vor länger denn zehn Jahren der berühmteste Kaiser der neuen Zeit auf einer fernen Insel verstorben war, und die Kunde davon nach Europa kam, wollten die Leute nicht recht an seinen Tod glauben, und es kam ein Geschrei aus, daß er in der Türkei wäre erblickt worden. Zwei Männer aber haben auf dem Kiffhäuser eine Gestalt gesehen, im grauen Mantel, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Haupt, mit fahlem Gesicht und blitzenden Augen, die sei durch die Trümmer geschritten und verschwunden, und darauf sei ein gewaltiger Klang aus der Tiefe erschollen, wie von Schwertern und hellen Erzen, daß der Berg erzittert und ein Stück der Kapelle vollends eingestürzt. Seitdem sei der Rothbart erlöst, und an seiner Statt sitze träumend und sinnend Napoleon."

337.

Die russischen Doktoren.

Mündlich.

Zur Zeit, als die Alliirten das Elsaß besetzten, und noch mehrere Jahre nach ihrem Abzuge aus unserm Lande, erzählte man

ſich in Straßburg ſchauerliche Geſchichten von den ſogenannten ruſſiſchen Doktoren. Dieſelben wandelten zur Nachtzeit, mit langen grauen Bärten und in graue Mäntel gehüllt, durch die Straßen; hielten Diejenigen, welche ſich verſpätigt hatten, an, knebelten ſie, und führten ſie an einen entlegenen Ort oder in einen Keller, um ihnen das Herz aufzuſchneiden.

Nach ſchweren Kriegen, während welcher das Volk von vielfältigen Bedrückungen heimgeſucht wurde, hält ſeine Einbildungskraft natürlich die Geſtalten ſeiner Dränger feſt, und ſtellt ſie ſich ſpäter oftmals unter ſchreckhaften, ſpukenden Erſcheinungen vor. Solche Schreckbilder für Jung und Alt waren im Elſaſſe lange Zeit die Armagnaken oder Schinder, die Schweden, die Panduren.

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, während und nach den Kriegen, ſpukten auf gleiche Weiſe in den heſſiſchen Dorfſchaften ſogenannte Trampelthiere. S. G. Kaut, Heſſiſche Sagen, Offenbach 1846, S. 97.

328.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Mündlich.

Vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ſchon hörte ich in Straßburg eine, wie ich ſeitdem vernommen, weitverbreitete Sage erzählen von einer überaus reichen Jungfrau mit einem Todtenkopfe, welche mit großer Dienerſchaft im Gaſthofe zum rothen Hauſe abgeſtiegen. Dieſelbe, hieß es, würde demjenigen, der ſie heirathen wolle, alle ihre Reichthümer zu Theil werden laſſen. Es ſeien auch viele beherzte und geldlüſterne Freier erſchienen; allein vor dem gräßlichen Todtenkopf und dem ihm entſtrömenden Modergeruche hielt auch der Muthigſte nicht aus.

Im Jahre 1851 ſoll die Jungfrau wieder in demſelben Gaſthofe erſchienen ſein.

An andern Orten ſtellt man ſie mit einem Schweinsrüſſel vor.

Das Fürchterliche der Ungeſtalt dieſer Jungfrau; das vergebliche Harren und Suchen der Liebebegehrenden; das Zurücktreten der Beherzteſten; der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen dem ungeheuern Reichthume und dem Fluche, der auf ihrem Leibe ruht und der durch jene Schätze nicht ausgeglichen werden kann, hat etwas ſo Tiefes und Bedeutſames, daß es erklärlich wird, wie die Phantaſie des Volkes ſtets wieder auf dieſe Erſcheinung zurückkömmt. (G. Mühl.)

Es ſcheint mir, es habe mit dieſem Zurückſchrecken vor dem der Natur Widerſtrebenden, aus ihr Heraustretenden und in das Gebiet des Unheimlichen Verſetzten, dieſelbe Bewandtniß, wie mit den in Kröten oder Schlangen verwandelten Jungfrauen, welche die Lebenden ebenfalls durch den Beſitz unmenſchlicher Schätze anlocken zum Kuſſe, das heißt zum Sinnbilde und Unterpfande der Vereinigung; wobei aber das Fürchterliche der Erſcheinung, im Augenblicke des Wagniſſes, auch die ſtärkſten und muthigſten Bewerber zurückſchreckt. Somit mag die Jungfrau mit dem Todtenkopfe ein Nachklang dieſer letztern Sagen, und aus ihnen entſtanden ſein.

329.

Das Wellenmännel im Mond.

Mündlich.

In Straßburg und auch ſonſt im Elſaſſe nennt man das Bild im Vollmonde das Wellenmännel. Man ſagt von ihm, es ſeie bei ſeinen Lebzeiten ein böſer Holzdieb geweſen und müſſe nun bis in alle Ewigkeit fort im Monde Wellen oder Reiſſigbündel machen.

Dem Wellenmännel gilt folgendes Straßburger Kinderliedchen:

Wellemännele im Mond,
Guck e Biſſel erunter!
Guck in alli Stuewwe 'nien,
Gell es nimmt di Wunder?
Wirf dien Leiterle-'n-ra,
Grattel driwwer 'nunter,
Vorne 'ra, hinte 'ra,
Iwwer alli Stange,
Wenn de mit
Spiele witt,
Mueſch merr's Liſſele fange.

S. mein Elſäſſ. Volksbüchlein, Straßb. 1842, S. 40.

Die Flecken im Mond und ihre anſcheinliche Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Geſichte, oder, wenn man ſie anders betrachtet, mit ganzer menſchlicher Geſtalt, haben die Einbildungskraft des Volkes von jeher vielfältig beſchäftigt. „Eine altnordiſche Fabel erzählt: Mani, der Mond, nahm zwei Kinder, Bil und Hiuki, von der Erde weg, als ſie eben aus dem Brunnen Byrgir Waſſer ſchöpften und den Eimer Sägr an der Stange Simul auf ihren Achſeln trugen. Dieſe Kinder gehn hinter dem Mani her, wie man noch von der Erde aus ſehen kann. — Bil war vermuthlich ein Mädchen, Hiuki ein Knabe und jene mag mit der neben Sol genannten Aiwnja dieſelbe ſein . . . Was uns das Wichtigſte ſcheint aus dieſer heidniſchen Einbildung vom kinderſtehlenden Mondsmann, welche auch, außerhalb dem Norden, in ganz Deutſchland und vielleicht weiter im Schwang geweſen ſein wird, hat ſich hernach eine chriſtliche Modifikation ergeben. Man erzählt, der Mann im Mond ſei ein Holzdieb, der am heiligen Sonntag unter der Kirche Waldfrevel verübt habe und nun zur Strafe in den Mond verwünſcht worden ſei: da erſcheint er mit der Art auf dem Rücken und Reißholzbündel in der Hand."

Unſer Straßburger Satyriker Fiſchart ſagt: „Sah im Mon ein Männlin, das Holz geſtohlen hett."

Eine holländiſche Volksſage läßt das Männlein im Mond Gemüſe ſtehlen.

S. J. Grimm, deutſche Mythologie, 2te Ausg., S. 679

u. ff. — A. Kuhn, Märkiſche Sagen, Vorrede Seite XI; 107 und 140; in letzterer Sage iſt das Männlein ein Kohldieb und heißt Chriſtoph.

330.

Das Donnerloch bei Straßburg.

Mündlich; nach einer Mittheilung von G. Mühl.

In der Entfernung einer kleinen Viertelſtunde von der Stadt, vor dem Weißenthurmthore, zwiſchen der Straße, die nach Lingolsheim führt, und dem Wege zum Grünen Berge, iſt ein von Bodenquellen genährter Sumpf, das Donnerloch oder in elſäſſiſcher Mundart Dunderloch genannt. Es heißt alſo, weil es einſt von einem gewaltigen Blitz- und Donnerſchlag gebildet worden ſei, welcher den Wieſengrund einſchlug und eine verborgene Quelle aufriß. Ein Brautpaar iſt vor vielen Jahren einmal ſammt der Kutſche in daſſelbe geſtürzt und darin umgekommen.

Solcher Donner- oder Dunderlöcher gibt es noch viele. Der dialektiſche Ausdruck Dunder, ſchwäbiſch Donder, gibt gewiß den Donnerlaut treuer, als der hochdeutſche Donner; er iſt auch dem lateiniſchen tonitru mehr verwandt.

Das Einſtürzen von Erdgründen, Wieſen, Bergtriften und das Hervortreten aus ihnen von Waſſern, Quellen oder Seen wird gewöhnlich vom Volke auf eine Einwirkung der Götter oder der Geiſter hingeleitet. Vergl. z. B. die Sage vom Lamair-Weiher, S. 201, die Entſtehung des Sulzbades, S. 208 und die Bemerkungen zum Rohracker, S. 224.

Bei unſerm Volke reißen auch die ſogenannten Donnerkeile (Thorr's Hammer) die Erde auf, machen Löcher, welche nicht wieder zugedeckt werden können; eröffnen fließende Quellen oder Stillwaſſer. Donnerkeile nennen die Landleute auch die Belemniten, die bekannte keilförmige Verſteinerung gewiſſer Molusken, welche im Jurakalk und andern Flötzkalkbildungen, z. B.

bei Pfaffenhoffen, im Unterelſaß, gefunden werden, wo ſie auch Teufelsfinger heißen. Auch ihr Urſprung wird vom Aberglauben auf die Wirkung von Blitz und Donner geführt. „Nach dem Volksglauben fährt mit dem zündenden Blitz aus der Wolke zugleich ein ſchwarzer Keil tief wie der höchſte Kirchthurm in den Erdboden nieder. So oft es aber von Neuem donnert, beginnt er der Oberfläche näher zu ſteigen; nach ſieben Jahren iſt er wieder oben auf der Erde zu finden. Jedes Haus, in dem er aufbewahrt wird, iſt vor Gewitterſchaden ſicher, und ſobald ein Gewitter naht, fängt er an zu ſchwitzen . . . Die Tiefe, in welche er fährt, wird auch in Flüchen mannigfaltig ausgedrückt, z. B. der Donner ſchlage dich ſo tief in die Erde, als ein Haſe in hundert Jahren laufen kann!"

Außer den Donnerlöchern [1]) und den Donnerkeilen, welche auf Thôrr, Donar, manchmal auf Jupiter [2]) bezogen werden, reihen wir noch folgende volksthümliche Benennungen an: Donnerziege, Donnerſtagspferd, Schnepfe; Donnergueg, Donnergugg, Donnerpuppe, Hirſchkäfer, Schröter; Donnerbart, Hauswurz [3]), sempervivum tectorum; Donnerkraut, sedum; Donnerwurz, gemeine Oſterluzei, aristolochia clematitis; Donnerflug, fumaria bulbosa; Donnerdiſtel, eryngium campestre; zudem noch Donnereichen. Auch den Donnersberg in der Rheinpfalz bezieht Grimm auf die Verehrung Donar's, und nennt noch: im Kanton Bern den Donnerbühel; in Heſſen die Donnerkaute; bei Oldenburg das Dorf Donnerſchwee; in Steiermark einen Donnersbach. S. Deutſche Myth., 2te Ausg., S. 151 u. ff. Anm. d. Herausg.

---

[1]) Bei Sennheim heißt auch ein Felsſtück Donnerloch.

[2]) Thôrr und Jupiter werden in ihren Attributen und Erſcheinungen oft mit einander verwechſelt; beiden war derſelbe Tag, dies Jovis, Thôrrstag, Donarstag, Donnerstag geheiligt.

[3]) Auf den Dächern vieler Bauernhäuſer im Elſaß wird die Hauswurz noch jetzt gehegt, um Gewitterſchaden abzuhalten; ſie hat alſo die Stelle der oben berührten Donnerkeile vertreten und heißt auch deshalb Donnerbart

331.

Eisenbahnsagen.

Zum Theil nach Mittheilungen von Gustav Mühl.

Eine alte Frau, unterhalb Straßburg, hatte sich überreden lassen, ihre Wallfahrt nach St. Ludan oder St. Lotten auf der Eisenbahn zu machen. Da sie sich aber so schnelle an dem Orte ihres heiligen Zieles angelangt fand, was so sehr von der Langsamkeit ihrer frühern Fußreisen dahin verschieden war, wurde sie stutzig, und erklärte die ganze Sache für ein Blendwerk des Teufels. Sie sah es als durchaus sündhaft und Gott und dem heiligen Ludanus mißfällig an, auf solche Weise ihre Wallfahrt zu machen; kehrte alsobald zu Fuß bis nach Straßburg zurück, um ihren Bittgang von da wieder nach ihrer alten Gewohnheit zu Fuße zu machen.

— Im Anfange des Bestehens der Eisenbahn widerstrebte es Vielen im Volke, dem unheimlichen, tosenden, feuersprühenden Ungeheuer, das mit Sturmesgewalt dahinbraust und in einem Augenblicke den Sinnen entrückt ist, sich anzuvertrauen. Das Pfeifen der Dampfmaschine zumal erklärten die Leute für das Pfeifen des Teufels; die ganze Erfindung für ein Werk seiner Macht; jeder Unfall, der geschah, ward als ein Opfer angesehen, das dem Bösen verfallen; ganze Züge, glaubten sie, kämen manchmal in seine Gewalt und verschwänden.

— Die Einweihung der Eisenbahn durch den Bischof beruhigte zwar Manche; allein bei Vielen gilt diese Erfindung noch immer als ein Blendwerk des Teufels, dem die Unternehmer ihre Seele verschreiben mußten.

— Auch die Kartoffelkrankheit wird der Eisenbahn zugeschrieben. Der von den Maschinen aufqualmende Dampf, glaubt man, vergifte die Stöcke, wenn er auf sie niedergeschlagen werde. Die Eisenbahn, hörte ich allen Ernstes sagen, müsse drei Jahre stille stehn, wenn die Kartoffeln wieder gerathen sollen.

Als im Sommer 1851 ein katholischer Geistlicher im Oberelsasse gegen diesen unsinnigen Aberglauben predigte, und seinen Zuhörern die triftigsten Gründe dawider gab, ihnen unter Anderm

bewies, daß die Kartoffelkrankheit ja auch an Orten herrsche, wo es gar keine Eisenbahnen gebe, schüttelten sie zweifelnd die Köpfe und sagten: „Er hat's mit den Eisenbähnlern!"

— Das periodische Stillestehn der Eisenbahnen, scheint vom Volke allgemein angenommen zu werden. „Letzthin, schreibt Mühl, 2. März 1852, sagte mir ein alter Mann in der Nähe der Eisenbahn, als gerade ein Zug vorüberflog, das Alles sei ein Werk des Teufels und würde in fünfzig Jahren wieder vergehen. Er hätte gelesen, daß solche Eisenbahnen schon vor ein Paar Hundert Jahren dagewesen wären, aber sodann wieder abgekommen. In fünfzig Jahren würde dasselbe stattfinden, und Grund und Boden den angränzenden Eigenthümern abermals zur Anpflanzung zurückfallen."

Diese zuletzt berührte Annahme, so wie die dem Dampf der Lokomotive zugeschriebene Kartoffelfäule, zeigt, wie sehr das Volk in den das Land durchschneidenden Eisenbahnen, welche den so sehr am Althergebrachten hangenden Landmann so plötzlich und so gewaltsam aus dem gewohnten Geleise brachten, eine Art von Entweihung des der Bepflanzung geheiligten Erdbodens erblickt, die der Himmel selbst sichtbar strafe.

Im Badischen glaubt das Volk ebenfalls, die Erfindung der Eisenbahnen sei den Menschen vom Teufel eingegeben worden, und behauptet, daß jedesmal beim Aussteigen an einem größern Stationsorte Einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn nehme.

Straßburger Münſter-Sagen,

aus

Chroniken, Urkunden und ſonſtigen Quellen

geſammelt und dargeſtellt

von

Dr. Ludwig Schneegans,

Archivar und zweiter Bibliothekar der Stadt Straßburg.

Der heilige Hain und die drei Buchen.

Uralte, halbverklungene Sagen berichten, daß der Ort, wo jetzt das Münſter ſich erhebet und des wundervollen Thurmes Spitze ſo kühn empor gen Himmel raget, ſeit mehr denn zwei Jahrtauſenden, eine Gott geweihte und geheiligte Stätte ſei.

Lange, lange Zeit vor Chriſti Geburt, da ſtund auf der Anhöhe, auf welcher ſeitdem die weltberühmte Domkirche erbauet wurde, ein heiliger, dem Kriegsgotte geweiheter Hain. Denn nicht in Mauern, von Menſchenhänden aufgerichtet, und nicht unter irgend einer von menſchlichem Geiſte erdachten Geſtalt, beteten einſt, im Heidenthume, die alten Deutſchen ihre Götter an. Im geheimnißvollen, ſchaurigen Dunkel heiliger Haine, im undurchdringlichen Schatten dichtverwachſener Urwälder, welche keine Art berührte, da wohnte die Gottheit, unſichtbar und unerreichbar dem irdiſchen Auge; ihre Gegenwart aber und ihr Wirken bezeugten das Rauſchen der Wälder, das Liſpeln der Blätter, das Geſprudel der Wellen, das Funkeln der Sterne und der Segen der Erde.

Mitten im heiligen Haine, ohnfern des Ufers der murmelnd und plätſchernd dahinfließenden Ill, erhoben ſich ſtattlich drei mächtige Buchen. Hoch empor wogten ihre Wipfel in die Lüfte, und weithin beſchatteten unten ihre gewaltigen Aeſte das Heiligthum, wo die Gottheit thronte.

Hier, an geweihter Stätte, verehrte der Volksſtamm der Tribocher, der dieſen Theil des Landes inne hatte und von den drei Buchen den Namen führte, den Gott des Krieges. Hierher ſtrömte, von nah und fern, aus den umliegenden Gauen, das Volk herbei, voller Andacht und Ehrfurcht, und brachte dem furchtbaren Gotte ſeine Opfer dar.

Geheimnißvoll, wie in den Wellen des vorüberrauſchenden Fluſſes, flüſterte es im dichten Laubgewinde der drei heiligen Buchen. Und wenn der Prieſter, im ſchneeweißen, blendenden Gewande, unten am Altare ſtund, die geweihte Miſtel in der Hand, da wogte es, zuerſt leiſe, und dann immer vernehmbarer und lauter durch die Zweige, den ganzen Hain entlang; und weithin fühlte das dichtgedrängte Volk der Gottheit Athem an ſich vorüber weben, und tief ergriffen ſtürzte ſich Alles mit dem Antlitze nieder auf die Erde; denn Keiner vermochte des Gottes ſchreckliches Geſicht zu ſchauen.

Lange ſtunden, ſtolz und prangend, die drei Buchen mitten im gottgeweihten Haine. Lange thronte in ihrem Schatten des gewalt'gen Gottes Macht.

Erſt als die Römer, durch das Glück ihrer Waffen, auch die Länder zwiſchen dem Rheine und dem Vogeſus ihrem Weltreiche unterwarfen, da fällte die Art den heiligen Hain und die drei Buchen, und ein prachtvoller, dem ſiegreichen Kriegsgotte der weltgebietenden Roma geweiheter Tempel trat an ihre Stelle.

Doch auch der römiſche Tempel mußte weichen. Zerſtöret ſank er ein, als das Chriſtenthum das Evangelium einführte, in den alſatiſchen Gauen, und das Kreuz aufpflanzte zum Zeichen des Heils.

Alſobald erhob ſich, demüthig und beſcheiden, eine chriſtliche Kirche, da wo ehedem der heilige Hain und die drei Buchen, und ſodann der römiſche Tempel, gepranget hatten. Zur Ehre des dreieinigen Gottes und der heiligen Jungfrau Maria wurde ſie eingeweihet.

Geſchlecht um Geſchlecht, Jahrhundert um Jahrhundert half treulich am Baue, und ſo erſtund, immer herrlicher ausgeſchmücket, inmitten aller prachtvollen Dome am Rhein, das koſtbarſte Münſter, welches ſpäterhin Erwins hochgefeierter Genius noch mehr verherrlichen ſollte.

Und weithin in die Ferne pranget der wundervolle Bau, alles überſtrahlend nah und fern, auf der Stätte, wo einſt die heiligen drei Buchen majeſtätiſch ihre grünen Kronen im Winde hin und her gewieget hatten.

Schadäus, in ſeinem wohlbekannten Münſterbüchlein, S. 3, erzählt, nach Specklin, daß das Straßburger Münſter auf eben der Stätte erbauet worden ſeie, auf welcher einſt, in grauer Heidenzeit, der heilige Hain und die drei Buchen der Tribocher geſtanden hatten; und ſeitdem haben ihm ſämmtliche Schriftſteller, welche über das Münſter geſchrieben haben, dieſe bloß ſagenhaft überlieferte Angabe nacherzählet, welche ſich auf keine bekannt gewordene hiſtoriſche Quelle ſtützet.

Dieſer Ueberlieferung jedoch mag allerdings eine rein geſchichtliche Begebenheit zu Grunde liegen; denn es war nichts weniger als etwas Seltenes, daß die erſten chriſtlichen Bethäuſer und Kirchen gerade, und ſogar vorzugsweiſe, auf den Stätten erbauet wurden, wo zuvor heidniſche Haine oder Tempel geſtanden hatten, oder auf andern, ſeit uralten Zeiten, Gott geweiheten Orten. Die alte Gewohnheit feſſelte die ehedem heidniſchen und ſeit Kurzem erſt zum Chriſtenthume übergetretenen Völkerſchaften an ſolche ſeit undenklichen Zeiten geheiligte Stätten; ſie erleichterte denſelben ſogar den Uebergang zum neuen Glauben, und trug ſomit mächtig dazu bei, ſie deſto feſter darin zu begründen und denſelben, auf der uralt-heiligen Stätte, immer tiefer Wurzel faſſen zu laſſen und, ſo zu ſagen, mit ihr unauflöslich zu verketten: „ſintemal," wie ſchon Schadäus ganz richtig bemerkt, „kein Volck iſt, das nicht mit ſonderlichem Eyffer vber ſeinem Gottesdienſt vnd den Orten hält, da derſelbe geübet vnd getrieben wird."

Hatte ja ſchon der h. Auguſtinus an Publicola geſchrieben: „Man zerſtöret nicht die Tempel; man zerbricht nicht die Götzenbilder; man fället nicht die heiligen Haine; man macht es beſſer: man wiedmet und weihet ſie Jeſu Chriſto." (Ep. XLVII.)

Dieſen Grundſatz befolgte ebenfalls durchgängig das Pabſtthum. Allgemein wurde derſelbe, die erſten chriſtlichen Jahrhunderte hindurch, als Regel aufgeſtellt und dieſe weiſe Vorſchrift überall befolgt und angewendet. Gregor der Große hat ihn, namentlich, ganz deutlich und feierlich ausgeſprochen. Er ſchreibt den Miſſionaren der Angel-Sachſen: „Man muß ſich hüten die Tempel der Götzen zu zerſtören; man muß nur ihre Bilder zernichten, ſodann Weihwaſſer machen, die Tempel damit beſprengen, Altäre darin errichten und Reliquien darin aufſtellen. Sind dieſe Tempel ſchön gebaut, ſo iſt es gut und nützlich, daß ſie aus dem Dienſte der Dämonen in denjenigen des wahren Gottes treten; denn ſo

lange das Volk ſeine alten heiligen Orte erhalten ſieht, wird es ſich aus Gewohnheitstrieb williger darein begeben, um den wahren Gott daſelbſt zu verehren."

So geſchah es, daß überall, wo es nur thunlich war, die erſten chriſtlichen Kirchen auf uralt-heidniſchen geheiligten Stätten ſich erhoben. Es war dieſer Gebrauch ſo allgemein, daß beinahe ſämmtliche Hauptkirchen auf ſolchen Orten aufgerichtet wurden. Aeußerſt ſelten nur ſind die Ausnahmen.

So ſoll namentlich die Kathedrale zu Metz, gleichwie das Münſter zu Straßburg, auf einer Stätte erbaut worden ſein, wo zuvor ein ſolcher heiliger Hain mit einem Opferſteine geſtanden hatte. (S. *Régis*, La cathédrale de Metz, S. 75.)

Ebenſo ſoll die Kathedralkirche von Chartres, deren Entſtehung, ſämmtlichen Quellen zufolge, in die erſten Zeiten der Einführung des Chriſtenthums in Gallien hinaufreicht, die Stelle eines ältern Druidentempels eingenommen haben. (S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France. T. I, S. 312.)

338.

Der Bronnen im Münſter.

Im heiligen Götter-Haine, bei den drei Buchen, neben dem Opfermale, ſprudelte eine in einen Bronnen gefaßte und ebenfalls geheiligte Quelle.

Hier wuſchen, in der alten Heidenzeit, die Prieſter die Opfer, welche dem furchtbaren Gotte des Krieges dargebracht wurden.

Und die Quelle war ſo lieb den Stämmen weit umher, daß ſie erhalten wurde zur Zeit, als Chlodwig, der fromme Frankenkönig, das Heidenthum verdrängte aus den Elſäßiſchen Gauen.

Der heilige Remigius, welcher den König ſelbſt, einer Ueberlieferung zu Folge, an eben dieſer Quelle getaufet hatte, weihete die Letztere ein zur Ehre Gottes, auf daß ſie forthin zur Taufe dienen ſollte, wie ſie zuvor zur Abgötterei gedienet hatte. Und als hernach Chlodwig, auf der Stätte, wo der heilige Hain geſtanden hatte, das erſte chriſtliche Münſter erbaute, wurde dieſer geheiligte Bronnen mit eingeſchloſſen in des neuen Gotteshauſes ſchützende Mauern.

Und lange, lange Jahrhunderte hindurch, wurden Tauſende

und Tauſende getaufet aus dieſer Quelle, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Lange Jahrhunderte hindurch wurde das Waſſer aus dieſer Quelle nicht bloß in der Stadt zur Taufe gebrauchet, ſondern auch für viele Kirchen auf dem Lande holte man, nach uralt hergebrachter Gewohnheit, aus dem Münſterbronnen das Waſſer für die Taufe, weßwegen er, zu Straßburg und auf dem Lande, vom Volke gewöhnlich nur der Kindelsbronnen genannt wurde. Noch jetzt beredet man, zu Straßburg, die Kinder, daß alle neugeborne Kinder aus dem Münſterbronnen geſchöpfet werden.

Auch die Erhaltung dieſer Sage verdanken wir Specklin und ſeinem Abſchreiber Schadäus.

Der Erſtere hatte dieſelbe, ohne allen Zweifel, nach ältern Ueberlieferungen, in dem zu Grunde gegangenen Anfange ſeiner handſchriftlichen Collectaneen aufgezeichnet. In dem Fragmente ſeiner Abſchrift, welches mit dieſen auf der ſtädtiſchen Bibliothek zu Straßburg aufbewahret wird, geht Specklin ſogar, wie wir ſpäterhin ſehen werden, ſo weit, daß er behauptet, Chlodwig ſelbſt ſei, nach der Schlacht bei Tolbiac (Zülpich), an eben dieſer Quelle, welche früherhin im Tribocher Götterhaine, neben dem Altare oder Opferſteine, entſprungen war, und ſpäterhin, der Sage nach, in das erſte chriſtliche Münſter eingeſchloſſen wurde, von dem h. Remigius getaufet worden.

Schadäus (Kap. VII, S. 35) erzählet blos, daß die Quelle von dieſem heiligen Biſchofe „zun Zeiten *Clodovaei* geweyhet" worden ſei, um fernerhin zur Taufe zu dienen. Und wenn man die Sage auf dieſe Grenzen zurückführet, ſo dürfte wohl auch hier wieder eine hiſtoriſche Thatſache zu Grunde liegen.

Bis in das ſechzehnte Jahrhundert hinüber bedienten ſich nicht blos ſämmtliche Pfarreien in Straßburg ſelbſt, ſondern auch alle von dem Erzprieſterthume St. Laurentien abhängende Pfarreien auf dem Lande, ausſchließlich, dieſer Quelle zur Taufe. Erſt nach der Einführung und Feſtſtellung der Reformation in Straßburg nahm dieſer uralte Gebrauch ein Ende.

Der Brennen befand ſich gerade vor dem Hauptpfeiler, nahe der Kirchenmauer, wenn man durch das Seitenportal bei der Steinmetzenhütte, in die ſüdliche Abſeite tritt. Er war vier und dreißig Schuhe tief. Im Jahre 1696 ſtürzte ein franzöſiſcher Soldat hin-

ein und ertrank. Erſt im Jahre 1766 wurde die Oeffnung mit einem Steine zugedeckt und geſchloſſen.

Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß auch bei dem Münſter zu Chartres ein ähnlicher altheidniſcher Bronnen ſich befunden haben ſoll. Auch an dieſen knüpft ſich eine Sage; man hat nämlich die Vermuthung aufgeſtellt, daß derſelbe dazu gedient habe, um die Körper der bei dem Gottesdienſte der Druiden geopferten Menſchen hineinzuwerfen. In dieſen Bronnen ſollen hernach die erſten zum Chriſtenthume bekehrten Heiden jener Gegenden geſtürzt und darin ertränkt worden ſein. Nach dem Uebergange zum Chriſtenthume aber hatte das Volk eine beſondere Verehrung für den Bronnen, und nannte denſelben den Bronnen der ſtarken Heiligen, le puits des saints forts. S. Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France, am bereits angeführten Orte.

Noch jetzt bezieht der Bronnen bei der Steinhütte, außerhalb am Münſter, das Waſſer aus der Quelle, welche einſt in der Heidenzeit zum Waſchen der Opfer gedienet haben ſoll.

334.

Das Gewölbe und der See unter dem Münſter.

„Da unten aber iſt's fürchterlich
Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!"

Unter dem Münſter — noch gehet hievon, im Volke, eine uralte, ſeit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder fortgeerbte Sage — unter dem Münſter, da iſt ein weites gewaltiges Gewölbe geſprengt, das die ganze Laſt des Rieſengebäudes ſammt dem himmelhohen Thurme trägt. Und unter dem Gewölbe, da fluthet, im Finſtern, ein See, auf welchem man, in einem Schiffe, unter der Kirche hin- und herfahren kann, bis zu dem Orte, wo, noch vor wenigen Jahren, der ſogenannte Fiſchbronnen (Fiſcherbronnen) geſtanden hat.

Um Mitternacht, wenn es ſtille iſt in der Stadt, da haben ſchon Viele ganz deutlich das Geplätſcher und das Fluthen der Gewäſſer vernommen, und die Ruderſchläge, welche den Nachen auf

dem düſtern See vorwärts treiben. Dumpf und hohl dröhnet und hallet es unter der Erde, und Alle, die es hören, erfüllet es mit unwiderſtehlichem Grauſen.

Gerade dem Münſter gegenüber, unter dem Hauſe neben der Apotheke zum Hirſchen, da ſoll ehemals ein Eingang zu dem unterirdiſchen Gewölbe geweſen ſein. Es war ein finſteres, unheimliches, mit ſtarker Thüre verwahrtes Loch.

Viele ſchon hatten es verſucht, durch die geheimnißvolle Oeffnung hinunter zu gelangen in das Gewölbe unter dem Münſter und auf den See hinab. Keinem aber wollte je das gefährliche Wageſtück gelingen. Jedesmal, ſobald man die Thüre eröffnete, wehete furchtbare Windſtöße herauf aus der finſtern, kalt-ſchaurigen Tiefe, und Sturm und Qualm löſchten augenblicklich die Lichter derjenigen aus, welche ſich vermeſſen wollten, mit Laternen hinab zu dringen auf den See.

Ebenſo vergeblich waren die Bemühungen derer geblieben, die es verſuchten, mit Stangen in den ſchwarzen Schlund hinein zu ſtoßen, um zu ergründen, wohin die Höhle ſich wende. Umſonſt war alles Mühen und Forſchen. Jähes Grauſen überfiel jedesmal auch die Beherzteſten, und eilig zogen ſich ſelbſt die Verwegenſten zurücke aus dieſem grauenvollen, unheimlichen Orte.

Und wenn die Waſſer ſteigen drüben im Fluſſe, da erheben ſie ſich ebenfalls drunten in dem unerforſchlichen See unter dem Münſter.

Schlangen, Blindſchleichen, Kröten, Molche, Salamander und anderes Ungeziefer, und ſonſtige giftige Unthiere mit feurigen Augen, krochen dann ehemals, keuchend und quetſchend, heraus durch das Loch aus dem unterirdiſchen, finſtern Schachte. Schrecken erfaßte Alle, die es ſahen, und, um weiterm Unheile vorzubeugen, wurde die Oeffnung unter dem beſagten Hauſe im Keller, ſammt der Thüre, vermauert und mit Schutt und Geröhr überführet.

Kein menſchlicher Geiſt, auch der kühnſte und erfindungsreichſte nicht, wäre im Stande, ſich all das unheimliche, grauſige Treiben und Qualmen drunten in jenem Höllenpfuhle zu vergegenwärtigen oder auch nur im Entfernteſten zu ahnen.

Und noch jetzt, wenn man, nach Mitternacht, am Münſter hin über den Fronhof gehet, ſoll man oft, dumpf und ferne, aber ganz vernehmbar, aus der Tiefe herauf, das Fluthen und Anſchlagen der Wogen und das Schaukeln und Schwellen des Schiffes vernehmen, das über den See dahin gleitet, und manchmal ſogar das

Keuchen und Quirlen und Fletſchen der Unthiere, die dort unten herumkriechen und plätſchern im Qualme des grauenvollen Schlundes. Schaurig wird es Einem aber dann zu Gemüthe, und haſtig eilet man hinweg, durch die Nacht, hinweg von dieſem Orte des Schreckens und des Entſetzens, der ſichern, heimlichen Wohnſtätte zu.

Noch heutzutage lebt dieſe Sage in der Erinnerung des Volkes fort. Noch jetzt giebt es Viele, die ſteif und feſt behaupten, das ganze Münſtergebäude ſei auf einem ungeheuern Roſte oder Gewölbe auferbauet worden, unter welchem ſich ein See befinde, auf dem man, in einem Kahne, durch unterirdiſche Gänge und Kanäle, bis zu dem Orte hin- und herfahren könne, wo, noch vor kurzen Jahren, der im Jahr 1578 errichtete Fiſchbronnen geſtanden.

Wahrſcheinlicherweiſe beruhet dieſe Sage auf der von Speckli in ſeinen ſogenannten *Collectaneen* T. I, *Aa.* Seite 20 a, ohne Zweifel nach ältern Angaben, aufgeſtellten, nach ihm von Schadäus, und ſeitdem durch viele Andere wiederholten Behauptung, daß man im Jahre 1015, als Biſchof Werner I. das Münſter neu umzubauen begann, das Fundament „mit Erlen Pfälen ins Waſſer geſchlagen und geleget habe."

Dazu mag ſodann noch ſpäterhin die von Dr. Heckheler, in ſeinem handſchriftlichen Werke über das Münſter (S. 56), erwähnte Begebenheit gekommen ſein, um das Ganze zu der hier mitgetheilten Sage zuſammenfaſſen zu machen. Folgendes nämlich hat Heckheler an der ſoeben angeführten Stelle ſeines Werkes aufgezeichnet: „Etliche von den gemeinen Leüthen (deren noch etwelche ſich finden möchten) ſeindt zwar dießer Meinung geweßt, daß unter dem Münſter ein lauteres Gewölb ſeye, alſo daß mann mit einem Schiff darunter hin und her fahren könne; den Eingang habe mann in einem Keller gradt gegen dem Münſter über, in einer Behaußung, nebſt der Eck-Apoteck zum Hirſch genant, darinnen voriger Zeit ein Barbierer Nahmens Geßler, und dießer Zeit auch einer mit Nahmen Moſes (wie auch derſelbige ahne dem Hauß angemahlet iſt) wohnet, ſuchen müßen. Seye ein Loch mit einer Thür verwahret geweßen: alß mann aber die Thür geöffnet, ſeye ein ſtarcker Windt herfür kommen, welcher auch allen denjenigen ſo mit Lanternen hinein gewollt ihre Liechter verlöſchet. Auch habe mann ſich

zum öffteren bemühet mit Stangen zu erforschen, wohin etwann solche Höhle sich wenden thät, aber mann weniger dann nichts damit außgerichtet, sintemahlen selbige Persohnen ein Graußen ankommen, daß sie unverrichter Sachen ihren Rückweg haben suchen müßen. Auch ist außgesagt worden, wann die Waßer gestiegen, so seyen, auß solchem Loch, Schlangen, Blindschleich, Krotten und dergleichen Ungezieffer herfür kommen. Daß mann aber von dießem Unheyl befreyet worden, habe mann solche Thür laßen vermauren und mit Geröhr überschütten. Auff daß nun die rechte Gewißheit, dießes Umbstandts, oder vielmehr ohngegründeten spargiments willen, möchte an das Tagesliecht kommen, ist, (zwar wie mann sagt) auff Befelch E. E. Raths ein Maurer dahin abgefertiget worden, der das Werk unverzüglich angegriffen, und nachgesucht, aber daß solches nur ein bloßes erdichtetes Weßen geweßen, befunden. Eben dergleichen ist auch deß damahligen Herren Weßners, Apoteckers im Hirsch, welche Herr Spielmann am Eck anjetzo innen hat, und Herren Koben, deß Kauffmanns, Keller nechst daran bey dem Münster, ebenmäßiges gedacht worden, so aber auch falsch geweßen, und also von allem deme nichts Hauptsächliches deß Fundaments halben erkundiget werden können."

335.

Chlodwigs Taufe und die Stiftung des Münsters.

Als in der Schlacht zu Tolbiac sich das Glück des Tages auf des Feindes Seite zu neigen begann, da that Chlodwig, eingedenk der vielfältigen und eindringlichen Ermahnungen seiner frommen christlichen Gattin, das Gelübde zum Christenthume überzutreten, wenn Chlotildens und der Christen Gott ihm den Sieg verleihen wolle, und sodann auch ihm zur Ehre und Danksagung eine christliche Kirche zu bauen.

Nach seinem Siege kam Chlodwig nach Straßburg, nahm den königlichen Palast oder Königshof[1]) ein und ließ sich durch das Volk huldigen und schwören.

---

[1]) Specklin sagt: „Dornff kame Clodoueus gon Strosburg vnd name „den königlichen Stull der Allemanier zu Königshoffen in . . . ."

Hernach erbaute er überall im Lande viele Veſten, Burgen und Schlöſſer, vornehmlich an den Hauptpäſſen und Eingängen der Thäler, und an der Stelle der alten, beinahe durchgängig zerſtörten oder zerfallenen römiſchen Kaſtelle [1]), um ſich den Beſitz des Landes zu ſichern und das Volk in Gehorſam zu erhalten.

Bereits war eine geraume Zeit verfloſſen, ſeitdem Chlodwig die ſchweren Kriege niedergelegt und Ruhe und Frieden wieder hergeſtellt hatte, und immer hatte er noch nicht das in der Bedrängniß der Schlacht gethane Verſprechen erfüllet.

Da erſchien eines Tages die Königin Chletilde — oder Guthuldt, wie Specklin ſie nennet — bei ihrem Herrn und Gemahl und erinnerte ihn ſeines Gelübdes; und alſobald beſchloß Chlodwig ſein Wort zu löſen. Ohne Verzug ſandte er nach dem hl. Remigius, welcher dazumal Biſchof zu Rheims und zu Metz war, und nach Veſtalus, und begehrte die chriſtliche Taufe, und mit ihm wohl drei tauſend edler Franken. Deſſen erfreute ſich höchlich die fromme Königin.

Und als St. Remigius gekommen war ſammt ſeinem Gefährten, da führten ſie Chlodwig nebſt den übrigen Täuflingen zum alten heidniſchen Tempel des Kriegsgottes Krutzmanna und unterwieſen und belehrten ſie im chriſtlichen Glauben. Vor dem Biſchofe ſtund Chlodwig in weißer Leinwand gekleidet, nach dem Gebrauche jener Zeit, und um ihn her die vornehmſten fränkiſchen Häuptlinge, welche mit ihm die Taufe empfangen wollten.

Und als der hl. Remigius die Taufe zu beginnen ſich anſchickte, da richtete er zuerſt das Wort an Chlodwig, und ſprach

---

[1]) Es ſoll Chlodwig namentlich die gewaltige Bergfeſte Frankenburg im Weilerthale erbauet haben, ſammt einer Kapelle, in welcher, nach Specklin, Chlodwigs Stammherr Pharamund begraben war, und in deren Fenſter man, zu Specklin's Zeit, noch des Frankenkönigs angeblich urſprüngliches, heidniſches Wappen mit den drei ſchwarzen Kröten im gelben oder goldenen Felde geſehen haben ſoll.

Wie bekannt ſoll, nach der auch durch Specklin mitgetheilten Sage, Chlodwig, als er noch ein Heide war, jenes Wappen geführet, hernach aber, nachdem er Chriſt geworden war, daſſelbe in das neue franzöſiſche Wappen mit den drei goldenen Lilien im blauen Felde umgewandelt haben.

Trauſch, in ſeiner handſchriftlichen Chronik (Tom. II, Abth. II, Fol. 164 a), erzählt, daß im Jahre 1540, als der Rhein und alle Waſſer äußerſt niedrig waren, unterhalb Bingen ein Fels zum Vorſcheine kam, an welchem beide Wappen Chlodwigs neben einander eingehauen geweſen ſein ſollen.

zu dem Könige: „Du hoher Sikamber, dieweil du gelobeſt Gott und Chriſtum allein anzubeten, ſo verſprichſt du dieſen und alle übrige Tempel, worinnen man dem Teufel opfert, zu zerſtören und überall den chriſtlichen Glauben helfen auszubreiten!“ — — und, nachdem Chlodwig dies feierlich verſprochen hatte, gab ihm St. Remigius die Taufe und nach ihm den übrigen fränkiſchen Häuptlingen und Kriegern, und nahm ſie hiemit auf in die Gemeinſchaft der Chriſtenheit und in den Schoos der chriſtlichen Kirche, in Gegenwart der hochbeglückten Königin und im Angeſichte des ganzen Volkes.

Hernach ließ Chlodwig alſobald Krutzmanns Tempel zu Straßburg abbrechen und baute, Gott zur Dankſagung, die erſte chriſtliche Kirche auf dieſelbe Stätte, ſcheinbarlich und groß, doch nur von ſchlichtem Holz und Stein „auf gut altfränkiſch“, mit einem großen ungeheuern Dache, und ließ dieſelbe einweihen in der Ehre der heiligen Dreifaltigkeit und der Jungfrau Maria. Und das war, fügt Specklin hinzu, der erſte chriſtliche Tempel, der in deutſchen und fränkiſchen Landen, von den Franken, zur Ehre eines Heiligen errichtet worden iſt.

So wurde das erſte Münſter zu Straßburg geſtiftet, in hoher Würdigkeit und Freiheit, wie unſer alter Königshoven ſagt, von dem erſten chriſtlichen Könige der Franken.

Im Jahre 504 ſoll der Bau begonnen und nach Verlauf von ſechs Jahren, im Jahre 510, vollendet worden ſein, im neunzehnten Jahre von Chlodwigs mächtigem Reiche.

Auf ſolches änderte Chlodwig auch ſein heidniſches Wappen. Die drei ſchwarzen Kröten wandelte er um in drei goldene Lilien, in himmelblauem Felde, um durch dieſe zarte Farbe die Lieblichkeit des chriſtlichen Glaubens anzuzeigen, im Gegenſatze zu den alten garſtigen, nach damaligem Volksglauben giftigen Thieren. Und auch der Stadt Straßburg ertheilte er das Recht eine Lilie führen zu dürfen in ihren Münzen.

Obige Darſtellung iſt durchgängig und beinahe wortgetreu der Erzählung Specklins nachgebildet. Letztere befindet ſich in dem Fragmente der Abſchrift der Collectaneen, welche Specklin begonnen (Fol. 13a).

Hier, wie auch ſonſt ſo oft noch, hat Specklin, wie man ge-

ſehen, die hiſtoriſchen Thatſachen, mit der ihm eigenthümlichen Leichtfertigkeit, behandelt und durcheinander gemenget. Seine Erzählung iſt ein buntes Gemiſche von mißverſtandenen und verkehrten hiſtoriſchen Angaben und von alten ſagenhaften Ueberlieferungen. Geſchichtlich iſt die Taufe Chlodwigs im heidniſchen Tempel Krutzmanns zu Straßburg ein eben ſo grober Verſtoß wider die Wahrheit, als die Verleihung irgend eines Münzrechtes durch Chlodwig zu Gunſten der Stadt Straßburg. Specklin nimmt es ſo genau gerade nicht mit der Wahrheit und Zuverläßigkeit ſeiner hiſtoriſchen Angaben und Behauptungen.

Geſchichtlich erwieſen bleibet allein die Stiftung des erſten chriſtlichen Münſters zu Straßburg durch Chlodwig. Hierin ſtimmen unſere Chronik- und Geſchichtſchreiber ſämmtlich miteinander überein und, dieſen Punkt betreffend, ſcheinen ſie in der That auch ſich auf rein hiſtoriſchem und durchaus zuverläßigem Boden zu bewegen. Alles übrige iſt entweder Sage oder verunſtaltete Geſchichte.

136.

Das Straßburgiſche Münſter zu den Zeiten Kaiſer Ludwigs des Frommen.

König Pipin war, im Jahre 769, mit Weib und Kind gen Straßburg gekommen und hatte begonnen, über dem Oratorium der Prieſter, ein herrliches ſteinernes Chor an das alte fränkiſche Münſter zu bauen. Es war ihm aber nicht gegeben worden, dieſen prachtvollen Bau zu vollenden. Erſt nach ſeinem Tode vollführte Karl der Große das von ſeinem Vater angefangene Werk und begabte das Münſter mit zahlloſen Reliquien, Heiligthümern und koſtbaren goldnen und ſilbernen, reichlich mit Edelſteinen eingelegten und verzierten Kleinodien.

Zur Zeit Ludwigs des Frommen ſtund das Münſter da, in voller Pracht, das Vorbild eines ächten chriſtlichen Gotteshauſes, inmitten aller Dome den Rhein entlang, und von keinem derſelben überſtrahlet.

Es war ein herrlicher Tempel, den die Engel des Himmels oft beſuchten und die Heiligen, und welchem die Himmelskönigin,

deren Schutze er anheimgeſtellet worden war, ganz ihre Liebe zugewendet hatte. Unendlich war die Anzahl der Wunder, welche fortwährend, zu ihrer Verherrlichung und unter ihrer Anrufung, in dem ihrer beſondern Obſicht empfohlenen Gotteshauſe geſchahen. Nah und fern rühmten und prieſen die Völker all' dieſe Wunder mit kindlichem Staunen und andachtsvoller Ehrfurcht.

So erzählet der nach Straßburg verbannte Mönch Ermoldus Nigellus, in der in Form eines lateiniſchen Gedichtes abgefaßten Bittſchrift, durch welche er, im Jahre 826, bei Ludwig dem Frommen um Gnade einkam. Es enthält dieſelbe eine Beſchreibung des damaligen Zuſtandes des Straßburgiſchen Münſters.

Von dem 651. Verſe dieſes Gedichtes hinweg, welches **Muratori** im zweiten Bande ſeiner Geſchichtſchreiber Italiens veröffentlicht hat, lieſet es:

»Virgo Maria tibi quo templa dicata nitescunt,
Quo tuus in terris rite venetur honos.
Sæpius has equidem dicuntur visere sedes
Cœlicolæ et cœtus has colere Angelicus.
Plurima mira quidem referunt . . . .«

337.

Die Stiftung der Chorkönigopfründe.

Im Jahre 1012 kam der römiſche König Heinrich II. nach Straßburg und wohnte hier etliche Wochen.

Keines Tages verſäumte der heilige König den Gottesdienſt im Münſter. Des Morgens bei dem Hochamte, des Abends bei der Veſper und in der Nacht ſogar, wann Mettin (Nachtmeſſe oder Frühmeſſe) geſungen wurde, ſaß Heinrich im Chore bei Biſchof Werner, ſeinem treuen Freunde und Rathe.

Mit jedem Tage fühlte ſich der König wohler und heimlicher im Münſter. Täglich erhob ihn mehr die einfache, anſpruchloſe Frömmigkeit und die innige ungeheuchelte Andacht der Brüder

Mariens [1]). Nirgends hatte er noch ſämmtliche gottesdienſtliche Handlungen mit höherer Würde und feierlicherer Weihe begehen ſehen. So ſehr erhob und entzückte den König die in Werners Münſter befolgte Ordnung und Regel, daß allmälig der Wunſch in ihm rege wurde, immerfort zu weilen in dem hehren Heiligthume, inmitten der Brüder, und ſich mit ihnen himmelan zu ſchwingen im Gebete, mit Meſſeleſen und Singen.

Immer tiefer, immer inniger, immer unwiderſtehlicher wurzelte in des frommen Königs Gemüthe der Wunſch den Reſt ſeiner Tage zu verleben in Gemeinſchaft mit den Brüdern der Straßburgiſchen Münſterkirche, und mit ihnen Gott allein zu dienen mit Gebet, mit Andacht und Lobgeſang, denn es waren alle hohe Grafen und Freiherren, die da ein heilig, ſelig, geiſtlich Leben führten. Bald ſtund der Entſchluß feſt und unerſchütterlich bei dem Könige ſich aufnehmen zu laſſen in Maria's Brüderſchaft und unter ihrem Schutze, in ihrer Kirche, ſein Leben zu beſchließen.

Umſonſt war alles Flehen und Abhalten ſeiner Hofleute und Räthe; vergeblich Aller Widerrathen, umſonſt Aller Bitten, daß Heinrich das Reich nicht verlaſſen möge, das er mit ſo großer Mühe nur im Frieden zu erhalten vermochte! Umſonſt eröffneten ſeine Freunde und Höflinge vor ſeinen Augen die trübe Zukunft, welche des Reiches warten würde, wenn er auf ſeinem Vorhaben beſtünde! Eben ſo vergeblich aber als ihr Flehen blieben alle ihre Vernunftgründe! Unabänderlich feſt ſtund in des heiligen Königs Seele der Entſchluß ſeine Tage zu enden, als Prieſter, in Marias Brüderſchaft, in Werners Münſter.

Eines Morgens, nachdem das Hochamt, in ſeiner Gegenwart, auf das feierlichſte begangen worden war, trat Heinrich, tief ergriffen zu dem Biſchofe vor den Altar und bat mit innigbewegter Stimme, ihn aufzunehmen in die Zahl der Brüder!

Umſonſt bemühete ſich nun auch der Biſchof den König zu bewegen, dieſem für das Reich ſo unheilvollen Entſchluſſe zu entſagen. Vergeblich vereinten abermals die königlichen Höflinge und Räthe ihre Vorſtellungen, um Heinrichen abzubringen von ſeinem Vorſatze. Auch jetzt wieder prallten alle Vorſtellungen ohnmächtig ab an des Königs unwiderruflichem Entſchluſſe.

---

[1]) Sc. Fratres sancte Marie, nannte man damals die Brüder und Geiſtlichen im Münſter.

„Wohlan denn!“ — ſagte alsdann Werner zu dem Fürſten, als er ſah, daß nichts mehr ihn abzuhalten vermochte von der Vollführung ſeines Vorſatzes — „wohlan denn, ſo nehme ich dich auf in der Brüder Zahl! Doch nun, als mein Untergebener, gelobeſt und ſchwöreſt du, hier vor dem Altare, im Angeſichte des dreieinigen Gottes, gehorſam zu ſein, mir deinem Biſchofe und Obern, und fernerhin deinen Willen zu unterordnen demjenigen deiner Vorgeſetzten, und ſtets willig, ohne Widerrede noch Widerſtreben, ſtreng und genau, alles das zu thun und zu vollführen was die Kirche dir vorſchreibt und gebietet, und was ich, als dein Oberer, und deine übrigen Vorgeſetzten, im Namen der Kirche, dir zu thun oder zu unterlaſſen befehlen werden?“

Und freudig gelobte es der König dem Biſchofe mit Hand und Mund, im Angeſichte Gottes und in Gegenwart der Brüder, der Höflinge und alles Volkes.

Aufgenommen war er ſomit in die Reihen der Brüder! Entladen der ſchweren Laſt der Krone, die ſein edles Haupt ſo peinlich gedrücket hatte!

„Nun aber!“ — begann hinwiederum der Biſchof, mit ernſter, feierlicher Stimme — „nun aber, mein Sohn, im Namen und in Ausübung der Gewalt und der Macht, die mir verliehen iſt von Gott dem Allmächtigen und von ſeiner Kirche; nun aber gebiete ich dir, als dein rechtliches Oberhaupt, die Krone wieder aufzunehmen, welche dir Gott verliehen hatte, und ſie fernerhin zu tragen zu deiner Seele Heil und Frommen und zu des heiligen Reiches Ruhm und Wohlfahrt!“ ....

Tief erſchüttert im Innerſten ſeiner Seele ſtund der König bei dem Biſchofe vor dem Altare. Ach! allzuſchwer, unerträglich ſchien ihm das Opfer, das ihm auferleget war! .... Dennoch mußte er ſich fügen voll Ergebung, denn nur Gehorſam gebot ihm, durch den Mund ſeines Biſchofes, die Kirche, deren Befehlen ſein frommes Herz ſich unbedingt zu unterwerfen von jeher gewöhnt war.

Abermals ergriff alſo Heinrich, zum Glücke des Reiches und der ſeiner Leitung und Obhut anbefohlenen Völker, Krone und Szepter.

Weil er aber ſelbſt nicht bei den Brüdern bleiben durfte, im ſtillen Heiligthume, um dort mit ihnen Gott zu dienen mit Gebet und Geſang; und, damit er fernerhin im Chore ſeines theuern Münſters erſetzet und vertreten ſei, ſtiftete er an demſelben eine reichbegabte Pfründe für einen Prieſter, der in Zukunft, in ewi-

gen Zeiten, an des Königs Statt, auf dem Chore für ihn singen und Messe lesen sollte.

Und auch die Münsterkirche selbst und die Brüder begabte Heinrich hoch mit Freiheiten, Rechten und Privilegien, und mit kostbaren Kleinodien und Heiligthümern.

Und Jahrhunderte hindurch saß in den Chorstühlen des Münsters, der erste in den Reihen der Stiftsherren des Hohen-Chors, der Prälat, welcher des Königs oder Kaisers Pfründe genoß. Und, zum Andenken an die Stiftung, nannte man denselben des Chores König und seine Pfründe des Chorkönigs Pfründe im Münster.

Diese offenbar sagenhafte Erzählung von der Stiftung der sogenannten Chorkönigspfründe ist eine der bekanntesten unter sämmtlichen hier mitgetheilten Münstersagen.

Die ältern Chronikschreiber, namentlich Königshoven, erzählen bloß, daß die feierliche Andacht und die hohe Würde, womit der Gottesdienst im Münster begangen wurde, dem Könige so ausnehmend wohl gefallen habe, daß er eine reiche Pfründe im Münsterchore gestiftet habe, in der Absicht, daß derjenige Priester, welcher diese Pfründe besitzen würde, an seiner und der nachfolgenden Könige Stelle den Gottesdienst begehen sollte.

Von Heinrichs Entschlusse, die Kaiserkrone oder vielmehr die Königskrone niederzulegen, und von seiner Aufnahme in die Zahl der Brüder Mariens, wissen die ältern Chronikschreiber nichts. Dieser dramatische und sogar theatralische Theil der Sage ist, offenbar, späterer Beisatz und willkührliche Ausschmückung.

Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde die von Heinrich II. gestiftete Pfründe des Chorkönigs Pfründe genannt.

Den ältern Annalisten zu Folge, hätte die Stiftung im Jahre 1012 stattgefunden; und dies scheint auch, in der That, die richtige Angabe zu sein, wie schon *Grandidier* (Essais historiques sur la Cathédrale de Strasbourg, S. 21, Note g) bemerket, da diese Stiftung in die Zeit fällt ehe Heinrich der Heilige die Kaiserkrone empfing. Specklin (Fol. 21 a), Schadäus (S. 11), und

andere Neuere nach ihnen, ſetzen die Stiftung der Thorkönigspfründe erſt in das Jahr 1019.

338.

Der Fronhof.

Am Feſttage St. Johannis des Täufers, im Jahre 1007, kam ein ſchreckliches, gräuliches Wetter über Straßburg. Blitz fiel auf Blitz; der ganze Himmel ſchien ein endloſes Feuermeer, und furchtbar dröhnte der Donner hinten drein.

In dieſem gräßlichen Unwetter ſchlug des Himmels Feuer in das Münſter und in St. Thomas Kirche. Beide Gotteshäuſer gingen auf in Flammen; beide brannten nieder, von Grund aus, mit mehr denn einem Drittheile der ganzen Stadt.

Schwer ging dieſes namenloſe Unglück Biſchof Wernern zu Herzen.

Zuerſt errichtete er durch das ganze Land eine allgemeine Steuer und ein Almoſen, um zuvorderſt die armen, durch die Feuersbrunſt zu Grunde gerichteten Bürger und Einwohner in Stand zu ſetzen ihre Häuſer wieder aufzubauen, und um ſodann die eingeäſcherten Kirchen durch neue zu erſetzen.

Hernach ertheilte Biſchof Werner großen Ablaß und Vergebung der Sünden allen denen, welche durch Geld, durch milde Steuern und andere Beihülfe zur Wiederherſtellung der gänzlich zerſtörten Kathedralkirche beitragen würden.

Im ganzen Lande, und auch außerhalb des Bisthums, hieſch und ſammelte man Unſerer Lieben Frauen zu ihrem Bau. Ueberall gaben die Gläubigen mit frommem Sinne und willigen Händen. Geiſtliche und Weltliche ſteuerten in ſo reichlichem Maaße, daß ein namhaftes Gut zuſammengebracht wurde, daß man anfing von einem überaus großen und koſtbaren Bau zu berathſchlagen, und daß man die geſchickteſten und berühmteſten Werkmeiſter, aus fernen Landen, herberufen konnte.

Acht volle Jahre brachte man zu mit Einſammeln der nöthigen Hülfsmittel und mit Herbeiſchaffung der Materialien zum beabſichtigten herrlichen Bau.

Erſt im Jahre 1015 begann man das alte Fundament der

urſprünglichen Kirche Chlodwigs hinweg zu räumen und ſodann nach einem neuen, tiefen und guten Fundamente zu graben. Einer alten Sage zu Folge, wurde dasſelbe mit erlenen Pfählen befeſtigt, welche mit einem gewaltigen hölzernen Hammer, der vor Zeiten auf dem ſtädtiſchen Zimmerwerkhofe aufbewahrt geweſen ſein ſoll, in das Waſſer geſchlagen wurden, und darauf erſt fing man an, nach Specklins Bericht, „von klaren, gehawen Quater bawen.“

Mächtige Steinblöcke wurden aus Unſerer Lieben Frauen Steingrube, im Kronthale bei Waſſelnheim, herbeigeführt, um ununterbrochen mit dem Werke weiter aufzufahren. Das ganze Land fronte zu dem Baue. Von nahe und fern, bis von zehn und zwölf Meilen, und noch von weiter her, kamen die Fuhrleute und führten die Steine herbei, Gott zu Ehren und ſeiner lieben Mutter. Alle Welt wollte ſelig werden an dem Baue, und, mit dem vom Biſchofe verheißenen Ablaſſe, der Seele Heil verdienen und ſichern.

Neben der Bauſtätte, auf dem geräumigen Platze, auf der Mittagſeite, ſtunden große Hütten aufgeſchlagen. Darinnen gab man allen Frönern zu eſſen und zu trinken.

Und daher ſoll, ſo erzählet es die Sage, jener Platz der Fronhof geheißen worden ſein, wie derſelbe noch heutigen Tages genannt wird.

Obige Sage über den Urſprung des Namens Fronhof, womit, ſeit undenklichen Zeiten, der Platz zwiſchen der Südſeite des Münſters und dem ehmaligen biſchöflichen Palaſte bezeichnet wird, theilet ſchon Specklin in ſeinen handſchriftlichen Collectaneen mit (Band I, Aa. fol. 20a) und nach ihm Schadäus (S. 11). „Allen Frönern,“ ſagt Specklin, „gab man zu eſſen, auff „dem Hoff, do ſtunden groſſe Hütten, welchs noch „der Fronhoff heyſt.“ Und ebenſo wiederholet Schadäus: „Allen Frönern gab man zu eſſen vff dem Hoff, da „ſtunden groſſe Hütten, welcher Ort noch daher der „Fronhoff genennet wird.“ Seitdem wurde dieſe Behauptung von allen neuern Schriftſtellern wiederholt, und ging, als allgemein angenommene hiſtoriſche Thatſache, von Buch zu Buch über.

Nichts deſto weniger aber ſcheint dieſe Angabe nicht ſtreng hiſtoriſch begründet zu ſein.

Höchst wahrscheinlich reicht der Name Fronhof weit über den Anfang des eilften Jahrhunderts und die Zeit der Wiederherstellung des Münsters durch Bischof Wernern den Ersten hinauf. Diese Benennung dürfte wohl, weit eher, von dem bischöflichen Palaste, von der Curia dominicalis, in alter Zeit der Gerichts- oder Fronhof, herrühren, und sodann, von dem bischöflichen Palaste oder Gerichtshofe auf den vor dem Gebäude befindlichen Platz übergegangen sein. Ursprünglich mag man vielleicht gesagt haben der Platz bei oder vor dem Fronhofe, und späterhin der Fronhof kurzweg. Meiner Ansicht zu Folge, kann sogar hierüber, historisch, kein bedenklicher Zweifel erhoben werden [1]). (Vergleiche Schertz, glossarium germanicum medii aevi, S. 430.)

Ihrerseits jedoch mag die durch Specklin und Schadäus überlieferte Angabe allerdings theilweise auf geschichtlichem Grunde ruhen; so nämlich, daß zur Zeit des Umbaues des Münsters, durch Bischof Wernern I., die unzähligen an diesem Baue arbeitenden Fröner, unter eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagenen Bretterhütten, gespeiset worden sein mögen. In diese Schranken zurückgeführt, hat diese Ueberlieferung, welche, wie gesagt, seit Jahrhunderten allgemein als historische Thatsache angenommen ist, an und für sich, durchaus nichts gegen sich. Die von Specklin und Schadäus hinzugefügte Behauptung, daß von jenem Umstande der Name Fronhof herrühre, wird allein in Abrede gestellt, oder doch wenigstens bezweifelt.

Im Allgemeinen schon spricht der Ausdruck Hof gegen die Annahme dieser Behauptung. In Straßburg kömmt derselbe, bloß ausnahmsweise, bei solchen Plätzen vor, die früherhin Theile von Höfen oder sogenannten hôtels machten und mit Mauern umschlossen waren. So z. B. der verbrannte Hof. Für größere freie Räume, im Innern der Stadt, sind, in Straßburg, Platz (z. B. ehemals der Baarfüßerplatz, jetzt der Parade- oder Kleberplatz) und Plan (z. B. der St. Thomasplan, der St. Stephansplan), die gebräuchlichen Namen.

Es wäre nicht unmöglich, daß der jetzige sogenannte Fron-

---

[1]) In einer Frankfurter Urkunde, vom Jahre 1289, wird der dortige Gerichtshof ebenfalls Fronhof genannt: „Verum cum eorumdem bonorum quedam pertineant iudiciali frequentacione in curiam sitam Franklavort, que *Vronehof* nuncupatur." S. Böhmer, Urkundenbuch der Stadt Frankfurt a. M. Th. I, S. 245.

hof urſprünglich der eigentliche Hof, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, des biſchöflichen Schloſſes oder Palaſtes geweſen wäre, wo in alten Zeiten, z. B. die Zimmerleute, als ſie ſich noch jeden Montags frühe zum Frondienſte beim Biſchofe einſtellen mußten, ſich verſammelten und der biſchöflichen Befehle harreten; und daß ſpäterhin dieſer Hof, nachdem er, bei Gelegenheit der Wiederherſtellung des Münſters, zum Bauplatze gebraucht und hernach ſogar in einen öffentlichen Platz umgewandelt worden war, den alten Namen Fronhof beibehalten habe.

Des in der Sage beſprochenen großen Hammers, mit welchem, angeblich, an dem Münſterfundamente die erlenen Pfähle in's Waſſer geſchlagen wurden, geſchieht Meldung in Dr. Heckheilers Werk (S. 56), und zwar auf folgende Weiſe: „Mann hat „auch gäntzlich eine lange Zeit darfür gehalten, daß „der große Hammer auff dem Zimmerhoff befindtlich „(ſo aber nicht zu finden iſt), zum Eintrieb ſolcher Pfähl „gebraucht worden.“ Schon zu Heckheilers Zeiten war alſo dieſer berüchtigte große Hammer bereits nicht mehr vorhanden. Ohne Zweifel, wenn übrigens ein ſolcher Hammer überhaupt einmal da geweſen, mochte derſelbe, in der That, in alten Zeiten, auf dem ſtädtiſchen Werkhofe, im Allgemeinen, zum Einſchlagen oder Eintreiben von Pfählen gedient haben.

239.

St. Bernhard und das lahme Mädchen.

Als der heilige Bernhard, der berühmte Abt von Clairvaux, im Jahre 1145, ſich nach Speyer begab und dort mit beredter Zunge und hinreißendem Eifer den Kreuzzug predigte, zur Befreiung des Grabes Chriſti und des gelobten Landes, kam er auch gen Straßburg.

Es war am vierten Sonntage in der Adventzeit, den 23. Dezember, da ertönte im Münſter eine wunderſam beſeligende Stimme, und dichtgedränget wogte das Volk in den Gängen, die ganze Kirche entlang. Am Hochaltare ſtund Bernhard, der heilige Abt, und ſang die Meſſe.

Und, nach dem Hochamte, geſchah ein namenloſes Wunder im Münſter, im Angeſichte der Geiſtlichkeit und alles Volkes.

Ein unglückliches Mädchen, gelähmt an allen Gliedern von Jugend auf, ward in die Kirche und, nach Vollendung des Amtes, vor den heiligen Abt, an den Altar, getragen. Segnend legte Bernhard die Hände auf, das Haupt der lahmen Jungfrau, und flehte inbrünſtig zu Gott und den Heiligen, um Hülfe und Rettung für die Arme.

Und ſiehe! der böſe Geiſt, der ſie, bis dahin, beſeſſen hatte, entfloh augenblicklich von ihr, und vor den erſtaunten Augen der zahlloſen Menge, welche die Kirche kaum zu faſſen vermochte, ſchritt das Mädchen einher aufrecht und ohne fremde Beihülfe, mit geraden und geſunden Gliedern. Befreiet für immer von ſeinem Uebel kehrte es nach Hauſe zurück.

Und lauter und freudiger noch als zuvor erſchollen, nach dieſem Wunder, der Gläubigen Lobgeſänge empor zu den gewölbten Bogenhallen, Gott dankend und preiſend für die Erlöſung der ſo lange gelähmt geweſenen Jungfrau.

Die Wundergeſchichte, welche dieſer Sage zu Grunde liegt, erzählet das Liber de miraculis S. Bernardi, P. I, cap. 2, apud Pinium, in Actis Sanctorum, Tom. 5. Augusti, p. 335.

S. *Grandidier*, im bereits angeführten Werke (S. 30).

210.

Die drei ſteinernen Reuter am Münſter.

Zur Zeit, als man das Münſter baute, da waren drei Könige, die waren gar mächtig und unſäglich reich an Gold und an Silber und an Schätzen; und weit hinein in die Lande war keiner zu finden, der ihnen gleich gekommen wäre an Macht und an Reichthum.

Weit reicher aber noch als an Schätzen waren die drei Könige an Glauben und an Frömmigkeit und an guten Werken. Ihr Herz hing keineswegs an dem eiteln, vergänglichen Glanze der Welt. Freudig gaben ſie ſtets ihr Gold, den Armen und

Hülfloſen, in chriſtlicher Liebe und Demuth, und in vollem Vertrauen auf die Schätze, welche ſie ſich ſammelten im Himmel.

Und als man das Münſter zu bauen anfing, da brauchten die drei Könige wacker ihr Gut. Mit vollen Händen ſpendeten ſie ihr Gold der Himmelskönigin zu ihrer Kirche.

Täglich wuchs ihr Eifer und ihre Liebe zu dem koſtbaren Baue. Täglich gaben ſie williger noch und mit freudigerem Muthe, in der beſeligenden Ausſicht auf den ewigen Gewinn und auf die tauſendfache Vergeltung im Himmel.

Täglich ſchmolzen aber auch ihre Schätze, und des freueten ſich die drei Könige unendlich. Je mehr ihr Gold und Silber ſchwand, deſto höher ſtieg ja Mariens Kirche empor, und deſto größer wurde ſomit auch der ewige, unvergängliche Schatz, der ihrer wartete im Paradieſe.

Und ſo gaben die drei Könige fort und fort, ohne Zögern und Zaudern. Bis zum letzten Pfenninge ſpendeten ſie freudig ihre Schätze, und dann erſt, als ſie ſich blutarm verbauet hatten am Münſter, gaben ſie ſich endlich zufrieden in ihrem einfältig-frommen, demuthsvollen Chriſtenſinne.

Und ihr Opfer, ſie brachten es nicht vergebens. Tauſendfältig, wie ſie es gehoffet hatten, vergalt und lohnete es ihnen der Herr in der Ewigkeit.

Und hienieden ſchon, während ſie noch wandelten auf Erden, ernteten die drei Könige den verdienten Lohn für ihre guten Werke und für ihre Aufopferung. Zum Danke und zur Erinnerung ſtellte man ihre Bilder, auf Triumphpferden reitend, vorn über den Portalen des Münſters auf, in den Niſchen der Strebepfeiler, welche ſie ſo gewaltig und feſt begründet hatten.

Dieſer ächt volksthümlichen Sage geſchieht Meldung in Frieſe's Vaterländiſcher Geſchichte, B. I, S. 220. „Von „jenen drey Statuen zu Pferd unten am Münſterthur„me," heißt es dort, „ſagt man insgemein: es ſeyen drey „Könige geweſen, die über dem Bau des Münſters „arm geworden wären: allein dieſe Erzählung hat kei„nen Grund."

Es beziehet ſich dieſe Sage auf die drei Reuterſtatuen, der Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg, welche,

nach Speckling Angabe, im Jahre 1291, an der Vorderſeite des Münſters, auf der Höhe des erſten Stockwerkes, in den großen Niſchen oder Blinden aufgeſtellt worden ſein ſollen.

Sämmtliche drei urſprüngliche Königsbilder gingen in der Schreckenszeit zu Grunde. Noch bezeuget aber der auf der ſtädtiſchen Bibliothek aufbewahrte Kopf des Einen, des Künſtlers Talent, der ſie geformet hatte.

Den jetzigen drei neuen Bildern wurde, im Jahre 1824, als viertes, dasjenige Ludwigs XIV. beigeſellt.

341.

Das Reuterlein an der Säule.

Endlich, nach langwieriger, anſtrengender Arbeit, ſtund das Schiff des Münſters vollendet da.

Alſobald beſchloß Biſchof Konrad von Lichtemberg den Bau der Vorderſeite zu beginnen. Meiſter Erwin von Steinbach, der weltberühmte Werkmeiſter, ſtellte die Viſirung zu dieſem prachtvollen Wunderbaue.

Dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren folgend, ertheilte Biſchof Konrad großen Ablaß allen Gläubigen, welche ihm durch Geldhülfe oder mit thätigem Antheile beiſtehen würden an dem Baue, der wie Konrad ſelbſt in einem ſeiner Ablaßbriefe ſagt, der Frühlingsblume gleich, immer höher und blühender empor ſtieg, und immer mehr das Auge des Beſchauers entzückte [1]).

Und abermals, wie zu Biſchof Werners Zeiten, eilte wieder alles herbei, von nah und fern, voller Eifer und Andacht. Bis aus Oeſterreich, und aus andern fernen Ländern, kamen die Fuhrleute nach Straßburg, die da, um Gottes willen und Unſerer Lieben Frauen zu Ehren, die Steine aus des Werkes Grube holten und dem Bauplatze zuführten.

Im ganzen Lande gab man den Amtleuten und den Geiſt-

[1]) „Quia opus ecclesie argentinensis, sicut flores maii, variis ornatibus consurgens in altum, oculos aspicientium magis et magis allicit et eisdem dulcibus oblectaminibus alludit," ſagt Biſchof Konrad in ſeinem Ablaßbriefe über die große Glocke, vom Jahre 1275.

lichen Büchſen, um die Steuern einzuſammeln. An jedem der Feſttage Mariä forderten die Pfarrherren, von der Kanzel herab, ihre Beichtkinder auf zur Steuer, und mahneten ſie mit folgenden Worten, je nach ihren Kräften, Unſerer Lieben Frauen beizuſtehen an ihrem Baue, indem ſie verſicherten, daß die Mutter Gottes es ihnen tauſendfältig vergelten würde im Himmel, und daß ſie ſelbſt geraubtes und unrechtmäßiges Gut nicht verſchmähen würde: „Lieben Fründt," ſo redeten ſie zum Volke, „ſteuren vnſer Frawen zu irem Baw gan Strosburg, wehr ir Genad haben wil, es ſey geſtollen, geraubt vnd vnſertig Gutt, das lege er darin, der hatt hiemit Vergebung der Sinden, es iſt vnſſer Frawen ein guttes Gutt [1])!" — Und dicht raſſelte das Geld in die Büchſen, denn ein Jeder wollte ſich der Seele Heil ſichern, indem er beitrug zu dem Baue, je nach ſeinen Mitteln. Und wann die Büchſen voll waren, da brachten ſie die Geiſtlichen auf Unſer Lieben Frauen Werk nach Straßburg, wo der Schaffner die Sammler erquickte mit Speiſe und Trank. Sodann kehrten ſie nach Hauſe zurück, mit den leeren Büchſen, um dieſe hernach abermals zu bringen, wann ſie neuerdings gefüllet ſeyn würden.

Eben ſo gedieh der Ablaß allen denjenigen, welche um Pfingſten oder zu den vier Frauenfeſten Steine, Holz, Wein oder Korn herbeiführten zum Dombaue. Allen dieſen, den Leuten, den Wägen und Pferden, ertheilte der Rath zu Straßburg Friede und Sicherheit, zwei Tage vor und zwei Tage nach den Feſten, zur Herreiſe und zur Heimkehr, die Mörder allein ausgenommen und diejenigen welche ſich in der Stadt offener Acht befanden.

Und da war es dann auch jedesmal ein Drängen und Rennen und ein Jagen und Raſſeln mit Leuten, Roſſen und Kärchen, daß die Straße, von dem Kronenburgerthore an bis zur Steingrube Unſerer Lieben Frauen im Kronthale, dicht angefüllet war. Auch dieſes Mal wieder, wie zu Biſchof Werners Zeiten, wollte Alles ſelig werden an dem Baue. Ein Jeder wollte es dem andern zuvor thun, ein Jeder wollte der Erſte ſein in der Steingrube, und ſodann auch der Erſte zurückkommen zum Münſter mit ſeiner Ladung.

Der Erſte aber, der aus dem Kronthale auf der Bauſtätte anlangte, das war ein wackrer Müller. Hoch zu Roß ritt er auf

---

[1]) Specklin, a. a. O. f. 113 b.

dem Fronhofe an, mit ſtolzer, triumphirender Miene, und ließ den gewaltigen Felsblock, den er herbei geſchleppt hatte, abladen bei der Steinhütte.

Lauter Jubel begrüßte den eilfertigen Müller.

Und alſobald machte ſich einer der Steinmetzen an's Werk, und aus dieſem erſten Quaderſtücke ſchnitt er, zum Angedenken, mit kunſtgeübter Hand, des Müllers ſtattliche Geſtalt, wie derſelbe ſo eben, auf ſeinem wiehernden Gaule, beim Münſter angeritten war.

Und heutzutage noch ſoll oben an einem der großen Pfeiler, welche die Vorderſeite des Münſters und oben drüber den Rieſenthurm tragen, der wackere Müller prangen, mit ſeinem krauſen Haare, im rothen Rocke, auf ſeinem Schimmel ſitzend, den er mit zierlicher Hand am Zügel hält und regieret.

Und Jahrhunderte hindurch wies man den Fremden, unter andern ſogenannten Wortzeichen im Innern des Münſters, das Reuterlein droben an der Säule, und pries denſelben gebührend den frommen Eifer des braven Müllers, der einſt den erſten Stein herbeiführte zu Erwins glorwürdigem Vorderbau.

Des Reuterleins auf der Säule geſchieht Meldung bei Künaſt (Argentoratum sacro-profanum S. 12 und 26), bei Dr. Heckheler (in ſeinem bereits angeführten handſchriftlichen Werke über das Münſter, S. 100) und bei *Grandidier* (ebenfalls in ſeinem bereits genannten Werke über das Münſter, S. 262, Note p).

Sämmtliche drei Schriftſteller bezeichnen das Kapitäl des großen ſteinernen Pfeilers, ehemals dem Häuschen des Münſterknechtes gegenüber, als den Ort, wo ſich dies ſteinerne Reuterlein befinden ſoll. Nirgends jedoch habe ich es, bis dahin, weder dort, noch in der nächſten Umgebung jenes Pfeilers, trotz wiederholt angeſtellter Nachſuchungen, auffinden können.

Die genaue Beſchreibung des Figürchens im Texte iſt dem Werke Dr. Heckhelers entlehnt. Nachdem Heckheler die Säule bezeichnet hat, als eine der „vier Seulen, welche die angefangenen Thürn tragen," fügt er hinzu: „Bey welcher Erſterer freyer Seulen, daran oben ein Reuter mit ſeinem krauſen Haar und roth angezogenem Rock, auff einem weißen Pferdt ſitzendt, und den

Zaum in den Händen haltendt geſehen, undt denen frembden Leüthen zu einem Wortzeichen gewießen wirdt..."

Künaſt ſagt blos: „Das Reuterlein auff einer Säulen in der Höhe ſoll auß dem erſten, aus der Steingruben im Cronthal hieher zum Münſterbau gebrachten Stein, gehauen worden ſeyn."

Grandidier ſeinerſeits ſpricht, ebenfalls blos im Vorbeigehen: »du petit homme à cheval, taillé dans la pierre, au chapiteau du grand pilier, vis-à-vis la loge du garde, qu'on prétend représenter le meunier qui a amené la première pierre de cet édifice.«

242.

Das Horn an der Säule.

Zu Erwins Zeit, als man am Münſter baute, und die Fuhrleute herbei eilten von nah und fern, bis tief aus Oeſterreich und aus andern weit entlegenen Ländern, um die Steine herbeizuführen zum Baue, aus Unſerer Lieben Frauen Grube im Kronthale, da kam auch Einer daher gezogen aus Ungarn, mit einem großmächtigen Büffel oder Auerochſen, ſo groß wie man zuvor nie einen geſehen hatte in den Ländern am Rheine.

Was aber mehr noch als die koloſſale Geſtalt des Büffels ſelbſt allgemeines Erſtaunen erregte, das waren die gewaltigen Hörner, welche des Rieſenthieres Stirne trug. Stark gekrümmet in der ganzen Länge und ſcharf zugeſpitzet am Ende, ſtund jedes der Hörner beinahe ſieben Schuhe weit hinaus von dem Kopfe des Ochſen.

Die Kraft und die Gewalt des Thieres waren ganz in Verhältniß zu ſeinem gigantiſch-gegliederten Körperbaue. Allein für ſich zog der ungariſche Büffel eine weit ſchwerere Ladung und Laſt als ſonſt ein Geſpänne Pferde oder Ochſen zuſammen. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ſchleppte er die ſchwerſten Steinblöcke davon, und endlos war die Zahl der Quaderſtücke, die er, aus dem Kronthale bis auf den Fronhof, herbeiführte zum Dombau. Auch kannte Jedermann zu Straßburg den gewaltigen ungariſchen Ochſen, und um die Wette pries man die unvergleichliche Muskelkraft des fremdartigen Rieſenthieres.

Und als, nach vielſährigem Ziehen und Schaffen, der Büffel ſtarb, da hing man das eine ſeiner gigantiſchen Hörner auf im Münſter, zum Andenken und zur Bewunderung der kommenden Geſchlechter.

Und lange Jahrhunderte hindurch hing an einer Kette das klafterige, krumme, hohle und ſpitze Horn des ungariſchen Auerochſen, an der Säule, welche die Gewölbdecke des nördlichen Kreuzarmes trägt, ehemals der alten ſteinernen Pfarrkanzel gegenüber und dem reichgeſchmückten Taufſteine.

Das Horn, auf welches ſich dieſe Sage bezieht, gab in ältern Zeiten zu den verſchiedenartigſten Vermuthungen Anlaß.

Dem, wie es ſcheinet am meiſten verbreiteten Volksglauben zu Folge wollte man eine Greifenklaue in demſelben erkennen.

Geſner in ſeiner historia animalium quadrupedum (S. 126) erklärte ſchon dieſes berühmte Horn für dasjenige eines Auerochſen, welcher Meinung Schadäus ebenfalls beiſtimmet, in ſeinem Münſterbüchlein (S. 68): „biß jemand," ſagt er, „etwas gewiſſers davon berichtet." S. auch Schilter, in ſeinen Anmerkungen zu Königshoven (S. 568).

Dieſes Horn war gebogen, hohl und ſpitz. Seine Länge betrug 6 Schuhe und 8 Zoll. Der dickere Theil maß 4½ Zoll im Durchmeſſer. Von da hinweg, bis zum andern Ende, ſpitzte ſich dasſelbe allmählig zu in Form eines Halbzirkels. Sammt der Kette wog das Horn dreißig alte Straßburger Pfunde.

Die ſo eben mitgetheilte Sage erwähnt *Grandidier*, doch nur mit kurzen Worten (S. 262). »Les uns,« ſagt er, »en font une serre de griffon: ce qui est fabuleux. Les autres disent que c'est la corne d'un buffle de Hongri, qui amena des pierres pour l'édifice de la Cathédrale. Ce dernier fait n'est pas plus constaté.« Auch Grandidier, welcher noch das Horn geſehen, erklärte dasſelbe für dasjenige eines Auerochſen.

Es iſt dieſes Horn nicht mit einem andern Horne zu verwechſeln, welches ſich, ebenfalls bis auf die Revolutionszeit, in dem Domſchatze des Münſters befand, und auf welches ſich eine andere Sage beziehet, die auch hier mitgetheilet werden ſoll.

343.

Die beiden Arbeiter.

Es war im Jahre 1276, am Feste der Lichtmeß, als man zu Straßburg sich anschickte, den Bau der prachtvollen, majestätischen Vorderseite des Münsters, nach der durch Meister Erwin von Steinbach gestellten Visirung, zu beginnen.

Konrad von Lichtemberg, reich geschmücket im bischöflichen Ornate, hielt selbst an jenem Tage die Messe von Unserer Lieben Frauen, auf dem Fronaltare im Münster, und flehete zu Gott und seiner lieben Mutter, Patronin der Kathedralkirche und der Stadt, daß sie gnädig und huldreich herabsehen möchten auf den Bau, der nun, zu ihrer Ehre, aufgeführet werden sollte.

Nach vollendeter Messe ging der Bischof, gefolgt von den Domherren und den andern Geistlichen, von dem Stadtrathe, dem Adel, der Bürgerschaft und den übrigen Einwohnern, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, in feierlicher Prozession zur Kirche hinaus auf den Platz, wo die Façade mit ihren beiden Seitenthürmen sich reich geschmücket erheben sollte gen Himmel.

Dreimal umwallte der Bischof und der ihm nachfolgende Zug die umsteckte Baustätte. Sodann weihete er den Platz feierlich ein, nach den Vorschriften der Kirche. Hernach ergriff Konrad eine Schaufel, stach zu dreien Malen in die Erde und warf dieselbe auf. Eben so thaten nach ihm die Domherren und die übrigen Geistlichen, Einer um den Andern.

Voller Ungeduld harrten die Gräber bis der Letzte vollendet haben würde, um sodann die Arbeit zu beginnen, auf der nun Gott geweiheten Stätte, und nach dem Fundamente zu graben.

Kaum hatte der letzte Geistliche den dritten Stich gethan, da eilten die Arbeiter herzu voller Ehrfurcht und Eifer.

Allen voran, zwei unter ihnen, die sich hastig vordrängten, um, aus sonderbarlicher Andacht, an der Stelle zu graben, welche Konrad betreten und wo der hochverehrte Bischof selbst die Erde aufgestochen hatte. Ein Jeder von ihnen wollte der Ehre genießen, die Arbeit zu beginnen an dieser Stelle. Keiner wollte dem Andern weichen, und allsobald sah man die Zwei sich schlagen in grimmer Wuth.

Zornentflammt schwangen sie die Schaufeln, und bald lag der

Eine, roth im Blute, niedergeſchmettert zu Boden durch einen furchtbaren Schlag ſeines Gegners, im Beiſeyn und im Angeſichte des Biſchofes, der Geiſtlichkeit und des ganzen Volkes.

Ein Schrei des Entſetzens erſchallte ringsum ob dieſer unerhörten Frevelthat!

Heftig erſchrack auch der Biſchof... Allſobald kündete er die Arbeit auf, für neun Tage, auf der durch den Todtſchlag entheiligten Stätte. Erſt nachdem er dieſelbe aufs Neue geweihet und hiedurch die ob jener Gräuelthat erzürnte Mutter Gottes verſöhnet hatte, begannen die Arbeiter, zum wiederholten Male, zu graben. Und diesmal gruben ſie mit ſolchem Eifer und ſolcher Andacht, daß ſchon im folgenden Jahre das Fundament vollendet war, und daß, an St. Urbans Tage 1277, Biſchof Konrad ſchon feierlich den erſten Stein an Erwins glorreichem Werke [1]) legen konnte, welches ſodann, von Jahr zu Jahr, immer höher und blühender emporſtieg, gleich der Blume des Frühlings, aus dem tiefen Schachte, den die Arbeiter gegraben hatten.

Der in dieſer Sage behandelte Gegenſtand erinnert unwillkührlich an den ähnlichen Streit, welcher bei dem Tempelbau zu Jeruſalem Statt gefunden haben ſoll.

Specklin iſt der älteſte Schriftſteller, der dieſe mehr oder weniger ſagenhafte Erzählung mittheilet (im erſten Bande ſeiner handſchriftlichen Collectaneen, S. 113b). Nach ihm hat Schadäus dieſelbe in ſeinem Münſterbüchlein aufgenommen (S. 13); und ſeitdem iſt ſie, als hiſtoriſch angenommenes Faktum, von Buch zu Buch übergegangen.

A. Stöber, in ſeinem erſten Elſäſſiſchen Sagenbuche (S. 593), berichtet, daß, nach der Volksſage, die zwei Arbeiter, deren Einer den Andern erſchlug, ſogar Brüder geweſen ſein ſollen. Eben ſo heißt es in der, in jenem Werke mitgetheilten, poetiſchen Behandlung dieſer Sage von Achim von Arnim (S. 500). Jedoch was, in Letzterer, von den beiden feindlichen Quellen, geſagt wird, welche den Grundbau des Münſters ſtörten, und deren Widerſtand der

---

[1]) Sc. gloriosum opus, nannte ehemals eine gleichzeitige Inſchrift Erwins majeſtätiſche Vorderſeite.

Brudermord und des Mörders freiwilliger Tod, als Sühnopfer, überwanden und beseitigten, dies Alles ist, offenbar, rein dichterische Erfindung und Ausschmückung. Ich selbst, wenigstens, habe, bis dahin, noch nirgends die geringste Spur oder Andeutung dieses nicht unerheblichen Beisatzes aufgefunden.

344.

Sabina.

An St. Urbans Tag 1277 hatte Meister Erwin von Steinbach des Münsters Vorderseite, sein glorreichstes Werk, begonnen.

Rasch und gedeihlich stieg der Bau empor, unter des großen Meisters Leitung. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei zur Hülfe, um den von Bischof Konrad verheißenen Ablaß zu erringen und hiemit die Vergebung der Sünden. Alle Welt, wie unsere Chronikschreiber berichten, wollte selig werden an dem Baue.

Bei den Seinen selbst fand Erwin willkommene, kräftige Unterstützung.

Meister Johannes, des großen Künstlers würdiger Sohn, unterstützte ihn nicht allein am Dombaue. Auch Sabina, die lieblichste der Töchter, stund dem Vater hülfreich zur Seite. Auch sie, die reine, kunstsinnige Jungfrau, hatte, gemeinsam mit ihrem Bruder Johannes, des Vaters hohen Genius ererbet und seine Kunst erlernet. In beider Brust glühte die heilige Flamme, und überglücklich sah sich der große Meister verjüngt in seinen Kindern wieder.

Ohne Unterlaß war Sabina beschäftigt, nach besten Kräften, zur Ausschmückung des Thurmbaues und des Münsters beizutragen. Manches treffliche Meisterwerk entstand unter ihrer kunstfertigen Hand. Manches liebliche Gebild erschuf sie, die reine Jungfrau, mit dem Beistande Gottes, aus dem rohen, kalten Steine. Aus dem Himmel schöpfte ihr Genius, und die göttliche Gnade, welche die Künstlerin unablässig anrief während sie arbeitete, wachte getreulich über ihr und gab ihren Bildwerken die höchste Weihe [1]).

[1]) Dieser schöne Gedanke war in der bekannten Inschrift ausgedrücket, welche

Und ſo geſchah es, als man zu gleicher Zeit mit Erwins majeſtätiſcher Vorderſeite, die beiden Portale auf den Gräten [*]), dem biſchöflichen Palaſte gegenüber, aufführte, daß hier, ganz ins Beſondere, Sabina ihrem Vater auf das Eifrigſte beiſtund mit all ihrer Kunſt.

Beide Portale ſchmückte die kunſtſinnige Jungfrau mit den prachtvollſten Standbildern.

Triumphirend ſtellte Sabina die chriſtliche Kirche dar, ein königliches Frauenbild, mit Krone, Kreuz und Kelch; Ihr gegenüber das Jüdiſche Geſetz, mit verbundenen Augen und zerbrochenem Labarum, die Krone zu den Füßen und die Geſetztafeln Moſis in der ohnmächtigen Linken, welche dieſelben nicht mehr zu halten vermag, das Geſicht abgewendet vor Traurigkeit, gleich als ertrüge die Geblendete nicht den Blick des ihr ſiegreich gegenüberſtehenden Chriſtenthums. Nahe bei dieſen zwei Bildern, auf beiden Seiten in der Vertiefung der Portale, ſtunden die Apoſtel, die Gläubigen einleitend in die Kirche, als Zeugen des ſiegreichen Chriſtenthumes, das ſie verkündiget hatten und begründet. Zwiſchen beide Portale, ſetzte Sabina Salomo richtend auf dem Throne; über ihm ſtrahlte himmliſch-verklärt des Heilandes Antlitz; und, zu beiden Seiten, in den Giebelfeldern der Portale, ſtellte die fromme Bildhauerin, in vier trefflichen Bildern, den Tod, das Begräbniß, die Himmelfahrt und die Krönung Mariä dar.

So von Sabinas Hand auf das Herrlichſte ausgeſchmücket, prangten ſeitdem beide Portale, Jahrhunderte hindurch in unvergleichlicher Pracht, weithin geprieſen und bewundert, mit vollem Rechte, als ein wahres Meiſterſtück der Kunſt.

Und ſeitdem auch erhielt ſich der Tochter Ruhm vereinet mit des hohen Vaters Glorie. Heutzutage noch gedenket Niemand des großen Meiſters, ohne zugleich auch ſeiner lieblichen, kunſtfertigen Tochter zu gedenken, welche ſeine Werke ſo wunderherrlich ausgeſchmücket. Mit des unſterblichen Meiſters glorreichem Namen wird nun fernerhin Sabinas Name forttönen, unzertrennlich,

---

eine der prachtvollen, leider! in der Schreckenszeit zerſtörten Apoſtelſtatuen Sabinas in den Händen hielt:

GRATIA DIVINÆ PIETATIS ADESTO SAVINÆ DE PETRA DVRA
PER QVAM SVM FACTA FIGVRA.

*) Von dem lateiniſchen gradus.

von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis zu der fernſten Nachwelt.

Obige Sage über die Bildhauerin Sabina, als angebliche Tochter Erwins von Steinbach, und ihren ebenfalls angeblichen Bruder Johannes, iſt durchaus nichts anderes als verſtümmelte Geſchichte. Seit Specklins Zeiten iſt auch dieſe hiſtoriſch unbegründete, und ſogar grundfalſche Behauptung, hinſichtlich der Abſtammung der Sabina, durchgängig als geſchichtlich anerkannte Wahrheit, von Buch zu Buch fort gegangen. Noch jetzt iſt dieſelbe, allgemein, als ſolche anerkannt und verbreitet.

Und doch iſt die Bildhauerin Sabina eine, genau um ein Jahrhundert ältere Künſtlerin als ihr angeblicher Vater, Erwin von Steinbach.

Siehe über dieſe berühmte Bildhauerin, meine ausführliche Arbeit, in welcher Sabinas wahrhafter Wirkungskreis am Münſterbaue dargewieſen wird, in der Revue d'Alsace, Kolmar 1850 (I. Band, S. 255). Vergleiche ebenfalls, Sabinas angeblichen Bruder Johannes betreffend, meinen Aufſatz »L'épitaphe d'Erwin de Steinbach. (Ebendort, 1852, S. 72.)

Nicht in das Gebiet der Geſchichte, ſondern in dasjenige der Sage, gehöret nunmehr die in Verbindung mit Erwin geſetzte Erzählung von der Bildhauerin Sabina, wie dieſelbe ſeit Specklin allgemein verbreitet iſt.

Ganz irrigerweiſe wird, übrigens, Erwin ſelbſt der Bau des ſüdlichen Kreuzarmes des Münſters zugeſchrieben. Dieſer herrliche Bau iſt gleichzeitig mit den trefflichen Bildwerken Sabinas aufgeführet worden.

345.

Das heilige Grab.

Auf der Mittagſeite des Münſters hatte Biſchof Bertholb II., ein geborener Graf von Buchecke und des Landgrafen Sohn

von Burgenden [1]), eine ſchöne, geräumige Kapelle erbauet und, im Jahre 1349, in der Ehre der H. Katharina geweihet.

Dahin verordnete er ſein Begräbniß.

Dem rührenden, großartigen Gebrauche des Mittelalters gemäß, ließ der Biſchof, bei ſeinen Lebzeiten, ſich ſelbſt ſein Grab, in der von ihm gegründeten und eingeweiheten Kapelle, aufrichten.

Wacker arbeiteten die Steinmetzen an dem Gruftſteine.

Da kam, eines Tages, der Biſchof denſelben zu beſchauen.

„Gott grüß' Euch!" — ſagte er hereintretend zu dem Meiſter — „wie ſtehet es mit meinem Grabe?"

„„Dank' Euch Gott! Gnädiger Herr!"" — erwiederte der Werkmeiſter — „„Euer Grab wird ſchön! Den Heiland ſelbſten könnte man hinein legen!""

Berthold aber, als er ſolches hörte, und den prachtvoll gearbeiteten Gruftſtein erblickte und ſah, daß derſelbe weit ſchöner war als das heilige Grab, ſagte hinwieder:

„Das ſoll nicht ſein, daß mein Grab Gottes Grab übertreffe!"

Und alſobald übergab er ſein Grab unſerm Herren Gotte, daß man fortbin den Heiland am Charfreitage darein lege.

Und jetzt erſt befahl er dem Meiſter, daß er es recht ſchön machen ſolle, noch weit ſchöner und reicher als es zuerſt werden ſollte.

Sich ſelbſten aber ließ der demüthige Biſchof ein anderes, einfacheres Grab bereiten.

Cloſener und Königshoven erzählen dieſe ſchmucke Sage über den Urſprung des ehemaligen heiligen Grabes im Münſter, in ihren deutſchen Chroniken (fol. 74 und 165 a). Ihnen habe ich dieſelbe, beinahe buchſtäblich getreu, nacherzählet.

Bis zu den Zeiten Biſchof Bertholds von Buchecke hatte das ältere heilige Grab im Münſter, außerhalb des Chores, bei der Treppe geſtanden, welche in die Krypta hinunterführte, an der Stelle wo hernach der H. Kaiſerin Richardis Altar errichtet wurde:

[1]) Die Landgrafſchaft Burgenden begriff das öſtliche Ufer der Aar bis an die Emme. S. Schwab, die Schweiz in ihren Ritterburgen und Heraſchlöſſern. Th. I. S. 300.

„wan vormols," ſagt Königshoven, „was das heilge grap in dem kemmerlin gegen dem vrley, do nu ſant Richart alter ſtat." (fol. 165 a. S. auch Grandidier, S. 50.)

Das von Berthold geſtiftete heilige Grab diente als ſolches, in der von dieſem Biſchofe gegründeten Kapelle, bis zur Reformationszeit.

Im Jahre 1681, als Biſchof Franz Egon von Fürſtenberg, nach der Uebergabe der Stadt Straßburg an Frankreich, das Chor vergrößern und angeblich verſchönern, in der That aber unverzeihlich verſtümmeln ließ, ſcheint das von Biſchof Berthold herrührende heilige Grab in Stücke zerſchlagen und mit anderm Schutte vermauert worden zu ſein; wenn dies nicht erſt bei der zweiten, nach dem Brande von 1759 vorgenommenen, nicht minder bedauerungswürdigen Verſchönerung des Münſterchores, ſtattgefunden hat.

Mehrere Bruchſtücke des heiligen Grabes wurden vor einigen Jahren, in dem Chore aufgefunden, als man deſſen Wiederherſtellung begann. Sie enthalten, leider! ziemlich verſtümmelt, die bei dem Grabe ſchlafenden Krieger, und ſind jetzt unten in der Halle des Frauenwerkes aufgeſtellt.

Dieſe Bruchſtücke bezeugen genugſam die Kunſt des Bildhauers, welcher das heilige Grab fertigte, und tragen nur dazu bei uns um ſo mehr den Verluſt dieſes trefflichen Kunſtwerkes bedauern zu machen.

246.

Das Grüſelhorn und der Judenblos.

Im Sommer des Jahres 1349 kam in das Elſaß das gröſſeſte, ſchauderhafteſte Sterben, das bis dahin die Rheinlande heimgeſuchet hatte.

Aus Aſien und Afrika herüber kam die Peſt nach Europa und würgte, in der Chriſtenheit, gleichwie in der Heidenſchaft, die Menſchen zu Tauſenden, denn, nach dem Berichte der gleichzeitigen Chronikſchreiber, herrſchte dieſes Sterben von einem Ende der Welt bis zu dem andern, jenſeits wie diesſeits der Meere.

Den ſchwarzen Tod nannten die von Schrecken und Entſetzen ergriffenen Völker dieſe grauſame Peſt.

Gräulich wüthete dieſelbe, zu Straßburg wie allenthalben: bei ſechzehntauſend Menſchen gingen zu Grabe, und namenlos war der Jammer und das Elend!

Die Juden allein blieben verſchonet von dem Tode, zu Straßburg wie auch an andern Orten; und hier, wie anderswo, den ganzen Rhein entlang, erſcholl die unheilvolle Kunde, daß ſie Gift in die Bronnen geworfen und alſo das Waſſer verdorben und das grauſame Sterben hervorgerufen hätten.

Und weithin, in vielen Städten, vom Meere hinweg bis in die deutſchen Lande, wurden die Juden verbrannt von den ergrimmten Völkern...

Den ganzen Rhein entlang loderte Flamme an Flamme, droben von Baſel bis hinunter in die Niederlande.

Zu Straßburg entdeckte man noch einen fernern, nicht minder unheilvollen Plan der Juden, der mit der Vergiftung der Bronnen in Verbindung ſtund.

Die Juden nämlich wollten das Entſetzen des Volkes benützen, um dem Feinde die Stadt zu übergeben, durch Verrath. Das Ertönen eines Hornes ſollte das Zeichen ſein, für den Feind, zum Einbruche. Alſo war der Anſchlag von ihnen gemacht worden.

Ihr Plan aber wurde ruchbar, und wuthentbrannt ſtürzte ſich auf ſie das von dem ſchwarzen Tode erbarmungslos gemarterte und überreizte Volk. Samſtags, am Feſttage des H. Valentin 1349, wurden die Juden verbrannt, wohl ihrer zweitauſend, auf ihrem Leichhofe, auf einem hölzernen Gerüſte.

Und zur Erinnerung an ihren Verrath, und weil ſie mit einem Horne dem Feinde das Zeichen hatten geben wollen, zum Eindringen in die Stadt, verordnete der Rath, daß fernerhin, auf ewige Zeiten, droben von dem Münſter herab, zweimal in jeder Nacht, das Gruſelhorn geblaſen werden ſollte, den Juden zur Schmach und zur Schande.

Auch dieſe Sage iſt wieder eine ächt volksthümliche, in welcher die wahre, verunſtaltete Geſchichte nur leiſe noch durchſchimmert

In Schilters Anhang zu Königshovens Chronik (S. 1113), und in einer, nach seinem Texte abgedruckten und ehemals eben auf dem Münster, in der Wächterstube, angehefteten Anzeige, von welcher noch mehrere Exemplare in dem Archive des Frauenwerkes aufbewahret sind, wird der Ursprung der Gewohnheit das Grüselhorn auf dem Münster zu blasen, folgendermaßen erzählet:

„Warumb das Grüselhorn geblasen wird auff dem Münster."

„Anno 1349. hatten die Juden allhie zu Straßburg einen Anschlag, daß sie wolten die Stadt verrathen, liessen deßwegen ein Horn machen, dem Feind dadurch ein Losung zu geben, wann sie den Angriff thun solten; sie hatten auch in gemeltem Jahr die Brunnen vergifft, davon viel Menschen gestorben, es wurd aber solches offenbar, und wurden theils von den Juden verbrannt, die übrigen aber des Landes verwiesen, darauff ließ man ein Horn machen, und befahl der Rath dieser Stadt, man solte solches alle Nacht auff dem Münster zweymal blasen, den Juden zu einer Schmach und Schande."

Jedenfalls aber kann sich diese Sage keineswegs auf das Jahr 1349 beziehen. Es dürfte sich dieselbe wohl eher, wie dies bereits *Grandidier* (S. 53) bemerket hat, an das Jahr 1388 anknüpfen, in welchem die Juden, zum wiederholten Male, aus Straßburg verbannt wurden; höchst wahrscheinlich, weil sie mit den Herren in Verständniß und Verbindung stunden, welche damals Krieg führten mit Straßburg und welchen sie die Stadt durch Verrath hingeben wollten.

Zweimal des Abends, um acht oder halb neun Uhr und um Mitternacht, bliesen, vor Zeiten, die Wächter auf dem Münster, den Juden zur Schmach und zur Schande, den sogenannten Judenblas oder Judenblos, wie man in Straßburger Mundart sagte, auf einem ehernen, zwei Schuhe 9½ Zoll langen, mit den Wappen der Stadt und des Frauenwerkes geschmückten Horne, welches man den Grüsel oder das Grüselhorn hieß. (*Grandidier*, S. 219.) Eine Zeichnung desselben befindet sich in Silbermanns handschriftlichem Nachlasse.

Dr. Geiler von Kaysersberg, dessen Predigten eine so reiche Schatzgrube für unsere alte Sittengeschichte sind, spricht auch in einer derselben von dem Grüsel. Als Christus vor des Jayrus

Haus kam, ſagt Geiler, „do ſah er do die Todten-Pfiffer hürnen, wie man hie den Grüſel hürnt, vnd den Juden bloſt.“ (Ausg. v. 1522, p. 3, f. 107. — S. Schilter, S. 1114.)

Ebenſo wurde, ehemals, zu Freiburg im Breisgau, ein Horn geblaſen, das man dort ebenfalls Greuſel nannte, zur Erinnerung an die glückliche Errettung der Stadt, den 24. März 1366, als Graf Egen von Freiburg dieſelbe zu überrumpeln ſuchte. (Grandidier, S. 53, und W. Schreiber, Geſchichte und Beſchreibung des Münſters zu Freiburg im Breisgau, S. 23.)

347.

Des Noraffen und des Hahnen Streit.

Es war einſt eine luſtige Zeit, als der Noraffe, unten an der Orgel, alleine herrſchte im Münſter.

Welch' ein Jubeln und Frohlocken war es da nicht, im Gotteshauſe drin, wenn am Pfingſtfeſte, die Landleute, von nah und fern, hereinzogen in's Münſter, mit ihren Reliquien und Heilthümern, mit Kreutzen, Fahnen und Kerzen; und dann, droben an der Orgel, irgend ein pfiffiger Geſelle, ob Pfaff oder Leye, je nachdem es ſich eben traf und ſchickte, ſich hinter den Noraffen ſteckte, und während des Gottesdienſtes, während Meſſe, Amt, Veſper und Komplet, ſich nicht ſcheute laut auf zu lachen, zu brüllen und zu ſchreien, und ſogar allerlei ſchandbare Lieder herabzuſingen, gegen den Gläubigen unten im Schiffe, und ihrer und, ins Beſondere, der Landleute Einfalt zu ſpotten und zu ſchmähen ohne Ende, ja ſelbſt der Stiftsherren und Pfaffen nicht ſcheute, die da andachtsvoll ſangen im Chore.

Wohl ſtund dann manch Bäuerlein da verblüfft und verdutzt, und kratzte verlegen hinter dem Ohre, und wagte es kaum empor zu ſchauen zu der Orgel; wohl entſetzten ſich auch ſonſt viele Gläubige über die ſchandbaren Lieder und das rohe Gebrülle des Noraffen, und noch mehr über die unerhörten, ſündhaften Läſterungen und Schmähungen, welche der loſe und freche Geſelle ſogar gegen die Kirche und die Pfaffheit [1]) auszuſtoßen ſich nicht

---

[1]) Wie bekannt, war, im Mittelalter, der Ausdruck Pfaff der Ehrenname der Geiſtlichen, und Pfaffheit derjenige der Geiſtlichkeit.

fürchtete; wohl machte Mancher, betroffen und erſchrocken, des Kreuzes Zeichen und ging kopfſchüttelnd von dannen, aus dem ſchmählich verhöhnten und entheiligten Gotteshauſe.

Doch Viele waren auch drunten im Schiffe, die da Gefallen fanden, an des Roraffen Brüllen, Geſängen und Läſterungen, und die hell auflachten, aus vollem Halſe, über die ſündhafteſten Spottfluthen, welche der pfiffige Geſelle an der Orgel droben, ohne Unterlaß, herniederſchüttete, über die Pfaffen im Chore drunten und über die dummen, argloſen Bäuerlein im Schiffe, die da ihren Geſängen horchten in ihres Herzens Einfalt.

Und jedes Jahr war es eine neue Freude, für den Roraffen, und ſeine Gefährten, wann Pfingſten wieder nahte. Voll Ungeduld bereitete er, alljährlich, ſeine Lieder und Späße, und konnte, jedesmal, kaum den Feſttag erwarten, wo die armen Bäuerlein, in ihrer heiligen Einfalt, wieder emporſehen würden zu ihm, mit ihren dummen, verblüfften und verdutzten Geſichtern, und mit ihren vor lauter Erſtaunen weit geöffneten Mäulern.

Seit Jahrhunderten genoß er ja alljährlich dieſe Freude; und nie wäre ihm, auch nur im Entfernteſten, in den Sinn gekommen, daß jemals eine Zeit erſcheinen könnte wo ihm, am Pfingſtfeſte, die Herrſchaft würde ſtreitig gemacht werden im Münſter!

Anders ward es jedoch plötzlich, als einmal der Guller oder Göcker droben auf dem Uhrwerke ſtund, und jedesmal wann es zwölfe ſchlug, zur namenloſen, freudigen Verwunderung der dichtgedrängten Menge, mit den Flügeln ſchlug, und drauf krähte, einem lebendigen Hahne gleich, daß es weithin durch die Kirche klang, gerade wie zur Zeit ſein Vorfahre zweimal gekrähet hatte zu Jeruſalem, als Petrus, zu dreien Malen, ſeinen Herrn und Heiland verläugnete.

Von da hinweg, leider! erging es dem Roraffen im Münſter, wie es, vor und nach ihm, Vielen ſchon ergangen iſt, und wie es, auch fernerhin, noch Vielen ergehen wird auf Erden! Auch er, der ſo lange und ſo hoch Geprieſene und Bewunderte, mußte noch am Ende der Menſchen Undank erfahren!

Tief aber ſchnitt dieſer Undank dem Roraffen in die Seele! Er konnte es nicht begreifen; er konnte es nicht ertragen, ſo zu ſehen wie Alles nun dem Hahne zulief und ſich erluſtigte an ſeinem einförmigen und einfältigen Geſchrei. Er ſelbſt aber mochte ſingen und jubeln, und Witze herabſchreien und Schmähungen ohn'

Ende; ja er mochte klagen ſogar und jammern und ſtöhnen und ſeufzen, und ſodann wieder brüllen aus Leibeskräften, ſo laut und ſo lange er auch wollte, um den Hahn zu übertönen: es gelang ihm nimmermehr. Ohnmächtig verhallte all' ſein Toben und Zürnen in des Münſters weiten, hochgewölbten Gängen, und, nichts deſto weniger, drängte ſich, immer aufs Neue wieder, Alles dem verhaßten Hahne zu, als wäre niemals ein Noraffe geweſen droben an der Orgel!

So leichten Kaufes jedoch konnte Letzterer nicht einwilligen, nach vielhundertjähriger alleiniger Herrſchaft und ausſchließlich beſeſſener Volksgunſt, Krone und Szepter niederzulegen, und einem verachteten, einfältigen Buller den Thron einzuräumen und die ungetheilte Huldigung der gaffenden, Beifall klatſchenden Menge.

Laut ſchrie er hernieder in die Kirche, und rief dem Volke all die herrlichen, genußreichen Tage zurück die er ihm, und deſſen Vorfahren, ſeit Jahrhunderten gegeben, und noch auf lange Jahrhunderte hinaus vorbereitet hatte. Mit tiefbewegter Stimme klagte er über den ſchwarzen Undank womit er nun bezahlet werden ſollte, und ſchmähte gewaltiglich, und ohne Rückhalt, gegen den abgeſchmackten Göcker am Uhrwerke droben. Alle ſeine Beredſamkeit war jedoch vergebens. Umſonſt berief er ſich, zu wiederholten Malen, auf ſeine ruhmvolle Vergangenheit, auf ſeine vor Kurzem noch ſo glänzende Laufbahn, auf die Erinnerung und das Gerechtigkeitsgefühl der Menge, und forderte laut die verſammelten Bürger auf den Streit zu entſcheiden zwiſchen ihm und dem Hahne.

Dieſer, ſeinerſeits, berief ſich, mit hochmüthigen Worten, auf die glorreich erworbene Volksgunſt, und ließ ſich ſogar ganz verächtlich gegen den Noraffen heraus, es ſtehe dem Volke gänzlich frei lieber ſeinem täuſchenden Geſange zuzuhören, und dem wundervollen Uhrwerke zuzulaufen, und beim Schlagen der Uhr die heiligen drei Könige ſich beugen zu ſehen vor der Mutter Gottes mit dem Chriſtuskinde, als eines veralteten, ſündhaften Witzboldes abgedroſchene Späße und plumpe, eckelhafte Unflätigkeiten über ſich ergehen zu laſſen.

Furchtbar geriethen die Beiden an einander, die erſtaunte Menge auffordernd den Streit zu entſcheiden, durch ein volksthümliches, ſchiedsrichterliches Machtwort.

Niemand aber, drunten im Münſter, getraute ſich, weder dem Einen, noch dem Andern, zu willfahren.

Weder der kleine, noch der große Rath ſelbſt fanden ſich erleuchtet genug um das Urtheil zu ſprechen zwiſchen den zwei erzürnten Gegnern.

Und ſo geſchah es, am Ende, daß der Streit zwiſchen dem Roraffen und dem Hahne, dem Schaarwächter am Schaarwächterhauſe heimgewieſen wurde, ſolchen Kampf hinzulegen und zu ſchlichten.

Allein auch der Schaarwächter ſelbſt getraute ſich nicht, trotz all ſeiner Salomoniſchen Weisheit und Gerechtigkeit, irgendwie ein Urtheil zu fällen, obgleich er Jahrhunderte lang unbeweglich am Schaarwächterhauſe ſtund und ſich durchaus auf nicht Anderes mehr beſann.

Und ſo geſchah es daß, bis auf die heutige Stunde, der Streit und Kampf zwiſchen dem Guller und dem Roraffen im Münſter unentſchieden geblieben iſt, und daß Niemand ſich gefunden der zugleich erleuchtet, gelehrt und beherzt genug geweſen wäre die jenem Streite zu Grunde liegende äußerſt ſchwierige und verwickelte Rechtsfrage zu entſcheiden.

Der Roraffe im Münſter iſt eine jener eigenthümlichen Erſcheinungen deren wir im Mittelalter ſo manche andere vorfinden, die nicht weniger als er unſer Erſtaunen erregen. All' dieſe, für uns Neuern beinahe unbegreifliche Gebräuche und Volksfeſte, welche die Kirche ſtillſchweigend zuließ, nahmen ihren Urſprung aus jenem tiefen Zuge ſarkaſtiſcher Ironie und giftigen Spottes ſogar, welchen wir, das ganze Mittelalter hindurch, neben dem ſtreng orthodoxen Glauben der Kirche und der frommen Einfalt der Menge, finden. Andererſeits aber bezeuget hinwiederum eben dieſer loſe Spott, welcher, frei und offen, und ohne Widerſtand des Klerus und der Kirche, in den Gotteshäuſern ſelbſt, geduldet wurde, den hohen Standpunkt und die feſtbegründete Macht der Kirche ſowohl als der ſie vertretenden Geiſtlichkeit. So groß war dieſe Macht und das Anſehen der Kirche und ihrer ſichtbaren Stellvertreter, daß Jahrhunderte hindurch, ſelbſt dieſe öffentlichen, jedes Jahr wiederkehrenden Schmähungen und aller dieſer gränzenloſe Unfug, denſelben keinen Eintrag zu thun vermochten.

Der Roraffe trieb ſein tolles Spiel bis über das 15te Jahrhundert hinaus. Im Jahre 1501 drang noch der berühmte Dom-

prediger, Dr. Johannes Geiler von Kaiſersberg, bei Meiſter und Rath, gar gewaltig, auf Abſchaffung dieſes namenloſen Unfuges; wie er zwanzig Jahre zuvor ſchon, es dahin gebracht hatte die nicht minder ausgearteten Nachtfeſte im Münſter, am Feſttage St. Adolfs, den 29. Auguſt, als am Jahresfeſte der Einweihung der Münſterkirche, und urſprünglich an ſämmtlichen Frauen-Tagen, abthun zu machen.

Der Roraffe unter der Orgel war eines der ſogenannten Wortzeichen, welche ehemals den Fremden im Münſter gewieſen wurden. (Schadäus, S. 76; Künaſt, S. 12, und Heckheler, S. 98.)

Der Guller oder Göcker, welcher dem Roraffen theilweiſe ſein Spiel und ſeine Herrſchaft verdarb, war der noch jetzt im Frauenwerke aufbewahrte Hahn, welcher auf dem erſten, im Jahre 1352 aufgerichteten Uhrwerke aufgeſtellt wurde, und welcher bis zu der, vor kurzen Jahren vorgenommenen Wiederherſtellung des im Jahre 1574 vollendeten zweiten, ehemals hochberühmten und nebſt dem Münſterthurme unter die ſieben Wunderwerke Deutſchlands gerechneten Uhrwerks, an dem Letzteren aufgeſtellet war.

Des in obiger Sage beſprochenen Streites zwiſchen dem Roraffen und dem Hahne, ſo wie eines darauf bezüglichen gar alten Liedes thut der Mathematiker Conrad Dafypodius Meldung, im erſten auf das alte Uhrwerk bezüglichen Kapitel ſeiner Wahrhafftigen Auslegung deß Aſtronomiſchen Straßburgiſchen Uhrwercks. (S. Schilters neunte Anmerkung zu Königshovens Chronik, S. 575.)

Nachdem Dafypodius erzählet hat, daß man von dem alten, urſprünglichen Uhrwerke nichts benützen konnte „außgenommen der alte Göcker oder Han, welcher ſehr alt, nemlich über die 200 Jahr alt iſt, und zur ſelbigen Zeit auch ein ſeltzam Wunderding geweſen, daß ein Han alſo kräben ſolte," fügt er hinzu, „welches bezeugt ein gar altes Lied von dem Hanen im Münſter, und dem Rhoraffen, in welchem der Rhoraff als der älter iſt geweſen, ſich beklagt, es lauffe ihm niemand mehr zu, ihm und ſeim Thun, das dazumahl auf gewiſſe Tag bräuchlich war zu ſehen, ſondern jederman lauffe zu dieſem Hanen, und wolle ſein Hanengeſchrey hören."

„Auch wird der Streit und Kampff, ſo zwiſchen dem Hanen und Roraffen entſtanden, dem Scharwächter am Scharwächterhauß

heim gewieſen, der ſolchen Kampff und Streit hinlegen und richten ſolte."

Aus einer Stelle Heckhelers erſieht man ferner, daß der Roraffe, im Volke, auch der Bretſtellenmann geheißen wurde.

Heckheler beſchreibt und rühmt dort (S. 98): daß „in gute Obacht zu nehmen die fürtreffliche Orgel und darunter 1) der Bretſtellen-Mann ſonſten Robraff genannt, und 2) der Mann, ſo ein Trommet in der Hand hat, und 3) der Simſon, welcher dem Löwen den Rachen auffreißet, welche alle 3 Bilder zu Zeiten, durch Antrieb deß Organiſten und Windtwercks, durch einen künſtlichen Zug, den Mundt auff- und zuthun, ſich bewegen und wenden." Vergl. meinen größern Aufſatz: Das Pfingſtfeſt und der Roraffe im Münſter zu Straßburg, in der Alſatia für 1852 (S. 189 — 252). Jener Aufſatz iſt jedoch in ſofern zu berichtigen, daß der berüchtigte Roraffe nicht, wie es dieſer ſonderbare Name anzudeuten ſcheint, ein groteskes Affenbild geweſen, ſondern daß derſelbe kein anderer war als eben die, noch jetzt vorhandene, mit einem Taktſtabe verſehene, bärtige Bauernfigur, rechts unter der Orgel, welche Dr. Heckheler unter Nummer 1 angibt. Obige Stelle Heckhelers, nebſt einer zweiten in des berühmten Orgelbauers Silbermann Handſchriften laſſen hierüber keinen Zweifel mehr zu. (S. Frieſe, Hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elſaſſes, aus den Silbermann'ſchen Schriften gezogen, S. 131.)

348.

Das Einhorn und Herr Rudolf von Schauenburg.

Unter den koſtbarſten Gegenſtänden, Kleinodien und Seltenheiten des ehemals ungemein reichen Domſchatzes, befand ſich vor Zeiten ein acht Schuhe langes, hellgelbliches, biegſames, am obern Ende zugeſpitztes Horn.

Dieſes Horn wurde zu Straßburg allgemein als ein Wunderhorn angeſehen.

Man wollte in demſelben dasjenige eines Einhorns er-

kennen, welches der fränkiſche König Dagobert, um das Jahr 640, nebſt andern Kleinodien und Heiligthümern, der Straßburgiſchen Kirche verehret hatte; und von dieſer Schenkung wollte man ferner den Urſprung des Wappens der ehemaligen biſchöflichen Haupt- und Reſidenzſtadt Zabern herleiten, welche bekanntlich ein Einhorn in ihrem Schilde führet.

Gewiß iſt jedenfalls, daß dieſes Horn Jahrhunderte hindurch für eine der koſtbarſten Seltenheiten Straßburgs galt, und daß es mit äußerſter Sorgfalt, im Domſchatze, aufbewahret wurde.

Bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts war es dort ganz unverſehrt geblieben.

Da geſchah aber, im Jahre 1380, daß Herr Rudolf von Schauenburg, einer der Domherren des Hohen-Stiftes, dem Horne eine ganz abſonderliche Verehrung gewiedmet hatte. Als ein Wunderhorn, als ein wahres Heiligthum verehrte er dasſelbe, und als einen ſchützenden Talisman gegen Peſt und Gift.

Um ſich ſicher zu ſtellen gegen beide Uebel, brach Herr Rudolf des Hornes Spitze ab und trug ſie auf ſich als ein untrüglich-wahrendes Schutzmittel gegen jegliche Krankheit und gegen alle mögliche bösartige Einwirkungen, denen er ausgeſetzt werden könnte.

Die übrigen Domherren aber entdeckten den frommen Diebſtahl und ſchloſſen, zur Strafe, Herrn Rudolf aus ihrer Mitte aus.

Zu gleicher Zeit faßten ſie noch den fernern Beſchluß vermöge deſſen Jeglicher unter ihnen ſchwören mußte, in Zukunft, nie mehr einen Abkömmling des Stammes des Herren von Schauenburg, an dem Hohen-Stifte Straßburg, aufzunehmen.

Specklin (fol. 26*) und Schadäus (S. 9) bezeichnen ausdrücklich das angebliche Einhorn von welchem, in dieſer Sage, die Rede iſt, als dasjenige welches König Dagobert, im bezeichneten Jahre, dem Münſter verehret haben ſoll.

Dem zweiten Theile obiger Sage liegt eine von Schilter (S. 1115) und von Grandidier (S. 57) mitgetheilte, wie es ſcheint, als hiſtoriſch auf Urkunden beruhende Thatſache, zu Grunde.

Herr Rudolf von Schauenburg war von dem Geſchlechte der Freiherren von Schauenburg, welche drei weiße Halbmonde in

rothem Schilde, und auf dem Helme einen Pfauenbuſch, ebenfalls mit dem Wappen unten, führten.

Das nach der Volksſage von einem Einhorne oder Monoceros herſtammende Horn ſelbſt, erklärt Grandidier, welcher daſſelbe noch geſehen, für dasjenige eines Narwals.

Zu ſeiner Zeit maß daſſelbe einige Zolle weniger als acht Schuhe, wegen der ſeit 1380 fehlenden Spitze. Das Horn war etwas dicker als der Arm eines Mannes, und, obgleich es feſt war von oben bis unten, konnte man daſſelbe dennoch biegen gleich einem Meerrohre. Es war ſchwerer, als man es dem Anſehen nach glauben ſollte, hatte keinen Geruch und war von hellgelber Farbe, wie altes Elfenbein. (Grandidier, S. 57.)

Es war dies das berüchtigte Horn, welches in den Straßburgiſchen Religionshändeln des 16ten Jahrhunderts eine große Rolle ſpielte, welches im Jahre 1584 verſchwand, deſſen Abhandenkommen der damalige Dechant des Hohen-Stifts, dem Biſchofe, auf eine Weiſe meldete, gleich als ob das Schickſal ſeiner Kirche davon abhinge, und welches, erſt im Jahre 1638, auf eine ſo ſonderbare Weiſe, wieder zum Vorſcheine kam.

Dieſes Horn, ſo wie auch die angebliche Greifenklau, welche in einer früher mitgetheilten Sage beſprochen worden iſt, ſcheinet erſt in der Revolutionszeit abhanden gekommen zu ſein.

Ein ähnliches ebenfalls angebliches Einhorns-Horn beſaß auch einſt die Stadt Straßburg. Es wurde auf dem ehemaligen Pfenningthurme aufbewahret, und war etwas kleiner als dasjenige des Hochſtiftes, indem dieſes Städtiſche Horn blos ſechs Schuhe, zehn Zoll maß. Es wog 18 Mark und 3 Unzen. Die Stadt hatte daſſelbe, im Jahre 1565, von Adam von Clermont, einem Bürger von Antwerpen, erkauft. (Ueber dieſes gleichfalls berühmte Horn ſehe man Schilter ad Königshoven, a. a. O.)

249.

Der Werkmeiſter am Thurme.

Droben am Münſterthurme, an dem Pfeiler zur Rechten des Beſchauers, dem Wächterhäuschen gegenüber, ſind zwei Stand-

bilder aufgeſtellt, welche Einem ſtrack entgegenſehen, wenn man aus der Wächter-Stube auf die Plateforme hinaustritt.

Vorn an dem Pfeiler ſteht, ſinnend und träumend, der Werkmeiſter des Münſters, den Plan des Letzteren vor ſich hinhaltend, und hinaus ſtarrend in die weite, blaue Ferne.

Ihm zur Seite, etwas rückwärts am Pfeiler, ſtehet ſein Sohn, geſtützt auf den Meiſterſtab in ſeiner Linken, und hinaufſchauend zu der Thurmſpitze, indem er, mit der Rechten, ſich das Auge ſchützet gegen der Sonne blendende Strahlen.

Wie beſeligt ſchaut der Vater vor ſich hin, als ſuche und ſähe er ſchon, in der Ferne, den majeſtätiſchen Bau, den ſein Genius erſchaffen: die zwei rieſenhaften Thürme emporragen, hoch in die Lüfte.

Stolz auf des berühmten Vaters Ruhm ſchauet der Sohn unverwandten Blickes hinauf zur Thurmſpitze, mißt und bewundert, und mißt und bewundert, immer aufs Neue wieder, des gigantiſchen Thurmes ſchwindlichte Höhe; ſieht wie jetzt die nadelfeine Spitze ſcharf und keck die Luft durchſchneidet und frank und frei ſich abhebet von des Himmels tiefem Blau; wie ſie dann wieder ihre reiche Krone in die dunkeln Wolken birgt; und dann wieder die Pyramide empor ſtrahlet im Mondesſcheine, durch die Nacht, gleich als belauſche ſie der goldnen Sterne Glänzen und Flimmern. Und auch er denkt ſich ſchon, im Geiſte, den zweiten Rieſenthurm, der ſich, neben dem einzig ausgeführten, kühn und kräftig wie dieſer erheben ſollte gen Himmel. Und immer wieder, ohne Unterlaſſen, mißt er des Thurmes endloſe Höhe und bewundert ſeines Vaters Genius und Kunſt.

Einzig aber, wie verlaſſen, ſtehet der allein ausgeführte Thurm da und ſtarret, wie wehmüthig, empor in die Lüfte.

Und vergeblich ſtarret auch der jüngere Meiſter unabläſſig hinauf zur Spitze am zackigen Helm empor. Geſchlecht um Geſchlecht gehet zu Grabe, Jahrhundert verfließet um Jahrhundert, und immer verwandeln ſich des Vaters Träume nicht in Wirklichkeit: leer bleibt immerdar die Stelle, wo der zweite Rieſenthurm ſtolz neben dem allein ausgebauten die Luft durchſchneiden ſollte.

Und Viele ſind ſchon vorübergegangen, und Viele werden noch vorübergehen droben an dem Thurme, und die beiden Meiſter ſchauen, wie ſchon ſo Viele vor ihnen ſie erblicket, hinausſtarrend

der Eine träumend in die Ferne und hinauf der Andere unabläſſig bewundernd zur Spitze.

Die Bezeichnung der zwei Standbilder am Thurme, auf welche ſich obige Sage beziehet, mangelt jeglichen hiſtoriſchen Grundes. Außerdem wird auch ganz unrichtig ausgegeben, die Figur zur Linken halte den Plan des Münſters in den Händen, da dieſelbe, wie ſchon Dr. Heckheler, welcher die volksthümliche Erklärung jener beiden Statuen nicht berühret, ganz richtig angibt, einen Sonnenzeiger vorhält.

Dieſe Statue wird gewöhnlich für diejenige des Baumeiſters des Münſters, oft auch als das Bildniß Erwins angeſehen. In dem darneben ſtehenden über ſich ſchauenden Bilde hingegen will man, Heutzutage, ziemlich allgemein, des Werkmeiſters oder Erwins Sohn erkennen. Letztere Anſicht übrigens hängt genau mit der noch allgemeiner verbreiteten, geſchichtlich eben ſo unrichtigen Annahme zuſammen, nach welcher der im Jahre 1339 verſtorbene Steinmetzmeiſter Johannes Erwin, deſſen Grabſchrift unter derjenigen des großen Erwins ſtehet, des unſterblichen Künſtlers Sohn und Nachfolger im Werkmeiſteramte geweſen wäre. Die bis jetzt in allen Büchern als geſchichtlich erwieſenes Faktum wiederholte Angabe von Erwin und ſeinem Sohne Johannes, den alle Schriftſteller ohne Ausnahme in dem oben genannten, 1339 verſtorbenen Steinmetzmeiſter Johannes zu erkennen glauben, iſt, gleichwie die auf die Bildhauerin Sabina bezügliche, ſo allgemein verbreitet und angenommen, daß wo man Erwin auftreten läßt, dieſer ſein angeblicher Sohn und Nachfolger auch nicht fehlen darf.

Wieder Andere wollen in dem zweiten über ſich blickenden Bilde den ſpätern Werkmeiſter Hans Hültz erkennen, welche Behauptung aber, andererſeits, wieder gar nicht zuſammenſtimmt mit derjenigen, welche in einem andern ebenfalls emporſehenden Bildniſſe im Innern des Münſters, deſſen ich ſpäterhin zu gedenken haben werde, und welches, auffallend genug, genau dieſelben Geſichtszüge wie die am Thurme aufgeſtellte über ſich blickende Figur ausweiſt, ebenfalls den großen Erwin zu erkennen vorgibt. Es wäre doch rein unmöglich, daß Erwin und Hültz genau dieſelben Geſichtszüge gehabt hätten.

Unnöthig iſt beizufügen, daß alle dieſe verſchiedenartigen An-

gaben durchaus nichts weiter ſind als äußerſt verworrene jeglichen hiſtoriſchen Grundes mangelnde Behauptungen.

Grandidier berichtet (S. 220) die auf die zwei Statuen am Thurme bezügliche Volksſage mit folgenden kurzen Worten. Nachdem er von dem Wächterhauſe auf der Plateforme und von den Statuen des h. Laurentius und der h. Katharina geſprochen, welche am Thurme unſern beiden Statuen als Gegenſtücke dienen, fügt er hinzu: »Au même endroit, vis-à-vis le bassin, on remarque à la tour deux figures, dont l'une passe pour être celle du premier architecte de cet édifice. L'autre lève la tête et semble considérer la hauteur de la tour.«

Das im Jahre 1785, drei Jahre nach Grandidiers Werke, unter dem Titel: Beſchreibung des Straßburger künſtlichen Münſters und deſſen Thurms, neu aufgelegte Münſterbüchlein (S. 112), gehet noch einen Schritt weiter als der von Grandidier berührte Volksglaube, und bezeichnet die Statue mit der Sonnenuhr geradezu als diejenige des großen Erwins: „Eben da (oben auf dem Münſterplatz, gegen dem Wächterhäuslein über) gegen der Waſſerſchaale über, ſieht man an dem Thurm das Bild des geweſenen Baumeiſters Erwin von Steinbach, welcher den Münſterthurm angefangen. Ferner gleich darneben auch eines, ſo hinauf ſchaut, und die Höhe des Thurms betrachtet.“

In keiner dieſer Stellen iſt alſo die Rede von Erwins Sohn. Dieſer wurde, erſt in neuerer Zeit, dem Vater beigegeben.

Dr. Heckheler, welcher ein halbes Jahrhundert früher ſchrieb, weiß nichts von der Bedeutung der beiden Statuen am Thurme. Er ſagt bloß, daß oben am Thurme: „zwey Bildter, deren eines die Hand über die Augen hält und gen Himmel ſiehet, das andere einen Sonnenzeiger in der Hand haltendt zu ſehen.“ (S. 134.)

Der noch etwas ältere Künaſt übergehet beide mit Stillſchweigen.

350.

Der Kaiſer und der Mönch.

In alten Zeiten, da war einmal ein Kaiſer, der war über die Alpen hinüber gezogen in die welſchen Lande, um ſich krönen

zu laſſen vom Pabſte, und um die treuloſen Völker Italiens zu züchtigen, und dieſelben auf's Neue dem heiligen Römiſchen Reiche zu unterwerfen und zum Gehorſame zurück zu bringen.

In Bologna aber vergab ein welſcher Mönch dem Kaiſer am Altare, im Leibe des Herrn; und in grauſen Schmerzen ſtarb der Fürſt am Gifte des Pfaffen!

Und weithin erſcholl in die Lande die Kunde dieſer ſündhaften Frevelthat. Entſetzen und Abſcheu verbreitete ſie durch alle deutſche Gaue.

Auch zu Straßburg erfuhr man alſobald des Mönches beiſpielloſe Gräuelthat. Auch hier, wie überall, ward dieſelbe verflucht und verdammet, als eine namenloſe Sünde, und manche Thräne des Mitleids und des Bedauerns floß, im Elſaſſe, dem Andenken des frommen und tapfern, meuchlings am Altare hingegebenen Kaiſers.

Und, zu ewiger Erinnerung an jene grauſenhafte Frevelthat, ward des Kaiſers Bildniß und dasjenige des Mönches, der ihm vergab, am Münſterthurme aufgeſtellet.

Droben am Thurme, gegen Weſten, ſieht man noch heutigen Tages das hohe Standbild des Kaiſers, mit dem Reichsapfel in der Hand, trübe hinausſtarrend in die Weite, und darneben des frevlen Mönches Bild, mit abgewendetem Antlitze, gepeinigt von den martervollen Vorwürfen des Gewiſſens.

In dieſer, noch jetzt im Volke angenommenen Erklärung der beiden Bilder auf der Weſtſeite des Münſterthurmes, ſchimmert offenbar ein Nachklang von dem Tode Kaiſer Heinrichs VII. durch, welchem, mehreren gleichzeitigen Chronikſchreibern zu Folge, in der That, ein welſcher Mönch zu Bologna, im Abendmahle vergeben haben ſoll.

Dr. Heckheler, in ſeinem bereits mehrmals angeführten handſchriftlichen Werke über das Münſter (S. 133), beziehet jene ruchloſe Mordgeſchichte auf die zwei bezeichneten Bilder: „Eben in dem Umbzang," ſagt er, „iſt auch zu obſerviren eines Königs oder Keyßers Bildnuß ſampt einem Mönchen, deßen Angeſicht abgewendt, und dem König oder Keyßer in einer Oſtien vergibt, iſt vielleicht hierdurch Heinricus VII. angedeutet der mit Gifft ſoll hiengericht worden ſeyn."

Allein nichts in der Haltung des Mönches zeigt die ihm von Dr. Heckheler zugeſchriebene Handlung an; und das Kaiſerbild ſeinerſeits dürfte wohl viel eher Gott Vater vorſtellen als Kaiſer Heinrich VII.

. .

331.

Das traurige, kreuztragende Chriſtusbild.

Es war im Jahre 1410, in der Charwoche. Mehr noch als es ſonſt in dieſer heiligen Woche zu geſchehen pflegte, eilte und drängte das Volk dem Münſter zu. Dorthin ſtrömte Alles, Jung und Alt, Weiber und Männer, daß der damals enge Raum vor der Kirche bei weitem nicht all die Neugierigen und Schauluſtigen zu faſſen vermochte, welche unaufhörlich heranflutheten wie die Wogen eines ſtürmiſch aufgeregten Meeres.

Vorn, bei dem großen Portale, ehemals die Schappelthüre genannt, war das Gedränge am dichteſten. Dort befand ſich der Gegenſtand, der all dieſe zahlloſe Menge herbeizog: dort, inwendig bei dem Hauptportale, war nämlich das vielbeſprochene, berühmte hölzerne Kreuz aufgeſtellet zum Verkaufe, damit es männiglich beſchauen möge.

Es war auch eine ſonderbare, wundervolle Geſchichte, diejenige der Entſtehung dieſes hochgefeierten traurigen Chriſtusbildes. Ein Jeder, der da kam es zu ſehen, wußte dieſelbe, und dennoch erzählte ſie ein Jeder neuerdings dem Andern wieder, als hätte ſie Keiner gekannt.

Zuvor war dieſes Kreuz ein krummer, ungeſchickter Wilgenſtock oder Weidenſtamm geweſen, der lange Zeit hindurch, als ſolcher, in der Hirtlache gelegen hatte, und von den Wellen und dem Winde, von einem Orte zu dem andern, war hin und her getrieben worden. Niemals aber hatte der Stamm aus dem Waſſer gezogen werden können. Wie Viele dies zu thun auch verſucht hatten, Keinem war es gelungen.

Da gedachte ein Jeder es ſeye nicht ohne Urſache und es müſſe dies wohl etwas mehr zu bedeuten haben.

Alſo wurde Meiſter Michel Böhem, ein äuſſerſt geſchickter und allgemein beliebter Bildhauer, aufgefordert das Wunderbloch zu beſehen, ob er etwa ein Bild oder ſonſt etwas daraus ſchneiden könne.

Und alſobald nahm Meiſter Michel ſein Werkzeug, und ging hinaus zur Hirtzlache. Ihm nach die ſtets eilfertige, gaffende, neugierige Menge.

Ohne Zaudern machte ſich der Meiſter an's Werk und wollte den Stamm herausziehen aus dem Waſſer. Allein auch ihm wollte dies nicht glücken. Der Meiſter überhob ſich an dem ſchweren Bloche, und ließ es, vor Schmerzen, zurückgleiten in die Fluth.

Da gelobte er, wenn er den Stamm heraus brächte aus dem Waſſer, ein Crucifix daraus zu formen...

Und, ſiehe! der Baum, der bis dahin den kraftvollſten Anſtrengungen getrotzet und Aller Mühe und Arbeit zu Schanden gemacht hatte, erweiſt ſich mit einem Male gewillig und gehorſam wie ein Lamm, läßt mit ſich handeln und umgehen, läßt ſich drehen und wenden, nach dem Wunſche und Willen des Bildhauers... Jetzt, zum Erſtaunen Aller, liegt er ſchon am Lande! Und ringsum an der Hirtzlache ertönet ein Schrei der Freude und der Verwunderung.

Wohl hatte der Meiſter Schaden genommen über der Arbeit und hatte ſich überhoben an der ungeheuern Laſt des Wilgenſtammes, daß er gebrochen war; er achtete aber deſſen nicht: nur ſeines Gelübdes war er eingedenk, es getreulich zu erfüllen.

Voller Zuverſicht, mitten in den Schmerzen, begann er unverzüglich ſein Werk, und leicht ging es ihm von Handen. Splitter um Splitter flog hinweg vom Stamme; jeder Streich brachte den Meiſter ſichtbar voran mit Rieſenſchritten, daß er es ſelbſt nicht begreifen konnte. Bald war ein Theil des Wunderſtammes umgeſtaltet zu einem Kreuze. Da fiel Meiſter Böhem nieder auf die Knie, am Rande der Hirtzlach, in Gegenwart der zahlloſen Menge, und rief empor zu Gott dem Allmächtigen um Hülfe und um Befreiung von ſeinem Uebel: und alſobald genaß er von demſelben und ſeine Glieder waren wieder gerade und gelenkig wie zuvor.

Ohne Verzug führte er ſodann ſein Werk weiter fort in ſeiner Werkſtätte.

Vollendet hatte er bald.

Vor ihm ſtehet der Chriſt, das Kreuz auf der Schulter, auf dem Wege nach Golgatha; die Dornenkrone auf dem blutigen Haupte; das Antlitz voller Schmerz, zugleich aber auch voll himmliſcher Liebe und Ergebung; den edeln, göttlichen Leib gedrückt und gebogen unter der Laſt des Kreuzesſtammes, als müſſe er niederſinken, unterliegen!

Und als der Meiſter des leidenden Heilandes Bild anſchaut das, ihm ſelbſt ein Wunder, ſo raſch aus ſeiner kunſtfertigen Hand hervorgegangen, da kniet er nieder auf die Erde und betet voller Inbrunſt zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden... Und, ſiehe! es ſchien ihm als überſtröme Jeſu Antlitz von Verklärung und als ſchaute der Erlöſer mild zu ihm hernieder, Erbarmen und Gewährung im Blicke!

Daher die allgemeine, ehrfurchtsvolle Verehrung des Volkes für dieſes Wunderkreuz.

Meiſter Hans Vetter, ein ehrſamer und frommer Küfermeiſter, erſtund daſſelbe, um es an St. Martin, wohin er verpfarret war, zu verehren.

Allein, ſiehe! ein neues Wunder gibt ſich kund vor allem Volke!

Umſonſt machen ſich die Werkleute an das Kreuz es hinweg zu heben und nach St. Martin zu überſetzen; umſonſt bemühen ſie ſich mit Winden, Stangen und Brecheiſen: auf keine Weiſe bringen ſie das Kreuz zum Weichen. Gleich wie zur Zeit, als es noch, ein roher Wilzenſtamm, umher trieb in der Hirzlache, trotzet es allen ihren Anſtrengungen. Wie Viele auch ihre Kräfte und ihr Glück daran verſuchen, das Wunderkreuz war nicht von der Stelle zu bewegen.

Da erkannte der fromme Küfermeiſter des neuen Wunders Sinn, und gebot daß man das Kreuzesbild an dieſem Orte ſtehen laſſe. Kein Zweifel konnte ja mehr obwalten: es ſollte nicht aus der Münſterkirche hinaus.

Dahin ſtrömten ſofort die Gläubigen, und knieten nieder vor dem Wunderkreuze und vollbrachten, in deſſen Anblicke, ihre Andacht und ihre Gebete.

Da ſah man auch oft den frommen Küfermeiſter, das Auge voller Thränen auf den traurigen, bis zum Tode betrübten kreuztragenden Heiland geheftet; bis eines Tages ein Sarg vor dem Bilde niedergeſtellt und im Beiſein einer zahlloſen Volks-

menge, zu deſſen Füßen in die Erde verſenket wurde: Meiſter Hans Vetter hatte verordnet, daß er im Münſter, vor ſeinem Heiligthume, zur Ruhe beſtattet werde.

Auch hier wieder liegt der Sage eine wahre, geſchichtliche, aber in poetiſch-volksthümlichem Geiſte ausgeſchmückte Begebenheit zu Grunde.

Das merkwürdige Buch im Frauenwerk-Archive, in welchem ſämmtliche Schenkgeber des Münſters, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinweg bis zur Reformationszeit, eingetragen ſind, bezeuget daß: „Vetter Hans, Küfer zu Straßburg, und Gilja ſeine eheliche Hausfrau, das traurige Bild Chriſti, welches das Kreuz auf den Achſeln trägt und hinter der großen Thüre der Münſterkirche ſtehet, gekaufet, und daſſelbe ſodann, zu ihrer Beider Seelenheile, dem Werke geſchenket haben, im Jahre 1410.“

Der urſprüngliche lateiniſche Text, welcher am 9. November (5 idus novembris), am Tage des H. Theodore, des Märtyrers, eingetragen iſt, lautet folgendermaßen:

»Item dictus Vetter Hans cuparius argentinensis et Eilsa eius vxor legitima emerunt tristem ymaginem Christi portantem crucem super humeris positam in hac maiori ecclesia retro maiorem valuam eiusdem ecclesie et eandem ymaginem in earum animarum remedium donauerunt huic fabrice sub anno M. CCC. decimo.«

So auch, als kreuztragendes Chriſtusbild: Imago domini nostri Ihesu Christi portans trabem crucis, oder portans crucem in humeris suis, wird dieſes merkwürdige, traurige Chriſtusbild, welches ehemals gleich dem bekannteren traurigen Marienbilde berühmet war, in mehreren Urkunden des 15ten Jahrhunderts bezeichnet. Im Volke nannte man es auch blos „das bild das das krütze treit.“ Ein eigens hiezu angeſtellter Wächter oder Aufſeher wachte den ganzen Tag über bei dieſem Bilde und dem dabei aufgeſtellten Opferſtocke, und überlieferte ſodann die in den Letztern niedergelegten Gaben getreulich dem Werke.

Das traurige, kreuztragende Chriſtusbild, inwendig an der großen Münſterthüre, blieb bis zur Reformationszeit ein Gegenſtand allgemeiner und vorzüglicher Verehrung. Im Jahre 1525 wurde daſſelbe hinweg gethan, nebſt dem berühmten trau-

rigen Marienbilde, welches Meiſter Konrad Frankenburger, des Werkes Vallier, im Jahre 1404, dem Frauenwerke geſchenket hatte und welches damals mit großen Ehren und Koſten, in einer prachtvoll ausgeſchmückten Niſche, bei der, im Jahre 1316, von Meiſter Erwin von Steinbach erbauten Marienkapelle, war aufgeſtellet worden. Im Jahre 1520, hatte die Stiftung noch, durch den berühmten Stück- und Glockengießer, Meiſter Georg von Guntheim, welcher ein Jahr zuvor die große Glocke Maria gegoſſen hatte, ein prachtvolles Gitter um das Kreuz verfertigen laſſen.

Die Sage ſelbſt hat uns der Maler und Chronikſchreiber Ebald Büheler, in ſeiner handſchriftlichen Chronik (T. I. Cap. II. fol. 116a), bei dem Jahre 1410, aufbewahret. Theilen wir hier noch ſchließlich ſeine, offenbar einem ältern Schriftſteller entlehnte Erzählung mit: „Das groß Creütz wirdt ins Münſter geſtelt. — Anno 1410 Jar namlichen inn der Charwochen, do wardt das groß hültzen Cruzifix, inn das Münſter allhie zu Straßburg bey der großen mittlen Thüren geſtelt, vnnd das man das ſelbige ſolte männiglichen beſehen (laſſen), dan es was zu verkauffen. Vnd alſo hatt das ſelbige beſehen namlichen Meiſter Hanns Vetter, ein Kieffer vnd Burger allhie, vnnd er kaufte das ſelbige, vnnd wolte das ſelbige inn S. Martinskirchen ſtelen, vff dem Fiſchmarckt, dan er war ein Pfahrkindt, vnnd gehörte in das ſelbige Kirſpel oder Pfahrkirchen. Vnnd als er das ſelbige wolte dohin füeren oder thun, do mochte man das ſelbige nicht vff gehaben, wie vill ieren auch daran waren, vnd wolte ſich nicht von der Statt bewögen laſſen. Alſo do luß er das ſelbige gleich an dem Ortt oder an der Statt ſtehn vnnd bleiben. Vnnd obe es das ſelbige Creütz geſchnitten wardt, do was es ein krumer vngeſchickter Wilgenſtock, vnd iſt als alda nidwendig, in der Hirtzlachen, vff und ab, vnnd man kundte auch das Bloch nit wol vß der Lachen bringen, vnnd ſloß alda inn der Lachen ein gutte Zeit, alſo das man gedachte es wurde nicht one Vrſach ſein, dan es würde etwas bedeütten. Alſo ward Meyſter Michel Böhem, diſſer Zeit ein Bildthauwer allhie, angeſprochen, er ſolte doch das Bloch beſehen, obe er etwan ein Bildt oder etwas daruß ſchneiden möchte. Alſo do zoge er zu Stundt an hinuß, vnnd name ſeinen werckzeüg mit ihme, vnnd beſierte, oder furmierte das ſelbige Bloch zu einem Cruzifix. Vnnd er hatte ſich auch an dem Bloch vberhaben, vnnd das er gebrochen ward. Alſo ruffte er zu verderß Gott den Almechtigen vnnd auch

das heilige Creütz zu einer Beteüttung an, welches er dan darnoch uß gemacht. Alſo ward ime wider geholffen, vnd ward ſeins Gebreſtens wider ledig. Vnnd nach gohnns do ſtarb obgenanter Meiſter Hanns Vetter, der Kieffer, der das Creütz kaufft hatte, vnd hatt ſeinen Fründen befohlen, das man in ſolte inn das Münſter zu dem Creütz legen vnd vergraben, welches dan beſchehenn."

Dieſe an und für ſich ſchon intereſſante Sage, bietet das fernere Intereſſe dar, daß uns in derſelben der Name eines Straßburgiſchen Bildhauers vom Beginne des 15ten Jahrhunderts aufbewahret iſt. Meiſter Michel Böhem nennt Bübeler den Künſtler, und anderswo habe ich bereits die Gründe berühret welche, mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit, zu der Annahme berechtigen, daß dieſer Bildhauer kein Anderer geweſen ſei als Einer der, in der Kunſtgeſchichte des Mittelalters als Bildhauer, Baumeiſter und Maler gleichberühmten drei Junkherrn von Prag, von welchen ebenfalls das traurige Marienbild herrührte, und welche, überdies noch, dem Zeugniſſe mehrerer Schriftſteller des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu Folge, Antheil an dem Thurmbaue des Münſters gehabt haben ſollen. (S. Straßburgiſche Geſchichten, Sagen, Denkmäler, Inſchriften, Künſtler, Kunſtgegenſtände ꝛc., S. 36.)

352.

Das Männlein oder Bäuerlein auf dem Geländer bei der Engelſäule.

Ein Jeder der im Münſter geweſen, kennt das Männlein das, nahe bei der Uhr, eben über der St. Andreas-Kapelle, von dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle emporſchaut zur prachtvollen Engelſäule, welche das Gewölbe des ſüdlichen Kreuzarmes trägt.

So wie es da ausgehauen iſt in Stein, mit ſeinem ſpitzfindigen, krummgezogenen Bauerngeſichte, ſo ſtund es eines Tages, vor vielen Jahrhunderten, unten in der Kirche bei der Engelſäule, und ſchaute an dieſer Letztern auf und nieder, mit ſeinem Kennerblicke, vom Parlamente bis hinauf zum Kapitäle, und dann wieder hernieder vom Knaufe, die ſchlanke Säul' entlang, bis zum Fuße; dann bog es ſeitwärts den Kopf und blinzelte, mit einem Auge

die Säule abermals empor; dann wieder maß es die Dicke des feingegliederten Säulenſtammes und ſchien ſie zweifelnd gegen der Höhe zu berechnen; jedesmal ſchüttelte es bedenklicher das Haupt und ſah ſodann immer wieder hinauf zur Gewölbdecke, mit noch bedeutſamerem, bedenklicherem Mienenſpiele.

Da kam gerade der Werkmeiſter einher geſchritten, durch die Kirche, und ſah das Männlein ſo mit forſchenden Blicken vor der Säule ſtehen, wie es, augenſcheinlich, die Höhe gegen der Dicke abmaß.

Erſtaunt über des Mannes Benehmen, ſchritt der Werkmeiſter, gerades Weges, auf ihn zu, und fragte ihn was er da zu ſehen und ob er wohl etwas auszuſetzen habe an der Säule?

Bejahend nickte der Fremde mit dem Haupte und lächelte dazu mit ſelbſtgefälligem, vielſagendem Blicke.

„Wohlan denn, mein Freund!“ — ſagte ihm ſodann auffordernd der Werkmeiſter, indem er dem Manne leicht und vertraulich auf die Achſel klopfte — „Wohlan denn, ſo theilet mir nur unverholen Eure Bedenklichkeiten mit!“

„„Schön iſt die Säule allerdings!““ — entgegnete drauf der Befragte — „„Schön iſt ſie, das iſt gewiß! Sehr ſchön und kunſtreich erbaut, ein wahres Meiſterwerk der Kunſt! Schön ſind auch die Bilder alle dran! Schön die Evangeliſten, ſchön die Engel drüber und oben der richtende Heiland! Zu ſchwach aber iſt die Säule! Nicht lange Zeit wird der ſchlanke Stamm das ſchwere Gewölbe tragen! Bald, bald wird ſie, von dem gewaltigen Drucke, ſeitwärts geſchoben, und dann wird ſie wanken und rettungslos einſtürzen!““

„So, ſo!“ — erwiederte hinwiederum der Werkmeiſter, und ſchaute ebenfalls, mit fragendem Blicke, an der Säule empor, gleich als ob er ſehen wolle und ſich überzeugen, ob des Fremden Befürchtungen, in der That, begründet ſeien. — Sodann fragte er wieder: „Seid Ihr aber auch ganz ſicher von der Wahrheit Eurer Ausſage?“

Und forſchend beſchaute der Meiſter abermals die Säule abwechſelnd und den fremden, dreiſten Kunſtrichter.

Ohne Zögern bejahte abermals der Letztere, und wiederholte unverholen ſeine frühere Behauptung.

„Wohlan denn!“ — ſagte drauf der Meiſter, indem er das

Männlein noch ſchärfer ins Auge faßte — „Wohlan denn! So ſollt Ihr ſo lange emporſchauen an der Säule, bis ſie, vom Gewölbe erdrückt, ſich bieget und zu Boden ſtürzet!“ —

Und ſogleich ging er in die Steinhütte, ergriff Meißel und Hammer, und mit ſichrer, kunſtfertiger Hand formte er das Männlein wie er es, ſo eben, geſehen hatte emporſchauend an der Engelſäule, mit pfiffigem, ſchmunzlichem Geſichte und bedeutſamem Kennerblicke.

Oben ſtellte er es dann hin, der Säule gegenüber, in die Ecke, mit beiden Armen auf das Geländer der St. Niklaus-Kapelle geſtützt, das gerade zu jener Zeit gehauen und geſetzet wurde, aufblickend zu der Säule.

Und ſo lehnet nun das Männlein, ſeit Jahrhunderten dort oben, und ſchauet, und ſchauet unverdroſſen empor, mit unverwandtem, fragendem Blicke, und harret der Stunde wo die Säule einſtürzen müſſe.

Noch ſtehet aber die Säule felſenfeſt, und ohne allen Zweifel wird ſie noch lange Zeit unbeweglich da ſtehen und dem guten Männlein wohl noch Langeweile machen und ſeine Geduld auf eine harte Probe ſtellen.

Recht dankbar muß erſt noch das kunſtſinnige, vorlaute Männlein dem Werkmeiſter ſein, daß er es ſo bequem mit beiden Armen auf das Geländer geſtützet hat, ſonſt könnte es dennoch am Ende gar zu müde werden von all' ſeinem Schauen und Schauen. So jedoch, Dank des Meiſters wohlgemeinter und gefälliger Fürſorge, mag es ſich noch glücklich ſchätzen wann es blos mit einem ſteifen Halſe und Genicke davon kömmt.

Dieſe Sage bietet in ſofern ein ganz eigenes Intereſſe dar, als ſich dieſelbe auf die Büſte beziehet welche, in neueſter Zeit zumal, irrthümlich für diejenige Erwins von Steinbach ausgegeben wird, und ſogar mehrfach von Künſtlern als Porträt des großen Meiſters nachgebildet worden iſt.

Dieſe Behauptung jedoch, welche ſich erſt in neuerer Zeit allgemein verbreitet und geltend gemacht hat, entbehrt durchaus jeglicher geſchichtlichen und ſelbſt jeglicher ältern ſagenhaften Grundlage. Es verhält ſich mit derſelben genau wie mit manchen andern vollſtändig grundloſen, durchgängig erſt mehr oder weniger

in neueren Zeiten entſtandenen Sagen über Erwin und ſeine angeblichen Kinder und Nachkömmlinge, welche ſeitdem immer aufs Neue wiederholet und immer mehr in Umlauf geſetzt worden ſind.

Nirgends iſt bis jetzt eine ältere zuverläßige Quelle bekannt geworden, welche jene Büſte auf dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle als diejenige des großen Erwins bezeichnet.

Dieſe Büſte galt ehemals für eines der ſogenannten Wortzeichen im Münſter, und, merkwürdig genug, ſeit der Zeit des Schadäus wurde dieſelbe als diejenige eines, oder vielmehr nach dem ganz allgemein gehaltenen Ausdrucke des Werkmeiſters ausgegeben.

„Sonſten" — ſagt ſchon Schadäus (S. 76), in der Stelle wo er jene Wertzeichen angiebt — „Sonſten pflegt man den Frembden zu einem Wortzeichen im Münſter zu weiſen, den kleinſten vnd gröſten, den härteſten vnd weichſten, wie auch den krummen Stein: deßgleichen den Knopff durch ein Glaßfenſter, das klein Münſter, den Werckmeiſter inn ſeinem weiß vnd rothen Rock, das Bäurlin beym Vhrwerck, vnd den Rhoraffen vnder der Orglen, vnd dergleichen mehr."

Genau dieſelben Gegenſtände führt Künaſt ſeinerſeits (in ſeinem Argentoratum sacro-profanum. S. 12), als Stein vnd andere Curioſitäten im Münſter an, indem er noch das Reuterlein an der Säule hinzufügt. Der Werkmeiſter in ſeinem weiß und rothen Rock kömmt genau in derſelben Reihe wieder wie bei Schadäus, den Künaſt offenbar vor Augen gehabt und geradezu abgeſchrieben hat.

In einem Zuſatze (S. 25) fügt er jedoch, noch in eine nähere Beſchreibung eingehend, hinzu: „Bey dem Uhrwerck über St. Johannis Capell [1]), auff dem Gang, am Eck, wann man ins Chor hinauff gehen will, ſtehet der Werckmeiſter in Stein gehauen, mit ſeinem Maßſtab in der Hand, ſchwartzem gemahltem Baretlein, auch weiß und roth übermahltem Mantel, wie ſie" (die Werkmeiſter nämlich) „vor dieſem haben einher tretten und vor Gericht erſcheinen müſſen."

Ohne jetzt ſchon zwei durchaus unrichtige in dieſem zweiten Texte Künaſts enthaltene Angaben zu berühren, genüge es mir vorerſt nur auf den nicht unerheblichen Umſtand aufmerkſam zu

[1]) Es ſollte heißen über der St. Andreas Kapelle.

machen, daß ſowohl bei Schadäus als auch bei Künaſt blos von dem Werkmeiſter im Allgemeinen die Rede iſt, und daß nicht geſagt iſt, daß unter dieſem Werkmeiſter Erwin von Steinbach verſtanden werden müſſe.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller vom Schluſſe des 17ten Jahrhunderts iſt der einzige, bisher mir bekannt gewordene ältere Autor, welcher den ſogenannten Werkmeiſter im Münſter für Erwin von Steinbach ausgibt. Es iſt dies der bekannte *Félibien des Avaux*, in ſeinem 1687 veröffentlichten kunſtgeſchichtlichten Werke »Vie des plus célèbres architectes.« Dort ſagt er (S. 233), nachdem er von den drei großen Reiterſtatuen in den Strebepfeilern geſprochen, wovon er jedoch die eine als diejenige des Biſchofs Werner von Habsburg bezeichnet: »L'on voit aussi en quelque endroit la figure de l'architecte Erwin: mais c'est au dedans de l'église proche l'un des gros piliers de la croisée, et cette figure paroist comme appuyée sur la balustrade du corridor d'en haut, et regarder le pilier opposé.«

Dieſe nähere Bezeichnung begreift ſich jedoch ohne Mühe. Unter ſämmtlichen Münſter-Werkmeiſtern war Erwin der berühmteſte, ſomit bei Weitem der Hervorragendſte von Allen, und zudem, früherhin, beinahe der einzige Bekannte. Sobald alſo die fragliche Büſte als diejenige des Werkmeiſters angeſehen wurde, ſo lag es ganz nahe in derſelben diejenige Erwins zu erkennen. Doch, ich wiederhole es, außer Félibien iſt mir, bis dahin, nicht ein älterer Schriftſteller vorgekommen, welcher jene Büſte als ſolche bezeichnet. Dieſe Entdeckung wurde eigentlich erſt in neuerer Zeit, wo nicht zum erſten Male gemacht, doch erſt recht allgemein verbreitet und feſtgeſtellt, denn ſelbſt ehedem wußten die zuverläßigſten Geſchichtſchreiber nichts davon, daß die Büſte am Geländer der St. Niklaus-Kapelle diejenige des Werkmeiſters und noch weniger daß es diejenige Erwins ſei.

Eine genauere Unterſuchung ſowohl der angeblichen Behauptung als der Büſte ſelbſt, hätte übrigens einem ſo groben Irrthume vorgebeugt.

Es genügt, in der That, eines Blickes auf das Bruſtbild um zu erkennen, daß daſſelbe gleichzeitig entſtanden ſein muß mit dem Geländer auf welchem es ruhet. Die Büſte nämlich iſt aus einem Steine heraus gehauen mit dem Geſimſe und dem Geländer, und dieſes Letztere iſt erweislich aus den achtziger Jahren des 15ten

Jahrhunderts. Es iſt genau dasſelbe wie dasjenige des im Jahre 1489 erbauten Archivgewölbes auf der Südſeite des Münſters. Mit dieſer Zeitangabe ſtimmt auch durchaus das Coſtüme des Bildes, namentlich die Kopfbedeckung, überein.

Ein Blick auf das Antlitz der Büſte giebt ſodann jedem urtheilfähigen Beſchauer die Ueberzeugung, daß dieſe Büſte augenſcheinlich und unſtreitig ein nach Natur gearbeitetes Porträt iſt; und zwar offenbar dasjenige eines gemeinen Mannes. Der Typus des Geſichtes iſt ziemlich trivial. Die Augen ſind eng und chineſiſch geſchlitzet; die Naſe ziemlich ſtark; die Naslöcher groß, der Mund ſehr breit; die beiden Seiten des Geſichtes ungleich, die Eine länger, die Andere kürzer, wie bei einem ſkrophulöſen oder rhachitiſchen Menſchen; der Ausdruck des Ganzen iſt wahr aber äußerſt gemein und proſaiſch; mit einem Worte, es iſt ein wahres Fratzengeſicht, das wohl für einen pfiffig-dummen Bauern, niemals aber für Erwin paßt. Gewiß iſt es das Porträt eines Mannes aus der Zeit des Geländers, alſo aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und jedenfalls eines Mannes der ſich in einem ganz eigenthümlichen Verhältniſſe zu dem Münſter und dem Frauenwerke befunden haben muß, da die bereits beſprochene, und, ſonderbar genug, ebenfalls emporſchauende Statue oben am Thurme ſammt der daneben ſtehenden gleichfalls für den Werkmeiſter geltenden [1]), getreu dieſelben Züge wie die Büſte bei der Engelſäule aufweiſt. Gewiß aber iſt der Kopf der Erſteren eine Nachbildung desjenigen der Zweiten; denn jenes Standbild am Thurme iſt keineswegs aus der Zeit des untern Theiles des Thurmes wo es angebracht worden iſt, ſondern, ganz gewiß, gleichzeitig und von derſelben Hand ſogar wie die großen Standbilder am Eingange des Lorenzen Vorbaues: alſo aus den letzten Jahren des 15ten oder aus den erſten des 16ten Jahrhunderts und, wie die Letzteren, ein Werk des Bildhauers Johannes von Achen. Die auffallend gebogene Stellung der Knie, die gleiche Behandlung der Köpfe und der Gewänder, alles deutet bei dieſen Bildwerken, auf einen gemeinſamen Urſprung hin.

Von dem Maaßſtabe, den der angebliche an der Engelſäule emporſchauende Werkmeiſter, nach Künaſts Ausſage, in der einen Hand halten ſoll, iſt ſchlechterdings nichts zu erblicken: der Mann

[1]) Siehe Seite 493

ruhet mit beiden Händen auf dem Geſimſe des Geländers. Eben ſo ſtreitet auch das getheilte Coſtüme — das Männlein iſt mi-parti in die Straßburgiſchen Stadtfarben gekleidet — gegen die Behauptung, daß es die Züge irgend eines Münſter-Werkmeiſters, oder gar diejenigen des unſterblichen Erwin, tragen ſoll. Die Münſter-Werkmeiſter waren nie in der Zahl der Beamten, welche im Mittelalter das Kleid von der Stadt erhielten und in die ſtädtiſchen Farben gekleidet gingen. Es erhellet dies aus mehreren Urkunden und Liſten des 14ten und 15ten Jahrhunderts, welche alle jene Beamten aufzählen. Der Umſtand alſo, daß unſer Männlein die getheilten Stadtfarben trägt, würde ſomit eher anzuzeigen ſcheinen, daß daſſelbe das Bild irgend eines Städtiſchen, und zwar eher eines untergeordneten als hochgeſtellten Beamten ſei; zum Beiſpiele dasjenige etwa eines Ammeiſterknechtes, Läuferboten, oder ſonſt eines Mannes dieſer Art.

Wenn man in eine noch tiefere Unterſuchung der räthſelhaften Büſte über der St. Andreas-Kapelle eingehen wollte, ſo könnte man die Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit, dieſer, wie der meiſten übrigen angeblichen Erwin'ſchen Sagen, gleichſam mit mathematiſcher Gewißheit darlegen. Es genüge jedoch hier mit obigen, bereits ziemlich ausgedehnten Andeutungen. Höchſt auffallend iſt es aber jedenfalls, daß zu Straßburg noch andere, und noch weit ärgere Fratzengeſichter als dasjenige des an der Engelſäule emporſchauenden Männleins, und zwar ſogar ganz thieriſch-monſtruöſe, für Erwins ehrwürdiges Antlitz ausgegeben werden.

Nun noch ein Wort über die von mir mitgetheilte Sage.

Dieſe Sage ſcheint noch zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts zu Straßburg in Umlauf geweſen zu ſein. Dr. Hecheler thut derſelben auf folgende Weiſe Meldung, in ſeinem bereits öfters angeführten handſchriftlichen Werke über das Münſter (S. 124). Nachdem er ſeine Leſer vor die Engelſäule geführet und Letztere beſchrieben hat, gehet er zu dem berüchtigten Männlein über, und fährt alſo fort: „Von dieſer Saul" (der Engelſäule alſo) „wird auch fabulirt, daß das Männlein oder Bäurlein, ſo an dem Gelender der St. Niclaus Capell auff den Armen ligt, und dieſe Saul tariirt haben ſoll, daß ſie nicht gerad und feſt ſtehen ſoll, und zu vermuthen daß ſie mit der Zeit umbfallen würde, dahien von dem Meiſter der Seul geſetzet worden, ie ſo lang zu bleiben und zu ſehen biß daß ſie einfället."

Dieſe Auslegung und Erzählung ſtimmet ganz mit der Haltung des Männleins oder Bäuerleins überein, und, geſchichtlich, könnte ſich die Begebenheit, in der That, zugetragen haben, wie Heckheler uns dieſelbe als Sage aufbewahret hat. Nur wäre die Angabe nicht zuläßig, daß der Meiſter der Engelſäule, alſo der Münſter-Werkmeiſter vom Schluſſe des 12ten Jahrhunderts — denn von dieſem rühret die, ebenfalls irrig Erwin zugeſchriebene prachtvolle Engelſäule her — daß der Meiſter der Säule, wie Heckheler ſagt, das Männlein auf das Geländer geſetzet habe. Weiter oben, habe ich bereits die Entſtehungszeit des Männleins ſowohl als des Geländers feſtgeſtellt.

Eben ſo wie Heckheler erzählet auch Grandidier die auf unſer Männlein bezügliche Sage. Auch Er weiß nichts davon, daß dieſes Männlein der Werkmeiſter, oder gar Erwin von Steinbach geweſen ſei. Nach der Beſchreibung der Engelſäule (S. 261), fügt Grandidier, ganz mit Heckhelern übereinſtimmend, hinzu: »Vis-à-vis de ce pilier, au dessus de la porte de la Sacristie du Séminaire, (d. h. der Andreas-Kapelle) est une petite galerie, au coin de laquelle est la figure d'un homme en buste, qui paraît considérer ce pilier et examiner s'il est assez fort pour soutenir tout le poids dont il est chargé.«

Außer dem Allem weiß ſogar Dr. Heckheler noch mehr über unſer geheimnißvolles Männlein bei der Engelſäule. Um alles zu erſchöpfen was, nach ſeinem Ausdrucke, über dieſes Männlein fabulirt wird, will ich noch folgende Stelle beigeben über die Art und Weiſe wie dieſes, nun ſo berühmt gewordene Männlein, in früherer und, wie es ſcheinet, noch zu Heckhelers Zeit, als das dritte ſogenannte Wortzeichen oder Kennzeichen im Münſter, galt. Es war nämlich ehedeſſen allgemein der Brauch, daß man an großen Kunſtbauten, wie an Kirchen, Schlöſſern und ähnlichen Gebäuden, die Fremden auf gewiſſe Sonderbarkeiten aufmerkſam machte, an welchen man hernach erkennen konnte daß ſie, in der That, jene Kunſtwerke geſehen. Hinſichtlich des Männleins erzählt alſo Heckheler (S. 121) noch ferner: „Sodann iſt auch zu betrachten, das Männlein oder ſogenannte Bäuerlein auff der Lauber, mit roth und weißer Farb illuminiret, auff den beyden Armen liegendt, und gegen der Saul vor dem Uhrwerck hin ſehendt, zu welchem mann die Kinder, ſo noch keinen völligen Verſtandt haben, führen und überreden thut, dieß Männlein könne reden, dann wann

mann es fraget: Höre Männel, was machstu? so sagt es dann nichts, darüber dann den Kindern, wann sie dann sagen es redet ja nichts, gedacht (sic) wirdt, mann habe ja ihnen versprochen, sie zu einem Männlein zu führen, der nichts rede, worüber dann den Kindern der Verstand auffgeht, und ihnen Nachdenken gibt, daß sie betrogen, und das ist das 3te Wortzeichen, welches mann in dem Münster sonsten zu observiren pfleget."

Hieraus würde somit erhellen, daß der Werkmeister in seinem roth und weißen Rocke und das Bäuerlein bei dem Uhrwerke ein und dasselbe Bildwerk sind, daß Letzteres aber, als Wortzeichen, für zwei zählte.

Auffallend ist es ferner, daß auch die Büste, welche dem ehemaligen bischöflichen Palaste gegenüber, ausserhalb am südlichen Kreuzarme, die Sonnenuhr oberhalb des Zifferblattes der Uhr hält, und welche, meines Erachtens, keine andere ist als diejenige des Münsterwerkmeisters Jakob von Landshut, ebenfalls als diejenige eines Bäuerleins bezeichnet wird. (S. Heckheler, S. 124.)

353.

Das Uhrwerk im Münster.

Erste Sage.

Seit lange schon war das alte, ursprüngliche Uhrwerk im Münster in Abgang gekommen.

Da ließen Meister und Rath dasselbe durch ein noch viel künstlicheres ersetzen.

Ein Uhrenmacher, der nirgends seines Gleichen fand, erdachte und vollführte das Wunderwerk.

Nirgends, weit und breit, nirgends auf der großen, weiten Welt, war ein Uhrwerk zu sehen das man, auch nur von Ferne, diesem unvergleichlichen Meisterstücke der Kunst hätte zur Seite stellen können.

Auch war's ein Jubeln, Rühmen und Loben in der ganzen Stadt, als das wundervolle Uhrwerk vollendet da stund im Münster, als die Glöcklein ertönten, als der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und sich neigten vor dem Heilande, als die

beiden Löwen die das Stadtwappen halten zu brüllen anfingen daß es das ganze Münſter hindurch nachtönte und dröhnte, und als gar auch der Guller, droben auf der Spitze, die Flügel ſchlug und zweimal krähete, gleich wie der Hahn im Evangelium zur Stunde als Petrus ſeinen Herren und Meiſter verläugnete im Vorhofe des Hohenprieſters Kaiphas.

So wundervoll war das neue Uhrwerk, daß der Rath, von eitler Ruhmbegierde verführet, ſich bis zu der unerhörten Grauſamkeit hinreißen ließ dem berühmten, unvergleichlichen Künſtler die Augen ausſtechen zu laſſen, damit der Meiſter nicht anderswo ein ähnliches, oder gar ein noch künſtlicheres Uhrwerk aufrichten könne!

Als aber ewige Nacht des unglücklichen Künſtlers Augen umhüllte, da bat er und flehete, daß man, nur einmal noch, ihn hinaufführen möge zu ſeiner Uhr, damit er ſie noch vollkommener mache.

Die Bitte wurde ihm gewähret.

Als aber der Künſtler oben war, bei dem Räderwerke, da griff er raſch, mit gewaltigen Händen, in eines der Räder, und ſtille ſtund das Rad und bewegungslos von derſelben Stunde an.

Und ſeit dem Augenblicke hörten die Löwen zu brüllen und auch der Hahn hörte fortan auf zu krähen für immer.

Zweite Sage.

Seit langen Jahren ſchon war das Uhrwerk angefangen im Münſter. Der Meiſter aber, der es erfunden und entworfen hatte, war bald geſtorben; und, nach ſeinem Tode, fand ſich kein Anderer mehr vor der im Stande geweſen wäre zu vollenden was Jener begonnen hatte.

Jahre um Jahre verſtrichen und unbeendet ſtund das Wunderwerk immerfort noch da.

Endlich nach langen, langen Jahren, da kam wieder nach Straßburg ein Künſtler ſonder Gleichen, der es unternahm die längſt begonnene Uhr vollends auszuführen.

Zu männiglichs Verwunderung und Erſtaunen gelang ihm das Meiſterſtück hoch über alle Erwartung. Für ganz Straßburg war es ein Tag des Ruhmes, des Stolzes und des Jubels, als nun, endlich einmal, das Uhrwerk daſtund in ſeiner vollen Pracht und Herrlichkeit, und in voller Bewegung.

Meiſter und Rath theilten vollſtändig die allgemeine Freude und das Entzücken des Volkes über die glückliche Vollendung des wundervollen Uhrwerkes. Dasſelbe war ja ſo über alle Maßen glücklich ausgefallen, daß die Gelehrteſten und Geſchickteſten auch nicht das Mindeſte daran auszuſetzen gewußt hätten.

Ein Gedanke nur trübte des Rathes Freude: es war die Beſorgniß der Meiſter möchte ſonſt irgendwo noch ein ähnliches oder, vielleicht gar, noch ein weit ſchöneres und wunderſameres Werk vollbringen.

Um einer ſolchen Widerwärtigkeit zuvor zu kommen faßte der Rath den Entſchluß den Künſtler daran zu verhindern, damit Straßburg allein ſolch' ein wundervolles Meiſterwerk beſitzen möchte.

Und um dieſen Zweck zu erreichen ließ er dem berühmten Uhrenmacher die Augen ausſtechen.

Der Rath aber mußte alſobald die bedauerungswürdigen Folgen dieſer von ihm, in einer böſen Stunde, begangenen ſchauderhaften Gräuelthat empfinden und entgelten!

Schon bei des armen, erbarmungslos geblendeten Künſtlers Leben, begann das Uhrwerk theilweiſe ſtille zu ſtehen!

Und als der Meiſter ſtarb, da lief vollends ein Räderwerk aus nach dem andern: die Glöcklein hörten auf zu ſchlagen; die Apoſtel hielten ſtille und bewegungslos; der Herr erhob nicht mehr die Rechte um ſie zu ſegnen bei'm Vorübergehen; die Löwen verſtummten und brüllten nimmermehr; und, am Ende, hörte auch der Hahn, oben auf dem Seitenthürmchen, auf mit den Flügeln zu ſchlagen und zu krähen! — Und ſo ſtund es da, ſchließlich, das ehemals unvergleichliche Meiſterwerk, regungslos erſtarret und ausgelaufen für immerdar! —

Und niemehr fand ſich ein Künſtler vor der geſchickt genug geweſen wäre das ehedeſſen ſo wundervolle Uhrwerk wieder in Bewegung und in Gang zu bringen, wie zuvor bei des Künſtlers Leben der es aufgerichtet hatte.

Und ſo wurde der Rath und die ganze Stadt beſtrafet für die grauſame Frevelthat welche der Erſtere, von eitler Ruhmbegierde und Ehrſucht bethöret, an dem Gründer des Uhrwerkes begangen hatte.

Beide obige Sagen ſind nichts anderes als Varianten einer und derſelben Fabel, deren Andenken noch jetzt fortlebet im Volke.

Die Erſtere iſt die, bei Weitem, verbreitetere. Es geſchieht derſelben Meldung im Bürgerfreunde, von 1777 (Bd. I. S. 194), in Frieſe's Vaterländiſcher Geſchichte (Bd. I. S. 223) und in Grandidiers Essais sur la Cathédrale de Strasbourg (S. 289).

Die zweite Sage, deren Schlußweiſe, das allmählige Auslaufen und Austönen der Uhr, nach dem Tode des Meiſters, eine wahrhaft poetiſche Eigenthümlichkeit darbietet, verdanke ich der Mittheilung meines Freundes, des Hiſtorienmalers J. Klein, welcher dieſelbe, in ſeiner Jugend, oftmals auf dieſe Weiſe von ſeiner alten Großmutter erzählen hörte.

Die Sage überhaupt mag wohl, wie bereits der Bürgerfreund, und Grandidier nach demſelben, bemerkten, von dem Umſtande herrühren, daß Joſias Habrecht, der, als ein noch lediger Geſelle, ſeinem Bruder Iſaac am Straßburgiſchen Uhrwerke beiſtund, ehe dasſelbe noch völlig beendet war, vom Erzbiſchofe von Köln nach Kaiſerslautern berufen wurde, um dort ein ähnliches, großes Uhrwerk aufzurichten, im erzbiſchöflichen Schloſſe im Rheine, wo der Künſtler auch ſtarb. „Dieſe Reiſe des Joſias," heißt es im Bürgerfreunde, „und das Unglück ſeiner Schweſter die blind worden, mag wohl Anlaß zu der Mähre gegeben haben, daß dem Uhrenmacher die Augen wären ausgeſtochen worden, und er hernach ſich zu rächen etwas an dem Werk zerbrochen haben ſoll, daß die Löwen nicht mehr brüllen können."

Dieſe Wappen-Löwen dienen blos zur Zierde; ſie brüllten nie.

Der Hahn ſeinerſeits wurde, den 20. April 1641 [1]), vom Blitze getroffen, was ſeinen Mechanismus theilweiſe zerrüttete. Im Jahre 1782, als Grandidier ſein Werk über das Münſter ſchrieb (S. 294), krähte er blos noch an den Sonntagen und Feſttagen, um Mittag. Erſt im Jahre 1790 verſagte der Mechanismus der Münſteruhr vollends den Dienſt.

Die Volksſage begnügt ſich nicht damit zu behaupten, daß dem Künſtler, welcher die Uhr im Münſter verfertigte, die Augen ausgeſtochen worden ſeien; es gehet dieſelbe manchmal noch weiter

[1]) Nach andern Angaben, aber irrig, 1640 (Grandidier (S. 126 u. 294) zu Folge, wäre der Hahn, ein erſtes Mal ſchon, den 18. Juli 1625, vom Blitze getroffen und beſchädiget worden. Urſprünglich ſoll er jede Stunde gekrähet haben.

und will ſogar wiſſen, daß jener unglückliche Künſtler kein Anderer geweſen ſeie, als der berühmte Copernicus. Dieſe Angabe jedoch rührt alleine von dem Umſtande her, daß das Porträt dieſes Gelehrten, und zwar ein ſehr vorzügliches, welches Tobias Stimmer nach einem Original-Porträte gemalt hat, welches Dr. Tidemann Gyſe, von Dantzig aus, an Daſypodius, den Mathematiker und Gründer der Münſteruhr, geſchickt hatte (Schilter, S. 589), ſich eben an der Uhr befindet. Copernicus war perſönlich nie in Straßburg, und das Uhrwerk ſelbſt wurde, überdies, erſt ſiebenundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode begonnen.

Fügen wir, ſchließlich, noch hinzu, daß die Sage im verfloſſenen Jahrhunderte, wo nicht erſt entſtanden, doch erſt recht ausgebreitet worden iſt. Schadäus und die ältern Schriftſteller wiſſen noch nichts von derſelben oder ſprechen wenigſtens nicht davon.

354.

Der ſingende Knabe auf der Uhr.

Folgende, jedenfalls merkwürdige Begebenheit, welche Dr. Heckheler, in ſeinem handſchriftlichen, bereits mehrere Male angeführten Werke über das Münſter mittheilt, dürfte wohl hier eine durchaus geeignete Stelle finden. Hier iſt dieſelbe wie ſie Dr. Heckheler (S. 192), ſeinem Vater dem Münſterwerkmeiſter nacherzählet, welchem jene Begebenheit ſelbſt widerfahren. Ich theile buchſtäblich getreu Heckhelers Text mit, welcher ſich am Schluſſe des auf das Uhrwerk bezüglichen Abſchnittes befindet.

„Ehe und bevor aber, wir dieſes Capitel endigen, wollen wir das Nachgeſetzte dem ohnpartheyiſchen gütigen Leſer zu einer Betrachtung und frey-beliebigen und ohngezwungenen judicio überlaßen, und hierbey ein denckwürdiges nicht verſchweigen, welcher Geſtalte viele Perſohnen in specie ich auß dem Munde des offt- und wohl beſagten Herren Ratherren Joh. Geörg Heckhelers, deß Frauenhaußes Werckmeiſters, alſo auch Herren Iſaac Habrechten [1])

[1]) Dieſer ebenfalls berühmte Iſaac Habrecht war der Enkel des gleichnamigen Künſtlers, welchen der Profeſſer und Mathematiker Daſypodius von Schaffhauſen berief um das Räderwerk der Uhr zu fertigen. Der jüngere Iſaac Habrecht, welcher, wie ſein Stammvater, Uhrenmacher der Stadt und des Münſters war, ſäuberte und beſſerte das Uhrwerk, im Jahre 1669, wieder aus.

deß weitberühmbten Uhrenmachers und Inspectoris deß Uhrwercks im Münſter, alß wahrhafftige glaubwürdige Herren, und eines Wächters ſo in dem Stübel in der Kirchen wo mann auff das Münſter gehen will, zu Nacht gelegen hat, betheürlich wahrhafftig geſchehen zu ſeyn vernommen, welcher Geſtalt Sie beyde berührte Herren Anno 1680 im Mai. den 7ag haben Sie vor ſich auffnotiret, am Sontag früh vor 7ag umb 2 Uhr im Münſter die Glöcklein deß Uhrwercks, alß ganz ungewöhnlich, und wieder Herkommen, haben ſchlagen hören, da dann Beyde vff Vernehmen auß den Betten auffgeſtanden, ohne das Fenſter gegangen, der Sachen zugehört, Sie Beyde alß nechſte Nachbahren einander zugeruffen, was das im Münſter Newes wäre, ob Jemandt Frembdes darüber, der ſich die Glöcklein zu ſchlagen unterſtünde, da dann Beyde ſich entſchuldigten, daß Sie von nichts nicht wüßten, darauff den Schluß gemacht, mit einander in das Münſter zu gehen, und den Augenſchein in der Stille einzunehmen: da dann gleichbien, mit einem in der Laternen habenden Liechtern in das Leichthöfflein zu der kleinen Thüren bei dem Bronnen hinein gewandert, ſolche hinter ſich zugemacht, und gleich ſobalden die Glöcklein ganz clar ſchlagen, und nicht allein die Melodie deß Kirchen Geſangs: „Wo Gott der Herr nicht bey unß halt, wann unßere Feinde toben" ꝛc. gründtlichen vernommen, ſondern auch noch mehr eine hell leichtende junge Knabens Stimme darzu ſingen hören, ſonderlich die letzte Wort in dem dritten Geſetz: „Nach Leib und Leben ſie uns ſtahn; deß wirdt ſich Gott erbarmen": warüber dieße Männer ſich zur rechten Handt zum Uhrwerck gewandt, und alß der Knab das 4te Geſetz: „Sie ſtellen uns wie Ketzern nach, nach unßerm Blut ſie trachten," weiters zu ſingen fortgefahren, und die beyde Männer die vortreffliche und holdſelige Stimme, nechſt über denen thönenden Glöcklein gar verſtändtlichen von oben herunter vernommen, und auff das verſchloßene Gegitter zu gegangen, und auffgeſchloßen, um hinauff zu gehen, hat alles zumahl auffgehöret. In der feſten Hoffnung aber das was menſchlich obiges Uhrwerck gubernirte, und das Geſang darzu führte, waren auch beyde ermeldte Perſohnen hinauff gegangen, und ſowohl von unten alles biß oben hinauff, nach dem Knaben, ſo geſungen, aller Orten und Endten nachgeſehen, aber von ihme nichts erblicken mögen, worüber Sie eine nicht geringe Forcht angekommen, und gleichſahm ganz verſtarrendt und verſtumbt ihren Weg wieder zurück gekehret und ge-

ſucht, einander angeſehen, nach hinauß gegangen, und diß groſſe Geheimbnuß Gott dem Höchſten überlaßen."

„Nun bald hernach" — fügt Heckheler noch hinzu, wegen der muthmaßlichen Bedeutung dieſer geheimnißvollen Begebenheit — „nun bald hernach, in Anno 1680 und 1681, hat der Eventus deßen Bedeutung nach etlicher Perſohnen Meinung nach ſich ergeben, da nicht allein die Statt Straßburg das Römiſche Reich quittieret, und ahne Franckreich übergangen, ſondern auch ihre vornehmbſte und liebſte Mutter-Kirch, wegen Entheiligung deßen, und andern übermachten Sünden die in Straßburg im Schwang giengen, auch in frembde, nach ſonderbahrem gerechtem Raht Gottes, Hände gerathen, und ihres Gottesdienſt, den ſie dariunen beßer hätten ſollen halten, und dem Wort Gottes nach chriſtlicher ſich aufführen, nach Wygand Rysgen gethaner Prophecеyung nach entzogen werden müßen [1])."

355.

Der fremde Kavalier und ſein Hund.

Unter allen verwegenen Männern Straßburgs war ehemals Herr Simpherianus Pollio [2]), — bei Beginn der Reformation, Leutprieſter oder Pfarrherr zu St. Stephan, und hernach, von 1521 bis 1523, Wickgrams Nachfolger in der Predicatur des Münſters und zugleich Pfarrherr zu St. Martin, und einer der Straßburgiſchen Reformatoren und der erſten proteſtantiſchen Liederdichter, — der Allerverwegenſten Einer. Eines Tages, ſo wird unter Anderem von ihm erzählt, ſtellte er ſich mit einem Beine auf das Geländer der großen Rheinbrücke, bog ſich mit dem ganzen Obertheile des Leibes weit hinaus über den Thalweg des Stromes und ſtreckte das andere Bein hinter ſich weit hinaus. Ebenſo war es ihm

---

[1]) Unter dem Konſulat des P. Africanus und des C. Sulpicius, im J. der Stb. Roms 618, hörte man in dem ſchon zwei Tage verſchloſſenen Tempel der Juno die Stimme eines Kindes: In aede Junonis Reginæ, clausis per biduum valvis, infantis vox audita. C. *Julius Obsequens*, Prodigiorum Liber, cap. 68. Anmerk. des Herausgebers.

[2]) Der deutſche Name war Altbüßer.

ein Kleines, oben auf der Plateforme des Münſters ſich aufrecht und geraden Leibes auf das Geländer zu ſtellen, frei herum zu ſchauen, in die Ferne und hinab in die Straßen auf die zahlloſen Zuſchauer, die ſich drunten wegen ſeiner zuſammenſchaarten und ſich ob ſeiner Kühnheit und Vermeſſenheit verwunderten, und ſodann' rings herum zu ſpazieren auf der ſchmalen Brüſtung.

Lange Zeit hernach erzählte man noch zu Straßburg von den luſtigen und verwegenen Schwänken und Stücklein des Herren Zimprian, denn ſo nannte der gemeine Mann den würdigen Pfarrherren, der, immer guter Laune und froher Dinge, bei dem Volke gar ſehr beliebt war, und ſehr oft durch ſeine Witze und Späße die Leute alſo zum Lachen brachte, daß ſich Alles den Leib halten mußte.

Eines Tages — es ſoll zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts geweſen ſein — war ein vornehmer fremder Kavalier auf das Münſter hinauf geſtiegen und hörte droben von Herrn Zimprian's verwegenen Stücklein erzählen. Dem Fremden gefiel des frommen Pfarrherren vielgeprieſene Beherztheit und Behendigkeit. Zu gleicher Zeit reizten dieſelben aber auch ſeine eigene Vermeſſenheit.

Eine Schande wäre es doch für einen Edelmann, ſagte ſich der fremde Herr in ſeinem Innern, wenn er nicht vermöchte es einem Pfaffen gleich zu thun.

Auch er, ſo rühmte er ſich, wolle thun, was einſt Herr Zimprian gethan, und machte keck die Wettung, daß er dreimal, ohne allen Schwindel und ohne die mindeſte Angſt, oben auf dem Geländer, rings um das Münſter herum gehen würde.

Geſagt, gethan! Ein Satz ... und droben ſtund der Verwegene auf der Bruſtwehr, beſah ganz ruhig das ſchöne Rheinthal und die Stadt zu ſeinen Füßen.

Sodann unternahm er den gefährlichen Gang, und mit Schrecken ſahen alle Anweſende ihn leichten und ſichern Fußes dahin gleiten auf der ſchmalen Brüſtung, am ſchwindlichen, furchtbaren Abgrunde hin, gefolgt von ſeinem treuen Hunde, der niemals ſeinen Herren verließ.

Zu zweien Malen ſchon war ihm das gefahrvolle, frevelhafte Wageſtück geglücket.

Zum dritten Male unternahm er den Gang, und behenden

Schrittes glitt er abermals dahin auf der ſchmalen Oberfläche des Geländers, am ſchroffen Abhange.

Bereits nahte er wieder dem Punkte, von welchem er ausgegangen war.

Nur wenige Schritte noch, und das Ziel war erreicht! ... Schon glänzte dem Verwegenen die Siegesfreude in dem Auge, und Allen, die das Wageſtück mit anſahen, wurde das Athmen wieder leichter.

Da ergriff mit einem Male jäher Schwindel den unglücklichen Fremdling und ſtürzte ihn hinunter, rettungslos verloren, in den ſchauderhaft gähnenden Abgrund, über dem er ſo eben noch mit ſo zuverſichtlichem Uebermuthe dahin eilte!

Und ſiehe! ihm nach ſchwang ſich mit gewaltigem Sprunge der Hund, hinunter in die Tiefe! Das treue Thier! Zerſchmettert lag es doch noch drunten bei ſeinem Herren, den es im Tode, wie im Leben nicht verließ!

Grandidier erzählt dieſe Geſchichte (S. 218) auf folgende Weiſe: »La plate-forme est un grand emplacement, dont le contour est de quatre-vingt-douze pas. Elle est entourée de balustrades ou barrières de pierre. C'est sur les bords de ces balustrades, que Symphorien Pollion, Curé de St. Etienne, au commencement du seizième siècle, avait la témérité de monter et de courir tout à l'entour. Un cavalier étranger s'avisa de vouloir l'imiter au commencement du nôtre. Il paria de faire trois fois le tour de la plate-forme sur ces balustrades. Il s'acquitta des deux premiers tours avec succès: mais sur la fin du troisième, le pied lui manqua et il tomba mort au bas de la Cathédrale avec son chien qui le suivait.«

Im Jahre 1635 hatte bereits Hans Zix, ein verwegener Münſterknecht, ſich vermeſſen das Wageſtück zu unternehmen. Bei dem Wächterhäuslein, oberhalb des Hauſes zum Falkenkeller, hatte er den frevlen Gang begonnen, war bereits glücklich rings um den Thurm gekommen und nahe bei der Stelle angelanget wo er auf das Geländer geſtiegen war; als er aber, auf der Seite des Fronhofs, von dem Geländer herabſteigen wollte, ſtürzte er hinunter und zerſchlug ſich den Kopf an einem ſteinernen Waſſerkaſten, bei dem bleiernen Dache des Schiffes, in viele Stücke. An

der Stelle wo er von dem Geländer fiel, wurde, zur Erinnerung, die Jahrzahl 1635 in das Letztere eingehauen.

356.

Die Johannisnacht im Münſter.

Am Tage Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1007, fiel des Himmels Feuer auf das Münſter und brannte es nieder bis auf den Chorb, mit der Kirche des heiligen Thomas, und beinahe mit der Hälfte der Stadt, zu Schutt und Aſche.

In der Woche Johannis des Täufers, im Jahre des Herren 1439, ward des Thurmes wundervolle Spitze vollendet und der Mutter Gottes Bild darauf geſtellet, um fernehin in die deutſchen Gaue den Völkern zu verkünden, daß nun endlich das rieſenhafte, vor Jahrhunderten durch die Väter begonnene Werk des Glaubens und der Sühne, glücklich und ruhmvoll vollendet ſei.

Auch war von jeher der Johannistag ein hoher Feſttag auf und in dem Münſter [1]), und zwar nicht für die Lebenden allein, ſondern auch für die Todten.

In der Johannisnacht, wann es Mitternacht hallet hernieder von dem Thurme, da regen ſich in den Gräbern die alten Meiſter, welche das Münſter erbaut, und alle Künſtler, welche an dem Dombau oder an deſſen Ausſchmückung Antheil genommen haben. Rings um das Münſter und inwendig den ganzen Dom entlang, wogt dann ein buntes, vielbewegtes, verworrenes Schweben und Schwirren.

Den Meiſterſtab und den Zirkel in den Händen, entſteigen die alten Werkmeiſter aus ihren Grüften. Dicht um ſie her ſchaaren ſich ihre getreuen Steinmetzen, mit dem Richtſcheite in der Hand. Auch die Bildhauer und Maler fehlen nicht in der Reihe. Und Alle begrüßen ſich mit innigem Blicke und traulichem Handdruck, und Alle freuen ſich des minniglichen Wiederſehens.

Und drauf wogt und webet, und ſchwebet und kreiſet, und ſchwirret und ſauſet es hin und her, und auf und nieder, im Dome, alle Gänge hindurch, ein unendliches Geiſterwogen!

[1]) Siehe über die bis zur Revolutionszeit, am Johannistage, eben auf dem Münſter üblichen Feſtlichkeiten die Alkatia von 1851, S. 198.

Hernach zieht der Zug hinaus zum Portale und abermals woget und webet, und brauset und ſchwebet, und ſchwirret und drehet es, hin und her, und auf und nieder, rings um das Münſter, bis hinunter zum Chore, ein unendliches Geiſterwogen und Weben. Um die Portale, um Giebel, Fenſter, Gänge, Streben und Bogen, überall, leis und geheimnißvoll, tönen und flüſtern Geiſterklänge durch die ſtille Nacht.

Und immer höher ſteigt der Mond auf ſeiner nächtlichen Bahn. Immer mehr neigt die Stunde ſich zu Ende.

Da ſchwirret es empor, ſanft, aber raſch, vom Portale drunten auf den Gräten, das Schiff entlang, hinauf an Erwin's Vorderbau, bis hinauf zu des hohen Thurmes luftiger Spitze; und eine Jungfrau, rein, im weißen Gewande, den Meiſel in der Linken und den Hammer in der Rechten, ſchwebet auf und nieder und umkreiſet die Spitze, verkläret im ſilbernen Lichte des Mondes.

Und immer höher noch ſteigt der Mond empor. Nur kurze Augenblicke noch und die Stunde iſt zu Ende.

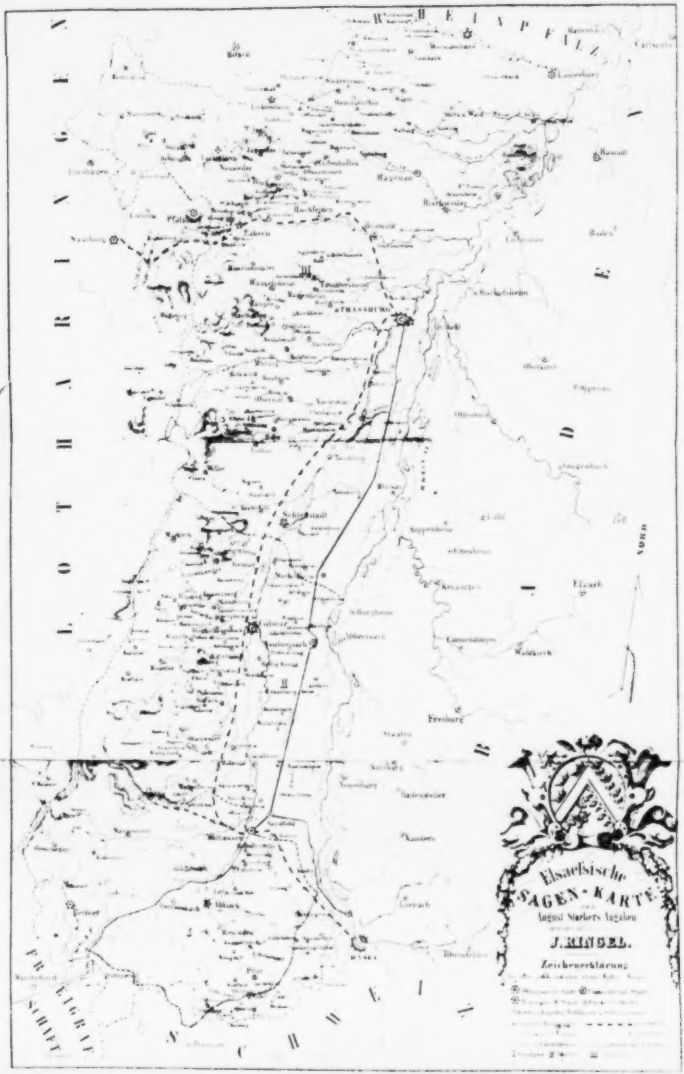
Da ſchwebet die weiße Jungfrau allmählig hernieder vom Thurme, dem Chore zu wogend mit leiſem Geiſterbeben.

Horch! Jetzt ſchallet es Eins droben vom Thurme durch die Nacht.

Und, huſch! Wie es woget und webet! Nur ein Geſauſe, nur ein Gebrauſe! Und entſchwunden iſt all das Wogen und Schwirren der Geiſter.

Drunten im kühlen Grabe ſind Alle wieder, ſtille ſchlummernd und friedlich, bis über's Jahr die hallende Glocke ſie auf's Neue wecket und rufet, wann es wieder Zwölfe ſchlägt hernieder vom Thurme, in der Johannisnacht.

Die obiger Sage zu Grunde liegende Hauptidee las ich einſt vor längern Jahren irgendwo, ohne daß ich mich, mit Beſtimmtheit, zu erinnern vermöchte wo; wenn mich aber nicht alles trügt, war es in einem Kalender oder ſonſtigen Volksbuche. Jedenfalls dürfte dieſe Sage einigermaßen mit andern, an den Johannistag ſich anknüpfenden Ueberlieferungen in Verbindung ſtehen, und ſomit durfte ſie hier nicht fehlen.


Elsaefsische
SAGEN-KARTE
August Stoebers Angaben
J. RINGEL.
Zeichenerklärung
LOTHARINGEN
BADEN
SCHWEIZ
FREIGRAF SCHAFT
RHEINPFALZ
THANSBURG
Hagenau
Bischweiler
Rastadt
Baden
Oberkirch
Oppenau
Oberbach
Schlettstadt
Kippenheim
Elbach
Kenzingen
Emmendingen
Waldkirch
Freiburg
Badenweiler
Kandern
Lörrach
Rheinfelden
Pfirt
Abbach
Belfort
Nordwest
Nordost

BIBLIOTECA
ESCUELA
NACIONAL

Gottlieb Konrad Pfeffel's

Verdienſte um Erziehung und Schule,

Kirche und andere gemeinnützige Werke.

Gottlieb Konrad Pfeffel's

Verdienſte um Erziehung und Schule,

Kirche und andere gemeinnützige Werke.

Nebſt acht ungedruckten Briefen von Pfeffel

und einem von Jung-Stilling.

Herausgegeben

von

Auguſt Stöber.

Straßburg

Druck von J. H. Ed. Heitz, Schlauchgaſſe, 5.

1878.

BIB
MO

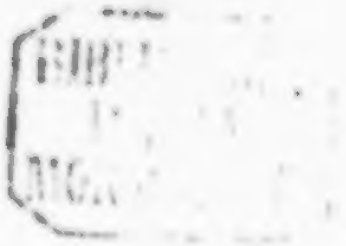
Vorwort.

Nachfolgende Seiten erſchienen zuerſt in den Nummern 4 bis 9 des „Evangeliſch-proteſtantiſchen Kirchenboten für Elſaß-Lothringen", gegenwärtigen Jahres. Dieſer Umſtand mag dem Leſer die Behandlungsweiſe eines Theiles derſelben erklären. Der Verfaſſer hat ſie an einzelnen Stellen verbeſſert oder ergänzt und bietet ſie hiemit ſeinen lieben Landsleuten zu größerer Verbreitung an.

Er ſuchte in dieſer ſchlichten Arbeit Pfeffel's Geiſtesrichtung und ſegenvolles Wirken von einem andern Standpunkte aus zu ſchildern als es bis jetzt geſchehen iſt. Dazu benützte er mehrere weniger bekannte, gleichzeitige Druckſchriften; beſonders aber des edeln Menſchenfreundes Briefwechſel und ſonſtigen Nachlaß.

Mülhauſen, den 1. März 1878.

A. St.



Gottlieb Konrad Pfeffel's

Verdienste um Erziehung und Schule,

Kirche und andere gemeinnützige Werke.

„Lebensbilder, die auf das Volk wirken sollen, bedürfen einer gewissen Fülle des Details; jene kleinen persönlichen Züge, aus welchen wir den Menschen erst recht kennen und lieben lernen, dürfen nicht fehlen."
Robert Prutz

Es soll in diesen wenigen Blättern nicht Pfeffel's, des Dichters, gedacht werden, von dessen Fabeln und Erzählungen unsere jugendliche Phantasie schon in der Schule so kräftige und nachhaltige Nahrung erhielt. Wer hätte nicht, noch in reifern Jahren, im Gedächtniß bewahrt und gewürdigt, so liebliche und lehrreiche Gaben wie: das Johanneswürmchen, König

David und ſein Sohn, der Storch zu Delft, Holien, Ibrahim, die Kapelle, die Tabakspfeife, und andere mehr? Auch ſeine gemüthvollen proſaiſchen Erzählungen, die freilich nicht mehr nach dem Geſchmacke unſerer Zeit ſind, haben uns lange ergötzt und wohlthätige Erinnerungen gelaſſen. Glänzt Pfeffel auch nicht in den erſten Reihen der Dichter ſeines Jahrhunderts, ſo bleibt ihm doch ſtets eine ehrenvolle Stelle unter ihnen geſichert und von uns Elſäſſern wird er immer als einer der edelſten Geiſter erkannt werden.

In kurzen Zügen, wie es der zugemeſſene Raum gebietet, will ich verſuchen hervorzuheben, was er als Erzieher und Schulmann, als Mitglied und Verwalter der elſäſſiſchen Kirche, als Beförderer anderer gemeinnütziger Werke, trotz ſeiner von der Jugendzeit bis zu ſeinem Tode fortdauernden Erblindung ſo raſtlos und folgenreich geleiſtet hat.

Der ſchmerzliche Verluſt, den er im Jahr 1770 durch den Tod ſeines älteſten, erſt zehnjährigen Sohnes, Chriſtian Friedrich, erlitt, erregte ſchon damals den drei Jahre ſpäter verwirklichten Entſchluß in ihm, eine Erziehungsanſtalt zu gründen, in welcher junge proteſtantiſche Edelleute, namentlich ſolche, welche ſich dem Kriegsdienſte widmeten, ihre Vorſtudien machen könnten. Aber auch für andere Berufsarten ſollte ſie eine Bildungsſchule werden. Pfeffel ſagt ausdrücklich in einem Brief an ſeinen Freund Jakob Saraſin zu Baſel (26. Hornung 1781): „Unſer Inſtitut iſt weder eine Gelehrten-, Soldaten- noch Kaufmannsſchule, ſondern ein Pflanzgarten für alle nicht gemeine Stände.“ (Ungedruckte Korreſpondenz). Daß Sunim

— so nannte er den geliebten Sohn in mehreren seiner Gedichte — ihn dazu begeisterte, spricht der trauernde Vater in folgender Stelle seiner „Epistel an die Nachwelt" aus:

Einst trat sein Geist im Sternenglanze,
Gekrönt mit einem Perlenkranze,
Im Traum vor meine Phantasie.
„Ihr lange hast du bittre Zähren
Um einen Seligen geweint;
Willst du mein Angedenken ehren,
So nütze; werd' ein Kinderfreund.
Und bilde durch der Weisheit Lehren
Mir Brüder, bis uns Gott vereint!"
So sprach der holde Geist und küßte
Von meiner Stirn den süßen Traum.
So lebt kein Born, kein kühler Baum,
Das Herz des Wallers in der Wüste,
Wie mich sein Kuß. Ich wachte kaum,
So sproßten ungeahnte Kräfte
Wie Palmenthau durch mein Gebein,
Und der Gedanke, dem Geschäfte
Des weisen Salis mich zu weihn,
Erhob sich schnell vor meiner Seele.
Gewiß gab ihn ein Gott mir ein;
Denn jetzt, da ich den Schritt erzähle,
Erschrick ich selbst vor meinem Muth,
Den jener edle Freund noch nährte.

Pfeffel theilte seinen Plan, der anfangs sehr einfach war und sich auf die Höchstzahl von 12 jungen Leuten beschränkte, seinem ältern Bruder Christian Friedrich, der damals in Versailles wohnte, mit, so wie Salis-Marschlins, dem Vorsteher einer Erziehungsanstalt bei Chur in Graubünden. Obgleich beide über die kühne Idee eines blinden Mannes erstaunten, so

bestärkten sie ihn dennoch darin; sie kannten seinen edeln, menschenfreundlichen Sinn, sein ausgedehntes Wissen, so wie die Festigkeit seines Charakters, und sie täuschten sich nicht.

Der Bruder hatte bei dem ihn hochschätzenden Minister die Erlaubniß zur Gründung einer Kriegsschule in Colmar, unter Gottlieb Konrad's Oberleitung, erwirkt. Sie wurde im Jahr 1773 eröffnet, entwickelte sich nach und nach so kräftig, daß sie zur Militär-Akademie erhoben wurde und bis zum Jahr 1792 fortdauerte. Russen, Schweden, Schotten, Engländer, Holländer, Deutsche, Schweizer, Franzosen und Einheimische, wurden während der neunzehn Jahre ihres Bestehens in diesem Institute gebildet; es lieferte Fürsten, Staatsmänner, Kriegsoberste, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Landökonomen, von welchen nicht wenige zu den berühmtesten Persönlichkeiten ihrer Zeit gehörten.

Einer seiner Sekretäre, der würdige, als Pfarrer an der Neuen Kirche verstorbene Joh. Jak. Rieder, gibt uns in seiner Biographie Pfeffel's, S. 34–60, ein anschauliches Bild von der Einrichtung der Schule; ich hebe daraus folgende Stelle hervor:

„Das Institut hatte, außer dem Direktor Pfeffel und dem Inspektor Lerse[1], vier Hofmeister und zwölf bis fünfzehn wissenschaftliche und andere Lehrer. Die mittlere Zahl der Zöglinge war vierzig[2], die Externen oder Stadtkinder nicht mit eingerechnet. Das Alter der Aufnahme war von zwölf bis vierzehn Jahren. Alle mußten, vor ihrem Eintritt, die Kinder-

[1] Goethe's Studienfreund in Straßburg, der Franz Lerse in dessen Götz von Berlichingen.

[2] Sie stieg im Ganzen mehrmals bis gegen 60.

krankheiten, besonders die Blattern, überstanden haben. Für den Unterricht waren sie in mehrere deutsche und französische Klassen abgetheilt, welche nach dem Bedürfniß der Lektionen und der Schüler, wieder ihre Unterabtheilungen hatten.

„Die Gegenstände des Unterrichts waren: Allgemeine: die Religion, nach dem Lehrbegriff der beiden protestantischen Kirchen, die deutsche und französische Sprache, Mythologie, Geschichte, Erdbeschreibung, Statistik, Rechenkunst, Geometrie und die Anfangsgründe der Naturgeschichte und Physik, der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften. Besondere: die lateinische, italienische und englische Sprache, die Wappenkunde und die ersten Begriffe von der Taktik. Diese Lektionen hiengen von der Wahl der Eltern und von den Fähigkeiten der Kinder ab. Privatlektionen: die Geschichte des Vaterlandes eines jeden Zöglings, das europäische Staatsrecht, die Civil- und Kriegsbaukunst, nebst der dazu gehörigen Planzeichnung, die Musik und die Reitbahn. Die allgemeinen und die besonderen Lektionen waren in halbjährige Kurse eingetheilt. Pfeffel selbst gab den Religionsunterricht. Er war ein großer Freund der Sokratik, und durch seinen Einfluß wurde diese Methode, welche den Kindern das Lernen leicht macht, indem sie alles Mühsame dem Lehrer auflegt, und die eben deßwegen so wenige Lehrer üben, durchgängig eingeführt."

Die Gediegenheit seiner Kenntnisse, der feste pädagogische Takt, der mit hohem Ernste stets liebevolle Milde vereinte, waren die Träger seines wirksamen, von den Schülern in der ruhigsten Haltung angehörten Unterrichtes. Ein ehemaliger Lehrer des berühmten Philantropins zu Dessau, der ihn im Sommer des Jahres 1779 besucht und mehreren seiner Lehrstunden beigewohnt hatte, sagt hierüber: „Der beste Beweis für den

Edelmuth des Charakters dieses Mannes ist, daß, ob er gleich blind ist, sich doch kein Schüler in seiner Gegenwart, auch wenn weiter kein Lehrer zugegen ist, das geringste Unanständige erlaubt, sondern von Ehrfurcht beseelt, sich so beträgt, als würden alle Bewegungen, die er macht, von dem Manne sichtlich bemerkt[1]."

Zum Gebrauche der verschiedenen Unterrichtsgegenstände, hatte Pfeffel die besten Lehr- und Handbücher seiner Zeit eingeführt; andere verfaßten mehrere Lehrer des Instituts, nachdem Plan und Methode dazu gemeinschaftlich besprochen worden waren. Lerse sollte eine Geschichte des Elsasses schreiben; es blieb aber bei der Geschichte der Einführung der Reformation in Colmar[2]. Pfeffel selbst schrieb die Principes du droit naturel, à l'usage de l'école militaire de Colmar, 1781. Um den Geschichtsunterricht zu beleben, ließ er, seit einer Reihe von Jahren, Züge aus dem Leben berühmter Menschen aller Zeiten und Länder aufzeichnen und sammelte sie unter dem Titel: „Historisches Magazin für den Verstand und das Herz." Die erste Ausgabe, sowohl des deutschen als des französischen Textes, erschien zu Straßburg, im Jahr 1792, und es folgten noch mehrere andere dieses, in vielen Familien beliebten und verbreiteten, lehrreichen Unterhaltungsbuches, das auch als Lesebuch von der Pariser Kriegsschule angenommen wurde. Ebenso verdient machte er sich um

[1] S. Auswahl kleiner Reisebeschreibungen u. s. w. Leipzig, 1790, Th. XI, S. 246. (Verfasser ungenannt).

[2] Sie erschien 1790, und wurde seitdem, in demselben Jahre 1856, zu Colmar, bei C. Decker, und zu Mülhausen, bei J. P. Rißler, wieder abgedruckt. Der Colmarer Ausgabe geht ein biographisch-historisches Vorwort von S. 5-48 vorher.

Frankreich durch seine Ueberſetzung von Büſching's bände reicher Erdbeſchreibung.

Daß ein Mann, wie Pfeffel, der sein Erziehungswerk in allen seinen Theilen durchdacht und ausgeführt hatte, neben der Bildung des Geiſtes und Herzens, auch das körperliche Wohl seiner Zöglinge in Betracht zog, verſteht ſich von ſelbſt. Die Gymnaſtik war freilich damals noch nicht in ein Syſtem gebracht; allein in der Colmarer Kriegsſchule fehlte es darum nicht an den verſchiedenartigſten körperlichen Uebungen: Reiten, Fechten, Schwimmen, Tanz, militäriſche Uebungen, anhaltende Märſche mit dem Torniſter auf dem Rücken, ſowohl in der Ebene als auf den Bergen und in den Thälern; auch weitere Reiſen mit einzelnen Abtheilungen oder in Geſammtheit, gehörten in reichem Maße mit zu dem Erziehungsplane[1].

Einen kurzen Bericht über einen der weitern Ausflüge des Inſtituts, gibt Chriſtian Hubert, Pfeffel's Neffe, welcher daran theilgenommen, in einer handſchriftlich hinterlaſſenen Notiz, betitelt: «L'école militaire de Colmar pendant les années 1776-1779[2].» Ich theile die betreffende Stelle hier in der Ueberſetzung mit:

„Die intereſſanteſte unſerer Reiſen war die, welche mir Gelegenheit gab den Kaiſer Joſeph II zu ſehen. Dieſer Fürſt

[1] Ein Schüler Pfeffel's, der damals 16jährige Richard Bach, machte den 3. und 4. November 1784, zwei der erſten gelungenen Verſuche, im Schloſſe Schweighauſen im Sundgau, einen Luftballon aufſteigen zu laſſen, nach der Vorſchrift der Brüder Montgolfier, deren Erfindung im vorhergehenden Jahre ſtattgefunden. Straßburger Gelehrte Nachrichten, 1784, S. 1074-1075.

[2] Im Drucke herausgegeben vom Schreiber dieſer Blätter, Mulhouse, 1859, 54 S. in 8°

hatte, nach seinem Aufenthalte in Frankreich, die Rückreise nach seinen Erbstaaten über Freiburg genommen. Da mein Onkel den Tag erfahren hatte, wo S. K. M. sich in dieser Stadt befinden würde[1], so beschloß er, sich mit Hrn. Lerse und einer Abtheilung seiner Zöglinge dahin zu begeben[2].

„Wir kamen Abends ziemlich spät in Freiburg an, und da im Gasthofe nur ein einziges großes Zimmer verfügbar war, schlug die ganze Karavane ihr Zelt darin auf. Die Nacht verging in der heitersten Stimmung.

„Des andern Tages begaben wir uns, in Paradeuniform, nach dem Hause, welches der Kaiser bewohnte, und wurden nach kurzem Warten vor ihn gelassen.

„Der Kaiser empfing meinen Onkel und Hrn. Lerse mit vieler Güte. Er ließ sich von ihnen die Einrichtung der Anstalt in allen Umständen erklären. Ich erinnere mich, daß er meinen Onkel, unter Anderm, nach dem Preis der Pension fragte, und daß nach der darüber erfolgten Antwort, der Kaiser ausrief: „Aber um diesen Preis können Sie ja Ihren Eleven nichts als trockenes Brod zu essen geben!" Die Erwiederung meines Onkels gab Stoff zu weiterer Unterhaltung, und das Wohlwollen, das der Kaiser ihm bezeugte, versetzte ihn in solche Behaglichkeit, daß er auf dem Punkt war, den Kaiser an einem Knopfe seines Rockes zu fassen, wie er dies zu thun pflegte, wenn er mit Bekannten in vertraulichem Gespräche war. Hr. Lerse, der ihm den Arm gegeben, hielt ihn noch zur Zeit davon ab.

[1] Den 22. Juli 1777.

[2] Eine andere Abtheilung blieb in Neu-Breisach.

„Nach dieſer Audienz begaben wir uns zuerſt nach unſerm Gaſthofe und nach dem Mittageſſen auf den Rückweg nach Colmar."

Gerne wird, wie ich hoffe, der Leſer, nach des Neffen Bericht, auch denjenigen des Onkels ſelbſt vernehmen. Pfeffel ſchreibt an ſeinen Freund Jakob Saraſin und deſſen Gattin, geborene Gertrud Battier von Baſel, die der Kaiſer mit ſeinem Beſuche beehrt hatte[1]:

„Glück zu, liebſte Freunde, daß Ihr ihn geſprochen habt, den Edeln Joſeph, der ſich ſo ſehr über den gekrönten Pöbel erhebt! Alle unſere Eleven, den einzigen Haus ausgenommen, der ihn nicht ſehen wollte, haben ihn in Freiburg und in Neu-Breiſach beſchauet.

„Die Freiburger Colonne habe ich und Verſe ſelbſt angeführt. Meine dortigen Freunde, der Kommandant und ein Regierungsrath, kündigten dem Kaiſer, ohne mein Wiſſen, unſer Daſein an, und ein Adjutant beſchied uns auf 4 Uhr zum Monarchen, der, Tags zuvor, Fürſten ihren Beſuch verſagt hatte. Er empfing uns auf's Gnädigſte, fragte uns Alles aus, wollte ſogar die Geſchichte meiner Geſichtsberaubung wiſſen, nahm einen Plan und eine Liſte unſerer Eleven zu ſich, und entließ uns, nachdem er mir das rührendſte Compli-

[1] Der Dichter Lenz beglückwünſcht das Paar ebenfalls auf höchſt launige Weiſe: „Herr Wilhelmi hat mir die angenehme Neuigkeit geſagt, daß Sie den Kaiſer in Ihrem Kamin gehabt; ein ſolcher Schinken fällt Einem nicht alle Tage auf den Heerd..." Joſeph's Beſuch bei Saraſin, ſowie Pfeffel's Audienz in Freiburg, ſind beſonders erwähnt in der, in Form eines Tagebuchs abgefaßten, ſeltenen Schrift: „Reiſen und Beobachtungen auf dem Weg nach Frankreich." Neuſtadt und Leipzig, 1784, kl. in-4. S. 120 u. 122.

ment gemacht hatte, das außer den Accenten der Freundſchaft, jemals in mein Herz erſchollen iſt. Der Kommandant, ein verdienſtvoller General, mit dem Lerſe und ich, in Geſellſchaft der Fürſten von Fürſtenberg und von St-Blaſi ſpeiſen mußten, ließ uns von allen Schildwachen das Gewehr präſentiren, bei denen wir mit der Truppe vorbeigingen, und der Kaiſer ſelbſt ſah uns ſo weit nach als ſeine Augen reichten..... Unter uns geſagt, hat Joſeph mein Anerbieten, ihm eine weitläufige Erläuterung unſeres Plans zu ſchicken, mit Vergnügen angenommen und wirklich laſſ' ich daran ſchreiben. Schade, daß der Mann, der's bei ſeinen Verdienſten nicht nöthig hätte, ein Monarch iſt! Doch nein, Gottlob, daß er es iſt! er kann und will viel Glückliche machen."

Ich ſollte hiemit, um nicht zu weitſchweifig zu werden, meine Mittheilungen über Pfeffel's Inſtitut abſchließen; allein ich kann nicht umhin, das letzte Wort darüber, der, am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts, als Schriftſtellerin und Erzieherin hochgeachteten Sophie La Roche, zu geben, die uns in ihrem „Tagebuch einer Reiſe durch die Schweiz" (Altenburg, 1787), als Augenzeugin, nachfolgende, liebliche Schilderung bringt:

„Colmar, den 19. Auguſt 1784.

„. . . Wir wollten (von Mülhauſen weg) bald in Colmar ſein, und deswegen in Mayenheim nur kurz zu Mittag eſſen. Als wir aber das ſchöne, große Dorf faſt ganz durchfahren hatten, und am Ende einer Wendung gegen den Gaſthof eine Trompete hörten, auch eine Menge junger Leute in Reitkollets daſtehen ſahen, ſo vermutheten wir nichts zu eſſen und

keine Stube zu finden, weil wir eine Partie französischer Reiter aus Neu-Breisach zu treffen dachten. Aber als der Wagen hielt, war es zu meinem Staunen und Freude — Herr Pfeffel aus Colmar mit seinen Zöglingen, welche uns bis daher entgegen gekommen, und die Mittagssuppe bestellt hatten. Meine Seele war unendlich bewegt, als ich Herrn Pfeffel, dem ich nun euern Bruder[1] zuführte, unter den Eleven sah, welche zu seiner Rechten und Linken so schön in Rangordnung standen; blühende junge Leute von allen Enden Europa's, welche nun Freunde und Kameraden meines Franz werden sollten, ihn mit Neugierde betrachteten, er aber die Freude fühlte, unter solchen Jünglingen zu leben, und auch reiten zu lernen.

„Pfeffel, der verdienstvolle Mann, der Vaterstelle bei allen den lieben, jungen Leuten, und jetzt auch bei meinem Franz erhielt, umarmte mich; seine Frau führte mir ihre Tochter (Pegau) zu, von welcher ich Pflegemutter werden soll.

„Ich sah auch den Hofrath Lerse, den treuen, würdigen Gehülfen des edeln Pfeffel bei der wichtigen Arbeit des Instituts. Wer hätte mir aber sagen sollen, daß ich oben im Eßzimmer geistvolle, liebenswürdige Lausannerinnen und den edeln Montolieu antreffen würde, die gerade einen Eleven in der Ecole besucht hatten!

„Das Mittagessen ging also sehr fröhlich vorüber. Wir reisten Colmar zu, und hatten die artigen, jungen Leute als so viele Ritter um unsere Kutsche herum, welches in der schönen Gegend, besonders in dem niedlichen Gebüsche eines ansteigenden

[1] Das Tagebuch ist in Form von Briefen an die Töchter der Verfasserin geschrieben.

Waldes, recht artig aussah. Nahe an der Stadt erwartete uns eine neue Ueberraschung; denn vor dem Garten des Herrn Pfeffel, welchen er allein den Militärübungen seiner Zöglinge gewidmet hat, standen diejenigen, welche noch nicht reiten konnten, in ihren Uniformen militärisch rangirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, und bewillkommten uns mit allen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Wir gingen dann in unsern Gasthof, und die kleinen Truppen zogen ganz feierlich bei dem, mit der Trommel geschlagenen Marsch, nach Hause."

Im Jahr 1792[1] mußte Pfeffel, der als begeisterter Freund der Freiheit und Humanität, die französische Revolution so freudig begrüßt hatte, sein Institut schließen. Die Zöglinge zerstreuten sich nach allen Landen hin; manche fielen im Schlachtgedränge; einige selbst unter dem Messer der Blutmaschine[2]; andere, glücklichere, trugen den von Pfeffel in ihre Seelen gelegten Samen in ihre Heimath und brachten ihn dort zu reichlicher Entfaltung. Außer dem bedeutenden Eintrag, den seine Vermögensumstände durch die neue Gestaltung der Dinge erlitten, verlor er auch einen großen Theil davon durch die Assignaten. Sein ächt christlicher Sinn, sein

[1] Nicht erst im Jahr 1793, wie hie und da gedruckt wurde. Den 9. Oktober 1792 schreibt Pfeffel an Lavater: „Die gegenwärtigen Unruhen erlauben mir nicht an der Stärkung meiner Gesundheit zu arbeiten, so sehr ich bei der theils freiwilligen, theils gezwungenen Aufhebung meines Instituts Muße dazu hätte. Ich wollte ihm 20 Jahre vorstehen, die Vorsicht hat mir ein Jahr erlassen." (Ungedruckter Brief.)

[2] Unter Anderen der hoffnungsvolle Sohn des Generals Custine.

männlicher Muth und der Troſt, den ihm die Muſe gewährte, hielten ſeinen Geiſt aufrecht und machten ihn zu neuer Thätigkeit tüchtig.

Schon früher, beſonders aber nach dieſer Zeit, hatte Pfeffel mehrere jüngere Frauenzimmer, Töchter von befreundeten Familien, in ſeine Pflege genommen und mit ſeinen eigenen Töchtern unterrichtet und erzogen. Auch ließ er ſich den Beſuch der Colmarer Schulen angelegen ſein, woraus ja ein neues Geſchlecht braver Bürger und wackerer Hausfrauen erblühen ſollte. „Es war für uns Kinder, erzählte mir ein ehrenwerther noch lebender Greis, ſtets ein Jubel, wenn Herr Pfeffel mit einem Freunde oder einem ſeiner Sekretäre in die Schule trat und uns mit freundlichen Worten begrüßte, uns Fragen über das Gelernte vorlegte, es weiter erklärte und öfters eine geſchichtliche Thatſache oder eine ſonſtige Erzählung daran knüpfte. Viele von uns erkannte er an der Stimme und wies nach dem Orte hin, wo der oder jener gewöhnlich ſaß.“

Einige Jahre darauf, nachdem wieder Ruhe im Lande war, hatte ein Freund Pfeffel's, der ehrwürdige Inſpektor und Pfarrer Engel in Colmar, eine gewiſſe Anzahl Zöglinge in ſeinem Hauſe[1] aufgenommen, deren Erziehung er leitete. Einer derſelben, Hr. Nikolaus Karth von Straßburg, ſpäter Kaufmann daſelbſt und talentvoller Landſchaftsmaler, welcher in den Jahren 1806 und 1807 in jener Anſtalt war, erzählte mir: Pfeffel, der große Kinderfreund, der eifrige Erzieher, ſei damals gar oft zu Pfarrer Engel gekommen und

[1] In der Glockengaſſe, dem jetzigen Hauſe der Frau Wittwe Benier.

habe sich mit den Zöglingen unterhalten oder ihren Spielen beigewohnt. Er kannte sie alle an der Stimme und wandte sich mit Vorliebe an diejenigen, deren Stimme wohllautend war und die einen aufgeweckten Sinn hatten[1]. Abends ließ er sich stets von einem der Knaben nach Hause begleiten, fragte ihn nach den Begebenheiten und Vorfällen des Tages, nach seinen Lieblingsbeschäftigungen oder nach dem, was ihm Mühe und Unannehmlichkeiten verursachte, und gab ihm sodann Rathschläge, Tadel oder Aufmunterung. Manchmal begann er auch, beim Heraustreten aus der Pfarrwohnung, die Erzählung einer Geschichte, deren Ausdehnung er so geschickt zu fassen wußte, daß ihr Schluß gewöhnlich kam, wenn er mit seinem Begleiter vor seinem eigenen Hause stand[2]. Jeder riß sich deßwegen um die Freude und die Ehre, den lieben Greis nach seiner Wohnung begleiten zu dürfen, und er wählte stets denjenigen von

[1] Eine wohllautende Stimme war für den feinhörenden Blinden stets eine wahre Erquickung. So erzählte er seinem Freunde, dem Dichter J. G. Jakobi, „daß einst beim Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: Guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie sich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß er bis zu Thränen gerührt wurde, und leider umsonst alles angewandt hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden, indessen bliebe sie ihm unvergeßlich." (S. Elsässische Neujahrsblätter, J. 1843, S. 28.)

[2] Dieses Haus, wo sich jetzt die Buchdruckerei Jung befindet, bildet die Ecke der Korngasse und des Essigkruggäßleins, jetzt Pfeffelgasse genannt; es ist eine kleine Viertelstunde von Pfarrer Engel's Wohnung entfernt. Die Militärschule befand sich zuerst in dem jetzigen Renckerischen Hause, zwischen der Langenstraße und der St-Johannsgasse; es war Pfeffel's Geburtshaus (Mittheilung von Freund X. Moßmann).

uns, der ihm von Pfarrer Engel, als das meiste Lob verdienend, bezeichnet wurde.

Es ist schon oben gesagt worden, daß Pfeffel mit besonderer Vorliebe den Religionsunterricht ertheilte. Er schrieb zu diesem Behufe eine „Anleitung zum ersten Unterricht in der christlichen Religion" die in-12, zu Mülhausen, o. J., im Druck erschien. Ein anderes Zeugniß seines lautern, geistvollen Glaubens legte er in den „Briefen über Religion an Bettina" nieder, die er an ein junges Frauenzimmer von Gebweiler richtete, deren Erziehung er eine Zeitlang leitete, während sie von einem würdigen Geistlichen zur Konfirmation vorbereitet wurde. Sie waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt: „Ich schreibe ja nur für meine junge Freundin, sagt er; sie allein wird und soll mich lesen. Sie wird diese Blätter erhalten, so wie sie entstehen. Ich kann sie weder ausbessern noch abschreiben lassen. Desto ähnlicher werden sie meinen mündlichen Unterhaltungen sein; desto mehr wird meine Bettina glauben, ihren väterlichen Freund reden zu hören." Unterdessen wurden diese handschriftlichen Blätter von vielen Freunden und Freundinnen Pfeffel's gelesen, und mehrmals wurde der Wunsch ausgesprochen, sie zu veröffentlichen. Die Besitzerin entschloß sich jedoch erst dazu, als die protestantische Gemeinde ihres Heimathortes das Bedürfniß fühlte eine Kirche zu bauen. Der Ertrag des Werkchens sollte dazu bestimmt sein[1]. Es erschien 1824 zu Basel in der Schweighauser'schen Buchhandlung, 142 S. kl. 8°, und wurde im folgenden Jahre durch Prof. Joseph Willm in's Französische übersetzt (Straßburg, Verlag von J. H. Heitz). Die klare, der Auffassungskraft der

[1] S. die Vorrede.

jungen Freundin entsprechende Methode; die aus warmer, christlicher Ueberzeugung fließende, herzliche Sprache Pfeffel's, möge folgende Betrachtung über das Gebet (S. 112-115) des Näheren darthun:

„Das Gebet ist ein Umgang mit Gott, es gründet sich auf seine Allgegenwart, oder was hier einerlei ist, auf seine Allwissenheit, auf seine Allmacht und auf seine Güte. Er weiß was wir bitten; er kann und will es uns geben, wenn es zu unserm wahren Nutzen dient. Der Mensch wird durch das Gefühl seiner Schwachheit und seiner Bedürfnisse bewogen, bei dem Regierer seiner Schicksale Hülfe zu suchen. Alle Völker, selbst die ältesten deren die Geschichte erwähnt, haben, sobald sie eine Religion kannten, sie möchte auch noch so mangelhaft sein, das Gebet unter die Pflichten oder vielmehr unter die Privilegien derselben gerechnet, denn im Grunde, mein Kind, ist es ein Vorrecht, mit dem höchsten Wesen reden zu dürfen, und dies hohe Vorrecht hat uns Jesus nicht nur bestätigt, sondern er hat uns bevollmächtigt zum Allvater in seinem Namen zu beten; das heißt: uns auf Ihn, auf den Bürgen der Erhörung, zu berufen. Du kennst das schöne Gebet, das er seinen Jüngern, und durch sie allen Christen hinterlassen hat, und das in edler Einfalt und Kürze alles enthält, was der Mensch von Gott empfangen kann. Da wir darinnen nicht in der einzelnen, sondern in der mehrern Zahl reden, so enthält es zugleich eine Fürbitte für alle unsere Mitmenschen. Denn die Religion Jesu will, daß wir uns alle als Kinder eines Vaters betrachten, und von diesem Vater nichts für uns allein, sondern alles zugleich für unsere Brüder und Schwestern begehren sollen.

„Das Gebet des Herrn ist aber keine Formel, woran wir ausschließend gebunden sind. Unsere Lage, unser eigenes Herz wird uns sagen, was wir von Gott zu bitten haben. Es ist auch nicht immer nöthig daß wir unserm Gebete Worte leihen. Eine jede reine Empfindung der Ehrfurcht, des Vertrauens, der Reue, der Liebe, der Dankbarkeit, ist ein Gebet das zum höchsten Wesen hinaufsteigt, und ihm ein gefälliges Opfer ist.

„Es gab zu allen Zeiten Grübler und Zweifler, die das Gebet für unnütz hielten. Die Einen behaupteten, Gott sei zu groß, sich um die Menschen und ihr Gebet zu bekümmern. Schon die bloße Vernunft widerlegt diesen Wahn; denn wenn Gott nicht zu groß war um Menschen zu schaffen, so ist er auch nicht zu groß, so ist es des Schöpfers würdig, sich seiner Geschöpfe anzunehmen. Andere meinten, der Betende betrachte Gott wie einen Menschen, der durch Bitten und Flehen zu diesem oder jenem Entschluß bewogen werden kann, da ja doch das Schicksal der Menschen von Ewigkeit her von Gott beschlossen sei. Auch dieser Einwurf beruht auf einer falschen Vorstellung. Freilich hat Gott das Schicksal eines jeden Menschen vorher gesehen und das Schicksal desselben nach diesem Verhalten bestimmt. Hiebei konnte es seiner Gerechtigkeit nicht gleich gelten, ob der Mensch seine Abhängigkeit von seinem Schöpfer anerkennen und sich mit kindlichem Vertrauen an ihn wenden, oder aber aller freiwilligen Verbindung mit ihm entsagen würde. Ueber dieses ist der Umgang mit Gott, so wie der Gedanke an seine Allgegenwart, ein stärkendes Mittel für unsere Tugend, ein allmächtiger Trost in Widerwärtigkeit, und, ohne den Namen einer Christin zu verleugnen, kannst Du, meine Freundin, diese heilige Uebung nicht unterlassen.

„Fällt es Dir zuweilen ſchwer, Dir den Unſichtbaren als gegenwärtig vorzuſtellen, ſo haſt Du ja das Recht, Dir ihn unter der Perſon des Mittlers anſchaulich zu machen, und es war mit eine ſeiner Wohlthaten, ſeiner ſichtbaren Mittheilung, daß er uns dadurch vor allen unwürdigen Bildern ſchützen wollte, welche die menſchliche Schwachheit ſich von ihm machen könnte, und ſo oft gemacht hat. So kannſt Du, mein Kind, in Jeſu den Vater anbeten, bei dem er dein Fürſprecher ſein will. So kannſt Du dieſen göttlichen Freund gleichſam aus dem Himmel zu Dir herabrufen und Dir ſein Beiſpiel gegenwärtiger, ſeine Worte hörbarer machen; und, o! Du weißt noch nicht, was dieſer nähere Umgang mit ihm, beſonders in den Stunden der Widerwärtigkeit, für einen unendlichen Werth hat. Allein Du wirſt es erfahren, denn, obgleich Du noch in der Roſenzeit des Lebens biſt, ſo kennſt Du doch das Loos der Menſchheit ſchon genug, um Dir nicht lauter heitere Tage auf dieſer Erde zu verſprechen. Auch Du wirſt den Kelch des Leidens ſchmecken. Oft iſt er eine heilſame Arznei gegen unſere Sorgloſigkeit, und immer ein Mittel wodurch der Vater der Schickſale unſere Erziehung für die Ewigkeit befördert. Mögeſt Du, liebe Freundin, zu deiner innern Vollendung dieſer Mittel nie, oder nur ſelten nöthig haben, und wenn eine Stunde der Trübſal Dir ſchlägt, ſo erhebe deine Seele zu Gott, und er wird deine Thränen abtrocknen.“

An die für den Religionsunterricht beſtimmten proſaiſchen Schriften Pfeffel's, ſchließen ſich noch zwei kleine Sammlungen von Liedern an: die im Jahr 1778 zu Cöln gedruckten „Lieder für die Colmarer Kriegsſchule“, worin ſich, nach Koch's Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes, auch die

geiſtlichen Geſänge des Dichters befinden; und die „Gebete und Lieder für junge Chriſten, theils verfaßt, theils geſammelt von G. K. Pfeffel", 36 Seiten, wovon 1826 eine neue Ausgabe zu Straßburg erſchien. Das in allen proteſtantiſchen Kirchen des Elſaſſes, bei Feierlichkeiten geſungene ſchwungvolle „Jehova", wozu Vater Gerold, damals Pfarrer zu Boſzheim, die einfach großartige Melodie gemacht, ſteht zuerſt im Colmarer verbeſſerten Geſangbuch von 1780. Außer dieſem gibt Pfr. Rittelmeyer, in den „Evangeliſchen Kirchenliederdichtern des Elſaſſes"[1], noch an: „Laß, o Jeſu, meine Jugend", und „Halleluja! ſie hat geſchlagen", ein Sterbelied, das ſich auch im neuen „Evangeliſchen Geſangbuch von Mülhauſen", 1865, Nr. 494, befindet. Das ältere Mülhauſer Geſangbuch, 3te Auflage, 1826, Nr. 439, hat, unter der Rubrik „Friede", ein von Pfr. Rittelmeyer nicht angeführtes Lied: „Lob ſei dir, Vater der Natur! Der auf des Himmels blaue Flur, Wie Goldſtaub Sonnen ſä't, u. ſ. w." Es umfaßt 11 Strophen und ſoll abwechſelnd von einem Chor und von der Gemeinde geſungen werden, und zwar nach verſchiedenen Melodien: Str. 1 u. 2, „O heil'ger Geiſt, kehr"; Str. 3 u. 4, „Wachet auf, ſo ruft die"; Str. 5 u. 6, „Jeſu, meine Freude"; Str. 7 u. 8, „Eins iſt Noth, ach Herr!"; Str. 9 u. 10, „O heil'ger Geiſt, kehr"; Str. 11, „Jehova, Jehova, nennen". Das erwähnte neue Mülhauſer Geſangbuch beſchränkt die Mittheilung des Liedes auf 4 Strophen: 1 u. 2, 9 u. 10.

[1] Z. B. in Ed. Reuß und Ed. Cunitz, Beiträge zu den theologiſchen Wiſſenſchaften in Verbindung mit der theol. Geſellſchaft zu Straßburg, Bd. VI, S. 210. Jena 1850.

Wirkte Pfeffel schon durch seine poetische Begabung auf den religiösen Sinn seiner Zeitgenossen, so sollte sich nun seine Wirksamkeit für die elsässische Kirche auch auf andere Weise bewähren.

Seine oft erprobte Bereitwilligkeit zu Rath und That, seine Verbindungen mit einflußreichen Freunden im Elsaß, sowohl wie in Deutschland und in der Schweiz; ebenso das Ansehen, in welchem sein Bruder Christian Friedrich, als jurisconsulte du roi, am Hofe von Versailles stand, waren allbekannt, und seine Mithülfe deßwegen vielfach in Anspruch genommen. So verschaffte er, unter Anderm, im Jahr 1781, der Gemeinde von Jebsheim, im Ober-Elsaß, eine bedeutende Summe als Beisteuer zum Bau ihrer Kirche und Schule[1].

Schon im Jahre 1774 hatten sich die reformirten Gemeinden Oberseebach und Schleithal, im Unter-Elsaß, in ihrer Bedrängniß an Pfeffel gewandt, um das Recht der freien Ausübung ihrer Religion zu erlangen. Im Jahr 1709 standen nämlich diese beiden Ortschaften unter der Jurisdiction des Bischofs von Speier, der eine systematische Verfolgung der Reformirten in's Werk setzte und sie in den Schooß seiner Kirche zurückführen wollte. Er benahm ihnen das Recht in der Kirche, ihren Pfarrer und Schullehrer, nebst dem Pfarrgute. Dieser Zustand dauerte bis zum Tode Ludwigs XV. fort. Da nun die Regierung Ludwigs XVI. sich für die Kultusfreiheit günstiger zu erweisen schien, wandte sich Pfr. Schimmer, von Weissenburg, ein ehemaliger Sekretär Pfeffel's, bereits im Dezember 1774 an ihn, mit der Bitte, das Recht der armen Unterdrückten, durch seinen Bruder, Christian Friedrich Pfeffel, beim

[1] S. Beilagen I u. II.

Minister in Versailles vertreten zu lassen; was dieser auch bereitwillig that. Allein die lieblosen, leidenschaftlichen Intriguen eines Hrn. Z***, welcher in der Gemeinde Oberseebach selbst Unruhen zu stiften suchte und falsche Berichte nach Versailles schickte, zog die Sache in die Länge. Erst am Ende des Jahres 1780 erschien eine definitive, aber noch sehr einschränkende, königliche Verordnung, in welcher „S. Majestät, in Ihrem Staatsrathe gegenwärtig, erlaubt zu Oberseebach oder zu Schleithal Schulen zu errichten, worin die protestantische Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts, welche in diesen Ortschaften zu Hause ist, unterrichtet werden möge. Sr. Majestät Wille dabei ist, daß dieser Unterricht zweien calvinischen Lehrmeistern anvertraut werde, welcher Wahl von den Einwohnern der Ortschaften abhängen, und deren einer unter dem andern stehen, und dem andern unterworfen sein solle; S. Majestät bevollmächtigen hiemit den Hauptlehrer der Schule, die Gebete zu verrichten, die Ermahnungen und Predigten zu halten und das Abendmahl auszutheilen an einem besonders dazu bereiteten Orte. Unterdessen wird er sich des Taufens, Begrabens und des Einsegnens der Ehen enthalten, welche Rechte ausschließlich dem katholischen Pfarrer zukommen sollen. Beide Ortschaften werden dabei sowohl für die Kosten der Aufbauung, als für den Unterhalt dieser Gebäude, wie auch der Lehrer sorgen. Gegeben in dem k. Staatsrathe, dem S. Majestät selbst beigewohnt, zu Versailles, den 11. Dezember 1780. Unterzeichnet Gravier de Vergennes[1]."

[1] Angehängt ist der Befehl des Königs und die Vollziehung des Intendanten. Vgl. Straßburgische Gelehrte Nachrichten, 1783, S. 580 u. 591.

Die Schule und das Bethaus wurden im Dorfe Oberseebach für beide Gemeinden eingerichtet, und Pfeffel wurde nun von Pfarrer Schimmer angesprochen, sich für sie um einen reformirten Kandidaten, als Hauptlehrer, zu verwenden. Er schrieb deßwegen, den 1. Mai 1781, an seinen Freund Lavater, in Zürich[1]:

„... Die reformirten Einwohner von Oberseebach und Schleithal, die bei hundert Jahre ohne Gottesdienst waren, haben vom König durch ein Staatsdekret, die Erlaubniß erhalten, eine Schule und ein Bethaus zu errichten, und eben schreibt mir ein lutherischer Pfarrer von Weissenburg, der sich der Leute mit apostolischer Liebe annimmt, ob ich ihnen nicht einen reformirten Kandidaten zu verschaffen wüßte? Die Besoldung soll 100 große Thaler baares Geld, außer etwas Getreide betragen. Man verlangt einen sanften, gottseligen und klugen Mann, und mein Pfarrer sagt mir ungemein viel Gutes von den Gesinnungen der Gemeinde. Wissen Sie mir Jemand vorzuschlagen, so glaube ich die guten Leute nicht besser als durch ihre Hand versorgen zu können. Die Orte liegen unweit Weissenburg, im Unter-Elsaß, und die Aeltesten wollen sich unterdessen einen Kandidaten von Heidelberg holen, bis sie finden was sie suchen..."

Das Oberseebacher Pfarr-Archiv bewahrt, als kostbare Reliquie, fünf Briefe von Pfeffel an Pfarrer Schimmer,

[1] Aus der noch ungedruckten, 47 Stücke enthaltenden Sammlung der Briefe Pfeffel's an Lavater, deren Mittheilung ich den Nachkommen des Letztern in Zürich und Stäffa verdanke, und wo von mir Hr. Alt-Stadtrath H. Runge eine von ihm genau revidirte Abschrift besorgte.

aus den Jahren 1771, 1781 und 1782 auf, welche sich auf die verschiedenen Phasen beziehen, durch welche die Angelegenheiten der genannten zwei Gemeinden gehen mußten, um endlich zu einem günstigen Abschlusse zu gelangen. Diese Briefe sind nicht nur kennzeichnend für Pfeffel's rastlosen Eifer für das geistige Wohl seiner Landsleute; sie sind auch ein wichtiges Stück Geschichte der reformirten Kirche des Elsasses; so daß ich durch Mittheilung derselben, in der Beilage III zu dieser Arbeit, hoffen darf, dem Leser keine unwillkommene Gabe zu bringen[1].

Ich gehe nun zu Pfeffel's amtlicher Thätigkeit für die lutherische Kirche unseres Heimathlandes über.

Die Revolutionsmanner des Colmarer Jakobinerklubs, durch deren Einfluß auch in der Hauptstadt des Ober-Elsasses die Kirchen geschlossen und die treuen Anhänger des Christenthums genau überwacht wurden, hatten mehr als einmal den blinden Sänger des „Jehova" als Patrizier und Aristokraten angeklagt und dessen Gefangennahme gefordert. Mildere Stimmen aber hatten sich auch erhoben zu seiner Vertheidigung, und an alles das Gute und Gemeinnützige erinnert, das er stets für seine Mitbürger gethan[2]. Unter diesen zeichnete sich namentlich der kräftige, zur Fischerzunft gehörige Stockmeyer

[1] Die genaue Abschrift dieser Briefe verdanke ich meinem Studienfreunde L. Elkes, Pfarrer von Oberseebach.

[2] Ein Beweis wie sehr Pfeffel's Bürgersinn gewürdigt war, ist daß er mit Nikolaus Sandherr, den 20. März 1789, von 29 Privilegirten erwählt worden war um deren Klagbeschwerden nach Schlettstadt zu bringen.

aus, ein Riese an Gestalt und Willenskraft, der geschworen hatte den blutbefleckten Eulogius Schneider, der sich schon auf der Gränze des Oberrheins befand, um seine Verfolgungen auch hier fortzusetzen, um jeden Preis unschädlich zu machen. Da kam glücklicherweise der 9te Thermidor, welcher der Schreckenszeit ein Ende machte. Die Kirchen wurden wieder geöffnet und der Gottesdienst wieder eingeführt. Aber die evangelische Kirche hatte sich damals noch keiner bestimmten Verfassung zu erfreuen.

Treffliche Männer, wie Koch in Paris, Bleſſig, Haſſner, Kern in Straßburg, Metzger in Colmar, arbeiteten kräftig und unaufhaltsam an dem geregelten Aufbau des protestantischen Kirchenwesens, wozu endlich das organische Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X, die erste feste Grundlage bildete. Hatte die constituirende Versammlung schon die Gewissens- und Kultusfreiheit gewahrt, wobei jedoch der Staat der innern Verwaltung der Kirche Frankreichs fremd blieb, so erkannte das Gesetz vom 18. Germinal X die protestantische Kirche nun förmlich an, gab ihr eine bestimmte Verfassung und verlieh ihr den gleichen Schutz wie der katholischen, die somit aufhörte die alleinige Staatsreligion zu sein.

Die erste praktische Folge des neuen Gesetzes für die Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses, war die Einsetzung des Ober-Konsistoriums für beide Rheindepartemente und den Distrikt von Mümpelgard[1].

Pfeffel, der schon seit mehreren Jahren Mitglied des Konsistoriums von Colmar gewesen, wurde nun auch in

[1] Später wurden sämmtliche Kirchen Augsburgischer Konfession in Frankreich unter dasselbe gestellt.

General-Konsistorium berufen, und in der ersten feierlichen Sitzung desselben, den 31. März 1806, in's Directorium gewählt, womit ihm die Verwaltungsgeschäfte des oberrheinischen Departements übertragen wurden[1].

Durch seine vielfachen Erfahrungen, durch seine vielseitigen Kenntnisse und seinen nie rastenden Eifer, wenn es das Wohl seiner Kirche galt, konnte Pfeffel um so wirksamer in seinem hohen Amte walten, als er, wie später noch mehr erörtert werden soll, mit den verschiedenen Präfekten des Oberrheins, die seine Verdienste zu würdigen wußten, in den freundlichsten Verhältnissen stand.

Vor Allem suchte er nach und nach persönlich mit den Geistlichen seines Verwaltungsbezirks bekannt zu werden, indem er sie entweder in ihren Gemeinden aufsuchte oder sie zu sich nach Hause beschied, um sich über die Bedürfnisse der Pfarrei, den Stand der Kirchengüter, die Anwendung der neuen Gesetze mit ihnen zu unterhalten. Eingetretene Schwierigkeiten in Anwendung der letztern, Mißverhältnisse zwischen den Geistlichen oder den weltlichen Kirchenvorstehern, fanden durch den klaren Blick des geistig Sehenden, durch dessen Gerechtigkeitsliebe und Menschenfreundlichkeit, meistens eine erfreuliche Lösung. Selbstverständlich wandte sich seine Thätigkeit auf die ersten Bildungsstätten der heranwachsenden Geschlechter, auf die protestantischen Volksschulen, die damals in vielen Ortschaften des Oberrheins während des Sommers weniger besucht wurden, und wofür er, wenn es nicht anders anging, wenigstens Sonntagsschulen einzuführen anrieth. In

[1] Siehe A. W. Edel, G. A. Pfeffel. Blätter seinem Andenken gewidmet. Straßburg, 1859, S. 14.

der Altersbestimmung der Konfirmanden, herrschte vor der Zeit der neuen protestantischen Schulordnung, keine allgemeine Uebereinstimmung, so daß sich das Direktorium genöthigt fand eine solche offiziell zu verordnen. Die an Pfeffel deßwegen ergangene Einladung zur Einführung einer gemeinsamen Norm beantwortete derselbe in einem Briefe an Blessig, vom 19. Mai 1806, mit folgenden Worten:

„Was die Festsetzung der Konfirmations-Epoche anlangt, so will ich gern mit Ihnen für das zurückgelegte 14. Jahr stimmen, sobald man bei dieser wichtigen Handlung ein gewisses Alter zur Richtschnur nehmen will. Meine Privat-Meinung ist, daß dabei, so wenig als bei Schul Promotionen, der Taufschein, sondern blos die Reife des Geistes und die Erkenntniß der Wahrheiten der Religion in Anschlag kommen sollen."

Von den unausgesetzten Geschäftsbeziehungen des edeln Blinden zu seinen Kollegen in Straßburg, den beiden Inspektoren von Kolmar und Mümpelgard, so wie zu einzelnen Geistlichen oder Gemeinden, zeugt ein noch jetzt im Archiv des Direktoriums vorhandener bedeutender Quartband, in welchem Briefe und andere werthvolle Dokumente Pfeffel's vereinigt sind. Die Sammlung derselben ist dessen Nachfolger im Ober-Konsistorium und Direktorium, Johann Ulrich Metzger (gest. den 25. April 1836), zu verdanken. Die offiziellen Schreiben sind in französischer Sprache abgefaßt; vertrautere Briefe an den Präsidenten Kern, an Blessig und einige Andere, sind deutsch geschrieben[1].

[1] Siehe F. W. Edel, a. a. O., S. 14 u. 15.

Mit welchem Ernſte, aber auch zugleich mit welcher Schonung, Pfeffel, in ſchwierigen Streitſachen, zu Frieden und Verſöhnung rieth, davon gibt nachfolgender Brief, den Inſpektor Edel, in ſeinem mehrmals angeführten Büchlein, S. 17 u. 18, mittheilt, ein rührendes Beiſpiel; er iſt zu charakteriſtiſch, um nicht hier wiederholt zu werden.

„Colmar, den 27. März 1801.

„An Hrn. ***, Paſtor in ***.

„Ihre Zuſchrift vom 24ſten, mein werther Hr. Pfarrer, traf mich bettlägerig an. Ich war aber bereits und zwar durch Hrn. Präſ. *** von dem Vorfall unterrichtet, der ſich in ihrer Konſiſtorial Sitzung vom 21. dieſes zugetragen hat. Dergleichen Auftritte können keinen andern als ſchlimmen Eindruck machen, und es muß jedem Freunde des Friedens gedoppelt wehe thun, wenn er die Zwietracht in ein Kollegium einreißen ſieht, dem die Sache der Religion anvertraut iſt. Als einzelnes Direktorial Mitglied kann ich blos rathen, und nicht entſcheiden; und mein wohlgemeinter Rath beſteht darin, daß Sie, lieber Herr Pfarrer, ſich blos vertheidigungsweiſe betragen, und in Ihrer Vertheidigung ſich die größte Mäßigung zum heiligſten Geſetze machen. Hr. Pfr. *** hat ſeine Beſchwerden ſchriftlich abgefaßt und an das Direktorium abgeben laſſen. Ein Gleiches ſteht Ihnen frei. Thun Sie Solches, ſo wird das Direktorium wahrſcheinlich beide Klagſchriften an Ihr Konſiſtorium ſchicken, um darauf zu antworten, welches beſſer wäre, als wenn Sie eine individuelle Klage formirten. Einem jungen angehenden Pfarrer ſteht es immer am beſten an, wenn er ſich, ſo lange es möglich iſt, leidend verhält. Geben Sie keine Klage ein,

ſondern laſſen Sie das Konſiſtorium fechten, ſo werden des Hrn. Präſ. *** Beſchwerden demungeachtet anders nicht, als nach einer vorher eingeholten Antwort des Konſiſtoriums entſchieden werden können, weil in jedem Streit beide Theile angehört werden müſſen.

„Dieſes iſt Alles, was die Lage der Sache und meine Geſundheitsumſtände mir zu ſchreiben erlauben. Wenn Sie als ein wahrer Diener der Religion mit Gelaſſenheit, Sanftmuth und chriſtlicher Friedensliebe zu Werke gehen, ſo wird auch dieſer Knoten ſich zu Ihrer Zufriedenheit löſen, und die Achtung und das Vertrauen Ihrer Pfarrgenoſſen wird in eben dem Grade ſteigen, als Sie die Hände zur Eintracht und zur gemeinſchaftlichen Beförderung des Guten bieten werden."

Dieſer Brief iſt der vorletzte amtliche, der ſich in der bezeichneten Sammlung befindet. Pfeffel ſtarb bekanntlich den 1. Mai deſſelben Jahres 1809.

Nicht nur in der Vaterſtadt und im ganzen Elſaß, auch im Auslande wurde das Hinſcheiden eines der edelſten Männer von ſeinen Zeitgenoſſen beklagt, ſowohl in öffentlichen Blättern, als in Privatbriefen an die Familie. Eines der werthvollſten Zeugniſſe der Freundſchaft und der Verehrung Pfeffel's legte der Dichter Johann Georg Jacobi in dem ſchon oben angeführten längern Schreiben an ſeinen Bruder, den Philoſophen und Romanſchriftſteller, Friedrich Heinrich Jacobi, ab. Den rührenden, noch ungedruckten Leidbrief, den Jung Stilling an einen Schwiegerſohn des Heimgegangenen ſchrieb, und in dem der Verfaſſer „der Scenen aus dem Geiſterreich" unverkennbar iſt, wird unſere Beilage IV bringen.

Auch das Direktorium der Kirchen Augsburgiſcher Konfeſſion

wollte daß das Andenken des bis zu seinem Ende treuen und thätigen Mitgliedes desselben im Elsaß gefeiert würde. Zu dem Sendschreiben an sämmtliche Konsistorien, vom 23. Mai 1809, welches die Ankündigung der Reformationsfeier für dieses Jahr enthielt, hat Prof. Blessig einige Blätter der Erinnerung an Pfeffel geschrieben, die sein Lebensbild in kurzen, treffenden Zügen schildern. Am Schlusse derselben heißt es:

„Es ist des Direktoriums Wille, daß das Andenken des Edeln, welcher sich um unsere Kirchen so verdient gemacht hat, in unsern Kirchen mit gerechter Erkenntlichkeit gepriesen werde. Als Grundlage einer solchen dankbaren Erwähnung, die nach Ort und Umständen abgeändert werden kann, bietet das Direktorium das bisher Erinnerte an, womit die Ankündigung der Reformationsfeier, den Sonntag vorher, zu eröffnen ist. Pfeffel's Bild kann nur Ermunterung für gewählte Sprache und Einkleidung, dem Prediger; zum Nacheifer in Amtstreue, den Kirchenvorstehern; dem aufstrebenden Jünglinge zum Glauben an Anerkennung wahren Verdienstes, und allen unsern Gemeinden, zum Thatbeweis ihrer Erkenntlichkeit für die ihnen geleisteten, und auch für die Zukunft zu leistenden Treue, ein vielfach heilsamer Wink sein'."

Ich habe nun noch, zum Schlusse, von Pfeffel's anderweitiger Wirksamkeit zu sprechen, namentlich in Bezug auf gemeinnützige Werke und Anstalten.

[1] S. Monatsblätter der Blessig Stiftung, herausgegeben von F. W. Edel, Bd. IV. Straßburg, bei F. C. Heitz, 1850, S. 331 u. 335. In demselben Band, S. 321–331, befindet sich auch Blessig's Gedächtnißrede auf Pfeffel.

Nach dem Aufhören seiner Militärakademie, wandte sich Pfeffel, theils zur Erholung und aus innerm Drange, theils zu seinem und der Seinigen Lebensunterhalte, mit erneuertem Eifer an die Muse. Eine große Anzahl der Gedichte, so wie beinahe die sämmtlichen prosaischen Schriften, verfaßte er nach dem Jahre 1792. Sie erschienen zuerst einzeln in der Iris von J. G. Jacobi, in der Flora und Pomona von Sophie La Roche, in den von Becker oder von Cotta herausgegebenen Taschenbüchern u. a., und wurden zuletzt unter dem Titel „Poetische Versuche", in 10 Bänden, und unter dem „Prosaische Versuche", ebenfalls in 10 Bänden, von dem zuletzt genannten Verleger, in Stuttgart und Tübingen, gesammelt herausgegeben.

Neben diesen Arbeiten, nahm ihn ein schon in früheren Zeiten begonnener und bis zu seinem Ende fortgesetzter vielseitiger Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Geistern verschiedener Länder in Anspruch. Derselbe umfaßt mehr als fünfzig Jahre und enthält die wichtigsten Denkwürdigkeiten auf den Gebieten der Politik, der Kirche, der Schule und der Literatur jener Epoche; so wie er auch das reiche innere Leben des Geistes und des Herzens des theuern Mannes erschließt [1].

[1] Es seien hier nur einige der hervorragendsten Korrespondenten namhaft gemacht: Schweizer: Iselin, Bodmer, Breitinger, Lavater, Salis-Seewis, Hirzel, Pfenninger, Füßli, Escher, Pestalozzi, Fellenberg, Sarasin. — Deutsche: die Brüder F. H. u. J. G. Jacobi, Jung-Stilling, Schlosser (Goethe's Schwager), Göckingk, Sophie La Roche, Wilhelmine Müller, Leß, Gotter, Voß. — Franzosen: de Gérando, de Montbrison, Marmontel, Florian, Noel, Augustin Perrier, Ramond de Carbonnières, Francois de Neufchateau, u. s. w.

Neben der Kirche und der Schule, deren Angelegenheiten er ſtets mit Liebe und Eifer beſorgte, war Pfeffel auch noch, ſowohl durch die Aemter die er bekleidete, als durch die Vereine, die er gründete oder deren Mitglied er wurde, ein umſichtiger, begeiſterter Beförderer verſchiedener gemeinnütziger Werke.

Viele Jahre war er Mitglied des Handelsrathes in Colmar. Später leiſtete er treffliche Dienſte als offizieller Ueberſetzer der Präfektur des Oberrheins, Secrétaire interprète de la Préfecture. Nachdem er die Ernennung zu dieſer ehrenvollen Stelle erhalten, ſchrieb er an ſeinen Freund Saraſin in Baſel: „Es kam mir wunderſeltſam vor, daß die Republik, die von mir bisher nur immer empfing, mir endlich nun auch geben wollte."

Außer den verſchiedenartigſten Akten, die er zu überſetzen hatte, mußte er auch den deutſchen Theil des wöchentlich einmal erſcheinenden Präfekturblattes beſorgen, welches allen Beamten des Departementes zugeſchickt wurde. Pfeffel beſaß nicht nur gründliche Kenntniß des Franzöſiſchen, er ſchrieb es auch in klarer, gefälliger Weiſe. Das beſtätigte auf das ſchmeichelhafteſte der, zu ſeiner Zeit, auch als Grammatiker und Literatur Kritiker glänzende Verfaſſer der Contes moraux. Als Antwort auf einen franzöſiſchen Brief, ſchrieb ihm Marmontel: „Votre lettre m'annonce une plume exercée, et celui qui écrit si purement et si élégamment le français, doit le bien traduire.» (Abbeville, près Gaillon-sur-Seine, le 1er février 1793)[1]. Der deutſchen Sprache wußte er, bei den oft trocke-

[1] Siehe den vollſtändigen Brief in « *Th. C. Pfeffel* de Colmar. Souvenirs biographiques recueillis par son arrière-petite-fille Mad. *Lina Beck-Bernard*. » Lausanne 1856, p. 32 et 33.

nen, aller äſthetiſchen Form baaren Gegenſtänden, die er zu übertragen hatte, neue entſprechende Ausdrücke abzugewinnen. „In der glücklichen Erfindung von Wendungen und Wörtern, welche die franzöſiſche Kanzleiſprache ausdrücken — ſagt Ehrenfried Stöber[1] — kann er als Vorbild dienen. Außerdem mußte er auch die politiſchen, wiſſenſchaftlichen und ökonomiſchen Aufſätze, welche auf Befehl der Regierung gedruckt wurden, überſetzen. So fand ich ihn vor einigen Jahren mit der Ueberſetzung einer Anweiſung zum Branntweinbrennen beſchäftigt. Keine Mühe war ihm zu ſauer. Er las ſie, wegen der techniſchen Ausdrücke, ſeinen chemiſchen Freunden vor. Nie hielt er eine Arbeit für vollendet, ſo lange er noch fühlte daß er etwas daran verbeſſern könnte, und war dies nicht mehr der Fall, dann durfte wohl auch die Kritik damit zufrieden ſein.“

Daß Pfeffel, der Bürger, der Menſchenfreund, auch in dieſer Stellung, und bei dem Anſehen, in dem er bei den erſten Verwaltern des Departementes ſtand, vielfach um That und Rath angeſprochen wurde, iſt eben ſo natürlich, als daß er ſie gerne und auf's wirkſamſte ertheilte.

Aber auch fortgeſetzt fanden durch ihn die Güter des Geiſtes, die Pflege des Guten, Wahren und Schönen in ſeinem Kreiſe fruchtbares, erfreuliches Gedeihen.

Colmar beſaß, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, eine nicht geringe Anzahl tüchtiger und nach verſchiedenen Seiten hin, wiſſenſchaftlich gebildeter Männer, die ſich das Gemeinweſen der Stadt durch ihren Antheil an nütz

[1] „Blätter dem Andenken Pfeffel's gewidmet,“ Straßburg und Paris, 1841, S. 241.

lichen Anſtalten, und ihre eigene Fortbildung durch mündliche Beſprechungen und Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten Geiſtesprodukten ihrer Zeit ernſtlich angelegen ſein ließen. Sie ſtifteten, von Pfeffel angeregt, im Jahr 1769, einen gelehrten Verein, dem ſie den beſcheidenen Namen Leſegeſellſchaft gaben. Sie zählte nach und nach zu ihren Mitgliedern: J. Ulrich Metzger, Butenſchön, Lerſe, Billing, Pfr. Lucé, Hofrath Wild, Nikol. Sandherr, Dr. Glorin, die Brüder Dr. und Prof. Bartholdi, Kaſimir Karpff, u. A., deren Namen auch außerhalb ihrer nächſten Umgebung den beſten Klang hatten. Sie hielten mehrere der bedeutendſten literariſchen Zeitſchriften, ſchafften ſich vorzügliche Bücher an, die unter ihnen circulirten, und über die ſie ſich in ihren Verſammlungen beſprachen[1]. Dieſe Verſammlungen hatten regelmäßig einmal des Monats ſtatt; ein, je für ein halbes Jahr gewählter Präſident, leitete die Beſprechungen über vorgelegte Fragen oder ſchriftliche Arbeiten; von letztern befinden ſich noch mehrere, wie auch Anreden, in Pfeffel's Nachlaß[2]. Während der ſchönen Jahrszeit, trafen ſich die Mitglieder in dem freundlichen Garten, den die Familie Bartholdi, ihnen, ſo wie den ſie beglei-

[1] Sie befinden ſich jetzt zum Theil in der Bibliothek des Colmarer Konſiſtoriums.

[2] J. P. von Pfeffel: Ueber den Frieden und das freie Amerika, 1782. — Reiſe in die Pfalz, 1783. — Von J. U. Metzger: Reiſebeſchreibung durch das helvetiſche Mänmerthal, 1778. — Gedächtnißfeier Hrn. Dr. Glorin gehalten in der Leſegeſellſchaft, den 6. März 1781.

tenden Fremden, auf das gastfreundlichste erschloß[1]. Ein jüngerer elsässischer Dichter, der ihn im Jahr 1804, in Pfeffel's Gesellschaft besuchte, sagt davon: „Der Garten ist sehr geräumig; er faßt viele ehrwürdige Bäume, in deren Schatten das traute liche Wort noch traulicher wird. Hier scheint Vater Pfeffel so ganz sich zu behagen; geehrt von Allem was ihn umgibt, entfaltet sich hier ungestört sein Inneres, besonders seine liebenswürdige Geselligkeit, die sich hier so unbefangen ausspricht... Wie rührend ist es, diesen Patriarchen Alsatiens mit voller Seele über das Schöne und Gute sprechen zu hören, ohne daß er dabei, was dem Greise so oft geschieht, in den leidigen Predigerton verfällt! Aber vor Allem zeigt sich hier der epigrammatische Pfeffel; ein sinnreicher Einfall, ein Anekdötchen folgt dem andern[2]."

Die Lesegesellschaft nahm sowohl die deutsche als die französische Literatur in ihren Kreis auf und entsprach damit vollkommen dem Geiste der Doppelbildung, die dem richtig denkenden und fühlenden Elsässer immer von großem Gewinne war und segensreich auch in das Familienleben drang. Aber auch praktisch wirkte die Lesegesellschaft, indem sie alle städtischen, gemeinnützigen Zwecke befördern half, und ihnen entsprechende Anstalten hervorrief; so legte sie, 1783, eine freie Zeichnenschule für 24 arme Kinder an.

[1] Er lag zwischen der Lauch, dem Boulevard St-Peter und dem Schlangengäßchen; ein Arm des Lauchkanals lief mitten hindurch. Vor Zeiten gehörte er der Gesellschaft „zum Wagkeller". (L. M.)

[2] S. ein Besuch bei Pfeffel, von Ehrenfried Stöber. S. Erwinia, 1838, S. 126-127.

Der Colmarer Verein wurde nach und nach auch auswärts bekannt und war gewiß nicht ohne Mitwirkung auf die Gründung der Gesellschaft zur Beförderung des guten Geschmacks und der Wissenschaft, die den 21. November 1775[1] in Mülhausen begann, im Jahr 1789 den Namen Patriotische Gesellschaft[2] annahm und bis zum 26. November 1789 fortdauerte. In Pfeffel's Institut befanden sich mehrere junge Mülhauser, mit deren Familien er in Verbindung stand; auch war er innig befreundet mit den edeln Brüdern Sebastian[3], Anton[4] und Johannes Spörlin[5], mit Pf. Mäder und mit dem trefflichen Stadtschreiber Josua Hofer; so daß er oft und gerne die altehrwürdige Schweizerstadt besuchte und an deren geistigem Streben freudigen Antheil nahm.

Noch ein anderes Band schlang sich um die dortigen Freunde, und um Pfeffel und einige Mitglieder der Colmarer Lesegesellschaft: sie gehörten auch der damals in kräftiger Blüte stehenden Helvetischen Gesellschaft an, die am 3. Mai 1761 zu Schinznach gestiftet wurde, später nach Olten und sodann nach Aarau übersiedelte.

[1] S. das Protokoll. — Nicht erst 1778, wie ein Mülhauser Schriftsteller schreibt.

[2] Nicht zu politischen Zwecken, sondern zur Beförderung gemeinnütziger Werke; von der Gesellschaft ging der Plan zu einem Waisenhause und zur Errichtung eines Arbeitshauses für Sträflinge aus. (S. das Protokoll).

[3] Schöffel und Zehner der Rebleutzunft.

[4] Zunftmeister zu Rebleuten und Waffenvogt; er präsidirte die Helvetische Gesellschaft im Jahr 1793.

[5] Pfarrer an der St Stephanskirche.

So oft es ihm nur möglich war, wohnte Pfeffel den, gewöhnlich im Mai ſtattfindenden Sitzungen bei, wo er, außer den weiter oben genannten Freunden, ſich noch mit andern wackern Männern der Schweiz innig verband; war er doch ſelbſt Schweizer geworden, da ihm die Stadt Biel im Jahr 1782, das Bürgerrecht für ſich und ſeine Kinder verliehen und ihn ſogar zum Ehren-Groſsrath ernannt hatte.

Mehr als einmal hatte man unſerm Pfeffel, der ſeit dem Jahr 1777 Mitglied der Geſellſchaft war, den Vorſitz derſelben angetragen; er hatte ſich jedoch immer geweigert ihn einzunehmen. Den 25. Mai 1784 nun, wählten ihn ſeine Kollegen wieder einſtimmig zum Vorſtande für das folgende Jahr. Er brachte zwar ſeine ſchon früher angegebenen Gründe wieder vor und ſagte zuletzt: „Bedenken Sie doch, meine Herren und Freunde, daſs ich nicht zum Führer gemacht bin, und daſs man mich führen muſs;“ allein diesmal war alles Sträuben vergebens. Eines der Mitglieder wies es mit einem ſchlagenden Worte zurück, das er, in Proſa geſprochen, gleich nachher in folgende Reime brachte:

„Lang hat man, Pfeffel! dich, geruhrt
Von Mitleid, an dem Arm geführt.
Bezeug' uns jetzt mit Menſchlichkeit
Die nemliche Barmherzigkeit;
Ach, ändre nun den alten Brauch!
Komm', Lieber, komm' und führ' uns auch!“

Pfeffel, der im vorhergegangenen Jahre, das bei J. J. Thurneyſen zu Baſel erſchienene, niedlich ausgeſtattete Bändchen, Fabeln der helvetiſchen Geſellſchaft gewidmet, herausgegeben hatte, nahm endlich zur Freude aller Anweſenden

das Präsidium im [illegible] Jahr 1784 an. In einem launigen Briefe, im Manuskript, den er bereits den 17. Januar dieses Jahres, an seinen Freund Jakob Sarasin von Basel, schrieb, setzte er den Anfang der Zusammenkunft auf den 10. Mai fest[1].

Nach einer kurzen Anrede an die Versammlung, wurde eine Abhandlung vorgelesen, die er eigens für dieselbe abgefaßt hatte, nemlich: „Ueber die europäische Kriegsverfassung vor der Erfindung des Feuergewehrs und über die Veränderungen, welche diese Erfindung in unserm Welttheil überhaupt, und in Helvetien insbesondere hervorbrachte." Sie fand allgemeinen Beifall und wurde im nächsten Hefte der Arbeiten der Gesellschaft abgedruckt.

In den nachfolgenden Jahren war es Pfeffel nicht mehr vergönnt, den Sitzungen regelmäßig beizuwohnen. Er beklagt dies selbst in seiner „Epistel an die Helvetische Gesellschaft in Olten, 1794":

„Schon wieder, ach! zum sechstenmale,
Versagt das Schicksal mir die Lust
Aus Tell's geheiligtem Pokale
Mit euch zu trinken; meine Brust
An einer biedern Brust zu wärmen,
Und, wie es Vater Klaros heißt,
Am rechten Orte süß zu schwärmen:
Ja, Brüder, krank an Leib und Geist,
Weiß ich nicht mehr wie man sich freut..."

Doch erschien er noch mit seinem würdigen Zürcher Freunde Dr. Hirzel in der letzten Sitzung, die im 18. Jahrhundert,

[1] S. Beilage V.

im Mai 1797, zu Aarau[1] abgehalten wurde. „Unendlichen Jubel," sagt Karl Morell, der Geschichtschreiber der Helvetischen Gesellschaft, „erregte auch bei dieser Zusammenkunft die Anwesenheit zweier hochverehrten Veteranen der Gesellschaft, des blinden Dichters Pfeffel und des nun in hohem Greisenalter stehenden Dr. Hirzel, der, wie er der eigentliche Gründer der Gesellschaft war, nun, nach beinahe vierzigjährigem Bestande derselben, an ihrer letzten und zahlreichsten Versammlung Theil nahm[2]."

Gleich der Colmarer Lesegesellschaft und der Mülhauser patriotischen Gesellschaft, hatte sich die helvetische zum Ziel gesetzt, alle gemeinnützigen Werke im Vaterlande zu befördern; Sinn für Kunst, Literatur und Wissenschaft zu verbreiten; besonders aber auch kräftig in die Entwicklung und Handhabung des politischen Wesens einzugreifen, und der in manchen Kantonen hie und da drohenden Verfinsterung und dem daraus hervorgehenden Geisteszwang entgegen zu treten, was ihr um so mehr gelang, da sie die freisinnigsten und begabtesten Männer des Landes zu ihren Mitgliedern zählte.

Später als die eben angeführten Gesellschaften, den 17. Juni 1799, wurde die Société libre des sciences et arts de Strasbourg gegründet; den 29. Juli 1808, die Société d'agriculture; beide vereinigten sich, den 21. September 1892,

[1] Hier tagte die Gesellschaft seit dem Jahr 1795. „Auch mir, Bruder, ist es lieb, daß unsere Helvetische Gesellschaft nach Aarau verlegt wird, da man den Weg demnach in zween Tagen zurücklegen kann." Pfeffel an J. Sarasin (ungedruckter Brief vom 20. April 1795).

[2] S. Die Helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt. Winterthur, 1863, S. 361-362.

zur Société des sciences, agriculture et arts, welche bis in die neueste Zeit fortdauerte. „Kunst, Wissenschaft, Bodencultur; ausnahmsweise, als Schmuck des Ganzen, Literatur und Poesie, richteten sich die Hand in diesem halb akademischen, halb praktischen Kreise.“ Pfeffel wurde von beiden Vereinen zum Ehrenmitglied ernannt und zeigte sich auch als solches so nützlich und wirksam, als es ihm seine Geschäfte und seine Gesundheit erlaubten. Straßburg war ihm übrigens immer lieb gewesen. In frühern Zeiten besuchte er da Pfarrer Stuber, Oberlin's Nachfolger im Steinthal; Oberlin, den Philologen und Archäologen; später beide Schweighäuser; auch die Familien von Türkheim, Frank, Kern, Weiß, Rieder, Stober u. A. erfreuten sich seiner Besuche.

Noch vor der Vereinigung der beiden so eben bezeichneten Gesellschaften, den 9. März 1801, wurde in Colmar ein neuer, jenen, dem Plane nach, ähnlicher Verein gestiftet, die Nacheiferungsgesellschaft, Société d'emulation, wozu auch Pfeffel's Rath und Mitwirkung in Anspruch genommen wurde.

Der Stifter derselben war J. J. Rapt, „einer der gelehrtesten Männer der Republik, dem man in Lyon nachweinte,“ schreibt Pfeffel an seinen Freund Sarasin[2]. Er war der erste Präfekt des oberrheinischen Departements, und starb 1841, als General-Inspektor der Universität. Er ist bekannt als

[1] S. L. Spach, Moderne Culturzustände im Elsaß. Straßburg, 1873, Bd. I, S. 295.

[2] Brief vom 11. April 1801. C. Pfeffel's Epistel an die Nachwelt, nebst ungedruckten Briefen, u. s. w., S. 73.

Verfasser oder Mitherausgeber zahlreicher Bücher für die Sekundarschulen Frankreichs[1].

Die Gesellschaft führte den Namen Société d'émulation des sciences, belles-lettres et arts; sie bestand ursprünglich aus 36 ordentlichen Mitgliedern, 12 associés résidants, in Colmar, 24 im Departement und eine unbestimmte Zahl außer demselben. Noël präsidirte; Pfeffel wurde zum zweiten Präsidenten erwählt. Ihre erste öffentliche Sitzung hielt sie den 26. Mai 1802.

Eine weitere Ausdehnung, sowohl in Beziehung auf ihren Zweck und ihre innere Einrichtung, als auf die Zahl der verschiedenartigen Theilnehmer, erhielt die Nacheiferungsgesellschaft durch Noël's Nachfolger, Felix Desportes. In Colmar zählte sie 66 Mitglieder, im Departement 61, und 56 außerhalb demselben wohnende Franzosen, Deutsche, Schweizer. Der Natur ihrer Arbeit nach, zerfiel diese Departemental-Akademie in drei Klassen:

Die erste beschäftigte sich mit den mathematischen, physischen und naturgeschichtlichen Wissenschaften, mit Haus- und Landwirthschaft.

Die zweite, mit Statistik, Handel, Manufakturen, Industrie und Künsten.

Die dritte, mit schöner Literatur und Moraldisciplin.

Die Sitzungen fanden den 1. und 15. jedes Monats statt; alljährlich wurde eine General-Sitzung abgehalten, in welcher auch die im vorhergehenden Jahre ausgeschriebenen Preise vertheilt wurden.

[1] Gradus ad Parnassum; Dictionnaire fr. lat. et lat. fr.; Grammaire; Leçons de littérature et de morale, etc. etc.

Die zu beantwortenden Fragen betrafen meistens Anstalten von gemeinnützigem Werthe, Verbesserungen im Ackerbau und in der Viehzucht, Erfindungen oder neue Methoden in Gewerben und Industrie. Die Schriften konnten in französischer, deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt werden.

Auf Vorschlag des regsamen, geistreichen Präfekten oder anderer Mitglieder, traten auch mehrere wichtige, zum Theil großartige Werke in's Leben: Ackerbau-Comizien wurden gegründet; die Wälle von Colmar und die Landstraßen im ganzen Departement mit zahlreichen Bäumen bepflanzt; ein botanischer Garten angelegt; die Schafzucht durch Einführung ächter Merinos verbessert; die Bienenzucht auf zweckmäßigere Weise anempfohlen, und dazu, in Auftrag der Gesellschaft, zwei Schriften: von Pfarrer Engel, in Colmar (französisch), und von Pfarrer Lucé, in Münster (deutsch), abgefaßt und im Departemente verbreitet.

Pfeffel gehörte der dritten Klasse der Nacheiferungsgesellschaft an; doch sein thätiger Gemeinsinn, sein vielfaches Wissen, und seine lange, reiche Erfahrung ließen ihn auch an andern das allgemeine Wohl betreffenden Verhandlungen Theil nehmen, um so mehr, da er als fortdauernder zweiter Vorstand, in Abwesenheit des ihn behülflichen Präfekten, die Sitzungen zu leiten hatte[1].

[1] Näheres über die Société d'émulation und ihre Leistungen befindet sich in: *Annuaire du département du Haut-Rhin.* Colmar, An VII, p. 281-294. Mit dem Verzeichniß der Mitglieder. — Annuaire, etc. An VIII, p. 376-384. — *Petite Bibliothèque.* Appel à l'opinion des habitans du Haut-Rhin. Paris, 1820, p. 67, etc. — X. *Mossmann*, Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar, 1863, p. 163-171.

Auch unter Felix Desportes blieb er beeidigter Ueberſetzer der Präfektur; zudem ſtand er noch als Mitglied und Präſident der verſchiedenen Unterrichts-Jury, in ſteter geſchäftlicher und freundſchaftlicher Berührung mit dem Oberhaupte des Departements. Auf deſſen Vorſchlag wurde auch Pfeffel's Büſte im Aktenſaale des Collegiums von Colmar aufgeſtellt und den 10. November 1811 feierlich eingeweiht, wobei der Präfekt, unter andern, folgende aus tiefſtem Herzen fließende Worte ſprach:

« ... Mes tristes regards te cherchent et ne te trouvent plus dans les rangs de ces hommes de lettres, au milieu de ces savants qui, inclinés comme nous devant ton profond savoir, se groupaient autour de toi pour recueillir les oracles de ton goût et pour jouir des sublimes émanations de ton cœur. C'était ici que ce cœur, toujours ami de l'enfance, venait renouveler ses plus douces affections au bruit des victoires de notre jeunesse! Tes yeux éteints à la lumière trouvaient encore des larmes pour exprimer ton plaisir; et ta tête patriarcale, ton noble visage dont les peines de la vie n'avaient pu altérer ni la sérénité ni la candeur, que Lavater lui-même avait choisi pour type de toutes les vertus et de la plus ineffable bonté, ton visage rayonnait de joie à chaque nom triomphant qui frappait ton oreille. Cette école, ô bon *Pfeffel!* est le sanctuaire où tu dois être à jamais vénéré. Ta longue existence employée sans cesse à l'éducation de la jeunesse, tes services signalés, tous rendus à l'instruction publique, tes ouvrages où respire le plus pur amour de la religion, de la morale et des lois, tout consacre ici tes vertus civiques et tes pieux travaux à notre reconnaissance...»

So schwach und unvollständig auch die Züge sein mögen, die ich zu des edeln Mannes Lebensbild zu entwerfen versuchte, so genügen sie gewiß um in jedes Lesers Geist und Herzen den Ausspruch zu begründen:

Gottlieb Konrad Pfeffel hat sich, nicht nur als Dichter, auch als Erzieher und Schulmann, als Verwalter des Kirchenwesens, als Beförderer vieler gemeinnütziger Werke, um seine Vaterstadt, um das Elsaß, um die Menschheit, hoch verdient gemacht!

Beilagen.

1.

G. K. Pfeffel an J. Sarasin in Basel.

(Ungedruckter Briefwechsel.)

Nächstens, Bruder, werden Dir ein paar Männer aus einem hiesigen benachbarten Dorfe[1] ein Briefchen von mir bringen, worin ich Dich bitte ihnen zu rathen, ob und wie sie in Basel die Erlaubniß für Kirche und Schule zu kollektiren erhalten können. Das Dorf ist das einzige im Ober-Elsaß, wo noch keine Katholiken eingenistet sind, deren simultaneum immer verfolgerisch und verderblich ist. Die Leute haben eine Art von Association unter sich, vermöge der sie alle Häuser an sich steigern, welche arme Protestanten verkaufen mußten. Diese muthige Politik macht daß sie nun ihre Kirche und Schule nicht aus eigenen Mitteln bestreiten können.

[1] Jebsheim, nordöstlich von Colmar. S. den folgenden Brief.

Ihr Co-seigneur, Herr von Berkheim[1], mein alter Freund, der viel für sie gethan, hat mir die Leute sehr dringend empfohlen. Ich will ihnen auch ein Briefchen an Gevatter Lavater mitgeben, das Du vielleicht so gut bist mit einer Zeile zu begleiten, weil ich nicht für rathsam halte die obigen Details hineinzusetzen, da dergleichen Briefe verloren gehn können.

(Colmar), den 31. Jänner 1781. Pf.

II.

G. K. Pfeffel an J. K. Lavater in Zürich.

(Ungedruckter Briefwechsel.)

Schon lange, mein theuerster Gevatter, hätte ich Ihnen danken sollen für Ihre schöne Uebersetzung der Apokalypse, die mir dieses Buch in einem neuen Lichte gezeigt hat, und für Ihr treffliches Weihnachtslied, das so warm und rein aus Ihrem davidischen Herzen geflossen ist. Allein häufige Berufsgeschäfte und häusliche Sorgen und Leiden, wovon unser Sarasin Sie vermuthlich unterrichtet hat, haben mich davon abgehalten. Gott belohne Ihnen alle Liebe die Sie zu mir tragen, und helfe mir täglich Ihrer würdiger zu werden.

Die Ueberbringer meines Briefes sind die Abgeordneten einer protestantischen oberelsässischen Gemeinde, die mir sehr

[1] Philipp Friedrich v. B., von der Linie Jebsheim-Schoppenweier (1731-1812). Der größere Theil von Jebsheim war der Familie Rappoltstein zuständig.

dringend empfohlen wurde und für die ich Sie um Ihren menschenliebenden Rath anflehe.

Die Erbauung einer Kirche und eines Schulhauses hat ihre Kräfte erschöpft. Ihr unbescholtener Leumund hat ihnen Kredit verschafft, und diesen wünschen sie, durch richtige Abzahlung ihrer Schulden zu rechtfertigen.

Sie werden Ihnen, mein theuerster Gevatter, ihre Steuerpatente vorweisen, und meine Bitte wäre daß Sie ihnen sagten, ob und wie sie, in Zurich Gebrauch davon machen können. Rebsheim ist die einzige noch ganz protestantische Gemeinde im Obern Elsaß, und Sarasin wird Ihnen noch etwas von ihr sagen, das ich Bedenken trage, einem Briefe der nicht mit der Post läuft, anzuvertrauen.

Erlaubte ihre Lage oder die Verfassung Ihrer Stadt, Ihnen, mein theuerster Gevatter, nicht die Leute zu empfehlen, so weiß ich doch, daß sie gestärkter von Ihnen weggehen werden als aus manchem Hause an dem sie mehr Recht hatten anzuklopfen.

Empfehlen Sie mich meiner würdigen Gevatterin; küssen Sie meine liebe Luise[1] und Ihren Freund Pfenninger, in meinem Namen. Von meiner Frau und meinen Freunden Lerse und Luce, finden Sie hier die wärmsten Grüße. Ich umarme Sie mit der zärtlichsten Ehrerbietung und Liebe.

Colmar, den 1. Hornung 1781. Pf.

[1] Pfeffel's Pathenkind; an sie richtete er „das Bild der Tugend", 1805.

III.

Fünf Briefe von G. K. Pfeffel an Pfarrer Schimmer in Weissenburg.

(Pfarr-Archiv von Obersebach.)

I.

Hochgeschätzter Herr Pfarrer,

Die Fürbitte welche Sie für die Ueberbringer dieser Zeilen bei mir einlegen, macht Ihrem Herzen um so mehr Ehre, je gewöhnlicher es auch noch in unsern Tagen ist, Leute die man von einer andern Religion glaubt, mit ruhiger Seele den Drangsalen des Gewissenszwanges zu überlassen. Die guten Männer werden Ihnen mündlich sagen, was man ihnen gerathen und ihretwegen verabredet hat. Ich wünschte nur, daß es mir eben so wenig an Kräften fehlte, als es mir an gutem Willen mangelt zur Beruhigung dieser Unglücklichen etwas beizutragen. Vielleicht sollte man noch ein Weilchen warten um zu sehen was die aufgehende Sonne für einen Tag mit sich bringt[1]. Ich will aber meine Meinung herzlich gerne Andern unterwerfen.... Pf.

Colmar, 29. Dezember 1774.

[1] Ludwig's XVI. Regierungsantritt

2.

Ew. Hochehrwürden erlauben mir Ihnen eine Sache anzuvertrauen, die Ihnen um so weniger gleichgültig sein kann, da Sie einen Ihrer Kollegen angeht, und ihn sowohl als unsere Glaubensgenossen in Weissenburg mit den verdrießlichsten Folgen bedroht.

Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die reformirten Einwohner von Oberseebach und Schleithal durch ein königliches Arrêté die Erlaubniß erhalten haben, ein Bethaus und zwei Lehrer ihrer Religion zu errichten, wovon der eine die Kommunion halten darf, ohne daß übrigens die bisherigen Nutznießungen des katholischen Pfarrers darunter leiden sollen. Die Art wie die Seebacher Bauern diese Wohlthat aufgenommen, setzt sie der Gefahr aus sie wieder zu verlieren. Sie sind dem Hofe als unruhige widerspenstige Köpfe geschildert worden, die mit den erhaltenen Vortheilen unzufrieden, die verwegensten Ansprüche im Schilde führen. Das Bedenklichste in der Sache ist dieses, daß Hr. Pfr. Leonhard[1] in Weissenburg in den eingesandten Klageschriften als der Anstifter der Unruhen und als der Aufwiegler der mißvergnügten Bauern angegeben wird[2].

Ew. Hochehrwürden können sich die widrigen Eindrücke leicht vorstellen, welche dieses Anbringen gemacht hat, und die gefährlichen Einflüsse errathen, die es auf das Schicksal des Hrn. Pfarrers Leonhard, und auf die Ruhe unserer eigenen Kirche haben kann.

[1] Der andere katholische Pfarrer, Schweiner, Kollege.

[2] Woher diese Intriguen stammten, wird der nachfolgende Brief zeigen.

Meine Absichten, bei der Eröffnung dieses Geheimnisses, sind keine andere als wo möglich dem Ungewitter vorzubeugen, und, da ich weder Ihren Hrn. Kollegen noch die eigentliche Lage der Sache kenne, so wende ich mich deßwegen an Sie, wertheſter Hr. Pfarrer, und überlaſſe Ihrer chriſtlichen Klugheit und Menſchenliebe die Wahl der Mittel die zur Erhaltung dieſes heilſamen Zweckes anzuwenden ſind.

Hr. Pfarrer Leonhard ſoll ja nicht glauben, daß man ihn durch einen falſchen Lärm abzuſchrecken ſucht: wenn er den wohlgemeinten Erinnerungen, wovon ich blos das Werkzeug bin, kein Gehör gibt, ſo wird er nur zu früh erfahren, daß ſie auf keinen Hirngeſpinnſten beruhen.

Ew. Hochehrw. nehmen mir meine Freiheit nicht ungütig; ſie iſt eine Folge meines großen Zutrauens, das ich in Ihre Rechtſchaffenheit ſetze, und der darauf gegründeten vorzüglichen Hochachtung, womit ich Zeitlebens verharre.

Ew. Hochehrwürden ergebenſter

Colmar, 8. April 1781. Pfeffel.

3.

Hochehrwürden,

Empfangen Sie meinen innigſten Dank für die Erläuterungen, die Sie mir in der Seebacher Angelegenheit zu geben die Güte hatten. Ohne die Behutſamkeit zu verletzen, werde ich einen Gebrauch davon machen, der die Unſchuld Ihres Kollegen und der Seebacher Gemeinde gegen die Niederträchtigkeit der Schwärmer und Blutigel retten ſoll.

Schon vorher hatte ich nach Versailles[1] so geschrieben als ob mir das ganze Geheimniß der Bosheit wäre geoffenbaret worden. In der That war Hr. Sadoulle derjenige der über Hrn. Leuthard und die Seebacher Gemeinde bittere Klagschriften nach dem Hof schickte, und um so mehr Glauben fand, da er zuvor zu Gunsten der Reformirten geschrieben hatte.

Alles dieses bitte ich Ew. Hochehrw. unter dem Siegel des Geheimnisses zu bewahren.

Die Proselytengeschichten die sie mir melden, sind empörend genug und ein neuer Beweis von der Nothwendigkeit eines Landesgesetzes über diesen wichtigen Artikel. Wir arbeiten schon einige Jahre daran, und sind von allen Konsistorien der Provinz, am wenigsten aber von dem Ihrigen, unterstützt worden. Wir haben eine mehr als wahrscheinliche Hoffnung, das zurückgelegte 14te Jahr für beide Geschlechter zu erhalten[2], welcher Zeitpunkt durch das Corpus evangelicum und viele Privatgesetze des deutschen Reichs festgesetzt worden ist.

Mit inniger Freude über Ew. Hochehrwürden thätige Menschenliebe und warmen Eifer für's Gute habe ich die Ehre Sie von der wahren Hochachtung und unverbrüchlichen Ergebenheit zu versichern womit ich jederzeit sein werde

Colmar, 29. April 1781. Ihr Pfeffel.

P. S. Wenn Ew. Hochehrw. mir mit Gelegenheit ein paar Exemplare des Seebacher Arrêté zuschicken könnten, so würden Sie mich sehr verbinden. Das meinige ist durch das viele Ausleihen ganz beschädigt.

[1] An seinen Bruder Christian Friedrich.

[2] Um zur Konfirmation zugelassen zu werden

4.

Ew. Hochehrwürden haben mir durch die übersandten Arrêtés großes Vergnügen gemacht. Empfangen Sie dafür meinen verbindlichen Dank, so wohl als für die Nachricht von der Ankunft des Originals und von den Anstalten die zu dessen Vollziehung gemacht werden. Beim Conseil unserer Provinz dürfen dergleichen Religionsverordnungen nicht registrirt werden. Der Hof selbst ernennt die Intendanten zum Handhaben des den Seebachern verliehenen Freibriefes, und wenn ihnen dieser in vorkommenden Fällen, nicht Recht schafft, so hat die Gemeinde sich nicht an das hiesige Conseil, sondern an den Hof zu wenden. Dieser Gang ist auch ungleich vortheilhafter, und unsere Gemeinde hat ihn auch schon mehrmals mit gutem Erfolg eingeschlagen.

Wegen eines reformirten Kandidaten von den erforderlichen Eigenschaften, habe ich heute an meinen Freund Pfr. Lavater in Zurich geschrieben und ihm ein Arrêté beigelegt[1]. Seine Antwort werde ich Ew. Hochehrw. zu seiner Zeit mittheilen. Jeder Schritt den Sie für die Seebacher Gemeinde thun, vermehrt bei uns die vorzügliche Hochachtung womit ich verharre

Ihr ergebenster

Colmar, 2. Mai 1781. Pfeffel.

[1] S. oben S. 28.

5.

Da ich den Inhalt von Ew. Hochehrw. letztem Brief meinem Bruder mitgetheilt, so hat er mir Folgendes darauf geantwortet:

„Das Arrêté von Oberseebach ist nicht so eingerichtet, daß „es dem Conseil zum enregistrement vorgelegt werden sollte. „Die Sache ist en administration entschieden und der Minister „hat schon das Nöthige darüber bei dem Conseil brieflich „veranstaltet. Melde Hrn. Pfarrer, nebst meinem Gruß, daß „die Oberseebacher nun nichts mehr zu thun haben als fleißig „zu beten und ruhig zu sein."

Ew. Hochehrwürden sehen aus diesem Auszuge, daß das enregistrement des Arrêté wirklich nicht nöthig ist, welches ich Ihnen mit Vergnügen zu ihrer völligen Beruhigung melde, der ich die Ehre habe mit besonderer Werthschätzung zu verharren

Colmar, 18. Mai 1781. Pfeffel.

IV.

Jung-Stilling an Fr. Ehrmann, Pfeffel's Schwiegersohn[1].

(Aus Pfeffel's ungedrucktem Nachlaß.)

Carlsruhe, 5. May 1809.

Meine theuersten Freundinnen und Freunde! innigst geliebte und hochbetrübte Herzen!

Tief gerührt und gebeugt erhielt ich Ihr Schreiben, mein theurer Freund Ehrmann! das mir den Heimgang und den Sieg über Sterblichkeit und Tod unsers unvergeßlichen, nunmehr verklärten Pfeffel's verkündigte.

Trösten kann ich Sie alle nicht — nur mit Ihnen weinen; aber erinnern muß ich Sie doch an zween Umstände, die jetzt Alles enthalten, woraus Gott und die Zeit nach und nach Trost in Ihre Herzen fließen wird. Pfeffel war ohngefähr 40 Jahre blind[2] — und nun sieht er besser als je — welche Wonne wird ihn umstrahlt haben, als er im Geisterreich er-

[1] Seine Gattin war Sophie Henriette Pfeffel.

[2] Er war es vielmehr über 50 Jahre, da die Operation, die nöthig befunden wurde ihm das Leben zu retten, im Sommer 1758 statt fand und er dabei das Gesicht gänzlich verlor. Sein Todestag war, wie schon oben gesagt, der 1. Mai 1809.

wachte, und nun der Morgenglanz der Ewigkeit in seine so lang verschlossene Augen schimmerte, als er die Engel — Ach, mein Gott! — sahe wie sie ihm freundlich zulächelten und sagten: nun laß deine nieverlöschende Augen sich in dem ewigen Lichte weiden, und siehe nun die Herrlichkeit des Herrn in allen Wundern der geistigen und himmlischen Natur. Gott, welche Seligkeit! — ich hab mehrmals erfahren, wie groß das Entzücken war, wenn ich Blindgebohrene operirt hatte, und sie nun der schönen Welt nicht satt werden konnten, wie vielmehr wird unser verklärter Freund, dem Alles Schöne und Gute in seinem Herzen wohl that, von der Wonne der Seligkeit überströmt worden seyn, als Er den ersten Blick in das lebende Urbild der sinnlichen Natur wagte, von welcher Er hier in seiner sterblichen, kränklichen, sehr leidenden Hülle so wenig genossen hatte.

Der zweite Grund alles Trostes ist der, daß Pfeffel als Christ lebte und starb — dies ist Alles was man sagen kann, und ohne welches der erste Trostgrund ganz und gar nichts, vielmehr eine Quelle des ewigen Jammers wäre. Lassen Sie uns dieses zur seeligen Nachfolge auffordern, damit Er uns dereinst — Ach die Zeit hat Flügel!! — wie schnell ist sie dahin! — in seiner Herrlichkeit umarmt, und sich unserer freuen konnte. Dies frohe Wiedersehn mag denn der dritte Trostgrund seyn, der uns den noch übrigen dunklen Thränenpfad erleuchten soll.

Dies, meine Lieben! ist Alles was ich Ihnen jetzt sagen kann. Meine gute Elise[1] hat unsern theuern Freund mit uns beweint.

[1] Elise, geb. Young, war Jung Stilling's dritte Gattin.

Sanft ruhe das liebe Samenkorn, bis an den Tag der Wiedererweckung. Wir beyde grüßen Sie alle aus der Fülle der ewigen Liebe, und versichern die innig geliebte Wittwe und alle Ihre Lieben, Sie alle miteinander unserer innigsten unverbrüchlichsten Freundschaft

Jung-Stilling.

V.

Pfeffel an Jakob Sarasin in Basel[1].

(Aus Pfeffel's ungedrucktem Nachlaß.)

Von Gottes Gnaden Wir Gottlieb Konrad Pfeffel, Burgherr von Bagatella[2], Bürger und des großen Raths zu Biel, wie auch einer hochpreißlichen[3] Helvetischen Gesellschaft dermaliger Vorsteher,

Entbieten Unserm Lieben und Getreuen Jacob Sarasin Unsern gnädigen Gruß zuvor. Demnach uns durch Euch die geziemende Eröfnung geschehn, was maaßen ein auf den 9ten May einfallender Viehmarkt die Zusammenkunft der Helvetischen

[1] Prof. Hagenbach gibt dieses humoristische Aktenstück ebenfalls in „den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, u. s. w.", Bd. IV, S. 73 (Basel, 1850), allein etwas ungenau; meine Abschrift ist buchstabengetreu nach der Originalhandschrift genommen.

[2] Ein damals Pfeffel zugehöriges Landhaus mit Garten, auf dem Wege nach dem Logelbach; jetzt Eigenthum der Familie Herzog.

[3] Nicht „hochpriesterlichen", wie bei Hagenbach steht.

Gesellschaft auf diesen Tag nicht füglich gestatten wollen, auch aus einer Beilage von unserm ehrenvesten Archivar erhellet, daß dieser so wohl als Unser würdiger Canzlar, nach eingezogenem Gutachten des Kronen-Wirths in Olten, die Verlegung erwähnter Zusammenkunft auf den nachfolgenden 10ten May für dienlich halten, als gehet Unsre gnädige Willensmeinung dahin, daß wir aus Respekt für das helvetische Rindvieh, und dessen hergebrachte Rechte, gedachten unterthänigen Antrag genehmigen, folglichen den Tag des Eintreffens in gedachtem Olten hiemit auf Dienstag den 10ten May anni currentis festzustellen geruhen wollen: Welches Wir Euch zur schuldigen Nachachtung durch Gegenwärtiges kund thun und Euch übrigens in Gnaden gewogen bleiben.

Gegeben auf unserm Residenzschloß Bagatelle, den 17ten Januarii 1785.

Pfeffel.

Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz.